2
5
3
6
4
7
8
9
10
11
16
18
17
15
20
19

Kulturgeschichte des deutschen Volkes

Otto Henne am Rhyn

tized by

# Kulturgeschichte

des

# deutschen Volkes.

---

Digitized by Google

# Kulturgeschichte

des

# deutschen Volkes.

Digitized by Google

# Kulturgeschichte

des

# deutschen Volkes.

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn,
Staatsarchivar in St. Gallen.

Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln und Farbendrucken.

Erster Teil.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
654921
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1914 L

GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG · BERLIN ·

Übersetzungsrecht und alle anderen Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

# Einleitung.

Das vorliegende Buch soll die Geschichte der deutschen Kultur schildern. Die Kultur läßt sich aber nicht in politische Grenzen bannen, sondern ist ein Gemeingut der Völker, und für diese giebt es, da sie im Verlaufe der verheerenden Stürme, die man die Weltgeschichte nennt, bunt durcheinander geworfen und vermengt worden, gegenwärtig nur noch ein unterscheidendes Merkmal — die Sprache. Die Kultur eines Volkes reicht daher so weit, als seine Sprache erklingt, und die deutsche Kultur hat somit zu Grenzen ihres Gebietes nicht etwa diejenigen des deutschen Reiches, sondern umfaßt alle Bevölkerungen, deren traute Muttersprache unsere teure deutsche Zunge, ohne Ausschluß irgend einer ihrer Mundarten, ist. Außerhalb der Grenzpfähle, welche das heutige offizielle Deutschland umstehen, berücksichtigt daher unser Buch namentlich auch das deutsche Österreich, die deutsche Schweiz und die holländisch-flämischen Niederlande, welche Länder einst alle zum deutschen Reiche gehörten, und gelegentlich auch jene Gegenden außerhalb des geschichtlichen deutschen Gebietes, in welchen Stammes- und Sprachgenossen seit geraumer Zeit zahlreich leben, wie die deutschen Kolonien in Ungarn und Siebenbürgen, in den russischen Ostseeländern, im fernen überseeischen Amerika, Südafrika und Australien.

Die deutsche Kultur hat kein hohes Alter im Vergleiche mit den Kulturen anderer Völker; ja es giebt unter den zivilisierten Völkerstämmen mit eigenartiger Kultur nur einen, dessen geistige Entwickelung jünger ist, als die der Germanen, nämlich den der Slawen. Der in Europa ebenfalls eingebürgerte finnische Stamm mit Einschluß der Magyaren hat freilich eine noch jüngere Kultur, die ihm aber, mit einziger Ausnahme der wunderschönen finnischen Dichtung Kalewala, nicht eigentümlich, sondern von Germanen und Slawen mitgeteilt ist. Außerdem aber, daß die deutsche Kultur verhältnismäßig jung ist, erfreut sie sich so wenig voller Selbständigkeit, als die Kulturen sämtlicher europäischen Völker, sondern beruht gleich allen diesen auf einer dreifachen Grundlage, nämlich erstens auf der griechisch-römischen Kultur, die aber wieder teilweise die orientalische Kultur, namentlich Ägyptens und Chaldäas, zur Grundlage hat, zweitens auf der christlichen Religion und erst in dritter Linie auf eigenartigen national-germanischen Elementen. Zum Troste des deutschen Selbstbewußtseins müssen wir jedoch hinzufügen, daß die deutsche Kultur, wenn sie auch vermöge der ersten beiden jener drei Grundlagen mit den Kulturen der übrigen seit dem Untergange des klassischen Altertums bestehenden europäischen Völker ein Ganzes bildet, doch vor allen diesen einen bemerkenswerten Zug voraus hat, nämlich denjenigen einer unbefangenen, vorurteilslosen Würdigung und Anerkennung der Vorzüge und Verdienste aller übrigen Völker, einen Zug, den wir bei den letzteren vergebens suchen. Freilich steht diesem weitherzigen Zuge gerade bei den Deutschen ein solcher gegenüber, der das gerade



Digitized by Google

Widerspiel zu demselben bildet, nämlich die zähe Anhänglichkeit an die engeren Kreise des Lebens, an die Gemeinde, die nähere Umgebung und den Stamm. Aber dieser „Partikularismus", wie man ihn genannt hat, muß als ein tief berechtigter anerkannt werden, und wenn er auch in Verbindung mit seinem Widerspiel, dem Kosmopolitismus, geraume Zeit den zwischen beiden die Mitte einnehmenden nationalen Patriotismus zurückdrängen konnte, so haben doch gewiß beide Extreme, das Hängen am Kleinen und das Verständnis für das Große, in ihrer Wechselwirkung dazu beigetragen, die goldene Mittelstraße, das Volks- und Vaterlandsgefühl, wenn auch etwas spät, doch um so entschiedener, gesunder und freier von krankhafter Selbstüberschätzung, wie man sie bei so manchen Völkern findet, und daher auch wohl für unabsehbar lange Zeit hervortreten zu lassen.

Jeder Kultur ist das unabwendbare Schicksal beschieden, sich mühsam aus rohen Anfängen zu höheren Leistungen emporarbeiten zu müssen. Mehrere Umstände sind es, welche diesen Aufschwung begünstigen; sie sind aber bei den verschiedenen Völkern in sehr abweichender Art verteilt und begründen daher auch eine sehr verschiedenartige Entwickelung ihrer Kultur. Wir halten für die wichtigsten dieser Umstände: 1) warmes, nicht aber zu heißes Klima, 2) Nähe und Einwirkung des Meeres oder großer Ströme und 3) Wanderungen der Völker, welche den Gesichtskreis derselben erweitern, oder Aufnahme von Ansiedlern unter sie, was annähernd den gleichen Zweck erfüllt. Je mehr diese Umstände bei einem Volke zusammenwirken, desto früher sproßt die Kultur desselben auf; je früher aber sie aufsproßt, desto früher verwelkt sie auch wieder wie eine Pflanze. Sie verwelkt jedoch weniger früh bei solchen Völkern, welche Grundlagen ihrer Kultur mit anderen Völkern gemein haben und solchen in der Art ihrer Leistungen ähnlich sind, als bei Völkern, welche allein stehen und auf sich selbst angewiesen sind; die Kultur ist also voraussichtlich dauerhafter bei den einen großen Kulturkreis bildenden Völkern des Mittelalters und der Neuzeit, als bei den isolierten Völkern des Altertums. Es lassen sich in dieser Hinsicht drei Hauptepochen des Auftretens, beziehungsweise Abtretens der Völker auf der Bühne der Geschichte unterscheiden, in deren jeder drei Hauptvölker eine große Rolle spielen. In der ältesten Epoche, welche mindestens viertausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beginnt und etwa ein halbes Jahrtausend vor derselben endet, fällt jene Rolle den Ägyptern, Chaldäo-Assyrern und Chinesen zu, in der zweiten, deren Anfänge 1500 bis 706 v. Chr. und deren Schlußpunkte 200 bis 300 n. Chr. fallen, den Indern, Griechen und Römern, in der dritten endlich, welche etwa 500 n. Chr., anhebt und noch heute fortdauert, den kelto-romanischen, germanischen und slawischen Völkern Europas und ihren Kolonieen; nur vorübergehend und in keineswegs ureigentümlicher Weise wetteiferten mit diesen letzteren Völkern die Araber.

Was aber das deutsche Volk besonders betrifft, so ist dasselbe, im Einklange mit dem oben Gesagten, deshalb so spät und namentlich später als seine indischen, hellenischen und römischen Sprachverwandten auf den Schauplatz der Weltkultur getreten, weil sein Land eher ein kühles als ein warmes Klima, weder eine ausgedehnte Meeresküste noch einen eigenen großen Strom besitzt, und weil es als fertiges Volk weder zu weiteren Wanderungen, als Nomadenvölker sie unternehmen, Anlaß hatte, noch Einwanderer unter sich aufnahm, welche ihm kräftigen Anstoß zu höherer Kulturentwickelung hätten geben können.

Allerdings glauben die meisten Gelehrten und Nichtgelehrten, die Vorfahren der Deutschen wären gleich den übrigen Indogermanen oder Ariern aus Asien nach Europa eingewandert. Es fehlt jedoch noch viel, um auch nur mit Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Sicherheit die noch lange nicht spruchreifen Fragen zu beantworten: ob die in indogermanischen oder arischen Sprachen redenden Völker Europas und Südwestasiens auch dem Stamme nach verwandt sind, ob sie demgemäß überhaupt Wanderungen von einer einheitlichen Gegend aus

Digitized by Google

zu vollführen Veranlaſſung hatten, und wenn dies der Fall war, wo dieſe Gegend lag und welche Richtungen daher jene Wanderungen eingeſchlagen haben mögen, im anderen Falle aber: wo die ariſchen Sprachen entſtanden ſind und auf welche Art ſie ſich verbreitet haben. Die ſehr fleißigen und verdienſtvollen Forſchungen über den Sprachſchatz des ſogenannten indogermaniſchen Urvolkes und der von demſelben ausgegangenen Gruppen ſind bis jetzt durchaus nicht geeignet, jene Fragen zu löſen, und es hat, ſogar auf Grund derſelben, nicht an Stimmen gefehlt, welche die Urheimat der ariſchen Sprachen in *Europa* ſtatt in Aſien ſuchten und dieſe Anſicht mit vielen guten Gründen verfochten.

*Gegen* die Stammeseinheit der ariſch ſprechenden Völker und daher für eine andere als die gewöhnlich angenommene Art der Verbreitung ihrer Sprachen zeugt die klar vorliegende Thatſache, daß ſich unter jenen Völkern zwei grundverſchiedene Typen und zwiſchen dieſen wieder mannigfache Miſchungen wahrnehmen laſſen. Im Norden Europas nämlich wiegen blaue Augen, blonde Haare, weiße Hautfarbe und großer Wuchs vor, im Süden Europas und im ariſchen Aſien aber ſchwarze Augen und Haare, bräunliche Hautfarbe und kleiner Wuchs, in Mitteleuropa dagegen braune Augen und Haare und verſchiedene Hautfarbe und Statur. Die ſüdeuropäiſchen und aſiatiſchen „Indogermanen“ ſtehen daher den ſogenannten Semiten in der äußeren Erſcheinung weit näher als ihren nordeuropäiſchen Sprachverwandten.

Auch in Religion, Sitten und Geſchichte läßt die Einheit der ariſch ſprechenden Völker viel zu wünſchen übrig. Merkwürdiger Weiſe ſind die älteſten Götterlehren der ſoweit auseinander lebenden Germanen, Griechen, Perſer und Inder näher miteinander verwandt als mit den alten Glaubensſyſtemen der ihnen teilweiſe geographiſch und teilweiſe auch ſprachlich näher ſtehenden Italiker, Kelten und Slawen, während im Gebiete der Sage, ſoweit ſie ſich nicht auf die Götter bezieht, ſo wie in dem der volkstümlichen Sitten und Gebräuche die europäiſchen Völker ſich miteinander näher berühren als mit ihren aſiatiſchen Sprachverwandten. Ja ſelbſt auf dem ſprachlichen Gebiete iſt hierin nicht alles ſo glatt, wie man vielfach glaubt. Es fehlt nicht an nahen Berührungen der indogermaniſchen mit den ſemitiſchen und den uralaltaiſchen Sprachen, während ſie unter ſich tiefe grammatikaliſche und etymologiſche Verſchiedenheiten darbieten. Auch durchkreuzen ſie einander hinſichtlich der Verwandtſchaft ihres Wortſchatzes ſo ſehr, daß ſie von verſchiedenen gleich gründlichen Forſchern auf ganz abweichende Weiſe gruppiert worden ſind.

Alles dies hindert uns, wie geſagt, einſtweilen über die Herkunft der Deutſchen, beziehungsweiſe über die Frage, ob ſie irgendwoher und *woher* ſie eingewandert, oder ob ſie in ihrem mit ihnen ſo ſehr verwachſenen teuern Vaterlande autochthon (ureingeboren) ſind (immerhin uralte Einwanderung ihrer älteſten Vorfahren von einem unbekannten Schöpfungsherde der Menſchheit her vorbehalten), irgend eine wahrſcheinliche Anſicht aufzuſtellen.

Doch können wir, dem gemeinſamen Sagen- und Wortſchatze der ariſchen Völker und Sprachen gemäß, wenigſtens folgendes mit annähernder Zuverläſſigkeit von der unbekannten Urheimat dieſer Sprachen ſagen: es war ein ziemlich kaltes und rauhes Land, in welchem Eis, Schnee, Wolken, Nebel und Regen wohlbekannt und der Wind häufig war. Das Land war gebirgig; es gab Bergſpitzen, die man „Zähne“ nannte, Felsgräte und Abgründe (ſanskr. und altnordiſch gap), Sümpfe, Flüſſe, Seen und Teiche. Ob das Land an das Meer ſtieß, iſt zweifelhaft. Es wuchſen dort die Birke und die Fichte, ſowie verſchiedenes Getreide; tropiſche Pflanzen waren unbekannt, ebenſo die aſiatiſchen Tiere: Löwe, Tiger, Eſel, Kamel, Elefant, wogegen der Wolf und der Bär die Gegend unſicher machten, der Biber ſeine Baue anlegte und die Maus läſtig fiel; man züchtete den Stier (beziehungsweiſe Ochſen) und die Kuh, die Ziege, das Schaf und das Schwein, Gänſe und Hühner,

hielt Herden dieser Tiere, denen Hirten vorstanden und die der Hund bewachte, trieb daher auch Milchwirtschaft. Daneben nährte Ackerbau die Bewohner, welche Brot buken, aus Honig bereiteten Met tranken und dem Schafe die Wolle schoren, die sie, wie auch den Flachs, zu Kleidern spannen, woben und zusammennähten. Auch das Pferd kannte man, doch ritt und vielleicht auch züchtete man es noch nicht. Von frei lebenden Vögeln waren Ente und Wachtel bekannt. Die Bewohner bahnten ferner Wege, kannten Furten über die Flüsse (Brücken, wie es scheint, noch nicht), bewegten Schiffe oder wenigstens Nachen (sanskr. nau, nava, altdeutsch Nauen) mit dem Ruder (sanskr. aritra) fort, formten Töpferwaren, zimmerten Häuser aus Holz mit Thüren, fuhren mit Wagen, fochten Kämpfe mit Keule und Streitaxt, Pfeil und Bogen, Speer und Schwert, wahrscheinlich noch von Stein (da sich der Gebrauch der Metalle nicht sicher nachweisen läßt), hatten befestigte Plätze (sanskr. puri, pura, πόλις, litau. pilis), so wie Dörfer, Städte aber nicht. Sie benannten die Zahlen bis hart vor tausend, berechneten die Zeit nach Jahren und Monaten, waren mit den Begriffen des Denkens und Wissens und einfacher Heilkunst vertraut, kannten die auch uns geläufigen Grade der Verwandtschaft, hatten eine geordnete Familieneinrichtung, Stammesfürsten, Könige (natürlich kleine), Volksversammlungen, Rechtsgebräuche und Richter. Sie sangen Lieder, dichteten Mythen und Sagen, namentlich von dämonischen, Menschen verführenden oder auch für sie arbeitenden Wesen, die auch oft aus Tier- und Menschengestalt gemischt waren, verehrten in gewissen Tieren, noch mehr aber in menschenähnlich gedachten Göttern, die sie ursprünglich sämtlich nach Naturwesen benannten, den Glanz des himmlischen Lichtes, besonders Sonne, Mond und Morgenröte, aber auch die Mächte des Feuers und des Gewitters, ehrten Stammväter unter dem Namen „Mann," „Mensch," so wie ihre Helden (sanskr. vira, lat. vir) und glaubten an die Unsterblichkeit der Seele.

Mag nun aber diese Urheimat unseres Stammes da oder dort gewesen sein, jedenfalls ist sie, wenn sie auch nicht gerade ein „Paradies" war, für uns verloren und verschollen, und alle Vermutungen über ihre Lage sind ohne große Bedeutung für uns. Ebensowenig wissen wir, und zwar ohne es bedauern zu müssen, mit welchen anderen Völkern unserer Sprachfamilie unsere Vorfahren am nächsten verwandt und daher auch am längsten vereinigt waren, — man meinte sonst: mit den Litauern und Slawen, doch wird dies wieder bestritten, — ebensowenig endlich, wo und wie, nach allfälliger Trennung von denselben, die noch vereinigten Nord- und Südgermanen miteinander hausten. Sicher ist für uns nur, welches unser thatsächlich eigenes und geschichtlich festgestelltes Vaterland ist.

Dasselbe beginnt im Süden auf dem Kamme der ihre blendenden Gletscher und silbernen Eishörner im azurblauen Himmel badenden Mittel- und Ostalpen, deren entgegengesetzte schroffere Abhänge nach dem sonnigen „Wälschland" sich senken, wohin deutsche Gemüter so oft Abenteuer- und Kampflust — zu ihrem Verderben — gelockt hat, während unsere sanfteren Abhänge in zauberhaften Thälern mit unvergleichlicher landschaftlicher Szenerie ihre wilden Bergströme zwischen dunkeln Tannenwäldern und grünen Alpweiden nach dem kühlern Norden senden, wo spiegelklare, aber oft sturmbewegte Seen sie aufnehmen und zu ruhigeren, breiteren Flüssen erziehen. Diese weite Seenregion, vom Neuenburgersee im Westen bis zum Neusiedlersee im Osten, trennt das Reich der Alpen, deren erhabene Majestät ihrer Umgebung den Stempel aufdrückt, von der milderen, anmutigeren, aber auch stellenweise eintönigen und nur durch Fruchtbarkeit erfreuenden schweizerisch-süddeutschen Hochebene. Auf derselben strömt die stattliche, burgen-, städte- und klosterreiche Donau ruhig nach Osten, vermählt sich mit ihrem wilden, alpengeborenen Bruder Inn, dem sie den Namen geraubt hat, und tritt endlich aus Deutschlands Gauen nach dem Lande über, das dessen Söhne einst ganz besaßen und noch heute besitzen würden, wenn sie nicht zu weit in die Ferne geschweift

hätten und das daher die Beute mongolischer und anderer fremder Stämme geworden ist. Im Westen des Donaugebietes aber türmt sich, als Schutzwehr gegen keltisch-romanische Übergriffe, der Doppelwall des Schwarzwalds und des Wasgaus auf, dieser echt deutschen Zwillingswaldgebirge, zwischen denen, nun nicht mehr Deutschlands Grenze, in vertieftem Festungsgraben der dem Schweizerlande entströmende und beruhigte Vater Rhein seine mächtigen Wogen zwischen lachenden Gefilden gegen Norden wälzt und aus anziehenden und sagenreichen Geländen die sanfteren Wellen des schwäbischen Neckar und des fränkischen Main in seine Arme aufnimmt. Nun steigt als Nordmarke der süddeutschen Hochebene und als Grenzsteine zwischen dieser und der norddeutschen Tiefebene, sowie zwischen den brüderlich geeinten Stämmen der hoch- und der plattdeutschen Sprachgruppe in wechselnden Landschaftsbildern eine Reihe von Mittelgebirgen empor, die Deutschland von West nach Ost durchqueren. Die flacheren Plateaus der Ardennen und der Eifel schließen mit dem Hunsrück das Thal der Mosel, mit dem Taunus und Westerwald das des Mittelrheins ein, beide durch ihre herrlichen begeisternden Rebenhügel, wie durch Trümmer bewegter Zeiten der Geschichte geschmückt. Längs dem Main ziehen sich, reich an der Zier des deutschen Waldes, Spessart, Rhön und Thüringerwald, Fichtel- und Erzgebirge hin. Imposanter aber werden diese Höhen gegen Norden und Osten. Dort ragt als letzte Bastion des Hochlandes gegen das Tiefland, von seltsam geformten Felszacken umwallt, die mächtige Kuppe des Harz empor, deren Spitze, der Brocken oder Blocksberg, so merkwürdige Nebel- und Wolkengebilde schaut, daß der Volksglaube sie zu Versammlungen dem bösen Elemente ergebener Geschöpfe verdichten konnte. Im Osten aber erhebt sich, in ähnlicher Weise, doch höher, einen langen Kamm mit den barocksten Felsgestalten bildend, das Riesengebirge, dessen launenhafte Wettererscheinungen von dem phantasiereichen Volke in dem unberechenbaren Berggeiste Rübezahl einen konzentrierten Charakter erhielten. Und nun betreten wir die weit und breit hingestreckte endlose, landschaftlich auch meist trostlose Tiefebene. Nur wie eine schmale Zunge dringt in sie der an Höhe bescheidene Teutoburgerwald vor, dem Deutschland seine Rettung vor der Verrömerung verdankt, welcher seine westlichen Nachbaren erlagen. Aber auch außer ihm birgt das unermeßliche Tiefland einzelne landschaftliche Schätze, die nur versteckt sind, wie in dem oft rauhen Äußern des deutschen Wesens dessen tiefe Gemütssaiten, die bei sympathischer Berührung so wundersam erklingen. Die weiten Triften der Niederlande, teilweise dem Meere abgerungen und tiefer als dessen Spiegel, denen die Maler ihres Volkes so ergreifende Stimmungsbilder abzulauschen wußten, der Anblick der brandenden See und das Fühlen ihrer frischen Brise an den Dünengestaden der Nordsee, in deren Buchten und Fjorden Ems, Weser und Elbe münden und vor denen die friesischen Inseln, in ihrer Mitte der ragende Fels des „heiligen Landes“ gegen den sie aufzehrenden Wogenschwall kämpfen, die blühende westfälische und Lüneburger Heide, die Seen-, Wald- und Hügelkette der mit Unrecht als sandig verschrienen Mark, die zahllosen Wasserspiegel Mecklenburgs, Pommerns und Preußens, die bilderreiche Ostseeküste mit ihrer Perle, dem Kreidefelsen Rügen, die bernsteinleuchtenden Haffe vor den Mündungen der Oder, der Weichsel und der Memel mit ihren malerischen Nehrungen, all dies sind das Herz packende Schönheiten inmitten anscheinender Leere, die aber oft durch Fruchtbarkeit versöhnt, und wer wollte endlich in dem Diadem der deutschen Lande den Edelstein missen, der „meerumschlungen“ am weitesten nach Norden hinglänzt und so viel Leiden und Blut gesehen hat, bis er dem verlorenen Mutterlande wiedergewonnen wurde?

Das ist das Land, von den heimischen Tönen der Muttersprache erschallend, welches auch der nicht unter gleicher Verfassung lebende Deutschsprechende als sein weiteres Vaterland, als die Stammheimat seiner Vorfahren betrachten darf, auf das jeder stolz sein darf als auf ein

Land, das durch emſigen Fleiß ſeiner Bewohner die Unwirtlichkeit älterer Zeit, welcher ſeine Völker durch Auswanderung entrinnen zu müſſen glaubten, in blühende und bei gehöriger Bemühung auch eine wachſende Bevölkerung ernährende Fluren und Gefilde verwandelt hat.

Auch wenn die Deutſchen, wie wir annehmen zu ſollen glauben, in dieſem Lande ſelbſt zum Volke geworden ſind, welches ihre Nachkommen heute noch bewohnen und das ihren jetzigen Namen ſeit etwa tauſend Jahren führt, nachdem es vorher beinahe ſo lang „Germanien“ geheißen, auch in dieſem Falle konnten ihre Wohnſitze keine feſten Grenzen haben, ſolange ſie, wie alle Völker in ihrer älteſten Zeit, noch durchweg ein Nomadenleben führten und je nach Bedarf ihre Herden bald da, bald dort weideten. Im allgemeinen können als ihre Grenzen die Weichſel im Oſten, der Rhein im Weſten, die Donau im Süden, Nord- und Oſtſee im Norden angenommen werden. Was von dem geſchichtlichen Deutſchland ſüdlich der Donau, teilweiſe auch noch nördlich und was weſtlich vom Rhein liegt, gehörte meiſt den Kelten, teilweiſe, namentlich im jetzigen Tirol und Südbayern und in der öſtlichen Schweiz, den mit den Etruskern zuſammengehörenden Rätern, deren ethniſcher Charakter noch unſicher iſt. Das Land öſtlich, teilweiſe wohl auch noch weſtlich von der Weichſel, war das der Skythen, worunter die Alten alle oſteuropäiſchen Völker verſtanden, ohne Unterſchied des Stammes, unter denen alſo ſowohl germaniſche Goten, als ſlawiſche und finniſche Völker inbegriffen waren. Die ſüdlichen Völker Europas, Griechen und Römer, rechneten zu Germanien auch den von Bruderſtämmen der Deutſchen bewohnten, im Altertum für eine oder mehrere Inſeln gehaltenen Süden Skandinaviens.

Germanien war in der älteſten Zeit zu großem Teile von Wald, ſogar Urwald und Sumpf bedeckt und daher nach den Begriffen ziviliſierter Völker im ganzen unwirtlich, was Tacitus nicht mit Unrecht als einen Grund anſah, die Germanen für autochthon zu halten; denn wer würde ſich entſchließen, aus wärmeren und fruchtbareren Ländern nach einer ſo kalten und nebligen, regneriſchen und im Winter ſchneereichen, damals auch noch überwiegend unfruchtbaren Gegend auszuwandern?

Die unermeßlichen Wälder Germaniens beherbergten, hier einſtweilen von den vorweltlichen Zeiten abgeſehen, Elenntiere, Biſone und Auerochſen, auf den Gebirgen Wölfe und Bären; die weiten Steppen des Nordens wurden von wilden Pferden durchraſt, auf den zahlreichen und umfänglichen grünen Weiden graſten bedeutende Herden von Rindern und

---

Erläuterung zur gegenüberſtehenden Tafel.

1. Lanzenſpitze aus gelbbraunem Feuerſtein; 16½ cm lang. Von der Inſel Rügen. 2. Lanzenſpitze aus ſchwarzem Feuerſtein; 19½ cm lang. Aus Schweden. 3. Pfeilſpitze aus grauem Feuerſtein; 8½ cm lang. In Skône (Schweden) gefunden. 4. Pfeilſpitze aus lichtbraunem Feuerſtein, ⅔ der natürlichen Größe. Gefunden zu Klappenburg (Oldenburg). 5. Beil aus Diorit. Gefunden bei Nördlingen. (Nach Ranke.) 6. Lanzenſpitze; aus einer Hirſchgeweihſproſſe geſchnitzt. Aus einer Felſenwohnung bei Pottenſtein im fränkiſchen Jura. (Ebd.) 7. 8. 9. 10. Pfeil- und Harpunenſpitzen aus Knochen. Von demſelben Fundorte. (Ebd.) 11. Doppelbeil von Feuerſtein; rauh beſchlagen, nur an den beiden Enden zur Schneide angeſchliffen. Gefunden zu Sorup auf der Inſel Rügen. (Nach Lindenſchmit.) 12. Feuerſteinbeil mit Holzſtiel. Im hohen Moor bei Altenwalde gefunden. (Nach Ranke.) 13. Feuerſteinbeil mit Hirſchgeweihſtiel. Von demſelben Fundorte. (Ebd.) 14. Steinbeil mit doppelter Befeſtigung: in Hirſchhorn und Holz. (Ebd.) 15. In Hirſchhorn gefaßtes Steinbeil; 12 cm breit. Aus dem Pfahlbau im Bielerſee bei Robenhauſen (Schweiz). 16. Hammer von Hornſtein. Bei Kaufbeuern gefunden. (Nach Lindenſchmit.) 17. Stein-Doppelaxt. Bei Burgkehude gefunden. (Ebd.) 18. Stein-Doppelaxt. Bei Critzig gefunden. (Ebd.) 19. Beil aus Serpentinſchiefer. Bei Heilbronn gefunden. 20. Hacke aus ſchwarzem Taunusſchiefer; ⅓ der natürlichen Größe. Bei Mainz gefunden. 21. Beil; aus poliertem Grünſtein. Bei Damme (Oldenburg) gefunden. 22. Holzſchaft für Beile; 40 cm lang. Aus dem Salzbergwerk von Reichenhall. 23. Säge oder Schwert; Griff aus Hirſchhorn, Zähne aus eingeſetztem Feuerſtein. Bei Aſchaffenburg gefunden. (Nach Ranke.) 24. Axt aus Hirſchhorn; 36 cm lang. Aus dem Ihmefluſſe bei Hannover. 25. Halsſchmuck von durchbohrten Tierzähnen; 30 cm lang. Bei einem weiblichen Skelett in den Gräbern von Langen-Eichſtätt gefunden. 26. Pflugſchaar, 43 cm lang; aus Grünſteinſchiefer. 27. Dreifach durchbohrte Knochenplatte zum Schnurdrehen. Von demſelben Fundorte. (Nach Ranke.) 28. Kleines Weberſchiffchen von Knochen. Von demſelben Fundorte. (Ebd.) 29. Häkelnadel von Knochen. Von demſelben Fundorte. (Ebd.) 30. Spindelſteine aus Thon. Bei Dresden und Frankfurt a. O. gefunden. 31. Spinnwirtel von Hirſchhorn. In einer Felſenwohnung bei Pottenſtein im fränkiſchen Jura gefunden. (Nach Ranke.) 32. Breite Flechtnadel aus Knochen. Von demſelben Fundorte. (Ebd.) 33. Weberſchiffchen aus Knochen. Von demſelben Fundorte. (Ebd.) 34. Nähnadel aus Knochen. Von demſelben Fundorte. (Ebd.) 35. Nähnadel aus Horn; natürliche Größe. Von dem Opferherde bei Schlieben. 36. Stechinſtrument aus einem zugeſpitzten Knochen. Aus den Felſenhöhlen bei Inzighofen (Sigmaringen). (Nach Lindenſchmit.) 37. Untere Anſicht eines Schlittſchuhes aus Pferdeknochen. In einem Grabhügel bei Oſterend in Friesland gefunden. (Nach Lindenſchmit.)

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37

Waffen, Schmuck, Haus- und Feldgerätſchaften der vormetalliſchen oder ſog. Steinzeit.

Digitized by Google

Pferden, die Gewässer waren reich an Fischen und Schwimmvögeln, darunter die ihres Flaumes wegen geschätzten Eidergänse. Der Boden erzeugte Hafer und Gerste und geringeres Obst; an manchen Orten barg er Salz, und die Küsten der Ostsee waren durch ihren Bernstein berühmt, welcher die erste Veranlassung dazu bot, daß Germaniens Name den Griechen bekannt wurde. Der Seefahrer Pytheas aus Massalia war der erste zivilisierte Mensch, der das Land (im vierten Jahrhundert v. Chr.) sah.

Spuren der Bewohnung Deutschlands durch Menschen lassen sich bis in die urältesten Zeiten verfolgen, ohne daß jedoch der Stamm, dem diese alte Bevölkerung angehörte, für die Periode vor den ersten Berichten griechisch-römischer Schriftsteller über Germanien sich feststellen ließe.

Anläßlich einer Kanalanlage bei dem ehemaligen Kloster Schussenried in Oberschwaben wurden unter dem Erdboden Reste von Knochen und Geweihen des Renhirsches gefunden, welche nebst Feuersteinen zu Pfeil- und Lanzenspitzen, Angelhaken u. s. w. bearbeitet waren, wie auch Reste anderer Tiere kühler Zonen, und zwar in Sand und solches Moos gehüllt, das jetzt nur noch im hohen Norden und auf den Alpen vorkommt, so daß die Menschen, von denen diese Funde herrühren, gelebt haben müssen, als das Rheinthal und der Bodensee noch von Gletschern bedeckt waren. Sogar der Periode vor der Eiszeit scheinen die Funde in der Höhle des „Hohlefels" im schwäbischen Achthale anzugehören; in derselben finden sich Reste des Löwen oder Tigers, einer Antilope, des Auerochsen, des Renhirsches, Nashorns, Mammuts, verschiedener Bären u. s. w., durchbohrte Tierzähne, Feuersteinmesser, Töpfergeschirr. Die Verfertiger dieser Gegenstände waren also Zeugen eines voreiszeitlichen tropischen Klimas in Deutschland und kühne Jäger, wenn schon ohne Hunde. Ähnlich sind die Funde der „Räuberhöhle" im „Schelmengraben" an der Naab bei Regensburg, nur daß hier an Stelle des Renhirsches der mit ihm unverträgliche Edelhirsch tritt, Hyänen, so wie zahlreiche Fischreste dazu kommen und die gefundenen Töpferarbeiten hübsche Verzierungen besitzen. Mit der Gailenreuterhöhle verhält es sich im ganzen ebenso. Jünger sind die Funde der Höhlen von Thayingen im Kanton Schaffhausen u. a. Doch wir können hier unmöglich alle in Deutschland, namentlich im Rheinland und Westfalen, in Thüringen, in Böhmen und Mähren u. s. w., und zwar meist in Höhlen, in dem der letzteren entbehrenden ebenen Norddeutschland aber in diluvialen Ablagerungen entdeckten Gegenstände altertümlichster Kultur erwähnen. Nur selten sind bei denselben Reste menschlicher Körper gefunden worden, und zwar so selten, daß die Schädeldecken der Höhlen von Engis in Belgien, Egisheim im Elsaß, Neanderthal bei Düsseldorf, Brüx in Böhmen u. a. zu den weitläufigsten Erörterungen über Alter, Rasse u. s. w. Anlaß gaben, aber zu höchst unklaren Ergebnissen führten. Man hielt diese Schädel anfangs für solche niedriger, fast tierischer Rassen, war aber später mehr geneigt, in denselben krankhafte Mißbildungen zu finden.

Jedenfalls standen diese vorgeschichtlichen Bewohner Deutschlands, wie ganz Europas, deren Zeitalter zu ergründen eine vergebliche Mühe wäre, auf einem tieferen Standpunkte der Kultur, als die heutigen, oft noch „Wilde", meist aber „Naturvölker" genannten Bewohner ferner Erdteile. Ihre Beschäftigung war die Jagd und an den Ufern des Meeres und der Flüsse der Fischfang und das Sammeln von Muscheln, Krabben und anderen Seetieren, deren Reste namentlich in Dänemark zu „Küchenabfallhaufen" (Kjökkenmöddingr) aufgeschichtet sind. Sie nährten sich daher von Fleisch, vom Marke der Knochen, die sie zerschlugen, teilweise sogar wahrscheinlich von Menschenfleisch, daneben aber auch von Früchten, Wurzeln u. s. w. Den Gebrauch des Feuers kannten sie, wie denn überhaupt niemals die Kunde von einem Teile der Menschheit zu uns gedrungen ist, dem dieses wohl älteste Kennzeichen der Kultur fremd gewesen wäre. Auch die Anwendung von Werkzeugen, die im

Alter mit der Feuerzündung wetteifert, war ihnen vertraut. Man hat die Perioden vorgeſchichtlicher Kultur nach dem Stoffe der von ihren Trägern bearbeiteten Werkzeuge, Waffen und Geräte auf mannigfache Weiſe eingeteilt; jetzt iſt ausgemacht, daß es deren nur zwei geben kann, welche durch die Erfindung des Schmelzens der Metalle geſchieden ſind: die vormetalliſche und die metalliſche Zeit. In der erſteren wurde der Stoff jener Gegenſtände teils dem Mineralreiche (Stein), teils dem Pflanzenreiche (Holz) und teils dem Tierreiche (Horn und Knochen) entnommen, in der letzteren aber, welche indeſſen weit jünger iſt, als die Zeit der Höhlen, vorwiegend der metalliſchen Gruppe des Mineralreichs, und zwar waren die erſten benutzten Metalle Kupfer und Eiſen und die Miſchung des erſteren mit Zink oder Zinn, welche als Bronze bekannt iſt; es wurden aber neben den Metallen Holz, Horn, Knochen und Stein ſo wenig aufgegeben, wie es jemals eine Zeit ausſchließlicher Verwendung des einen oder anderen Metalls gab.

Bildwerke der Urzeit; gefunden in einer Höhle zu La Madelaine.

1. Mammut; mit deutlichen Spuren langer Behaarung am Halſe; eingeritzt auf ein Stück Stoßzahn vom Mammut. 2. Fiſch, eingeritzt auf ein cylindriſches Stück Renntierhorn. 3. Renntiergruppe. (Nach Lubock.)

Die Kleidung der Höhlenmenſchen und ihrer Zeitgenoſſen war ſehr ärmlich aus Tierfellen mit Hilfe von hörnernen oder beinernen Nadeln und Fäden aus Tierſehnen gefertigt

Digitized by Google

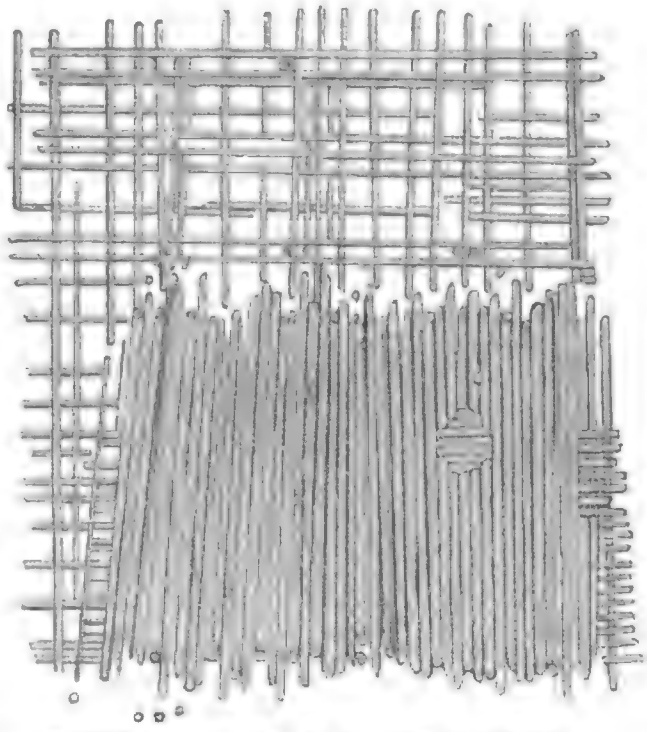
und deckte den Leib nur teilweiſe, während andere Teile bemalt wurden. Dazu kamen noch Arm- und Halsbänder aus Muſcheln, Zähnen u. ſ. w. Die Wohnungen beſtanden, wo es keine Höhlen gab, aus leichten Hütten von Baumäſten und Lehm; aber auch die Höhlen dienten nicht nur zum Wohnen, ſondern auch zur Aufſpeicherung der Jagdbeute u. ſ. w.

Rekonſtruktion eines Pfahlbaudorfes. (Nach A. v. Eyn.)

Den Höhlenbewohnern fehlte es indeſſen nicht ganz an höheren Beſtrebungen. Man hat unter ihren Reſten und denen ihrer Fertigung notwendiger und kunſtloſer Geräte auch Spuren eines primitiven Kunſtſinnes gefunden. Dieſelben beſtehen vorwiegend in Tierfiguren, die teils aus Horn und Bein geſchnitzt, teils in Mammutzähnen und Renhirſchgeweihen und auf Schieferplatten mit Feuerſtein eingegraben ſind und vielfach große Naturwahrheit und Gewandtheit im Zeichnen verraten. Einige dieſer „Kunſtwerke“ ſind jedoch als moderne Fälſchungen nachgewieſen, was dann auch gegen die übrigen, wenn ſchon wohl größtenteils mit Unrecht mißtrauiſch gemacht hat.

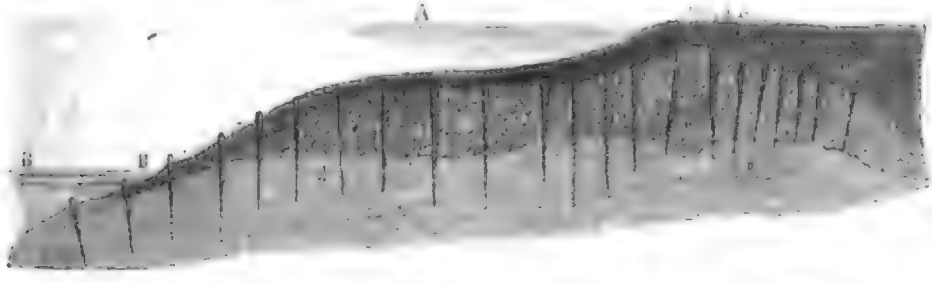
Auch die Totenbeſtattung vorgeſchichtlicher Menſchen hat in Deutſchland Zeugniſſe verſchiedener Art hinterlaſſen. In den Küſtenländern der Nord- und Oſtſee trifft man die (in Frankreich und Großbritannien weit häufigeren) ſog. Dolmen (aus dem bretoniſchen dol, Tafel und men, Stein), beſtehend aus großen rohen Steinen, die über andere, in den Erdboden eingelaſſene und ſenkrecht ſtehende, ſchief oder wagerecht gelegt ſind und Gräber decken, in denen die Toten in hockender Stellung mit ihren Waffen

und Geräten beigesetzt sind. Weiter finden sich, namentlich in Westfalen, Menhirs, d. h. reihenweise, und Kromlechs, d. h. kreisförmig oder im Viereck aufgestellte Steinblöcke, welche letzteren auch Dolmen oder Grabhügel umgeben. Häufiger und weiter verbreitet sind in Deutschland die über Gräbern oder steinernen Grabkammern (Steinkisten) aufgeworfenen und oft mit Steinkreisen umgebenen hügelartigen Hünengräber oder Hünenbetten, die oft eine große Menge von Toten, oder da wo Leichenverbrennung stattfand, Urnen mit der Asche derselben, oft sogar beiderlei, oder auch nur teilweise verbrannte Leichen umfassen. In den Hünengräbern, auch „Steinhäuser" genannt, die fast alle von Nordwest nach Südost gerichtet sind, haben wir das erste annähernd sichere Zeugnis germanischen Stammes; doch ist die Vorstellung von der großen Gestalt der darin Bestatteten höchst übertrieben. Auch rückt das Vorkommen von Metallgeräten in denselben ihr Alter teilweise in eine ziemlich späte Zeit herab.



Pfahlbau von Nieder-Wil bei Frauenfeld in der Schweiz
Ansicht von oben.
(Mitteil. d. antiq. Gesellsch. z. Zürich XII.)

Eine weitere Gruppe von Überbleibseln der vorgeschichtlichen Zeit bilden die Pfahlbauten, welche aber auch jetzt noch, nicht nur bei sämtlichen an Gewässern lebenden Naturvölkern fremder Erdteile, als Wohnungen dienen, sondern auch in zivilisierten Gegenden in der Errichtung von Bauten auf sumpfigem oder




Pfahlbauansiedelung im Moosseedorfsee bei Bern. (Mitt. d. antiq. Gesellsch. z. Zürich. XIV.)
A = früherer Wasserspiegel. BB = gegenwärtiger Wasserspiegel. bb = Schicht von Schlamm und Schilfwurzeln. cc = lockerer Torf mit Steinen, Kies, Holzwerk, Kohlen, Knochen ꝛc. dd = alter Seegrund. e = dichter Torf.

überschwemmtem Boden ihre Analogie haben. Vorgeschichtliche Pfahlbauten wurden zuerst 1853—1854 bei Meilen im Zürichersee entdeckt, dann in den meisten übrigen Seen der Schweiz, am deutschen Ufer des Bodensees, in den bayrischen und österreichischen Seen, in den Elsterniederungen bei Leipzig, in Pommern, Mecklenburg u. s. w. Es waren Hütten auf Querpfählen, die auf senkrecht in den Wassergrund eingetriebenen Pfählen von Holz ruhten, denen oft Faschinenwerk und Kiesanhäufungen zu Hilfe kamen, und oft bildeten sie ganze

Dörfer, von denen aber nichts, was das Waſſer überragte, erhalten iſt. In dieſen Pfahlwerken wurden Geräte aller Art gefunden, in manchen, natürlich den älteren, bloß ſolche aus nicht metalliſchen, in anderen jüngeren auch ſolche aus metalliſchen Stoffen. Beſonders charakteriſtiſch ſind die Steinbeile und Steinkeile („Kelte"), ein Univerſalwerkzeug, oft aus Nephrit, einem Mineral, deſſen Bezug man früher aus Aſien hergeleitet, weil man es nur dort einheimiſch glaubte, welche Anſicht aber durch ſich mehrende Auffindungen desſelben in Europa immer mehr erſchüttert wird. Man fand auch Schlittſchuhe aus Tierknochen, Webſtühle, Töpferwaren, zum Teil von recht hübſcher Ausführung, Handmühlen, Korbgeflechte, Fiſchernetze, dann Getreide, Brot, getrocknete Früchte, Hirſch-, Wildſchwein-, Auerochſen und andere Tierknochen, Geräte aus Hirſch- und anderem Horn, Waffen verhältnismäßig wenig.

Von den Pfahlwerken unterſcheiden ſich die Packwerkbaue, z. B. der im Steinhäuſer Ried bei Schuſſenried (d. h. in dem jetzt trockenen Teile des ehemals weit größeren Federſees), bei welcher Bauart die wagrechten Holzlagen unmittelbar auf dem Seegrund lagen. Seltſame Opfergegenſtände, namentlich einen bronzenen Keſſel auf einem vierrädrigen Wägelchen, fand man in einem Hügelgrabe bei Peckatel in Mecklenburg, von dem merkwürdiger Weiſe ſchon früher die Sage gegangen, daß Zwerge („Unterirdiſche"), die in einem anderen Hügel wohnten, wenn ſie Tafel hielten, den Keſſel aus jenem Hügel entlehnten; ja man fand auch die „Tafel" aus Stein in dem anderen Hügel. Es mußte ſich alſo die Erinnerung an dieſe Kulturgegenſtände Jahrhunderte lang im Volke erhalten haben.

Altes Kultusgerät, bei Peckatel gefunden. (Nach Lisch.)

Die höchſten Stufen vorgeſchichtlicher Kultur auf jetzt deutſch ſprechendem Gebiete finden ſich in Öſterreich. Es wäre in der That ſonderbar, wenn das Stromgebiet der Donau, das alle Erforderniſſe dazu in ſich birgt, nicht ſchon früh ein Herd höherer Kulturentwickelung geweſen wäre. Ein Anfang zur Kenntnis derſelben iſt gemacht durch die Entdeckung einer vorgeſchichtlichen Anſiedelung mit ziemlich hoch entwickelter Kultur, nämlich bei den Salzwerken von Hallſtatt im Salzkammergut. Es wurden dort in einem Hochthale 1846 gegen tauſend Gräber entdeckt, in welchen, ohne Hügelaufwurf, ſowohl ganz oder teilweiſe verbrannte, als unverbrannte Leichen, jene in Holz-, Bronze- oder Tongefäßen, dieſe frei oder in Tonmulden lagen. Manche Gräber enthielten mehrere Leichen, wohl von Verwandten oder Freunden, die meiſten aber Waffen oder andere Geräte aus Bronze, Eiſen, Gold, Bernſtein, Elfenbein u. ſ. w. von vorzüglicher Arbeit. Beſonders vollendet ſind Schwerter und Schmuckgegenſtände, letztere von Bronze- oder Goldblech, erſtere meiſt von Eiſen, Bronzegefäße von edeln Formen, die beſſeren von italiſcher Arbeit, prächtige Gürtel von Bronzeblech, Ringe Spangen u. ſ. w., vielfach mit Beiſatz am Orte ſelbſt gewonnenen Nickels. Für hohes Alter der Anſiedelung von Hallſtatt ſpricht das Fehlen von Münzen und Schrift in den Gräbern. Die Bewohner des alten Hallſtatt gehörten ohne Zweifel zu den in vorrömiſcher Zeit ganz Süddeutſchland mit Ausnahme Rätiens beherrſchenden Kelten, die uns in der Sprache zwar ferner ſtehen als die übrigen indogermaniſchen Völker, in der äußeren Erſcheinung aber, als großgewachſene Blonde, den Germanen ſo ähnlich waren, daß Griechen und Römer ſie vielfach mit ihnen verwechſelten, wie es ja jetzt noch ſtreitig iſt, ob die das linke Rheinufer im Altertum bewohnenden Belgen Kelten oder Germanen waren (wahrſcheinlich Miſchlinge beider). Dieſe Ähnlichkeit

20
19
26
12
27
8
7
13
2
3
4
6
11
5
1
16
24
21
14
23
22
9
15
17
18
10
30
29
28
25

Waffen, Zierrat, Gefäße und Geräte aus dem Gräberfelde zu Hallſtatt. (Nach v. Sacken.)

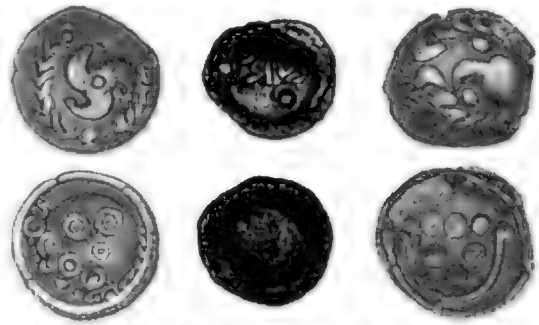
Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

mit den Germanen gilt jedoch nur von den Kelten des Nordens, während die des Südens schon früh sich mit Iberern oder anderen südeuropäischen Urbewohnern vermischten und dunkelfarbig wurden, namentlich in Südgallien, Ostspanien und Italien, so daß zwischen den keltischen und italischen Völkern keine feste Grenze zu ziehen ist und ihre Sprachen einander näher stehen als irgend welche arische Zungen. Aus der Vermischung der später in Süddeutschland vordringenden Germanen mit bereits iberisch u. s. w. gemischten Kelten erklären sich denn auch die in jener Gegend über die blonden vorwiegenden braunen Haare.

Spuren des Keltentums in Österreich erblickt man auch in einem bei Judenburg in Steiermark gefundenen Bronzewägelchen mit menschlichen Figuren und einer Platte, deren Anordnung mit dem Grundplane eines ehemaligen Steinkreises auf dem Falkenberge bei Judenburg in merkwürdiger Weise übereinstimmt, und in den Resten einer Opferstätte bei Pulkau in Niederösterreich. Auch wissen die dortigen Volkssagen viel von „Truiten“ (Druiden) oder „Trunen“, die in alter Zeit dort gehaust hätten. Auch in Böhmen hat der keltische Stamm der Bojer, besonders bei Hradischt an der Mies, bedeutende Altertümer, Geräte aller Art und aus allen möglichen Stoffen, Horn, Stein, Bronze, Eisen u. s. w., darunter zahlreiche Münzen, selbst von Gold (sogenannte Regenbogenschüsselchen) mit Nachahmungen griechischen Gepräges, hinterlassen.



Drei keltische Goldmünzen: „Regenbogenschüsselchen“.
(Nach Originalen des Kgl. Münzkabinetts zu Berlin.)

So weit reichen unsere freilich lückenhaften Kenntnisse von dem vorgeschichtlichen Germanien. Die erste zuverlässige Nachricht von unseren unzweifelhaften Vorfahren fällt mit deren erster bekannter Wanderung zusammen. Es ist die der Teutonen und der Kimbrer. Das erstere Volk, das älteste von germanischem Stamme, das in der Geschichte genannt wird, da es schon der Massaliote Pytheas zur Zeit Alexanders des Großen erwähnt, wohnte östlich von der unteren Elbe, etwa in Lauenburg, wahrscheinlich aber in einem größeren Gebiete, während die Kimbrer den Norden der Halbinsel Jütland einnahmen. Zwischen beiden hausten, doch ist ungewiß, ob schon damals, die Angeln und Sachsen. Mit ihnen aber wanderten die Ambronen, deren Name in der friesischen Insel Amrom fortleben dürfte. Diese Wanderung, zu Ende des zweiten Jahrhunderts vor Chr. angetreten, war das Vorspiel der großen „Völkerwanderung“ germanischer und anderer Stämme, und damit treten die Germanen aus dem Dunkel heraus, das diese blonden und blauäugigen, im Norden seit unmeßbarer Zeit einheimischen Riesen bis dahin einhüllte; sie traten daraus hervor, gleich im Anfange die Welt mit Schrecken erfüllend, um dauernd auf der Weltbühne eine Rolle zu spielen, die sie bald tief demütigte, bald wieder hoch zu Glanz und Macht emporhob. Dieser für ihr Schicksal entscheidende Augenblick ist daher wohl der richtige, ihre Geschichte mit der Schilderung ihrer Kulturzustände zu eröffnen, welche bald darauf den seit älterer Zeit zivilisierten Völkern Südeuropas bekannt zu werden begannen, aber ohne Zweifel in derselben Weise schon seit Jahrhunderten walteten.

# Erſtes Buch.

# Die Zeit noch unausgebildeten Volksbewußtſeins.

## Erſter Abſchnitt.

## Die älteſten Zuſtände der Deutſchen.

Wie alle Völker in der Zeit ihres erſten Auftretens, ſo bildeten auch die alten Deutſchen damals, als ſie zum erſtenmale von ſich reden machten, noch keine organiſche Einheit. Sie leiteten ſich zwar, wie andere Völker, von einem gemeinſamen Stammvater und von deſſen drei Söhnen ihre einzelnen Völkerſchaften ab, doch ohne daß ihnen dieſe Sage ein lebendiges Volksbewußtſein bewahrte. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſich in jener älteſten Zeit einen gemeinſamen Namen beilegten, und ihre Benennung als „Germanen“, ſcheint von Fremden herzuſtammen, was indeſſen nicht ausſchließen würde, daß ſie ſich von ihrer eigenen Bezeichnung als „Mannen“ herleiten Keße, womit der Name ihres mythiſchen Stammvaters „Mann“ nicht ſchlecht übereinſtimmt. Der Name „Germanen“ iſt übrigens ein mehrfach vorkommender Volksname; denn er findet ſich auch in Spanien und Perſien. Die einzelnen Völker und Stämme der Germanen lebten für ſich, unabhängig und als Nomaden ohne feſte Grenzen, wie auch der Grad ihrer gegenſeitigen Verwandtſchaft ſich nicht beſtimmen läßt. Am dichteſten waren dieſe Stämme am Rhein gehäuft, links die vielen keltiſch gemiſchten belgiſchen Völker, rechts, als reine Germanen, die Bataver in Süd-, die Frieſen in Nord-Holland, die Uſipier und Tenchterer in der Rheinprovinz, die Sugambrer und Brukterer in Weſtfalen, die Chatten in Heſſen, weiter öſtlich die Hermunduren in Franken und Thüringen, die Cheruſker um den Harz, die Amſivarier an der Ems, die Angrivarier an der mittleren, die Chauken an der unteren Weſer, die Langobarden auf der Lüneburger Heide, die Süd-Angeln um Anhalt und Magdeburg, die Vandalen in Mecklenburg, die Sachſen in Holſtein, die Nord-Angeln in Schleswig, die Rugier in

Relief von der Siegesſäule Trajans.

Ein unter den Römern gegen die Daken kämpfender Germane: er tötet ſeine Gegner mit Keulenſchlägen, ſein Oberkörper bis zum Gürtel iſt nackt, nur eine Hoſe und ein um die Hüften geknüpfter Mantel bekleidet ihn; ſein Schwert und ein ovaler Schild vollenden ſeine Bewaffnung.

Pommern, die Burgunder in Poſen und Weſtpreußen, die Semnonen in Brandenburg, die Silinger (ein Teil der Vandalen) in der Lauſitz, die Lugier in Schleſien und Poſen, die Quaden in Mähren und die Markomannen in Böhmen (Bojerheim) an Stelle der vertriebenen keltiſchen Bojer, nach denen ſie ſpäter Bayern (Bojovaren, Bajuvaren) genannt wurden. Die meiſten Völker Mitteldeutſchlands wurden unter dem Namen der Sueben zuſammengefaßt, von denen ſeit ihrer Wanderung nach Süden nur die Schwaben den Namen behielten. Den Slawen im Oſten ſtanden die Germanen damals noch näher als jetzt, ſo daß ſie von denſelben durch die Römer nicht ſcharf geſchieden wurden. Ungeachtet dieſer Zerſplitterung in Völker und Stämme beſaßen die alten Deutſchen gemeinſame Züge der äußeren Erſcheinung und des Charakters. Sie werden, wie übrigens auch die nördlichen noch unvermiſchten Kelten als ſechs- bis ſieben Fuß hoch, kräftig, blond, auch gelb- oder rothaarig (letzteres oft durch künſtliche Färbemittel), blau- oder grauäugig und bärtig geſchildert. Schwächliche Kinder wurden wie bei den Spartiaten beſeitigt.

Unter den ſittlichen Eigenſchaften der alten Deutſchen fiel den Fremden vor allem ihre Tapferkeit im Kampfe auf. Dieſe zu nähren diente beſonders das freie Leben in Wald, Berg und Heide, in friſcher Luft und die vielgerühmte Keuſchheit. Dazu kam unter den Volksgenoſſen große und ſtrenge Treue und Redlichkeit und Feſthalten am gegebenen Worte. Eine Ausnahme davon wurde nur dem Kriegsfeinde gegenüber gemacht, gegen den die alten Deutſchen ſo wenig Rückſichten kannten, wie andere Völker: der Krieg war ihnen wie anderen ſowohl Notwehr als Blutrache, und wie zur Wahrung des perſönlichen Rechtes gegenüber jedem Beleidiger desſelben, ſo war auch zur Erlangung des Sieges jedes Mittel erlaubt. Da ſelbſt die gebildeten Römer bekanntlich gegen Feinde keine Treue beobachteten, was war da von „Barbaren“ und namentlich gerade dem rückſichts- und treuloſen Rom gegenüber zu erwarten? Den Germanen war daher auch die Grauſamkeit gegen Feinde ſo wenig hoch anzurechnen wie anderen Völkern. Ein ihnen eigentümliches Laſter, das unmäßige Eſſen und Trinken, ja ſogar Spielen bis zum Verluſte der eigenen Freiheit, ſtand dagegen mit Tugenden, mit Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft, in engem Zuſammenhange. Auf gefährlicher Schneide zwiſchen Gut und Böſe ſchwebte dagegen der altdeutſche Charakterzug des Stolzes, der auf der einen Seite leicht in Härte ausartete, auf der anderen aber zur Schmerzverachtung und zum Heldenmute führte. Der Übermut des Siegers und längeres Leben unter Römern und Kelten hat dem Charakter der Germanen viel geſchadet.

Germaniſche Schleuderer aus einem (durch die Darſtellung eines Baumes angedeuteten) Walde hervorſtürmend. Relief von der Siegesſäule Marc Aurels.

Daß ſie Kälte und Hunger leicht ertrugen, war bei dem Klima Germaniens für ſeine Bewohner ebenſowenig ein Verdienſt, als es zu tadeln war, daß ſie ſich an Hitze und Durſt

ſchwer gewöhnen konnten. Im übrigen waren ſie genügſam; ſowohl die aus Tierfellen beſtehende Kleidung, welche aber dem Süden ſpäter die Beinkleider mitteilte, als die Wohnung, das mit Stroh oder Rohr gedeckte fenſterloſe Blockhaus, und die Geräte aus Stein, Holz und Bein, noch ſelten aus Metall, ließen an Einfachheit und Schmuckloſigkeit nichts zu wünſchen übrig, ohne jedoch eigentlichen „Schmuck“, ſelbſt an edlen Erzen, ganz auszuſchließen. Der Diebſtahl war nicht nur dem Volkscharakter entgegen, ſondern auch in keiner Weiſe lohnend. Vor plündernden Feinden wurden Vorräte an Lebensmitteln in die Erde vergraben und mit Dünger bedeckt.

Die Wohnungen lagen zerſtreut, wie noch jetzt in allen deutſchen Gegenden außerhalb der Städte, die es damals noch nicht gab, und die einzelnen Häuſer waren mit eingezäunten Höfen umgeben. Wo das Land beſſer angebaut und weiter ausgerodet war, gab es aber auch näher beiſammenliegende Heimſtätten, deren indeſſen jede immer noch ihren Hof und Zaun behielt. Der wichtigſte Platz in dem meiſt einzigen Raume des Hauſes war ſtets der Herd, der Altar des älteſten und einfachſten Gottesdienſtes, über welchem das „Windauge“ (engliſch window noch jetzt: Fenſter) im Dache zugleich den Rauch hinaus und das Tageslicht herein ließ, gegen Regen und Schnee aber freilich nicht ſchützte. Das Mobiliar war höchſt dürftig. Bänke an den Wänden, die zugleich als Truhen und Lagerſtätten dienten, und ein knorriger Tiſch zierten die rauchige und in der Mitte vom Windauge her naſſe Stube, in deren Beſitz ſich geflügeltes und vierfüßiges Kleinvieh friedlich oder auch unfriedlich mit der Familie teilte. Und dieſer Raum, um den ſich erſt ſpäter, mit fortſchreitender Kultur, Nebenräume, Kammern gruppierten, iſt ſelbſt in Zeiten größeren Aufwandes und in wohlhabenderen Häuſern, ſelbſt Burgen der Großen, noch Jahrhunderte hindurch als „Halle“ der Lieblings- und Sammelplatz der Familienglieder geblieben.

Darſtellung germaniſcher Hütten in den Reliefs der Siegesſäule Marc Aurels zu Rom: Zerſtörung eines vor den Feinden verlaſſenen germaniſchen (?) Dorfes.

Die Behauſungen der Germanen ſind hier als runde aus Flechtwerk gebaute Hütten, ohne Fenſter und mit nur engen Thüren dargeſtellt.

Digitized by Google

Das Haus ſtand auch im Trockenen meiſt auf Pfählen; eine Leiter führte zum Eingang, und das Ganze konnte auf einen darunter gefahrenen Wagen geladen und fortgeführt werden, galt daher auch als Fahrhabe. Noch lange Jahrhunderte, ja in abgelegenen Gegenden bis auf den heutigen Tag, haben die Germanen am Holzbau und an den zerſtreuten Wohnungen feſtgehalten, während die Romanen den Steinbau und die zuſammengeſchichteten Häuſer vorzogen, welcher Unterſchied auf der Sprachgrenze in den Alpen noch jetzt zu beobachten iſt.

Das höchſte Lob wird der Sittlichkeit der alten Deutſchen im Verhalten der Geſchlechter, in der Ehe und der Familie gezollt. Tiefen Familienſinn zeigt es, daß die Neffen (Schweſterſöhne) den Oheimen ſo lieb waren wie ihre eigenen Söhne (Tac. Germ. 20). Die Jünglinge und Mädchen bewahrten Keuſchheit bis zur Ehe, die nicht allzufrüh eingegangen wurde, und in dieſer hielten die Gatten einander die höchſte Treue. Mehrfache Heiraten kamen nur ſelten, bei Fürſten und aus politiſchen Gründen vor. An die Stelle des Brautkaufs war bereits die Überreichung eines Geſchenkes an den Vater oder Vormund der Braut (Muntwalt), beſtehend in Waffen und Vieh, getreten, wogegen der Werber von der Braut ebenfalls Waffen erhielt, die ſich auf Kinder und Enkel vererbten. Der ſelten vorkommende Ehebruch wurde nur am Weibe mit entehrender Strafe belegt, und es gab Stämme, in welchen die Witwen nicht mehr heirateten. Dies war indeſſen nichts weniger als eine Zurückſetzung des Weibes, ſondern vielmehr eine Hochhaltung ſeiner Ehre, deren Verletzung verſchärfter Todesſtrafe am Verführer unterlag. Auch die Belaſtung der (übrigens kräftigen) Frauen mit den Hausarbeiten und ihr minderes Recht gegenüber dem Manne hatte keine Mißachtung zur Urſache, ſondern war in dem kriegeriſchen Sinne der Germanen begründet, welcher eine

Germaniſche Frauen.

Gruppe aus den Reliefs der Siegesſäule Marc Aurels: die Frauen werden von römiſchen Truppen in die Gefangenſchaft geführt.

oder Betreten eines Steines in der Volksverſammlung, jauchzenden Zuruf, Überreichung einer Lanze und Leiſtung des Eides der Treue. Seine Auszeichnung beſtand in langem Haar und einem Stabe, den aber auch der Richter führte. Er wurde als Landesvater, d. h. Hausvater der Familie des Gaues oder Volkes betrachtet und von ihm vorzüglich die Aufrechthaltung des Friedens im Lande und der Schutz der Fremden, Witwen und Waiſen erwartet. Er hatte aber im Staate nicht ſo viel Gewalt wie der Hausvater in der Familie; er konnte abgeſetzt werden und war durchaus vom Willen der Freien abhängig. Die Stellung der letzteren war daher im ganzen dieſelbe, ob ſie einen König über ſich hatten oder nicht. Hielt dieſer ſich in ſeinen Schranken, ſo erfuhr er Ehre und Treue; überſchritt er ſie, ſo war ihm Haß gewiß und ſein Sturz oder gar Mord wahrſcheinlich oft die Folge. Der König war in der alten Zeit der einzige Beamte im Staate; außer ſeiner guten Regierung beruhte aber ſeine Macht auch auf ſeinem Reichtum, dem durch Abgaben und Beute gebildeten Schatze (Hort) und auf ſolchen Eigenſchaften, wie ſie damals Ruhm einbrachten: Mut und Stärke, Tapferkeit und Freigebigkeit, wie auch nicht minder auf einem treu ergebenen Gefolge. Daß das Königtum ſich im ganzen bewährte, geht aus ſeiner im Laufe der Zeit ſtets tieferen Einwurzelung, weiteren Verbreitung und größeren Machtentfaltung hervor.

Aufſätze von Königsſtäben; aus Erz, im Mansfeldiſchen gefunden.

Siegelring König Childerichs I. Aus ſeinem zu Doornick entdeckten Grabe: der König iſt in langem Haar und mit der Lanze, die Bruſt durch einen Plattenpanzer geſchützt, dargeſtellt.

Mehrere Völkerſchaften bildeten endlich eine Völkergruppe, die jedoch kein politiſcher, ſondern, auf vermutete gemeinſame Abſtammung geſtützt, meiſt ein religiöſer Verband mit gemeinſamen Opfern oder Heiligtümern war, ähnlich wie die helleniſchen Amphiktionieen. Einen ſolchen bildeten z. B. die angeblich hundert ſuebiſchen Völkerſchaften. Auch gab es Mittelglieder, wie zwiſchen Gauen und Völkerſchaften, ſo zwiſchen letzteren und Völkergruppen. Die bedeutendſte der letzteren waren die Markomannen, ein Teil der ſuebiſchen Gruppe.

Alle dieſe Verbände nun hatten ihre *Tinge* oder *Verſammlungen*, welchen innerhalb derſelben die höchſte Macht zuſtand. So in der Sippe derjenigen ihrer freien und ſelbſtändigen Mitglieder in Geſchlechtsangelegenheiten, im Dorfe derjenigen der Hofbeſitzer, in der Hundertſchaft, die aber nicht allgemein war, den hundert zu ihr gehörigen Grundbeſitzern oder Wehrfähigen unter Vorſitz des Zentenars. Bedeutender war das Ting des Gaues, in welchem der Häuptling oder Graf den gemeinfreien Grundbeſitzern vorſaß und nicht nur Gericht gehalten, ſondern über Krieg und Frieden entſchieden, das Bürgerrecht erteilt, die Knaben mündig geſprochen, die Richter gewählt wurden. Dieſe „*Landsgemeinde*“ beſteht noch heute in einigen kleineren Kantonen der Schweiz. Neben ihr gab es noch, wie in dieſen, einen *Rat*, den die Angeſehenſten bildeten, und deſſen Beſchlüſſe meiſt maßgebend für jene des Tings waren.

Am Ting der Völkerſchaft nahmen die Häuptlinge und Grafen der Gaue teil, an demjenigen größerer Verbände Könige, Grafen, Prieſter, Edle und Gemeinfreie, wahrſcheinlich alle, welche eben kamen, da es keine politiſchen Verſammlungen waren. Alle Tinge aber waren öffentlich, und es konnten ihnen auch Fremde, Frauen und Unfreie beiwohnen, immerhin aber in reſpektvoller Entfernung von den Beratenden. Die Tinge fanden unter

freiem Himmel, in Wald oder Wieſe ſtatt, und um ſie bildete ſich ein reges Leben unter den Zuſchauern; es kamen Wagen heran, Hütten wurden gebaut und Tauſchhandel getrieben.

Das Hauptgeſchäft der Tinge war immerhin die Rechtſprechung, und das wichtigſte Ting war auch in dieſer Beziehung das des Gaues. Vorſitzender desſelben war in den Staaten ohne Königtum der Graf, der ohne Rückſicht auf ein beſtimmtes Geſchlecht von den Gemeinfreien frei gewählt wurde, doch iſt nicht bekannt, auf wie lange. Sache der Freien im Ting war die Findung des Urtels, Tuom genannt, Sache des Häuptlings oder Grafen der Bann, d. h. die Eröffnung, Hegung (Leitung) und Schließung der Verhandlungen und der Urtelsvollzug. Geſetze gab es in älteſter Zeit noch nicht, und als Recht wurde anerkannt, was das Ting dafür hielt. Die Rechtsſprüche begründeten jedoch eine Rechtsgewohnheit, die in Weistümern ihren Ausdruck fand und bis zur Entſtehung von Geſetzbüchern mündlich fortgepflanzt wurde.

Dem Ting der Sippe und der Hundertſchaft unterlagen die geringeren, dem des Gaues die wichtigeren Rechtsfälle, ebenſo jenem die Verlobungen und „Schwertleiten“ der gewöhnlichen Freien, dieſem die der Adligen und Königsſöhne oder anderer hervorragender Perſonen. Die „Schwertleite“, durch welche der mindeſtens fünfzehnjährige Jüngling mit dem Schwert umgürtet wurde, Schild und Speer erhielt, machte ihn am Ting teilnahmfähig. Alle Teilnehmenden waren (wie jetzt noch an den Appenzeller Landsgemeinden) bewaffnet und ſchlugen zum Zeichen des Beifalls die Waffen zuſammen.

Germaniſche Ratsverſammlung.

Relief von der Siegesſäule Marc Aurels; eine der letzten in der Reihe der Darſtellungen und daher anzunehmen, daß die Frage, welche die Verſammlung beſchäftigt, die der Unterwerfung (der Markomannen) unter Marc Aurel iſt.

Der Grundzug des germaniſchen Rechtes war Selbſthilfe. Nicht der Richter, ſondern der Kläger lud den Beklagten vor Gericht, nachdem er vorher bei demſelben umſonſt ſein Recht geſucht hatte. Das Recht hing vor Gericht vom Beweiſe ab, und dieſer galt durch Eid oder Gottesurtel als erbracht. Der Eid wurde durch Eideshelfer, zu welcher Leiſtung die Geſchlechtsgenoſſen verpflichtet waren, auf das Schwert abgelegt. Das Gottesurtel beſtand in der älteſten Zeit im Zweikampfe. Von vornherein verlor ſeine Sache, wer vor Gericht nicht erſchien oder dem Kläger nicht antwortete oder ſonſt eine Form verletzte; er war friedlos und vogelfrei. Die gewöhnliche Strafe für die eingeklagten Vergehen, die meiſt

Digitized by Google

in Körperverletzungen, ſeltener in Diebſtahl beſtanden, waren Bußen, die vor Einführung der Münze aus Vieh und Sklaven beſtanden. Die Bußen fielen dem König und wo kein ſolcher war, der Geſamtheit zu und wurden in wildem Gelage — vertrunken, wobei denn natürlich auch Streit entſtand und neue Wunden zu neuen Bußen und neuem Trunke führten. Der Freie war im Frieden vor Schlägen und der Todesſtrafe ſicher, um ſo mehr, da ſchwere Verbrechen, beſonders Mord und Totſchlag, gar nicht eingeklagt, ſondern durch die Blutrache der Verwandten geſühnt wurden, deren Unterlaſſung als ſchimpflich galt. Ihren Mißbrauch jedoch ſuchten mit der Zeit Geſetze zu verhindern, indem ſie ihre Ausübung beſchränkten, namentlich durch die Verpflichtung der Familie des Toten, die vom Thäter angebotene Sühne durch Buße anzunehmen und nach gewiſſer Zeit, ſo wie in leichteren Fällen, die Blutrache einzuſtellen. Durch Geſchlechter fortgeſetzte Blutthaten wie auf Korſika und in Albanien kannten die Germanen nicht.

Wie alle Völker in ihren älteren Zuſtänden, zerfielen auch die alten Deutſchen in Freie und Unfreie. Die letzteren gehörten nicht zum Volke und waren Eigentum ihrer

Kampfſzene von der Siegesſäule Marc Aurels.

Vielfach ſind in den römiſchen Skulpturen, ſowohl der Trajansſäule wie der Marc Aurels, die kämpfenden Germanen mit nacktem Oberkörper dargeſtellt. In dem hier abgebildeten Relief kämpfen Germanen mit Schild und Speer gegen römiſche Bogenſchützen von den germaniſchen Auxiliaren.

Herren, von denen ſie wie Sachen oder Tiere behandelt werden konnten. Ihr Stand bildete ſich aus Kriegsgefangenen, aus zahlungsunfähigen Schuldnern und aus Kindern von Freien und Unfreien. Sie wurden aber im ganzen nicht ſchlecht behandelt, fühlten ihr Los nicht ſehr, da die Freien meiſt nicht beſſer lebten als ſie, und konnten freigelaſſen werden. Im letzteren Falle aber errangen ſie nur langſam, teilweiſe wohl nie die vollen Rechte der Freien in Staat und Geſellſchaft, immerhin aber unter Königsherrſchaft durch die Gunſt der Herrſcher leichter als unter Volksherrſchaft.

Die Freien teilten ſich in Gemeinfreie und Edelfreie. Erſtere bildeten das in politiſchen Dingen maßgebende Volk und die Vorrechte des Adels waren gering; ſie beſtanden in höherem Wergelt und Anſpruch auf die Häuptlings- und Königswürde. Je ſtärker und ausgebreiteter mit der Zeit jedoch das Königtum wurde, deſto mehr ging der Volksadel, ſoweit er nicht ausſtarb, in einem neuen, auf der Gunſt und dem Rufe der Könige beruhenden Dienſtadel auf. Denn da der Adel es als eine Ehrenpflicht betrachtete, im Kampfe die vorderſte Reihe einzunehmen, war er der Lichtung mehr ausgeſetzt als die Gemeinfreien, und da er der wachſenden Königsmacht den meiſten Widerſtand entgegenſetzte, wurden ſeine Glieder gar oft das Opfer königlicher Rache.

Digitized by Google

Die Lieblingsbeſchäftigung der freien Germanen war der Krieg. Er war es, der mehr über ſie vermochte als alles andere; durch ihn verbanden ſich Gaue und Völkerſchaften, die ſich ſonſt, eiferſüchtig auf ihre Selbſtändigkeit, fremd gegenüberſtanden, zu gemeinſamen Thaten. Arioviſt, der Gegner Cäſars, hatte ſechs Völkerſchaften unter ſeinen Befehlen, die ihm freilich mit dem Vorbehalte dienten, ſich, wenn es ihnen gut dünkte, vom Heere zu trennen und auf eigene Fauſt zu handeln. Armin vermochte, freilich auf kurze Zeit, den größten Teil der Cherusker und andere Stämme unter ſeiner Anführung gegen Rom zu vereinigen. Zwiſchen Volk und Heer gab es keinen weſentlichen Unterſchied; beide hatten die gleichen Unterabteilungen: Völkerſchaften, Gaue, Hundertſchaften, Sippen. Der Adel hatte den Vorſtreit und die beſſere Bewaffnung. Der mit dem Schwert umgürtete Jüngling diente als Knappe einem bewährten Krieger, bis er die erſte Waffenthat vollführt hatte, worauf er in die Reihen der Männer eintrat. Hauptwaffe war indeſſen die Framea, ein kurzer Speer, zum Stoß und Wurf gebraucht. Andere Waffen waren Keulen und Schleudern, Schutzwaffe (nicht immer) ein roher Schild.

Relief an der Siegesſäule Marc Aurels.

Darſtellung eines römiſchen Angriffes auf eine germaniſche Befeſtigung. Mit über den Köpfen zuſammengehaltenen Schilden (testudo) rücken die Römer an. Durch darauf geſchleuderte Felsblöcke und Speere ſuchen die Germanen das Schutzdach zu durchbrechen. Fackeln werden von den Römern gegen die aus Weidengeflecht hergeſtellte Bruſtwehr des germaniſchen Walles geworfen. Der Wall ſelbſt iſt, wie das Relief deutlich erkennen läßt, aus Balken oder Stämmen, die mit Ruten untereinander verbunden ſind, gebaut.

Der Kriegsdienſt wurde unterſchieden in den Dienſt im eigentlichen Heere, den Heerbann, und den im Gefolge. Erſteren bot der König auf, wie er das Ting aufbot, und büßte die nicht oder zu ſpät oder mit mangelhafter Bewaffnung erſcheinenden Mannen; doch war er dabei an feſte Ordnungen gebunden.

Das Gefolge war eine beſondere Einrichtung neben dem Heerbann, darin beſtehend, daß Könige, Edle und reiche Gemeinfreie auf eigene Koſten Krieger um ſich ſcharten und unterhielten, und zwar auf Kündigung, ſelten jedoch über hundert Mann zugleich, mit denen ſie nicht gegen das Intereſſe ihrer Völkerſchaft handeln konnten, jedoch oft kühne oder liſtige Thaten unternahmen, gegenüber welchen der Heerbann ein Auge zudrückte, während er die Verantwortung dafür ablehnte.

Für die Dauer des Krieges wählte das Gauting einen Führer, ſpäter Herzog genannt; zum Krieg verbundene Gaue oder Völkerſchaften ernannten einen gemeinſamen Herzog. Die einzige notwendige Eigenſchaft desſelben war Tapferkeit. Wahrſcheinlich aber fiel die Herzogswahl weg, wenn ſich ein König an die Spitze des Heeres ſtellte.

Ihren Mut und ihre Gewandtheit übten ſchon im Frieden die Jünglinge, indem ſie nackt zwiſchen Schwert- und Speerſpitzen tanzten. Im Kriege dann jagten die Männer den Feinden durch ihren wilden Kriegsgeſang mit vorgehaltenen Schilden (barritus) Schrecken ein.

Im Kriege trat das Strafrecht des Friedens außer Kraft. Körper- und Todesſtrafen an Freien waren da geſtattet. Überläufer zum Feinde wurden gehängt, Feiglinge in Sümpfe verſenkt, Heiligtumsſchänder den Göttern geopfert.

Reſte von Ringmauern, Wällen und anderen Befeſtigungswerken aus der Zeit der alten Germanen, vielleicht noch aus vorgeſchichtlicher, ſog. Heidenſchanzen, finden ſich in vielen Teilen Deutſchlands, und darin Waffen, Werkzeuge und Geſchirrſcherben, ſowie Gräber.

Bei den Germanen war es Regel, daß die Toten von den Frauen beweint, von den Männern aber im treuen Andenken bewahrt wurden. Die Leichen wurden teils verbrannt, teils begraben, erſteres in älterer Zeit und mehr bei Vornehmen, letzteres bei Geringeren und ſpäter allgemein. Zum Leichenbrande wurden beſondere geweihte Holzarten verwendet. Die Hügelgräber und Hünenbetten reichten in die Zeit herab, welche uns hier beſchäftigt, und wie in der Urzeit und bei anderen Völkern wurden dem Toten Geräte aller Art, beſonders Waffen, in das Grab mitgegeben; ſelbſt ihre Lieblingstiere tötete man zu dieſem Zwecke, und Diener opferten ſich willig, um den Herrn ins Jenſeits zu begleiten. Selbſt von liebenden Frauen berichtet dies die Sage gewiß nicht ohne thatſächlichen Grund. In ſpäterer Zeit, etwa ſeit der römiſchen Herrſchaft in Süddeutſchland, beſonders aber während der großen Völkerwanderung und bis zur Zeit Karls des Großen, wichen die Hügelgräber den in den Erdboden vertieften Reihengräbern, deren Waffen, Schmuck u. ſ. w. römiſchen Einfluß verraten; in denſelben finden ſich auch die erſten Schlüſſel bei Germanen, die ſolche vor der römiſchen Zeit nicht kannten. In Schwaben wurden auch gemauerte Reihengräber gefunden. In Norddeutſchland ſind die Geräte derſelben weit einfacher und ſchmuckloſer als im Süden und es herrſcht ſogar im Schmucke das Eiſen vor, wie dort die Bronze. Man findet hier auch namentlich viele Tauſende von Aſchenurnen verbrannter Leichen. Eine Anzahl Gräber in Mecklenburg zeigt auffallend ſchöne Erzeugniſſe römiſcher Induſtrie, ſo daß man den Beſtand römiſcher Handelskolonien in jener abgelegenen Gegend vermutet, von welchen uns die Römer ſelbſt nichts berichten! Könnten es aber nicht Reſte römiſcher Gefangener der Germanen ſein? Merk-

1 2 3

Geſichtsurnen.

1. Fragment eines Thongefäßes mit geſichtsähnlicher Ornamentierung, aus einer Grabkammer von Magleby auf der Inſel Möen. ca. 1/4 der natürlichen Größe. 2. Geſichtsurne; gefunden bei Bohlſchau, Kr. Neuſtadt (Pommern?) 3. Thongefäß aus einem Ganggrabe bei Arby unweit Kalundborg. ca. 1/4 der natürlichen Größe. (Nach Undſet.)

würdig ſind auch die am Rhein, noch häufiger aber in Nordoſt-Deutſchland gefundenen Aſchenurnen mit einem darauf ganz oder teilweiſe roh abgebildeten Menſchenantlitz, die Geſichtsurnen, die auch in Etrurien, Kleinaſien und Ägypten ähnlich vorkommen.

Verſchiedene altgermaniſche Beſtattungsarten.

1. Brandgrab in einer Thonmulde. Anſicht von der Seite und von oben; die Beigaben ſind teils auf die Brandreſte gelegt, teils neben dieſelben geſtellt. Aus dem Gräberfelde von Hallſtatt. 2. Gemeinſchaftliches Grab einer verbrannten und einer beſtatteten Leiche; in einer Thonlade. Hallſtatt. 3. Doppelbeſtattung. Hallſtatt. 4. Beiſetzung mit Zierrat in freier Erde. Hallſtatt. (1—4 nach v. Sacken.) 5. Einfacher Totenbaum, Anſicht in geſchloſſenem Zuſtande, darüber die innere Anſicht. Aus den Gräbern von Oberflacht. 6. Sarg in einer Umwandung von dicken Eichenbohlen, zu deſſen Füßen noch zwei Verſchläge mit Beigaben. (5. 6. Jahresh. des württemb. Altert.-Ver. 7. Beiſetzung mit Waffen in freiem Boden. Aus den Reihengräbern zu Selzen. 8. Steinkammer vom Friedhofe zu Bel-Air in der Schweiz. (7. 8. nach Lindenſchmit.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ganz andere Quellen als das Leben der alten Deutschen, das teils aus den römischen Schriftstellern, namentlich dem unschätzbaren Tacitus, teils aus den geöffneten Gräbern zu uns spricht, hat für uns ihre Religion. Leider sind zur Zeit der Einführung des Christentums in Deutschland die Erinnerungen an das Heidentum nahezu vollständig zu Grunde gegangen; aber es hat sich dennoch ein Schatz so recht im Herzen des deutschen Volkes erhalten, der uns eine kostbare Grundlage für die Kenntnis des Gottesglaubens unserer Vorfahren darbietet. Wir meinen die deutsche Volkssage, soweit sie mythischer Natur ist, aus der wir uns mit Hilfe einer Menge mit ihr übereinstimmender Aussagen von Schriftstellern und leider nur zu wenig erhaltener alter Sprüche und Lieder ein ungefähres Bild des deutschen „Heidentums" machen können. Vervollständigt wird dasselbe noch durch jene berühmte Sammlung der Sagen und Lieder von Göttern und Helden unserer nordgermanischen Stammesbrüder, welche auf der fernen „Eisinsel" entstand, aber leider so spät und allem Anschein nach so stark bereits mit christlichen, vielleicht auch antikgriechischen Vorstellungen vermengt, daß wir der Edda, soweit sie nicht mit der echt deutschen Mythe übereinstimmt, Mißtrauen entgegen bringen müssen.

Den Grundgedanken der germanischen Religion und der arischen überhaupt, ja eigentlich aller Religion bildet der Gegensatz des Lichtes und der Finsternis. Derselbe mußte natürlicher Weise dem Urmenschen mehr auffallen als alles andere. Nichts ist begreiflicher, als daß derselbe das Licht verehrte und die Finsternis fürchtete, daß sich ihm aus dem Lichten das Gute, aus dem Dunkeln das Böse entwickelte. Alles Weitere ergab sich daraus ungezwungen durch die einfachste Beobachtungsgabe. Die alten Germanen nannten das Licht Muspelheim, das Funkenland, und die Finsternis Nifelheim, das Nebelland, und schon dies spricht dafür, daß sie sich stets aus diesem nach jenem sehnten, und nach dem hellen warmen Süden wanderten. Aus dem Widerstreit jener Gegensätze entwickelte sich das Urwesen Ymir, das auch die Inder kennen, nur unter einem anderen Namen: Purusha. Aus seinen Körperteilen wurden die Naturorgane geschaffen: Himmel, Erde, Wolken, Gestirne, Berge, Gewässer u. s. w.

Die auffallendsten Äußerungen des Lichtes sind die Gestirne: Sonne, Mond und Sterne; sie stehen daher bei den meisten Völkern an der Spitze der verehrten Wesen. Sonne und Mond sind die Augen des Himmels und dieser wird selbst zu einem göttlichen Wesen, dessen Ergänzung nach der Kosmologie des Augenscheins die Erde ist. Die Flecken an Sonne und Mond lassen dieselben der Phantasie als Gesichter erscheinen. In den germanischen Sprachen ist die Sonne, weil ersehnte Wärme bringend, mild, daher weiblich, der Mond aber, der gefürchtete Kälte im Gefolge hat, hart, daher männlich; in den romanischen Sprachen kehrt das Klima das Verhältnis um, weil man im Gebiete derselben die Sonnenhitze scheut und die kühlen Nächte liebt. Die deutsche Mythe kennt, ihrer Sprache gemäß, Liebschaften und Ehegeschichten zwischen der „Frau Sonne" und dem „Herrn Mond", denen als zweites Paar, aber in umgekehrter Stellung, Tag und Nacht an die Seite treten. Es werden auch Menschen zur Strafe in den Mond versetzt. Die Sonnenfinsternis erklärte man sich durch Feindschaft zwischen der Sonne und dem Monde, Verfinsterungen beider Weltkörper durch Angriffe von Wölfen oder anderen Ungeheuern. Noch jetzt zieht an manchen Orten der deutsche Bauer vor der Sonne und dem Monde den Hut ab und hält es für frevelhaft, nach der Sonne oder dem Monde zu schießen, oder auch nur mit dem Finger nach ihnen zu deuten. Auch scheut man sich, im Mondlichte zu baden, zu tanzen oder aus einem Brunnen zu trinken, in dem es sich spiegelt. Auf ungeborene Kinder steht der Mond im Rufe, übel zu wirken. Die „Glasberge" der Sage sind Bilder des Himmelgewölbes und die „Horte" derselben erinnern in vielen Zügen an das Gold und Silber

der Sterne, ebenſo goldene Scheiben, Räder, Kugeln u. ſ. w. an die Bilder von Sonne und Mond.

Von weiteren Naturorganen iſt auch der Wind in der Sage vergeiſtigt und perſonifiziert, ſogar paarweiſe, dann die Wolken, der Blitz und Donner, das Feuer in den Irrlichtern und „feurigen Männern“, wozu der Gebrauch des Ofens und Herdes als Altar und die Beſchwichtigung eines Brandes durch in die Flammen geworfene Lebensmittel und anderes paßt. Der Verehrung des Feuers ſteht die des Waſſers, der Quellen, Flüſſe, Seen u. ſ. w. ebenbürtig gegenüber, namentlich der Glaube an die Heilkraft, Unergründlichkeit und Blutverwandlung der Gewäſſer.

Individueller iſt ſchon die Verehrung der Pflanzen. Dieſelben hängen namentlich vielfach mit den Sternen zuſammen; wie denn auch das Bild eines Gartens, „Roſengartens“, verzauberten oder verwünſchten Gartens mit ſeinen wunderbaren Bäumen und Blumen von Gold und Silber oft deutlich auf den Himmel geht, und wie der nordiſche Rieſenbaum Iggdraſil, der eine Eiche heißt, wie jene, aus welcher der erſte Menſch (Aſk) geſchaffen wurde, die Welt bedeutet. Zahllos ſind die Sagen von gewiſſen Blumen und Bäumen mit mythiſchem Charakter, wunderbaren Eigenſchaften und vergeiſtigtem Weſen.

Die Individualität der verehrten Naturweſen macht Fortſchritte, indem dieſelben die Geſtalt beſtimmter lebender Geſchöpfe annehmen, und zwar zuerſt die von Tieren (Zoomorphismus), dann eine gemiſchte von Tieren und Menſchen und endlich eine rein menſchliche (Anthropomorphismus). Dieſe drei Stufen ſind die Zoo-, Dämono- und Theolatrie.

Die Tiere haben für den einfachen Menſchen etwas Dämoniſches, Geheimnisvolles, Rätſelhaftes, und zahlreich ſind daher bei vielen Völkern die Thatſachen ihrer Verehrung, die auch in der deutſchen Volksſage Spuren hinterlaſſen hat. Dieſe Verehrung iſt aber ſehr oft noch mit Furcht und Abſcheu vermiſcht, ſo namentlich bei den kriechenden Tieren. In Schwaben wird der ſog. Wurm am Finger in der Art, als wäre er ein lebender Wurm, mit Sprüchen beſchworen, z. B. „Gott der Vater — fahrt gen Acker, — er ackert gar wacker, — er ackert drei Würm' aus: — der ein' war weiß, der ander ſchwarz, der dritte rot, — hier liegen alle Würme tot!“ Häufig ſind die Sagen von rieſenhaften Spinnen, und die Gegenwart einer Spinne bringt bald Glück, bald Sorgen. Die Kröten treten noch bedeutſamer auf, ſind oft verwünſchte Frauen, hüten Schätze, ſpuken als Geſpenſter u. ſ. w. All dies gilt in noch erhöhtem Maße von den bei den meiſten Völkern göttlich verehrten Schlangen, namentlich den goldene Kronen tragenden Schlangenkönigen, die an die indiſchen Schlangenvölker der Nagas erinnern, noch weit mehr aber von den die Schlangen potenzierenden, aber gleich ihnen auch „Würmer“ (Lindwürmer) genannten mythiſchen oder vielmehr urweltlichen Drachen und ihrer Zaubermacht. Die Drachen ſind Bilder der Nacht oder der Wolke und werden darum von Sonnenhelden erlegt, welche die von ihnen gefangene Jungfrau, d. h. den Mond befreien. Unter den Inſekten haben die Bienen, Käfer, Mücken, Schmetterlinge vielfach mythiſche Bedeutung, unter den Vögeln der Schwan, Storch, Hahn, Rabe, die Taube, Elſter, Eule, der Kuckuck, Adler u. ſ. w. und die fabelhaften Greif und Fenis (Phönix). Unter den Säugetieren fallen in die Kategorie des Mythiſchen und Wunderbaren, Zauber- und Geſpenſterhaften, namentlich als Verkleidungen von Hexen und anderen dämoniſchen Weſen: das Eichhörnchen, der Haſe, Fuchs, Wolf, Bär, Hirſch, in noch höherem Grade der Hund und die Katze, der Eber, die Ziege, der Widder, am bedeutendſten aber der Stier und die Kuh ſowie das Pferd.

Merkwürdig ſind beſonders die Sagen von Anſammlungen verſchiedener Tiere, welche vielfach auf Stürme, Wolken und das Sternenheer hindeuten, ſo namentlich in der „wilden Jagd“ oder dem „wütenden Heer“ (welche beide dasſelbe ſind), das mit entſetzlichem Lärm

in gewissen Nächten durch die Lüfte dahinbraust. Es ist derselbe Gedanke, wenn der Rattenfänger von Hameln, der auch an anderen Orten und als Orpheus und Amphion schon im Altertum vorkommt, die Mäuse, welche in der Sage Seelen bedeuten, an sich lockt und nach ihnen noch die Kinder entführt, wie wenn in den Alpen nächtlicherweile das weidende Vieh mittels geheimnisvoller Gewalten durch die Luft nach entfernten Bergen entrückt wird, oder das dämonische „Nachtvolk", d. h. geisterhafte Hirten und Herden, nachts über die Alpen ziehen und in den Sennhütten schlachten und kochen.

Die Dämonen, welche gemischte, vorzugsweise aber schon menschliche Gestalt haben, sind trotzdem von den Menschen sehr verschieden. Ihre einstige Verehrung ist zwar längst vergessen und geht nur aus dem Inhalte der von ihnen erzählten Sagen hervor; soviel aber ist dabei sicher, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern um der Naturorgane willen, welche sie vertraten und aus denen sie abstrahiert wurden, Verehrung genossen, die aber bereits vielfach mit ethischen Elementen verknüpft ist, die stets bei fortschreitender Kultur sich mehr und mehr in die Naturreligion eindrängen, bis diese auf ihren höheren Stufen völlig zur ethischen Religion wird. In den Dämonen wiegt noch die Natur, in den Göttern aber die sittliche Idee vor. Wir kennen die Dämonenmythe mit wenigen Ausnahmen fast nur noch in einer Gestalt, welche der Verehrung dieser Wesen folgte und sie bereits als dem Menschen untergeordnet darstellt. Dieselben haben nach dem Volksglauben „keine Seele" und sind auch nicht mehr unsterblich, wenn sie es überhaupt je waren. Das letzte heidnische Gefühl ihnen gegenüber, das wir noch beobachten können, ist teils Mitleid, teils Furcht; soweit sie verachtet und verspottet werden, hat bereits das Christentum seinen Einfluß geltend gemacht.

Unter den Dämonen stehen ursprünglich der tierischen Gestalt am nächsten die Wassergeister, in der deutschen Sage Nixen, den griechischen Najaden und Nereiden entsprechend. In älterer Zeit dachte man sie sich mit einem Schlangen- oder Fischschweife statt der Füße versehen, in der Zeit aber, aus der unsere meisten Sagen stammen, bereits ganz menschenähnlich, doch bisweilen durch Schwimmhäute, Fischzähne oder Verwandlung in Fische und andere Wassertiere an ihre einstige Gestalt erinnernd, bisweilen auch zwerghaft. Sie sind Personifikationen des Wassers, der Wellen, nach manchen Anzeichen auch der im Wasser sich spiegelnden Sterne. Ihr Charakter ist melancholisch, weichherzig, in der Liebe hingebend, dies besonders bei den weiblichen Nixen, während die männlichen meist als menschenfeindlich und rachsüchtig erscheinen. Sie wohnen in allen Gewässern, im Meere, in Flüssen, Seen, Teichen und Brunnen, haben Häuser oder gar Paläste unter dem Wasser, Könige darin, Gärten dabei mit Bäumen und köstlichen Früchten, in den Zimmern aber lange Reihen umgestürzter Gläser und Töpfe, in welchen die Seelen der Ertrunkenen wimmern. Am Lande ließen sich die Nixen oft sehen, in weißen oder grünen Kleidern, tanzten, sangen, spielten in wunderbar ergreifenden Weisen, dienten den Menschen, wofür sie Lohn verschmähten, knüpften mit ihnen Liebesverhältnisse an, die aber meist für beide Teile hochtragisch und erschütternd endeten, Geschichten, „alt und doch ewig neu", in welche die tiefe Empfindsamkeit des deutschen Herzens den ganzen Jammer eines geknickten Lebensglückes hineinhauchte.

Mit den Nixen im Charakter sehr nahe verwandt, gleich ihnen schwermütig, aber scheuer und wilder und mit der menschlichen Kultur unversöhnlich sind die Waldgeister, d. h. menschenähnliche, oft zwerghafte Seelen der Bäume, benannt als Wald- oder wilde Leute, Wald-, Holz- oder Moosmännchen und -Weibchen oder -Fräulein, in Norddeutschland „weiße Weiber" (wite Wiwer); sie wohnen in hohlen Bäumen, baden sich im Tau und trocknen sich mit Moos ab, schließen Liebe und Ehe mit Menschen wie die Nixen, die keltischen Elfen, die indischen Apsaras und Ghandarvas, die iranischen Pairikas, die griechischen Nymphen u. s. w.

werden aber von den „Holzhetzern“ (Leuten des wilden Jägers) verfolgt und getötet. Auf ihre frühere Verehrung, d. h. die der von ihnen bewohnten Bäume, deutet ihre Benennung in Tirol als „Heilige“ und „Selige“, deren Königin Hulda iſt. Nicht an Bäume, ſondern an Felſen und Berge gebunden ſind rieſenhafte „wilde Leute“ in verſchiedenen Gegenden, namentlich in den Alpen. Mit den Baumgeiſtern durch die Pflanzenwelt verwandt ſind die Kornd ämonen, die dem Getreide ſchaden und deshalb wohl angerufen wurden, um es zu verſchonen, ſo der Pilwiz oder Haferkönig, die Roggenmuhme nebſt der Roggenſau, dem Roggenwolf und Roggenhund, welche an Tiere der nordiſchen Göttermythe erinnern, daneben aber auch das liebliche Kornkind, das indeſſen verſchwindet, ſobald es gefunden wird.

An Reichhaltigkeit der Sagen wetteifern mit den Nixen, ja übertreffen ſie ſogar die Zwerge, die arbeitenden Geiſter des Gebirges und ſeiner edelmetalliſchen Schätze, den griechiſchen Daktylen und Kabeiren verwandt und gleich ihnen wohl auch an die hinter den Bergen auf- und untergehenden Sterne erinnernd. Die Zwerge, im Norden Alfen, in Deutſchland Wichte, Unterirdiſche, Bergmännchen, gelten in der Edda als die älteſten Weſen, beim Volke als älter denn die Berge und aus Steinen geſchaffen; ſie bearbeiten die Metalle und Edelſteine im Innern der Berge, hüten im Freien die Gemſen, lieben Muſik, Geſang und Tanz, ſind aber nicht Liebende wie die Nixen, wohl weil es bei ihnen keine Schönheit giebt, ſondern ehrſame Familienväter, vertauſchen aber aus Bosheit gegen die Menſchen oft ihre häßlichen Kinder (Wechſelbälge) mit deren ſchönen; ſie haben oft Ziegen- oder Gänſefüße, die ſie ſorgfältig verbergen, ſind häßlich, ältlich, runzelig, langbärtig, von dunkler Geſichtsfarbe und daher vielleicht auch nach dem Bilde undeutſcher Nachbarvölker geſchaffen, deren Namen ſie oft tragen, z. B. Fenken (Venetier, die in den Alpen Gold ſuchten), Nazeln (Räter), Norgen (Noriker) u. ſ. w. Sie bilden Staaten mit Königen, deren mehrere in der Sage eine Rolle ſpielen (Alberich, Laurin, Nibelung), beſitzen reiche Schätze, können ſich unſichtbar machen, fliegen, allen möglichen Zauber bewirken, ſtrafen Beleidigungen ſtreng und hart. Aus ihnen rekrutieren ſich die Koboldе, Poltergeiſter, Wichtel- oder Heinzelmännchen, Pucke, Niſſen, Drollen, Hütchen, Mummel u. ſ. w., zugleich Schutzgeiſter der Häuſer und unvertreibbare Spukgeiſter für alle, die ſich Fehler zu ſchulden kommen laſſen. Sie arbeiten in den Häuſern raſtlos, verſchmähen aber oft den Lohn, während ſie hinwieder oft ſolchen annehmen, dann aber nicht mehr arbeiten wollen. Manche Sagen von Zwergen ſtellen dieſelben in ihren Thaten Göttern und Heroen gleich; bisweilen wachſen ſie auch plötzlich zu Rieſen empor. Dieſe letzteren, im Norden Jötunn, auch Thurſar, haben von Tieren nichts mehr als rohe Kraft und Stärke, während ſie an Geiſt tief unter den Zwergen ſtehen, doch viel Ähnliches mit ihnen haben und gleich ihnen aus Steinen geſchaffen ſind. Dieſe Verwandten der Titanen und Giganten, roh und ungeſchlacht wie ſie ſind und handeln, vertreten die wilden und verheerenden Naturkräfte: Stürme, Feuer, Blitz, Waldſtröme, Nebel, Reif, Hagel, Schnee, Eis, Bergſtürze u. ſ. w., leben in Wald und Gebirge, feinden die Menſchen und Zwerge an, freſſen ſie ſogar, leiſten aber den Menſchen und Göttern durch ihre Kraft Dienſte bei Bauten und laſſen ſich dabei oft von ihnen überliſten. Zu ihnen gehört dem Weſen nach der bekannte Berggeiſt des Rieſengebirges, Rübezahl, der Bergmönch im Harz u. a. Auch ſie haben Könige.

Als die Verehrung der allmächtigen Götter, germaniſch Aſen, Aeſir, Anſes, aufkam, welche volle Menſchengeſtalt, aber weit übermenſchliche Macht und übermenſchlichen Geiſt hatten, da gehörten Nixen, Zwerge und Rieſen der Vergangenheit an. Die erſten verſchwanden im Waſſer, die zweiten in den Bergen, die dritten wurden ihres Übermutes wegen vernichtet, und als ſie ſelbſt vergeſſen waren, trug man ihren Sturz auf hartherzige und geizige oder verſchwenderiſche Menſchen über, in der Form der Vergletſcherung ihrer Alpweiden, der Überſchwemmung ihrer Thäler, der Verſenkung ihrer Städte ins Meer. Es ver-

schwanden indessen damit nicht alle Dämonen, vielmehr gab es welche, die sich, wenn auch nicht verehrt, sondern nur gefürchtet, nicht nur neben den Göttern, sondern über sie hinaus in die Zeiten des Christentums fortpflanzten. Es gehören dahin die Geister der Krankheiten, besonders der Pest, dann die Alpe, Truden und Nachtmaren, die nachts die Menschen drücken und, gleichwie die den letzteren das Blut aussaugenden Vampire, bisweilen für wirkliche Menschen gehalten wurden, die bei Nacht ein Doppel- oder nach dem Tode ein Scheinleben führten. Als Werwölfe sollten ferner zeitweise verwandelte Menschen ihresgleichen anfallen und fressen. In unveränderter Gestalt endlich wurden gewisse Menschen, vorzüglich weibliche, jedoch mehr in späterer Zeit, für Hexen gehalten. Unter der Herrschaft des Christentums gesellten sich jenen unheimlichen Wesen mit ähnlichen Sagenzügen noch der Tod und der Teufel zu.

Bei den Germanen nun finden wir, infolge ihrer politischen Zerrissenheit, auch eine solche in religiöser Beziehung. Nicht derselbe Gott wurde in allen Zeiten und bei allen Völkerschaften als der höchste verehrt, sondern es lassen sich hierin mannigfache Wandelungen bemerken. Das aber kann nicht zweifelhaft sein, daß der älteste Gott überall derjenige war, dessen Namen wir auch bei den übrigen indogermanischen Völkern als den ältesten Gottesnamen kennen. Bei den meisten Völkern dieses Sprachstammes beruht nämlich dieser Name auf der Wurzel div, leuchten, und es entstanden daraus bei den Indern Djaus, der älteste Himmelsgott, dévas, die Götter, bei den Iraniern die zu Dämonen herabgesetzten Götter, daêvas, bei den Hellenen Zeus und Διός, bei den italischen Völkern Ju-piter (d. h. Zeus-Vater) und deus, bei den Germanen im Norden Tyr, genit. Tys, angelsächs. Tiw, gotisch Tius, althochdeutsch Zio, Ziu, plur. tivar, Götter. Tyr also, der Glänzende, war der älteste germanische Gott, der Himmelsgott. Ähnlich aber, wie in Indien der alte Djaus vor Váruna und dieser vor Indra, trat bei den Germanen Zio vor Donar und dieser vor Wuotan zurück, und wurde zum Schwertgotte, daher auch Saxnôt, angelsächs. Saxneát. Die Römer verglichen ihn demzufolge mit Mars, und die Deutschen gaben seinen Namen dem Tage des Mars: Ziestag, schwäb. Ziestig, engl. tuesday, verderbt Dienstag; in Bayern und Österreich heißt er Er, Eor, Ear, Eri, Hern (nach Grimm verwandt mit dem griech. Ares) und sein Tag Ertag, Erktag, Erichtag. Sein Name wurde zum Beinamen anderer Götter, namentlich Thors und Odhins. Thor aber hat sich ohne Zweifel von ihm, der Donnergott, Donar, von dem reinen Himmelsgott abgezweigt und ist, als der mächtigere, nach ihm der höchste Gott gewesen und bei einigen Stämmen, namentlich Skandinaviens, auch geblieben. Natürlich verglichen die Römer Donar mit ihrem Jupiter und dessen Tag erhielt den deutschen Namen Donnerstag (nordisch Thorsdagr). Thor hat in allem unter den germanischen Göttern das altertümlichste Gepräge; er ist der Gott des Volkes und geht zu Fuß, mit dem Hammer in der Hand, oder fährt, von Böcken gezogen, dann donnert es. Er ist Herr über Leben und Tod, schlachtet seine Böcke, ißt sie in Gesellschaft und belebt sie wieder durch Weihung mit dem Hammer, mit dem auch die Ehen und die Leichen im Norden geweiht wurden, und der als heiliges Zeichen dem Kreuze voranging. Thors Kämpfe mit dem Hammer gegen die Winterriesen nehmen den weitaus größten Platz unter den germanischen Mythen ein und wurden von den Römern (Tac. Germ. 3) mit den Thaten des Herakles verglichen.

In den letzten Zeiten des germanischen Heidentums erscheint, besonders bei den Südgermanen (Deutschen) und in der isländischen Edda, als der höchste Gott Odhinn (nordisch, hochdeutsch Wuotan, niederdeutsch Wodan, langobardisch Gwodan, ursprünglich wohl Odhr, Vodas oder Wut, der Zürnende), der Kriegs- und Siegesgott, welche Eigenschaft ihn wohl infolge fortgesetzter Kriege zum höchsten, zum Himmelsgotte erhoben hat. Odhinn-Wuotan ist der vornehme Gott, der Gott des Adels, er reitet auf seinem achtfüßigen Rosse Sleipner und führt den Speer; er ist daher auch der Stammvater aller germanischen Königshäuser.

Von ſeinem himmliſchen Throne überblickt er die ganze Welt; zu ſeinen Seiten ſitzen zwei Wölfe, die er füttert, und auf ſeinen Schultern zwei Raben, die ihm alles Vorfallende berichten. Jedenfalls iſt er nur eine weitere Spaltung von Tyr und Thor, die ſeit ſeiner Erhebung zu ſeinen Söhnen herabgeſetzt wurden; denn alle drei haben denſelben Nebennamen: Irmin oder Ermin (weitere Formen Hermen und Iring), d. h. der Große.

Wahrſcheinlich nun iſt es die Ähnlichkeit dieſes Namens mit dem griechiſchen Hermes, welche die Römer zu der oberflächlichen Vergleichung Wodans mit dieſem Gotte, der aber bei ihnen als Merkur lediglich Handelsgott war, und infolgedeſſen die Germanen zur Benennung des Merkurtages als Odhinns- oder Wodanstag, engl. Wednesday, verleitete, welche Benennung aber in Deutſchland verloren ging und durch das mechaniſche „Mittwoch“ erſetzt wurde. Dieſer Zuſammenſtellung kamen allerdings noch einige flüchtige Ähnlichkeiten zu Hilfe, wie z. B. daß beide Götter einen Hut tragen, beide die Toten ins Jenſeits geleiten, beide als Erfinder der Schrift (bezw. Runen) gelten (Hermes allerdings nur infolge ſeiner Vergleichung mit dem ägyptiſchen Thot), daß beide Reichtum gewähren und ihnen die Wege heilig ſind. Sonſt aber ſind der ernſte, kriegeriſche Odhinn und der leichtfertige, aber friedliche Hermes, der höchſte Himmelsgott und der „Bote der Götter“ ſo verſchieden wie möglich.

Odhinn iſt auch Sonnengott, wie es der Himmelsgott oft iſt; denn wenn auch die Sonne im Deutſchen weiblich iſt, ſo mußte doch ihr männlicher Charakter über die Grammatik den Sieg davon tragen, was in umgekehrter Weiſe bei dem Monde der Fall war, wie wir ſehen werden. Odhinn war aber nicht der einzige Sonnengott, ſondern trat in dieſer Beziehung ſogar hinter Freyr und Baldr zurück. Freyr (deutſch Frô, wovon das weibliche „Frau“) war aus dem Geſchlechte der Wanen, das zwiſchen den Aſen und Alfen ſtand, aber in der Sagenwelt ſelten genannt wird, infolge eines Friedens als Geiſel zu den Aſen gekommen und vertritt unter dieſen im ganzen düſteren Geſtalten das heitere, freundliche Element; er befördert Fruchtbarkeit und Frieden und war in Schweden der dritte einer Götterdreiheit mit Thor und Odhinn. Baldr, ein Sohn Odhinns, Vertreter der Schönheit und Jugendlichkeit, bildet bald mit ſeinem freundlichen Bruder Hermodhr, bald mit dem blinden und unabſichtlich feindlichen Hödhr, durch den er auf Lokis Anſtiften den frühen Tod, d. h. als Sonnengott den Untergang erleidet, ein Götterpaar, das Tacitus (Germ. 43) mit den Dioskuren verglich und „Alci“ nannte. Heimdall war der Wächter der Götterburg (Asgard), Bragi der Sänger der Aſenwelt. Man zählte gewöhnlich, außer Odhinn, zwölf Aſen, doch auf verſchiedene Weiſe. Eine eigenartige Stellung unter ihnen nahm ihr Verräter und heimlicher Feind, der von den Jötunn ſtammende Loki, der Todes- und Feuergott, ein, der außerhalb Asgards zwei Brüder hatte, den Meergott Oegir und den Sturmgott Kari, gegen die Aſen aber Ränke ſpann und Schmähungen ſann, bis ſie ihn (gleich dem Prometheus) auf Felſen anſchmiedeten. Ob der nordiſche Laugardagr (Badetag, bei uns Samstag, nach dem hebräiſchen Sabbat, oder mechaniſch Sonnabend) urſprünglich von ihm den Namen habe, iſt ungewiß.

Den Aſen entſprechen Aſinnen, die man ebenfalls, doch in widerſprechender Weiſe, künſtlich auf zwölf gebracht hat; wir werden ſie beſonders kennen lernen. Sie und die Aſen bewohnten die zwölf Paläſte Asgards, welche mit Gold gedeckt und deren Geräte aus Gold und Silber waren. Sie bedeuten die zwölf „Häuſer“ des Tierkreiſes, wie das Gold und Silber die Sterne. Seit der Herrſchaft Odhinns verſammelte dieſer die gefallenen Krieger in ſeinen Paläſten Walhall und Wingolf; vorher waren ſie, wie andere Sterbliche, zur Unterwelt, Hel, eingegangen.

Wie mächtiger Donner und blutiger Nordlichtſchein hören und leſen ſich die Geſchichten von den nordiſchen Göttern, ihren Kämpfen mit den Rieſen und ihrem tragiſchen Untergange. In der deutſchen Volksſage hat ſich nichts davon in der urſprünglichen Form erhalten.

Die Götter sind in unserer Sage, ihres mehr geistigen als körperlichen Wesens wegen, weit mehr verwischt worden als Nixen, Zwerge und Riesen, und dieselbe kennt im Grunde nur noch den höchsten Himmelsgott und die höchste Erdgöttin, beide in abgeblaßter, gespenstiger Gestalt, und das übrige Götterheer nur noch als umziehende Schar, die namentlich nächtlicherweile ihr Wesen treibt, seitdem das Christentum den Tag in Beschlag genommen und den Resten des Heidentums nur die Nacht übrig gelassen hat.

Sowohl in den nordischen Liedern und Sagen, als in deutschen Volkssagen, Volkssprüchen und Volkssitten spielt Wodan (Wode, Wod, Wold, Waul, Wut, Mut u. s. w.), mit oder ohne Namen, oder mit einem fremden, z. B. des Pilatus oder des ewigen Juden, eine große Rolle als da und dort plötzlich erscheinender und in das Schicksal der Menschen eingreifender Deus ex machina. Überall in übereinstimmender Weise trägt er einen großen Hut (die den Himmel bedeckenden Wolken), einen weiten, gefleckten Mantel (der Sternhimmel), einen langen Speer (das Zeichen seiner Macht und Würde). Er ist einäugig, weil von den beiden Augen des Himmels, Sonne und Mond, immer nur eines im Glanze sichtbar ist. In Tirol haben sich sogar die acht Füße seines Pferdes erhalten, für das man in Niedersachsen, wo man ihn bei der Ernte anruft, ein Büschel Korn stehen läßt. Unverkennbar ist er stets, der Herr der Wolken und Stürme, als Führer des wütenden Heeres (auch Wütis-, Mutis-, Muoltis-, d. h. Wuotansheeres) oder der wilden Jagd, auch Türst (auf Thor bezogen) oder Schimmelreiter, Hackelbärend oder Jagenteufel, Höllenkönig (davon Erlkönig und Harlekin) oder Vanadietrich (Dietrich von Bern), Nachtjäger oder Rübezahl u. s. w. genannt. Sein Gefolge bilden die Geister der Getöteten, die ungetauften Kinder, bestrafte Lauscher und eine Menge Tiere aller Arten, gefolgt von bellenden Jagdhunden u. s. w.

Wie nach alter geocentrischer Ansicht dem Himmel die Erde, so steht dem Himmelsgott als wildem Jäger die Erdgöttin als Nachtfrau gegenüber. Ihr ältester Name ist altnordisch Hel (got. Halja, ahd. Hellia, mhd. Helle, nhd. Hölle, von hilan, verhehlen). Wie alles aus ihr hervorgegangen, so muß auch alles zu ihr, der gemeinsamen verborgenen Mutter alles Lebens, zurückkehren; daher ist sie die Göttin wie des Lebens, so auch des Todes, aber mit der Zeit, da die verschiedenen Seiten ihres Wesens auseinander fielen, beherrschte sie unter ihrem ältesten Namen nur noch die Unterwelt, das Reich des Todes. Von ihr sagt die jüngere Edda: „ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmernis und ihr Vorhang dräuendes Unheil". Sie ist wohl die „Mutter Erde" des Tacitus (Germ. 40), die in seinem Buche, doch nach einer bestrittenen Lesart „Nerthus" heißt, und welcher auf einer (unbekannten) Insel der Nord- oder Ostsee ein geheimnisvoller Gottesdienst gewidmet wurde. Die überirdische Hel wurde zu Odhinns Gattin, die erst Jördh (Erde), dann Frigg hieß, von der sich wieder die nordische Anmutsgöttin Freya vom Wanengeschlechte, Freyrs Schwester, ablöste; sie bilden die ernste und die heitere Seite der Erdgöttin. In Deutschland ist sie unter dem Namen Frouwa weniger bekannt, als unter zwei anderen vielgefeierten Namen, in welche sich die deutschen Gaue ohne scharfe Grenze teilen, nämlich Frau Holle (mit „Hel" verwandt) oder Hulda, Holda (die Gnädige) und Berchta (Perahta, die Glänzende), in welchen Gestalten sie in gewissen Zeiten, meist den „zwölf Nächten" (von Weihnacht bis Dreikönige) mit einem Gefolge Umzüge hält, das bald in manchen Stücken an die „wilde Jagd" erinnert, ja selbst den wilden Jäger einschließt, bald die „Heimchen", zarte Kinderseelen, bald Zwerge und andere Dämonen umfaßt. Bei diesen Anlässen belohnt die Göttin namentlich die fleißigen Spinnerinnen und bestraft die faulen. Beide Namen verbinden sich in Berchthold, einem Namen des wilden Jägers. Andere Namen der Göttin sind: Hera, Herka, Freke, Frene, Werre, Sälde, Stampa, Ostara u. s. w. In das Hohle der Erde kehrt

die Göttin zurück unter dem antikiſierten Namen der „Frau Venus“, die den Menſchen (Tannhäuſer) zur Sünde verlockt.

Das Spinnen, das die höchſte Göttin ſo echt deutſch beſchützt und befördert, hat aber einen doppelten Sinn, einen haushälteriſchen und einen höheren, ethiſchen. In letzterem wirken die den Deutſchen mit den Griechen gemeinſamen Spinnerinnen des Schickſals, die Nornen (griechiſch Moiren, römiſch Parzen), urſprünglich wohl Mondgöttinnen, deren Dreizahl an die drei Geſtalten des Mondes erinnert: Urdhr, das Gewordene (Vergangenheit), Werdhandi, das Werdende (Gegenwart) und Skuld, das Seinſollende (Zukunft); ſie ſitzen am Brunnen beim Fuße der Weltеſche und ſpinnen der Menſchen Lebensfäden. In verblaßtem Bilde kennen zahlloſe Märchen und Sagen ſie als drei Spinnerinnen, die in das Schickſal der Menſchen eingreifen, oder als drei weiße Frauen u. ſ. w., die romaniſch-keltiſchen Völker nennen ſie Feen (aus „fata“).

Das Herumziehen der Göttin aber, verbunden mit dem wilden Heere, ſchuf den friedlichen Spinnerinnen das kriegeriſche Gegenbild der Walküren, der Schlachtjungfrauen, welche den Mut des deutſchen Weibes ebenſo feiern, wie jene ſeinen Fleiß und wohl gleich den helleniſchen Amazonen Bilder des ſchildförmigen, das Heer der Sterne führenden Mondes ſind. Eine von ihnen heißt ſtets Hilde (derſelbe Name wie Hel, Holle und Hulda), und in unſerem großen Heldenliederkreiſe ſpaltet auch ſie ſich nach ihren zwei Charakterſeiten in die mannähnliche Brunhild und die echtweibliche Kriemhild.

Das Chriſtentum hat aus den nächtlichen Zügen der alten Heidengötter nächtliche Prozeſſionen von Toten oder Todeskandidaten oder von ſolchen beſuchte Gottesdienſte in Kirchen oder geſpenſtige Leichenzüge gemacht; durch moderne Anſchauung wurde der „Wodanswagen“ des Himmelsgewölbes (der große Bär) zu einer „Geiſterkutſche“ und der Tanz der Geſtirne am nächtlichen Firmament zu markerſchütternden Totentänzen. Alten heidniſchen Charakter aber bewahrte die Entführung der Geliebten durch den toten Liebenden (die Lenorenſage), was ſich an den mythiſchen Zug anſchließt, daß der wilde Jäger (Odhinn) die Mondgöttin, ſeine Holde, mit ſeinen Wolken umhüllt und ſo entführt. Dasſelbe iſt zu ſagen von dem Totenſchiffe, deſſen ſchauerliche Erſcheinung mancherlei Geſtalten annahm: von dem aus Nägeln der Toten gefertigten, zur Zeit der „Götterdämmerung“ abfahrenden „Naglfari“ und von dem nach Sitte der Seegermanen die brennende Leiche ins Meer hinausführenden Boote bis zu der modernſten Einkleidung, dem „fliegenden Holländer“.

Die germaniſche Mythe ſteht im Kreiſe der Sagenwelten des Menſchengeſchlechtes ungemein hoch. Sie beſitzt eine dichteriſche Einheit, die ſogar der griechiſchen Götterſage fehlt. Ihr Charakter iſt durchaus dramatiſch und zwar hochtragiſch. Die Götter haben nach dichteriſcher Auffaſſung ſchwere Schuld auf ſich geladen, die uns aber in der Edda nur dunkel angedeutet, nicht klar dargelegt wird; denn der urſprüngliche Sinn davon iſt wohl der, daß ſie Naturgötter ſind und alſo gleich den Geſtirnen und den organiſchen Naturgebilden periodiſch untergehen müſſen, um wieder aufzuerſtehen. Daher trägt denn auch ihre ganze Lebensdauer in harmoniſcher Schönheit den Charakter eines Tages oder eines Jahres, das die Weltdauer umfaßt, in der Schöpfung und Jugendkraft der Götter und der Welt den Morgen oder Frühling, in ihrem noch unbefleckten Walten den Mittag oder Sommer, in ihrer rätſelhaften Schuld und den gleichzeitigen Kämpfen gegen die Rieſen den Abend oder Herbſt und in ihrem fürchterlichen Untergang, der Götterdämmerung, die Nacht oder den Winter darſtellt. Die Edda ſchildert dieſe an ergreifender Kraft ihresgleichen nicht findende Kataſtrophe als die Erhebung Surturs, des Hüters der heißen Region, Muſpelheim, gegen die Aſen. Mit ihm verbindet ſich der ſeine Bande zerreißende Loki. Sonne und Mond werden von Wölfen verſchlungen, es wanken die Berge, es ſterben die Menſchen, es bricht die Himmelsbrücke Bifröſt („bebende Raſt“, der Regenbogen), es ſtürzen die Sterne, es zerbirſt der Himmel, es erliegen

kämpfend die Aſen; aber auch Loki geht zu Grunde. Auf die Götterdämmerung, Ragnarrök, den „Rauch der Ragenden“, d. h. den Untergang der Gewaltigen, folgt aber im ewigen Kreislaufe der Dinge eine Verjüngung der Erde, ein neuer Lenz und Morgen; neue Aſen treten auf, die Söhne der Alten, an ihrer Spitze der wieder belebte Baldr, über allen aber ein höchſter Gott, Allfadhr, und ein beſſeres Menſchengeſchlecht bevölkert die ſchönere Erde.

Die Götterverehrung der Germanen ging, dem freien und kräftigen Sinne des Volkes gemäß, im Freien vor ſich; es gab keine Tempel, nur heilige Berge, Haine und Bäume mit umfriedigten Plätzen, daher Fritböfe (daraus entſtellt Friedhöfe), dann heilige Seen, Teiche und Quellen. Auch gab es keinen eigentlichen, das Volk bevormundenden Prieſterſtand, wie im ſpäteren Indien, in Ägypten und Chaldäa und wie die Druiden der Kelten. Es gab auch keinen vorgeſchriebenen Götterdienſt, ſondern es war jedem Freien überlaſſen, wie, wann und wo er die Götter und welche er ehren wollte; dem Hausvater folgten aber hierin wohl ſeine Angehörigen und Knechte, dem Häuptling ſeine Unterthanen. Soweit uns der germaniſche Kult bekannt iſt, bezog er ſich lediglich auf die Götter; Verehrung von Pflanzen, Tieren und Dämonen war ſchon zur Zeit der erſten Berichte über die alten Deutſchen außer Gebrauch, gewiß aber auch in früherer Zeit nur in untergeordnetem Grade vorgekommen. Geleitet wurde der Götterdienſt im Staate von den Königen oder Häuptlingen, im Hauſe vom Vater, nur in beſonderen Fällen und nicht überall von Prieſtern und Prieſterinnen aus edlem Geſchlechte, die allein die geheiligten Gegenſtände berühren, aber keine Waffen tragen und nicht auf Hengſten reiten durften.

Götterbilder wurden weniger verehrt als Sinnbilder der Götter, namentlich bei dem kriegeriſchen Sinne der Germanen die Waffen derſelben: Thors Hammer, Odhinns Speer, Tyrs Schwert u. ſ. w. Die Geſtalt der eigentlichen Bilder kennen wir wenig; ſie waren natürlich roh und plump.

Der Sitz der Götter wurde im Norden geſucht, und dahin wandten ſich demzufolge die Germanen im Gebete. Opfer waren auch bei ihnen, wie bei allen Völkern ohne ausgebildete ethiſche Religion, die Hauptſache im Kult. Die hauptſächlichſten derſelben waren: das Dankopfer für die Ernte im Herbſt, das Bittopfer für künftige Fruchtbarkeit im Winter und das Bitt- und Sühnopfer für künftige Siege zu Anfang des Sommers, der „Kriegsſaiſon“; mehr als drei Jahreszeiten wurden nicht gerechnet. Leider ſpielten Menſchenopfer eine große Rolle. Sie trafen Verbrecher, Kriegsgefangene und zu dieſem Zwecke gekaufte Sklaven. Aus Aberglauben wurden bei gewiſſen Verrichtungen, z. B. Flußübergängen im Kriege, Frauen und Kinder geopfert, bei Neubauten eingemauert. Könige opferten in Fällen der Not ihre Söhne oder ſich ſelbſt, um die Götter zu verſöhnen. Die zum Opfer beſtimmten Tiere wurden geſchmückt und bekränzt und mußten unbenutzt ſein, z. B. Pferde noch keinen Reiter, Ochſen noch kein Joch getragen haben. Nächſt ihnen kamen Kühe, Ziegen und Schafe zumeiſt an die Reihe. Die Schleſier opferten Eſel und wurden daher „Eſelsfreſſer“ genannt, ebenſo die Berchtesgadener. Pferdeopfer dauerten noch in chriſtlicher Zeit fort, und ſelbſt die Martinsgans iſt ein Überbleibſel eines Opfers. Auch Pflanzen wurden dargebracht; reine, d. h. zum Opfer annehmbare Pflanzen und Tiere hießen Zieſer, unreine daher „Ungeziefer“. Die ganze Gemeinde beteiligte ſich am Schmauſe der geopferten Tiere; nur Herz, Leber und Lunge waren dem Gotte vorbehalten und heißen daher oft noch jetzt „Gebött“, d. h. Dargebotenes. Altäre und Götterbilder beſtrich man mit dem Blute der Opfer, beſprengte das Volk damit und hängte Kopf und Haut geopferter Tiere an Bäumen und Dachgiebeln auf, woran die ausgeſchnitzten Pferdeköpfe in Weſtfalen noch erinnern; ſie ſollten vor Blitz ſchützen und Fruchtbarkeit befördern.

Bis in das weltliche Leben hinein erſtreckte ſich der Kult. Beim Eſſen ſtellte man

Speiſe für die Götter zur Seite und trank ihre Minne. Außerordentliche Anläſſe, ihrer zu denken, waren zahlreiche Feſte, wozu beſonders Umzüge gehörten. Es ſchmückten ſich Menſchen, Häuſer und Dörfer, und noch reicher verziert durchfuhr der Wagen des Gottes, bezw. der Göttin oder ſein Schiff auf Rädern, vom Volke gezogen, die Gaue, die ihn oder ſie verehrten. Zahlreiche Spuren anderer Feſte der Heidenzeit aus allen Teilen des Jahres, deren Aufzählung uns zu weit führen würde, haben ſich in chriſtlichen Feſtgebräuchen und im Volksleben erhalten, ebenſo die auf Bergen und an anderen Orten zu gewiſſen Jahreszeiten angezündeten Feuer, die dem Sonnendienſte entſtammen, da ſie lauter Phaſen des Sonnenlaufes bezeichnen, wie die Oſter-, Johannis-, Herbſt-, Jul-, Faſtnachtfeuer, wozu auch das Anzünden und Rollen runder Holzſcheiben und ähnliche Gebräuche gehören. Auch die Geburts- und Tauf-, Hochzeit- und Beſtattungsgebräuche haben bis auf unſere Zeit eine Menge heidniſcher Züge bewahrt. Ja es giebt beinahe kein chriſtliches Feſt und keinen chriſtlichen Gebrauch, dem nicht Reſte der Heidenzeit innewohnten und Zeugnis davon wären, wie ſehr das Chriſtentum und zwar nicht nur in Deutſchland, ſondern in weiten Teilen Europas einen germaniſchen Grundzug erhalten hat. Die Deutſchen haben ihr Heidentum nicht aufgegeben, ohne alles davon zu bewahren, was mit ihrer Liebe zu Haus und Hof, zu Land und Leben zuſammenhing, ſo daß ihnen auch bei verändertem Götterglauben und Tempelkult ihr urſprüngliches Gemütsleben bewahrt blieb.

Runeninſchrift auf einer ſpangenförmigen Gewandnadel aus Silber (Vorder- u. Rückſeite), in $^2/_3$ der natürlichen Größe.

Dieſes Schmuckſtück iſt, der mit einem niellierten Zickzack verzierte Streifen ausgenommen, vergoldet. Auf der Rückſeite befinden ſich an dem breiten viereckigen Teile noch die verroſteten Überreſte des eiſernen Drahtgewindes, durch welches die Nadel, von der das Gewand gehalten wurde, ihre Federkraft erhielt. Der hohle Bügel der Spange nahm die Gewandfalte auf und der vorſtehende gekrümmte Haken hielt die Nadelſpitze feſt. Die Nadel wurde, wie aus der Stellung der auf der Rückſeite eingeritzten Runenzeichen hervorgeht, mit dem breiten Teile nach unten getragen. Gefunden in dem großen Gräberfelde von Nordendorf bei Augsburg. — Die Deutung der beiden erſten Zeilen der Runeninſchrift iſt: lōnā thiorē (ſtatt diore) Vōdan vinuth lōnāth, d. h. mit theurem Lohne lohnet Wodan Freundſchaft. Nachſchrift: athal oder abal Leubvini, d. h. Beſitz? oder etwa Arbeit des Leubvini. — Im Beſitz des hiſtoriſchen Vereins für Schwaben und Neuburg in Augsburg.

Dagegen hat ſich glücklicher Weiſe in dunkle und abgelegene Kammern zurückgezogen, was die germaniſchen Prieſter und Prieſterinnen außerhalb der Heiligtümer trieben, nämlich die Reſte ihrer ſog. Zauberei und Weiſſagung. Die Bedeutung dieſer Thätigkeit war ſo groß, daß das Volk bis auf den heutigen Tag dieſelbe, ſoweit ſie ihm ſchädlich erſchien, gewiſſen Perſonen, den Hexen und Hexenmeiſtern, zuſchrieb und dieſe als todeswürdige Verbrecher anſah, ſoweit es ſie aber als nützlich erachtete, ſelbſt betrieb. Alles wurde bezaubert.

Mensch und Tier, Liebe und Krankheiten, Haus und Hof, Feld und Weide, Wind und Wetter, Feuer und Wasser. Ebenso wurde aus allem geweissagt, wozu auch die Traumauslegung gehörte; in ähnlicher Weise ausgedehnt war der Glaube an wunderbare Heilungen u. s. w. Kurz, all dieser aus dem Heidentum stammende und im christlichen Mittelalter, ja noch in der Neuzeit bedeutend vermehrte Aberglaube ist ein ungeheures Feld, das wir nicht ins einzelne hinein beschreiten dürfen.

Zu Zauberei und Weissagung dienten in heidnischer Zeit besonders die Runen (Geflüstertes, Geheimnis), die ursprünglich keine Buchstaben waren, sondern Zeichen für irgend einen Gott oder für einen Gegenstand des Zaubers. Durch Zauber hat nach der Sage Odhinn sie erfunden. Man schnitt sie in Waffen und Geräte ein, um diese gegen Gefahr zu schützen. Man warf mit Runen bezeichnete Stäbe auf ein Tuch, zog welche davon unbesehen und wahrsagte daraus in einem Spruch, worin die Runen der Stäbe zu den leitenden Gedanken wurden, aus denen sich dann, durch Wiederholung derselben Runen, der Stabreim (Allitteration) entwickelte. Erst als die Germanen mit den Römern bekannt wurden, erfuhren sie etwas von der Schreibekunst und verwendeten dann die Runen zu Buchstaben von dem Werte des Anfangslautes ihres Namens. Dieser Gebrauch blieb aber sehr beschränkt; bei größeren schriftlichen Arbeiten benutzte man die lateinischen Buchstaben, die Runen nur zu feierlichen und religiösen Zwecken, Inschriften, Kalenderzeichen u. s. w. Bei verschiedenen germanischen Völkern sind darum auch die Runen von verschiedener Bedeutung, Benennung und Anzahl. Manche Runen wurden, um zum Schreiben brauchbar zu werden, nach lateinischen Buchstaben umgewandelt, daher der Irrtum entstand, daß sie von denselben stammten. Wurde ja das griechische Alphabet durch slawische Runen zu dem cyrillischen (sog. russischen) erweitert; die Germanen standen aber gewiß nicht hinter den Slawen an Erfindungsgeist zurück, sondern eher ihnen voran. Schon Cäsar und Tacitus wußten von den germanischen Runen; die Römer konnten sie ihnen also nicht erst gebracht haben. Jedes Volk, das von einem anderen eine Schrift annimmt, bewahrt sie möglichst unverändert; die griechischen Buchstaben erinnern in Reihenfolge und Namen an die semitischen, aus denen sie entstanden, so auch die lateinischen in Anordnung und Gestalt an ihre Vorbilder, die griechischen. Die Runen aber haben ganz andere Namen und die ältesten auch eine andere Reihenfolge, als die lateinischen und griechischen Zeichen, und es fehlen unter ihnen solche für mehrere Laute der beiden genannten Sprachen. Auch wurden die Runen nicht nur von links nach rechts, sondern auch umgekehrt, von oben und von unten her, im Kreise herum u. s. w. angebracht.

Das älteste Runensystem kann vernünftiger Weise nur das einfachste sein; es zählt sechzehn Zeichen in drei Reihen und wird nach den sechs ersten Futhork genannt:

| | | |
|---|---|---|
| ᚠ fê, Vieh (Besitz). | ᚼ hagl, Hagel. | ᛏ tyr, Gott. |
| ᚢ ûr, Auerochse. | ᚾ naudh, Not, Zwang | ᛒ björk, Birke. |
| ᚦ thurs, Riese. | ᛁ iss, Eis. | ᛚ lögr, Meer. |
| ᚬ ôss, Mündung e. Flusses. | ᛅ ár, (Jahr?) Ruder. | ᛘ madhr, Mensch. |
| ᚱ reidh, Reiten, Wagen. | ᛋ sôl, Sonne. | ᛦ yr, Eibenholzbogen. |
| ᚴ kaun, Geschwulst. | | |

Es giebt übrigens auch Abweichungen von den Benennungen dieses einfachsten Runensystems.

Wir haben gesagt, daß die deutschen oder germanischen Runen mit dem Stabreime zusammenhängen. Dies führt uns auf die Geschichte der deutschen Sprache. Als erste Periode der Entwickelung derselben muß die indogermanische Grundsprache betrachtet werden, von welcher wir oben (S. 3) handelten; als zweite folgte ihr, nach Trennung von

den übrigen ariſchen Sprachen, ſofern wir eine nähere Verbindung mit einer derſelben als unerwieſene Annahme betrachten, die Periode der deutſchen oder germaniſchen Grundſprache, welche ihr eigenartiges Leben mit dem Auftreten jenes merkwürdigen, von Jakob Grimm entdeckten Geſetzes der Lautverſchiebung eröffnete, durch welches ſich die deutſche Sprache von allen ihren Schweſtern zwar nicht ganz ſcharf, aber doch in den weſentlichſten Punkten unterſcheidet, und welches ſich zweimal geltend machte, das erſte Mal bei der Trennung von den Schweſterſprachen und das zweite Mal nach der Verzweigung der deutſchen Grundſprache in das Gotiſche, das ihr am nächſten blieb, das Nordiſche oder Skandinaviſche und das eigentlich Deutſche, welches ſich wieder in das Hoch- oder Ober- und das Platt- oder Niederdeutſche teilte. Die beiden letzteren Zweige unterſcheiden ſich hauptſächlich dadurch, daß letzterer die zweite Lautverſchiebung gleich dem Gotiſchen und Nordiſchen unterließ, erſterer aber ſie vornahm und wahrſcheinlich, mit den Alamannen beginnend, vom fünften bis in das zehnte Jahrhundert durchführte. Beide Vorgänge beſtehen in einem Kreislaufe der ſogenannten ſtummen Mitlauter, indem dieſelben von den weichen (b, d, g) zu den harten (p, t, k), von dieſen zu den gehauchten (f oder pf, th, ch, h oder kh) und von dieſen wieder zu den weichen (bei der zweiten Verſchiebung aber von den harten zu den Ziſchlauten) übergehen, wie folgendes Beiſpiel beſonders klar zeigt: ſanskr. **tad**, gotiſch **thata**, hochdeutſch das, eigentlich **dafs**. Den urſprünglichen Charakter des Indogermaniſchen finden wir noch teilweiſe im Griechiſchen und Lateiniſchen, den Standpunkt der erſten Lautverſchiebung meiſt im Plattdeutſchen und Engliſchen, den urſprünglichen der zweiten Lautverſchiebung vielfach im Schweizerdeutſchen. Wir fügen hier nur kurz bei, daß die Laufbahn des Hochdeutſchen ſich in die Zeiträume des Alt-, Mittel- und Neuhochdeutſchen teilt, welche wir bei Anlaß der folgenden Perioden unſerer Darſtellung näher kennen lernen werden.

Von allgemeinem Intereſſe mag indeſſen hier die Entwickelung des erwähnten Stabreims, deſſen Geſchichte jedenfalls ſehr weit zurückreicht, zu anderen ähnlichen Formen der Verſchönerung und Verlebendigung unſeres Sprachausdruckes ſein. Dieſe köſtlichen Zierraten unſerer Mutterſprache, welcher hierin keine andere an die Seite tritt, beſtehen in offenbar uralten Redensarten, welche zugleich einen dichteriſchen und einen praktiſchen, auf Lebensverhältniſſe gerichteten Charakter beſitzen, und begannen ihr Leben mit dem Stabreime, d. h. der Übereinſtimmung des Anlautes (z. B. **f**aul und **f**alſch, **L**uſt und **L**iebe, **R**oß und **R**eiter, **w**ind und **w**eb). Dem Stabreime folgten nach und nach: der innere Lautreim (z. B. **J**ahr und **T**ag, **S**pott und **H**ohn), der Ausklang (z. B. **W**ald und **F**eld, **V**ater und **M**utter), und der Endreim (z. B. Saus und Braus, Sang und Klang, Stein und Bein), ſowie noch andere Zuſammenſtellungen (z. B. Mann und Weib, Leben und Tod, hoch und teuer).

Es iſt eine unerſchöpfliche Fundgrube von Blüten des Gemütes, die aus dieſen Redensarten ſpricht, wenn man „zwiſchen den Zeilen“ zu leſen verſteht. Es iſt auch gewiß nicht zufällig, wenn wir dabei bemerken, daß die das Gemüt am meiſten beſchäftigenden und am tiefſten ergreifenden Dinge, wie Leib und Leben, Luſt und Leid, Liebe u. ſ. w. beſonders häufig verwendet und verbunden ſind. Bei anderen, noch wichtigeren auf das Leben des Menſchen noch einflußreicheren Ideen, die wir ebenfalls in jenen Begriffspaaren finden, wie Gott, Vater und Mutter, möchten wir noch einen tieferen Blick thun. Es ſind nämlich gerade dieſe dem unverdorbenen Menſchen heiligſten Namen, die des irdiſchen und die des himmliſchen Urſprungs alles deſſen, was er iſt und hat, welche die alten Deutſchen am innigſten berührt haben müſſen; denn ſie kehren in der geſamten Geſchichte und Litteratur des deutſchen Volkes als hervorragende Geſichtspunkte immer wieder. Der Glaube an ein höchſtes Weſen, deſſen Namen nur in den germaniſchen Sprachen mit dem Begriffe „gut“ eine Wurzel hat, iſt bei uns im Volksgemüte rein und erhaben geblieben, und kein anderes

Volk hat die schöne Idee durchgeführt, daß das äußere Leben dem Vater und das innere der Mutter zu verdanken ist, was die nur uns geläufigen und anderswo nur in Umschreibungen zu findenden Ausdrücke „Vaterland“ und „Muttersprache“ so bündig und umfassend ausdrücken.

Da sonach das Leben der alten Deutschen nicht nur wie das anderer Völker mit Aberglauben, sondern auch weit mehr als das jener, mit Poesie in Ernst und Humor gewürzt war, so erhielten bei ihnen auch Heilkunde und Rechtsprechung einen aus jenen Elementen gemischten Charakter. Es wurden sowohl körperliche Übel mit dunkeln Zaubersprüchen beschworen, in denen Götternamen eine Hauptrolle spielten, als Gefangene unter Anwendung solcher befreit, wie z. B. die bekannten „Merseburger Formeln“ zeigen. Es wurden phantastische und barocke Verträge abgeschlossen, z. B. so viel Land abgetreten, als in gewisser Zeit umritten, umpflügt, mit irgend einem Gegenstande umspannt werden konnte u. s. w. Die Rechtssprüche waren oft von schalkhaftem oder gemütlichem Inhalte und oft mit oben erwähnten Lautspielen geschmückt oder auch sonst gereimt.

So konnte denn auch die Dichtkunst selbst nicht fehlen. Die Übung derselben stand allen offen, die sich zu „Skalden“ berufen fühlten. Tacitus nennt uns drei Kreise der germanischen Dichtung, den des Tuisto und seines Sohnes Mannus, der Stammväter des Volkes (Germ. 2), den des Herakles (Germ. 3) und den des Volkshelden Armin (Annal. II. 88). Es ist nicht schwer zu erkennen, daß diese drei Dichtungsgruppen den drei Hauptteilen der Edda entsprechen, wie sie zur Zeit ihrer Vollständigkeit und ihrer Ursprünglichkeit gewesen sein muß, als nämlich auch die sogenannte kleine Edda noch in ihrer Liederform bestand, die ihre Heimat in Deutschland hatte und erst von da nach Skandinavien auswanderte, um der Zerstörung durch das Christentum zu entgehen, und als diese Gedichte von christlichem und spekulativem Einflusse noch frei waren. Die Lieder von Tuisto und seinen Nachkommen entsprachen nämlich offenbar den Eddasagen von der Welt- und Menschenschöpfung. Tuisto, der Erdentsprossene, heißt „der Zweifache“ und erinnert auffallend an den Riesen Ymir, der zweigeschlechtig war und aus sich selbst die Riesen zeugte und gebar. Aus Salzsteinen entstand zugleich Buri, der sich in seinem Sohne Bör wiederholt (beide erinnern an Boreas, den Stammvater der Hyperboreer), und des letzteren drei Söhne Odhinn, Wili und We (auch: Odhinn, Hönir und Lodur) entsprechen wieder den drei Söhnen Mannus', des ersten Menschen, von denen die drei mythischen Hauptstämme der Deutschen stammen: die Ingväonen, die den Freyr, die Herminonen, die den Zio, und die Istväonen, die den Wodan verehrten.

Der zweite Liedercyklus nach Tacitus, der des Herakles, entspricht ganz klar den Liedern der Edda von Thor und seinen Kämpfen mit den Riesen. Der dritte Kreis, der des Teutoburger Helden Armin, ist sodann als die Wurzel der Nibelungendichtungen zu betrachten. Armin ist, wie schon oben (S. 30) gezeigt, kein Eigenname, sondern ein den Göttern und also wohl auch den Heroen erteilter Beiname: der Große. Es wäre auch sonderbar, wenn er, dessen Verwandte Segest, Segimer und Segimund hießen, bei der historisch nachweisbaren Vorliebe der Deutschen für die Alliteration der Namen Verwandter nicht ebenfalls einen mit Seg.. oder Sig.. beginnenden Namen getragen hätte, und einen solchen führten ja auch der Held der Nibelungendichtung, Sigfried (Sigurd), seine Eltern Sigmund und Siglinde und sein Ahne Sigi. Das war der Sonnenheld, der den Drachen der Nacht vernichtete, wie Armin den der Römerherrschaft, der den verräterischen Tod sowohl des letzteren als des Sonnengottes Baldr in seiner Person vereinigte und das tragische Ende der Liebe Armins in der seinigen zur Walküre wiederholte: freilich erhielt die epische Fabel später durch den Mord der beiden fränkischen Sigiberte eine zeitgemäße Färbung, während der Streit der wilden Königinnen Fredegunde und Brunhilde einen neuen

paſſenden Hintergrund für denjenigen zwiſchen den beiden göttlichen Hilden abgab, dem der Held, um deſſen Liebe ſie ſtritten, in ſinnreicher Verſchmelzung der Motive, zum Opfer fiel; die Rache an den Mördern aber wurde dann in die geſchichtliche Kataſtrophe der Burgunder (437) bei Worms eingekleidet. Demnach wäre zur Nibelungendichtung bei Anlaß des Unterganges Armins der erſte Grund gelegt, im fränkiſchen Reiche des ſiebenten Jahrhunderts dann die erſte Ausarbeitung erfolgt, die aber verloren ging, ſo daß die dichteriſche Fixierung dieſes Stoffes nur in den beiden ſpäteren Verſionen des zwölften bis dreizehnten Jahrhunderts, der nordiſch-heidniſchen und der deutſch-chriſtlichen, erhalten iſt. Freilich eine Hypotheſe, aber immerhin beſſer begründet, als manche andere z. B. die der Einwanderung unſerer Vorfahren aus Aſien.

Die deutſche Heldenſage hat ihre zahlloſen Analogieen in den deutſchen Kinder- und Hausmärchen der unſterblichen Brüder Grimm und vieler anderen Mythen- und Sagenſammler. Alle die verborgenen, verfolgten, zurückgeſetzten und endlich ſiegenden Prinzen und Prinzeſſen oder zu ſolchen emporſteigenden Jünglinge und Mädchen von niederer Herkunft, alle dieſe Dornröschen, Aſchenbrödel, Sneewittchen und ihre Geliebten ſind Siegfriede und Brun- oder Kriemhilden im kleinen, in den Gedankenkreis der Kinder und des Volkes überſetzt: ebenſo auch ſind zahlreiche Legenden von St. Georg, Struthan Winkelried und anderen Drachentötern, von Wilhelm Tell und anderen ſichertreffenden Schützen chriſtliche oder patriotiſche Bearbeitungen der alten unerſchöpflichen Geſchichte vom Sonnenhelden, der die Nacht überwindet und ſeine Strahlen wie Pfeile durch die Welt ſendet, um das Gute zu retten und das Böſe zu verderben.

Wir haben die Kultur der alten Deutſchen bis nahe vor die große, vorzugsweiſe ſogenannte *Völkerwanderung* verfolgt, in manchen Stücken auch weiter, z. B. die Religion bis zum Eindringen des Chriſtentums bei den germaniſchen Völkern, die Sprache bis zu unbeſtimmter Zeit, ſoweit ſie mit den älteſten Verhältniſſen zuſammenhängt. Das Wandern der Germanen begann indeſſen nicht erſt mit jener großen Völkerbewegung, ſondern, wenn wir, wie der Wiſſenſchaft gebührt, vorgeſchichtliche und bloß *vermutete* Wanderungen unberückſichtigt laſſen, mit dem Auszuge der *Kimbrer* und *Teutonen* aus ihrer nordiſchen Heimat nach dem ſonnigen Süden, womit, wie wir bereits oben (S. 13) andeuteten, die Geſchichte der Deutſchen beginnt. Dieſe Wanderungen erlitten indeſſen zahlreiche Unterbrechungen; auch ſind ſie nicht als ein eigentliches Wandern aufzufaſſen, ſondern als eine allmähliche *Ausbreitung* der beteiligten Völker. Den Grund dieſer Erſcheinung erblickt man in einer Übervölkerung der deutſchen Heimat, welche wieder eine Folge der Vertauſchung des Nomadenlebens mit Seßhaftigkeit und Ackerbau war, dann auch im Nachdrängen anderer Völker, wie namentlich der ſlawiſchen von Oſten her, oder auch ſtärkerer und größerer Völkerſchaften der eigenen Nation, endlich aber, und nicht zum mindeſten, in Abenteuer-, Kriegs- und Beuteluſt, ſo wie in Sehnſucht nach wärmeren, milderen und fruchtbareren Ländern im Weſten und Süden. Die *ganzen Völker* beteiligten ſich an dieſer Ausbreitung, mit Weib und Kind, Sklaven, Tieren und Fahrnis, zwar nicht in einer ſolchen Anzahl, daß ſie den einheimiſchen Völkern, unter welche ſie drangen, darin von ferne gleichgekommen wären, aber immerhin in ſolchen Scharen, daß die Bewohner der überfallenen Länder vor den Ankömmlingen zitterten und alles die Maſſen anſtaunte, welche die Wälder Germaniens in raſtloſer Folge auszuſtrömen vermochten.

Unaufhaltſam ſchritt dort Roms Verhängnis die dunkeln Wege fort. Während der erſten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Chr. vollzog ſich ganz in der Stille eine merkwürdige und folgenreiche Verſchiebung der Nordweſtvölker, der von den Südeuropäern in früherer Zeit nicht unterſchiedenen *Kelten* und *Germanen*. Erſtere, welche vor dem

Digitized by Google

Erläuterungsblatt zu der Tafel:

# Waffen, Schmuck, Gerät und Werkzeuge aus germanischen Gräbern der vorgeschichtlichen Zeit.

1. Zweischneidiges Eisenschwert; der Griff aus dünnem gerippten Silberblech über einer Holzunterlage. In einem Moore Schleswigs gefunden. (Nach Lindenschmit.)
2. Schwertklinge von Eisen mit wellenförmiger Damaszierung des Mittelstückes. Die Klinge besteht der Länge nach aus drei Teilen; die Mitte bildet das damaszierte, aus vielen Drähten oder Stäben zusammengeschweißte oder gehämmerte Stück; die beiden Seitenteile, welche die Schneiden bilden, sind angeschmiedet und zwar von weniger festem Eisen, wie aus den zahlreichen tiefen Scharten wahrzunehmen ist. Ebenfalls in einem Moore Schleswigs gefunden. Museum in Kiel. (Ebd.)
3. Damaszierte Schwertklinge, Eisen, von besonders schöner Arbeit. Aus einem Moore in Schleswig. Museum in Kiel. (Ebd.)
4. Schwert von Erz; 67½ cm lang. Bei Worms gefunden.
5. Schwert von Erz; 54 cm lang. Zu Retzow in Mecklenburg gefunden.
6. Erzenes Schwert; in dem See von Luyssel bei Bex (Waadtland) gefunden. Museum zu Bern. (Nach Lindenschmit.)
7. Helm von Erz. Zu Selsdorf bei Dobbertin, Mecklenburg, gefunden. Museum zu Schwerin. (Ebd.)
8. Helm von Erzblech mit Wangenbändern, seitliche Ansicht. Gefunden im Paß Lueg bei Salzburg. Im Mus. Carol. August zu Salzburg. (Ebd.)
9. Größere la Tène-Lanzenspitze. (Landshut.)
10. Erzener Streitkolben; 13 cm lang. In Bayern gefunden.
11. Goldener Armring aus dem Grabhügel bei Rodenbach in der Rheinpfalz. Natürl. Größe. Der Ring ist hohl. Die abgebildete Verzierung der Vorderseite wiederholt sich in ganz gleicher Weise auf der Rückseite. Den Mittelpunkt der Ornamentierung bildet die groteske Maske eines männlichen Kopfes mit einem merkwürdigen Kopfschmuck. Nach beiden Seiten schließen sich zwei mit abgewendeten Köpfen daliegende und mit Filigranarbeit verzierte Widdergestalten an. Diesen reihen sich zwei kleine männliche Köpfe und diesen wieder zwei groteske Widdergestalten an, worauf das Ornament palmettenartig ausläuft. (Nach Lindenschmit.)
12. Halsring aus Bronze, ca. ⅓ der Originalgröße. Er ist 17 cm im Durchmesser, 583 g schwer, am stärksten Teile etwa 15 mm dick, mit schönem, apfelgrünen Roste bedeckt und besteht aus enggewundenen Gängen, die in umgebogene, mit Knöpfen versehene Haken endigen. Gefunden im Hainerfeld bei Kraft Solms. In Privatbesitz. (Ebd.)
13. Halsring von Erz; Schlußknöpfe von ungewöhnlicher Größe; im Departement des Vosges gefunden. Mus. St. Germain. (Ebd.)
14. Halsring von Erz; gefunden in einem Grabe von Sierre in Wallis. (Ebd.)
15. 16. Goldener Fingerring aus dem Grabhügel bei Rodenbach in der Rheinpfalz. Natürl. Größe. Die Verzierung wird durch zwei gegeneinander stehende groteske männliche Masken gebildet: mit ausgeschnörkelten, stark markierten Augenbrauen, Backenbart, welcher über die Oberlippe läuft, Locken an beiden Wangen. Den Abschluß nach unten bildet ein blattartiges Ornament. (Ebd.)
17. Ein hohler, durch Vereinigung seiner beiden Knöpfe zu einer Kugel geschlossener Ring; aus Erz gegossen, ziseliert; verziert mit einem umlaufenden Mäander-Ornament und eingraviertem Zickzack. Innerer größter Durchmesser ca. 7 cm. Gefunden in Mecklenburg. Museum zu Schwerin. (Ebd.)
18. Ein massiv geschlossener Ring aus Erz, in halber Originalgröße. Gegen die verbundenen Schlußköpfe hin eigentümlich einwärts gebogen. Gefunden bei Lindenstruth in Hessen. Großherz. Museum zu Darmstadt.
19. Schmucknadel aus Erz, in ⅔ der natürl. Größe. (Obere Ansicht.) Von dem mittleren Teile des Zierstückes erheben sich, wie aus einem gemeinsamen Körper, zwei Schwanenhälse, deren Köpfe rot emaillierte Augen haben. Die Farbe des Schmelzwerkes an den Schnäbeln und an dem sie verbindenden Streifen ist nicht mehr zu erkennen. Die übrigen Ornamentstreifen sind eingraviert. Gefunden zu Schwabsburg, zwischen Nierstein und Selzen.
20. Gewandnadel aus Erz, in ⅔ der Originalgröße. Der Bügel ist mit Kreisornamenten und gestreiften Bändern verziert. Unterhalb des Hakens, in den die Nadel eingreift, ist er nach aufwärts umgebogen und trägt an seinem Ende einen scheibenförmigen Knopf, der sich dem Oberteil des Bügels wieder anschließt. Auf dieser runden Platte ist eine Scheibe aus hochroter Fritte mit einem kleineren Plättchen von Erz befestigt, welches in drei bogenförmige Abschnitte auf eine Weise geteilt ist, die als charakteristische Verzierung gewisser Bronzegeräte unserer Grabhügel zu beachten ist. Gefunden in Hard bei Zürich. Museum in Zürich.
21. Diadem von Erz, in ⅔ der natürlichen Größe. Gefunden in einem Grabe bei Altfammit bei Neukow in Mecklenburg. Museum zu Schwerin.
22. Fragment einer Gürtelkette. Halbe Originalgröße. Die einzelnen Glieder bestehen aus starkem Erzdraht, welcher zu drei Schlingen zusammengeflochten und an seinen beiden Enden in Spirale aufgerollt ist. Ihre Verbindung unter sich ist durch kleine in die Schlingen gehängte Erzringe hergestellt. Etruskische Arbeit. Mahler'sche Sammlung im Großherzogl. Museum zu Karlsruhe.
23. Mantelspange mit Drahtgewinden. Gefunden in der Gegend von Pattensen im Lüneburgischen.
24. Kleines Gewinde von Bronzedraht, wahrscheinlich Haarschmuck. Gefunden auf dem Petersberge bei Halle a. S.
25. Goldenes Horn mit figürlichen Verzierungen und Runenschrift um die Mündung. In Schleswig gefunden.
26. Glasbecher; 12 cm hoch, mit Verzierungen aus braunen und blauen Glasfäden. Aus den fränkischen Gräbern bei Kreuznach. (Nach Lindenschmit.)
27. Glasbecher mit Ornamenten aus braunem und blauem Glas. 9 cm hoch. Aus den fränkischen Gräbern von Obercolm. (Ebd.)
28. Glasbecher; 19 cm hoch. Aus den fränkischen Gräbern bei Selzen. (Ebd.)
29. Getriebene Bronzeschale ohne Henkel. In Westmanland, Schweden, gefunden. Mus. zu Stockholm. (Nach Undset.)
30. Hängebecken aus dünnem Erzguß; 18½ cm hoch, größte Weite 29 cm. Bei Neubrandenburg gefunden. Im Großherz. Mus. zu Strelitz. (Nach Lindenschmit.)
31. Schale von Bronzeblech mit getriebenen Buckeln. Von der Insel Fünen. (Nach Undset.)
32. Cylindrische Cista von Bronze, ca. 30 cm hoch; mit verbrannten Gebeinen und einem kleinen eisernen Messer 1845 bei Pansdorf unweit Lübeck in einem Grabhügel gefunden. (Ebd.)
33. Erzgefäß, Oinochoe; bis zur Ausgußspitze 32 cm hoch, größte Weite 21 cm, am Boden 13 cm. Aus einem Grabhügelfund im Klein-Aspergle bei Ludwigsburg. (Nach Lindenschmit.)
34. Thongefäß aus der rheinischen Bevölkerung zur römischen Zeit; 30 cm hoch. (Nach Klemm.)
35. Thongefäß aus einem Grabhügel im Königreich Sachsen; 29 cm hoch. (Ebd.)
36. Thongefäß aus den fränkischen Gräbern von Osthofen bei Worms; 20 cm hoch. (Ebd.)
37. Messer; aus der Schweiz. (Nach Cuddock.)
38. Axt aus Bronze, 25½ cm lang; in Monheim (Bayern) gefunden.
39. Axt aus Bronze, 18 cm lang; in Ungarn gefunden.
40. Celt von Erz; in einem Kegelgrab bei Barnten im Amte Oldenstadt gefunden. Ver. Sammlung zu Hannover. (Nach Lindenschmit.)
41. Celt (Keil) aus Erz, 12½ cm lang; aus dem sogenannten Gerstenbruche bei Haselünne.
42. Erzener Meißel (Celt), 18 cm lang; bei Gießen gefunden.
43. Erzener Hammer; bei Langensalza gefunden. Stab 45 cm, Hammer 39 cm lang.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

1
2
3
24
4
5
6
7
11
12
19
20
17
22
26
28
27
31

Waffen, Schmuck, Gerät und Werkzeuge aus

Digitized by Google

13
14
15
16
25
10
9
18
31
38
39
37
40
41
42
43
36
32
22
35

ermaniſchen Gräbern der vorgeſchichtlichen Zeit.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Kimbrerkriege noch das rechte Rheinufer inne gehabt hatten, wo zahlloſe keltiſche Fluß-, Gebirgs- und Ortsnamen noch jetzt von ihrer einſtigen Anſiedelung zeugen, wurden von den Germanen nicht nur über den Rhein, ſondern auch teilweiſe von deſſen linkem Ufer nach dem inneren Gallien gedrängt. Man muß ſich in der Betrachtung der Kämpfe zwiſchen den Germanen und Rom, welche ſich ſeit Cäſars und Arioviſts Zeit raſtlos folgten, wohl hüten, von unſeren Vorfahren den Patriotismus der Deutſchen in den Jahren 1813 oder 1870 zu verlangen; jede Idee bedarf der Entwickelung, und jedes Gefühl hat eine gewiſſe Kulturſtufe zur notwendigen Vorausſetzung. In jener bewegten Zeit der Angriffe Roms auf Germanien, die den Zweck hatten, den Römern Gallien zu ſichern, bildete das Auftreten Arminis eine ganz iſolierte, der Zeit vorauseilende Erſcheinung, die freilich bei anderen Völkern in Viriathus, Vercingetorix, Decebalus u. ſ. w. ihre Analogieen hatte. Im übrigen aber waren die Germanen gleich anderen Völkern noch nicht „patriotiſch“; ſie handelten wie dieſe nach der Eingebung des Augenblicks, und ihre Handlungen waren von Selbſtſucht nicht frei. Sie dienten ohne Bedenken ſchon unter Cäſar vielfach in den Heeren Roms, ihres „Erbfeindes“, und einzelne Völkerſchaften, wie z. B. die ſchmählichen Ubier, krochen vor den

Relief an der Siegesſäule Marc Aurels: die Markomannen den Sieger um Frieden bittend.

Weltherrſchern und ließen ſich von Agrippa, dem tüchtigen Nachfolger Cäſars in der Kriegführung gegen die Germanen, willig auf das linke Rheinufer verpflanzen, wo ihre Stadt von der Enkelin des Feldherrn und Mutter, wie auch das Opfer, des Mordbuben Nero den Namen Colonia Agrippinensis (Köln) erhielt. Das ſonſt zu Gallien gerechnete linke Rheinufer erhielt damals den Namen einer „Provinz Germanien“ in zwei Teilen (dem „oberen“ und „unteren“), in der Abſicht, dieſen Titel auf das ganze noch zu erobernde Deutſchland auszudehnen; die Maßregel hatte aber nicht dieſen Erfolg, ſondern vielmehr den von den Römern nicht beabſichtigten, dem von ihnen freien Deutſchland auch das linke Rheinufer für immer zu ſichern. Damals wurden in dieſem Gebiete außer dem älteren Mogontiacum (Mainz) die weiteren galliſchen Städte Augusta Nemetum (Speier), Augusta Vangionum (Worms) und Augusta Treverorum (Trier) neu befeſtigt und völlig verrömert; neue römiſche Gründungen in der jetzigen Schweiz waren Augusta Rauricorum (Augſt) und Vindonissa (Windiſch). Dazu kam eine ausgedehnte Verbeſſerung der bereits ſehr guten keltiſchen Straßen durch die Römer, ſowie Anlegung neuer, um an die Grenzen des Reiches ſo ſchnell wie möglich Truppen werfen zu können.

Aber nicht nur im Weſten, auch im Süden wurden die Germanen von Rom umgarnt. Das keltiſche Norikum (Teile von Bayern und Öſterreich im Süden der Donau), wurde

15 vor Chr. römiſche Provinz. Als Hauptſtadt entſtand ſpäter (unter Hadrian) Juvavia (Salzburg). Druſus und Tiberius (der ſpätere Kaiſer), des Auguſtus Stiefſöhne, bändigten die räuberiſchen Räter und romaniſierten ihr Land durch Städte und Straßen nach ihrer Art. Südtirol kam zu Italien, Nordtirol mit der öſtlichen Schweiz wurde zur Provinz Rätia und Südbayern mit der Hauptſtadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) zur Provinz Vindelicia (oder Raetia secunda).

Auf der Südgrenze des freien Germanien war es indeſſen noch längere Zeit ruhig, während die Rheingrenze ein Bild raſtloſer Fehden darbot.

So wurde ein dreißigjähriger Krieg zwiſchen Römern und Germanen geführt, ohne zu etwas anderem zu führen, als zu der Erkenntnis der erſteren, daß die letzteren niemals ihre Unterthanen werden konnten.

Armin hat in der ſogenannten Teutoburger Schlacht (9 n. Chr.) den Römern einen Schlag verſetzt, den ſie niemals verwanden, den ſelbſt die Siege des edeln Druſusſohnes Germanicus und Cäcinas nicht wieder gut machen und zu ihren gunſten wenden konnten. Es nützte den Römern nichts, daß ſie Armins Weib und Kind, durch den verräteriſchen Schwiegervater ihm entriſſen, im Triumphe aufführten; ſein Zorn ſchuf ihnen mehr Schaden als ſeine Niederlagen Nutzen. Sein Verdienſt war es, daß die eben noch ſiegreichen, aber durch empfindliche Verluſte des Heeres und der Flotte geſchwächten Römer im Jahre 16 auf den Befehl des Tiberius das rechtsrheiniſche Germanien — für immer aufgaben! Vier Jahre darauf dankten die eiferſüchtigen Häuptlinge dem Befreier, der nicht nur Freiheit, ſondern auch Ordnung ſchaffen wollte, durch ſeinen Mord, ſein Volk aber durch unſterbliche Lieder zu ſeinem Ruhme!

So war Deutſchland, ſo deutſche Sitte und Sprache gerettet, und wenn auch dieſe Wendung den Fortſchritt ſeiner Kultur aufhielt, ſo hat ſich doch in der Folge dieſelbe darum nur um ſo eigenartiger und ſelbſtändiger entwickelt!

Die Grenzen zwiſchen Römern und Germanen blieben nun faſt zwei Jahrhunderte lang im ganzen dieſelben. Wenn auch ihre Herrſchaft, ſo hatten die Römer doch nicht allen Einfluß jenſeit des Rheins und der Donau verloren. Im ganzen aber war das Verhältnis Roms zu den Germanen nur noch das der Verteidigung. Dieſe zu ſichern, erſtand unter Trajan (97—99) der berühmte römiſche Grenzwall (limes, Pfahlgraben, „Pfahl", Teufelsmauer), vom Rhein bei Koblenz bis zur Donau bei Kelheim, der das römiſche Germanien gegen das freie ſchützen ſollte, aber nicht auf die Dauer konnte. Siebenzig deutſche Meilen lang, war er im Rheingebiet von Erde mit Pfahlwand und Graben davor, im Donaugebiet von Stein mit Straße darauf. Auf der Außenſeite gegen die Germanen wurde ein Streifen Landes abſichtlich wüſt erhalten und mit Vorpoſten beſetzt, welche die anwohnenden Gaue ſtreng kontrollierten. Das von dieſem Werke und dem Rhein eingeſchloſſene Land, faſt ganz Baden, Naſſau, Heſſen, Württemberg und Teile von Bayern umfaſſend, hieß damals Agri decumates, das Zehntland, und war zwiſchen die Provinzen Obergermanien und Rätien geteilt. In feſten Lagern hauſten hier wirkliche und geweſene Soldaten der römiſchen Truppen und der Hilfsvölker und gründeten mit mitgebrachten oder germaniſchen Frauen Familien. Dieſe Lager erhielten römiſche Tempel, Bäder, Waſſerleitungen, Zirkuſſe u. ſ. w. und wurden hierdurch nach und nach zu Städten, welche durch Straßen verbunden wurden; bei alledem waren die Soldaten und Veteranen ſelbſt die Bauleute; ſie waren auch die Arbeiter bei der Verwandlung von Wald und Sumpf in Acker- und Gartenland. Südweſtdeutſchland wurde ſo ein völlig römiſches Land und blieb es bis zur großen Völkerwanderung. Die Bäderſtädte Aurelia Aquensis (Baden-Baden) und Aquae Mattiacae (Wiesbaden) waren wohl die bedeutendſten jenes Gebietes. Der hauptſächlichſte Gottesdienſt war der damals bei

den Römern und namentlich ihren Truppen in höchſter Mode ſtehende Kult des mißverſtandenen perſiſchen Sonnengottes Mithra, deſſen Bild, einen den Stier als Sinnbild der Erde opfernden Jüngling darſtellend, dort vielfach in Relief auf Stein gefunden wurde. Bald raſte kleiner Krieg über den Grenzwall hin und her zwiſchen freien Germanen und den ſogenannten Römern, in Wirklichkeit einem Gemiſch aller Nationen des weiten Reiches, bald waltete friedlicher Verkehr: Krämer und allerlei Volk wanderten zu den Germanen, um bei ihnen mit den Erzeugniſſen der römiſchen Kultur Geſchäfte zu machen, während Germanen unter kriegeriſcher Bedeckung, bevorzugte Völker ohne ſolche, herüber pilgerten, um die Pracht der ihnen bisher fremden Ziviliſation anzuſtaunen.

Das Ende des zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung war ein wichtiger Wendepunkt in der römiſchen und deutſchen Geſchichte. Jene trat in den Zeitraum ihrer vollſtändigen Entartung und Verderbnis, dieſe aber in denjenigen ſelbſtbewußten und kraftvollen Handelns. Seit dieſer Zeit machte Rom keine Erwerbungen an Land mehr, ſondern erlitt nur noch Verluſte. Wie nicht ganz zwei Jahrhunderte vorher der römiſche Angriff zur Verteidigung zurückgegangen, ſo ging jetzt dieſer Zuſtand in das Extrem des erſten, in den Angriff der Germanen gegen die Römer über. Es war zugleich die Zeit des Überhandnehmens der Germanen in den römiſchen Heeren und diejenige der Bildung weiterer und ſtärkerer deutſcher Völkerbünde in der Heimat, und damit, aber nicht erſt faſt zwei Jahrhunderte ſpäter, begann die große, vorzugsweiſe ſogenannte „Völkerwanderung.“

Silbermünze von Druſus dem Älteren.
Germaniſche Waffen: ein Vexillum, Schilde, Speere und Trompeten.

## Zweiter Abschnitt.

# Die große Völkerwanderung.

Was wir vorzugsweise die Völkerwanderung nennen, war keine neue Erscheinung, sondern lediglich die Fortsetzung der Befriedigung alten ziellosen Wandertriebes der Germanen, welche diese Lust infolge der Besetzung ihrer Landesgrenzen durch Roms Macht und der Bedrohung ihrer Selbständigkeit durch dieselbe allzulange hatten unterdrücken müssen. Sobald aber die Verteidigungskräfte des Weltreiches schwächer geworden, war für die Germanen der Zeitpunkt gekommen, die begonnene Ausbreitung ihrer riesig anwachsenden Volkskraft und Volkszahl fortzusetzen, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt weit stärker und zahlreicher, durch keltische und römische Einflüsse auch zivilisierter geworden und in weitere und festere gegliederte Völkerbünde, statt der früheren lockeren Völkerschaften, vereinigt waren. Auch jetzt waren es nicht nur etwa Kriegerscharen, die in das römische Reich einbrachen, sondern eigentliche Völkerzüge, welche eine neue Heimat suchten und je nachdem sie den ihre Wanderungen aufhaltenden fremden Völkern oder Mächten überlegen waren oder unterlagen, von ihnen Land forderten oder gegen Abtretung von Vieh erbaten, im Falle des Scheiterns ihrer Wünsche aber sich zurückzogen oder widerwillig weiter wanderten.

Die Richtung dieser Wanderungen war durchweg die nach Süden und Westen, d. h. nach milderen Klimaten, und es lassen sich hierbei zwei charakteristische Perioden unterscheiden, welche ungefähr das Jahr 400 n. Chr. scheidet. In der ersten dieser Perioden erobern und besetzen die Germanen die große Linie des Rheins und der Donau von der Nordsee bis zum Schwarzen Meere; in der zweiten aber, welche hundert Jahre später bereits als abgeschlossen gelten kann, haben sie das gesamte weströmische Reich weggenommen und ihm ein Ende gemacht. Merkwürdiger Weise konnten sie das oströmische Reich wohl zeitweise schwächen, aber es nicht nur nicht vernichten, sondern mußten zwei ihrer eigenen Reiche durch dasselbe zerstört sehen. Wäre Byzanz vor ihnen gefallen, die Welt hätte eine völlig andere Gestalt bekommen und wir wären vielleicht heute mit der orientalischen Frage verschont. —

Außer der germanischen Einwanderung in das römische Reich wider den Willen der Römer gab es aber auch eine solche mit deren Zustimmung, sogar auf ihren Wunsch. Ja diese Einwanderung war geradezu die für das Weltreich schädlichere und verderblichere; sie wies der anderen die Wege, arbeitete ihr vor, obschon sie den gegenteiligen Zweck hatte, und trug das meiste dazu bei, das Reich seines römischen Charakters zu entkleiden, dasselbe zu „barbarisieren“, und dadurch dem Untergange entgegenzuführen. Es schwebte somit ein tragisches Geschick über dem eisernen Rom, dem es nicht entrinnen konnte. Je weiter es seine Macht ausdehnte, erst aus Selbsterhaltungstrieb, später aus Habsucht und Herrschbegier,

um so weiter glitt es auf der abschüssigen Bahn seiner Eroberungspolitik jenem Verhängnis entgegen: denn je mehr fremde Völker es in seine Legionen aufnahm, um wieder weitere zu bändigen und um das Eroberte zu behaupten, um so mehr büßte es an seiner Eigenart ein, um so mehr wurde das römische Wesen von demjenigen eines bunten und charakterlosen Völkergemisches überwuchert. Das römische Reich glich einem tragischen Helden, der durch seine Schuld trotz tapferen Ankämpfens gegen sein furchtbares Geschick, von feindlichen Mächten, die er in seiner Verblendung selbst heraufbeschworen, umgarnt und von ihnen in die Tiefe gezogen wird, in der er auf entsetzliche Weise untergeht.

Jene Einwanderung von Germanen mit dem Willen der Römer bestand seit Anfang des dritten Jahrhunderts in der Aufnahme von Söldnern jener Nation (Läten genannt) in die römischen Heere, sowie ihrer Familien, später sogar ganzer Stämme und Völker in die römischen Grenzländer, zum Zwecke ihrer Verteidigung gegen die eigenen Landsleute der Aufgenommenen, — es waren Militärkolonisten, deren Kriegssold in dem Ertrage der ihnen überlassenen Ländereien bestand, eine ähnliche Einrichtung, wie sie bis in neueste Zeit an der ungarisch-türkischen Grenze bestand. Es war dies eine Maßregel, welche sich zwar nicht auf Germanen beschränkte, sondern verschiedene Völker betraf, jedoch vorzugsweise die Germanen, weil diese jenseit der gesamten europäischen Grenzlinie des römischen Reiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung bereits die vorwiegende und jedenfalls die zum Kriegsdienste tauglichste Bevölkerung bildeten. Nur von der europäischen Seite aber drohte dem Reiche wirkliche Gefahr, weil unter allen ihm benachbarten Völkern nur die Germanen die Thatkraft hatten, gegen das Reich der Wolfssäuglinge erobernd vorzugehen. Europa war überhaupt, weil Rom selbst dazu gehörte, der Hauptteil des Reiches, Afrika und Asien nur Dependenzen, die dazu dienten, das Mittelmeer zu einem „römischen See" zu machen. In Asien hatten die Römer nur die Parther, später die sasanischen Perser zu fürchten, welche das römische Asien keineswegs zu erobern, sondern nur seine Ausdehnung zu verhindern strebten; in Afrika hatten die Römer gar nur die Wüste zum Nachbarn. In Europa aber gab es außer den Germanen nur solche noch nicht unterworfene Völker, welche froh waren, frei zu bleiben, aber an Angriffe gegen Rom nicht dachten, ausgenommen soweit sie sich den Germanen anschlossen oder von ihnen mit fortgerissen wurden zum wilden Berserkergang um neues Land, in welchem den Germanen, ihnen noch unbewußt, goldene Kronen, mächtige Scepter und feenhaft glänzende Horte entgegen leuchteten.

Allerdings verschmolzen mit der Zeit die beiden Arten des Eindringens der Germanen im Römerreiche insofern miteinander, als die wider Willen der Römer Eingewanderten, oft und in der Folge immer mehr ganze Völker, nicht mehr zu vertreiben waren und dann durch Abgabe von Land an sie und einen Vertrag, der sie zu Föderaten (Verbündeten) machte, zum friedlichen Verbleiben unter römischen Gesetzen, später aber unter ihren eigenen Königen und mit Anerkennung römischer Oberhoheit bewogen wurden, bis sie es an der Zeit fanden, auch diese zum leeren Schein gewordene Form abzuschütteln. Nicht plötzlich, sondern durch vielerlei sich an altes römisches Herkommen anlehnende Übergänge verwandelten sich die weströmischen Provinzen während des fünften Jahrhunderts in germanische Königreiche. Und auch diese Königreiche waren nichts Neues, nichts etwa nach römischem Vorbild, wie man gemeint hat, plötzlich aus dem Boden Gewachsenes, sondern schlecht und recht Fortsetzungen der alten germanischen Königtümer, nur in dem Maße erweitert, als an die Stelle der unabhängigen Gaue älterer Zeit geeinte Völkerschaften und an die Stelle der Zersplitterung in solche, größere Völkerbünde getreten waren. Allerdings aber erweiterte sich die innere Macht der deutschen Könige während der großen Völkerwanderung, Hand in Hand mit der äußeren, dadurch, daß sie in den eroberten Teilen des römischen Reiches naturgemäß die

bisher dort von den römiſchen Kaiſern ausgeübten Rechte an ſich nahmen, Rechte, welche natürlich in ſo ausgedehnten Ländern nicht mehr von den Volksverſammlungen der Freien ausgeübt werden konnten, auch abgeſehen davon, daß die Germanen in jenen eroberten Landen nicht mehr die einzigen Unterthanen ihrer Könige waren, ſondern dieſe Eigenſchaft mit den ſogenannten Römern, d. h. romaniſierten Völkern verſchiedener Abkunft teilten. Ebenſo entſtand auch durch die große Völkerwanderung nicht etwa erſt ein Adel, ſondern es wurde lediglich allmählich der durch die blutigen Kämpfe um Landbeſitz dezimierte Geburtsadel durch einen Dienſtadel ergänzt und in der Folge auch wohl meiſt erſetzt, deſſen Entſtehung durch die in den erweiterten Reichen und bei der erweiterten Königsmacht erforderliche Vermehrung der Staatsgeſchäfte von ſelbſt bedingt war.

Die alten Deutſchen waren durch die Not in ihrem unwirtlichen Lande zur Auswanderung und Ausbreitung gezwungen; ihr Mangel an Bildung verhinderte ſie ſowohl, den Anbau ihrer Heimat zu verbeſſern, als in ihrem Weiterdringen etwas Unrechtes zu erblicken, und endlich hatten die Römer ſelbſt, obwohl im Beſitze weit höherer Kultur, ihre Provinzen auf nicht rechtmäßigere, ja zum größten Teile auf weit unrechtmäßigere, treuloſere und blutigere Weiſe erworben und ernteten alſo nur, was ſie ſelbſt geſäet, ſie erlitten nur eine Kataſtrophe, deren Hereinbrechen ſie ſelbſt verſchuldet hatten. —

Rom verdiente auch ſchon deshalb kein beſſeres Schickſal, weil es ſeine Kriegsgefangenen zu Sklaven machte, ſie aber nicht etwa mild behandelte, wie das alte Athen es gethan und wie auch die Germanen thaten, ſondern auf die empörendſte Weiſe mißhandelte; ſie wurden teils zu Gladiatoren oder Beſtiariern (Tierkämpfern) dreſſiert oder noch lieber kurzweg den wilden Tieren des Amphitheaters vorgeworfen, teils an Herren verkauft, die ſie geißeln oder in ſchauderhafte Kerker werfen oder grauſam foltern und hinrichten laſſen konnten. Andere wurden nach ſiegreichen Kriegen von den Römern familienweiſe über die Grenzen geſchleppt und dort zu Zwangsanſiedlern, Kolonen gemacht, die zwar nicht wie Sklaven, aber immerhin ſchlecht genug behandelt und ausgeſogen wurden, ſo daß ſie nicht ſelten aus Verzweiflung ihr Grundſtück verließen und ſich in die Legionen einreihen ließen oder gar zu Räuberbanden ſich zuſammenrotteten. Unter dieſen beiden Menſchenklaſſen beſtand, wenigſtens in Europa, ſeit den Kriegen mit den Germanen, die Mehrzahl aus Angehörigen dieſes Volkes; es gab alſo im römiſchen Reiche nicht nur Mengen von Germanen, die gegen den Willen und von ſolchen, die mit Zuſtimmung der Römer, ſondern auch von ſolchen, die gegen ihren eigenen Willen hereingekommen waren.

So dienten denn Maſſen von Germanen aus verſchiedenen Veranlaſſungen, teils freiwillig teils gezwungen, in den römiſchen Heeren; ſie ſchreckten und bändigten die disziplinierten Perſer in Aſien wie die regelloſen Beduinenhorden in Afrika, denn ſie waren die beſten Soldaten, welche die Römer finden konnten, und gewannen daher mit der Zeit das Übergewicht in den Legionen, ja ſogar unter den Prätorianern der kaiſerlichen Leibgarde. Je zahlreicher aber die Germanen im Heere Roms wurden, je gräßlicher die Sitten des Reiches ſich entwickelten und je ſchwächer demzufolge das letztere wurde, deſto mehr ſtiegen auch Germanen zu den höchſten Ämtern und Stellen, nicht nur im Heere, ſondern auch im Staate empor. Der Mordkaiſer Caracalla gefiel ſich darin, in germaniſcher Tracht aufzutreten und machte ſich dadurch bei den Alamannen populär, ſo blutig er auch unter ihren Landsleuten gewütet hatte. Am Ende des dritten Jahrhunderts gab es germaniſche Konſuln und Beamte jeden Grades, wie germaniſche Feldherren, ja ſogar leider auch germaniſche Höflinge. Achtunggebietend ſtanden germaniſche Miniſter, wie der Franke Arbogaſt, an der Spitze des Reiches. Selbſt einige der damals ſo häufigen Eintags- und Gegenkaiſer gehörten unſerem Stamme an. Ein Vandale war es, Stiliko, der Rom länger

hielt, als es ſich ſelbſt, und dafür von ſeinem elenden Kaiſerling Honorius mit Mord belohnt wurde.

Daß dieſe Germanen ſich kein Gewiſſen daraus machten, gegen ihre Landsleute zu dienen und zu wirken, ja daß ſogar freie germaniſche Hilfsvölker den Römern zuzogen und ihre Kriege mitfochten, darf bei dem abſoluten Unverſtändnis jener Zeit für Stammes- und Volksgefühl nicht wunder nehmen. Kannten ja ſelbſt die gebildeten Römer lange kein ſolches, ſondern nur ein Staatsbewußtſein und ſahen mit der größten Gleichgültigkeit in ihrem Reiche die Barbaren überhandnehmen, wenn und ſoweit dieſe ſich als Römer geberdeten, — bis endlich die Sache ihnen zu gefährlich wurde. Erſt im vierten Jahrhundert, als die Barbaren

Die germaniſche Leibwache Trajans. Relief an der Siegesſäule Trajans zu Rom.

ſie zu verdrängen drohten, bildete ſich gegen erſtere eine national-römiſche Partei; aber da war es zu ſpät, denn es mangelte an Römern und die eingebürgerten Fremden waren unentbehrlich geworden.

Wenden wir nun unſere Blicke den noch freien und kräftigen, noch nicht vom römiſchen Weſen angekränkelten Germanen zu. Es iſt bereits geſagt, daß ſie ungefähr ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts größere Volksgenoſſenſchaften bildeten als vorher. Die ſtarke Zunahme der Bevölkerung in der Heimat hatte erſt die Heranziehung und Urbarmachung der die Gaue trennenden Wälder und Sümpfe zur Folge gehabt und dadurch die vorher von einander abgelegenen Gemeinweſen zu Anſtößern gemacht. Ein zweiter Schritt, den die fortgeſetzte Volksvermehrung herbeiführte, war die Ausdehnung der Völkerſchaften über ihre Grenzen, woraus ſich eine ſtete Verſchiebung derſelben nach Süden und Weſten und alſo

ein Drängen der südlichsten und westlichsten Stämme über die römische Grenze ergab. Damit begann die große Völkerwanderung, in deren Verlaufe wir nichts mehr von Chauken, Semnonen, Cheruskern, Chatten u. s. w. hören. An ihre Stelle traten teils die neuen Bünde der Franken und Alamannen, teils Völker mit neuen Namen: Thüringer (früher Hermunduren), Bajuvaren (früher Markomannen), wozu noch sowohl Völker der früheren Zeit, aber wohl vergrößerte, wie Sachsen, Friesen, Langobarden, als auch die früher nicht genannten Ostgermanen, die Goten im weitern Sinne kamen. Jene kleineren Völker hatte das Reich der Römer noch abwehren können, gegen diese größeren erzielte es wohl noch vorübergehende Erfolge, ja legte sie während des starken Regiments der Cäsaren des vierten Jahrhunderts völlig lahm; aber nachdem Schwächlinge diese Helden abgelöst, vermochte Rom auf die Dauer nichts mehr gegen die Deutschen. Politisch einig waren die neuen Völkerschaften derselben im Anfange ihrer Ausbreitung allerdings noch nicht; sie besaßen, wenigstens im Frieden, teilweise auch im Kriege, noch keine gemeinsamen Könige; dazu kam es bei den zahlreicheren jener Völker erst nach ihrer Festsetzung im Auslande.

Relief an der Siegessäule Marc Aurels.

Darstellung eines Bündnisschlusses zwischen dem König der Markomannen (oder Quaden) und einem anderen germanischen Fürsten. An einem Flusse, vielleicht der gegenseitigen Grenze, sind die Fürsten mit ihrem Gefolge zusammengekommen und vor dem Zelte in der Mitte hervorragender Waffengenossen leisten sie nun den Treueschwur einander in die Hände. Auf dem Flusse liegen drei Kähne, bereit, das noch auf dem jenseitigen Ufer befindliche Gefolge überzusetzen. Die Pferde unterscheiden sich in ihrer Aufzäumung wesentlich von den römischen: sie haben weder den bei letzteren üblichen Stirn- und Brustschmuck noch eine Schabrake, sondern sind nur höchst einfach gezäumt.

Das erste dieser Völker, das den Römern heiß machte, waren die Alamannen, d. h. Männer des Alah, Heiligtums, das bei ihnen dem Zio gewidmet war, oder Gesamt-Mannen, ein Teil der alten Sueben; ja der Name „Sueben, Schwaben" ging in der Folge ganz auf sie über, die sich auch selbst so nannten. Noch häufiger aber als „Schwaben" nannten sich die Alamannen nach ihren einzelnen zehn bis zwanzig Völkerschaften: Juthungen, Linzgauer, Brisgauer u. s. w., die alle ihre eigenen Könige hatten. Im Übergange vom zweiten zum dritten Jahrhundert traten sie im Maingebiet

auf und erkoren sich als Opfer ihrer weiteren Ausbreitung das römische Zehntland, gegen das sie seit der Mitte des dritten Jahrhunderts rastlos anstürmten, während sie zugleich wiederholte Ausfälle nach Italien und Gallien machten und nicht nur Römer, sondern auch die diesen dienenden Mauren, Parther und Armenier zu bekämpfen hatten. Im Jahre 282 finden wir sie, wenn auch oft genug zurückgeschlagen, endlich im bleibenden Besitze des freilich noch öfter durch römische Einfälle verwüsteten Zehntlandes, so daß nun an der Kniebeugung des Rheins bei Basel der Strom ebenso die Grenze des Römerreichs bildete, wie unterhalb Koblenz. Seitdem hieß auch jenes Gebiet nicht mehr „Zehntgebiet", sondern Alamannien. Aber um das Jahr 400 durchbrachen endlich die Alamannen auch jene Grenze und besetzten die Gegenden, welche heute Elsaß und die deutsche Schweiz bilden, die hierdurch ihre jetzige Bevölkerung erhielten und die Reste römischer Herrschaft und Kultur verloren.

Was die Alamannen am Oberrhein, das besorgten die Franken am Mittel- und Niederrhein. Unter dieser Benennung (d. h. wohl die Freien; ihre Waffe, die Franziska, hat eher den Namen von ihnen, als sie von ihr) waren die früheren Sugambrer, Bataver, Chamaven, Amsivarier, Chattuarier, Chatten und Brukterer zusammengefaßt; jetzt unterschieden sie sich hauptsächlich in salische und ripuarische Franken. Schon 264 fielen sie in ihrem späteren Reiche, in Gallien, ein, machten um 280 als Seeräuber das ganze Mittelmeer unsicher und herrschten am Ende des dritten Jahrhunderts unbestritten in den Niederlanden, in der Mitte des vierten am linken Rheinufer unterhalb Kleve, und im fünften gehörte ihnen bereits das linke Mittelrheinufer bis Mainz, die Römer waren für immer vom Rheine abgedrängt! Denn gleichzeitig hatten auch die Burgunder dort Fuß gefaßt, indem ihnen Rom schon 413 eine Strecke am linken Ufer abgetreten hatte; es war die durch ihr späteres tragisches Schicksal 437 und noch mehr durch Sage und Dichtung berühmt gewordene Gegend von Worms.

Ein selbständiger Zweig der Germanen im weiteren Sinne neben Deutschen und Skandinaviern waren die Goten oder Ostgermanen. Sie bildeten einen Verein vieler kleinerer Völker, unter denen zwei als die bedeutendsten hervorragten: die Greutungen (Steppenleute) oder Ostgoten und die Terwingen (Waldleute) oder Westgoten. Die übrigen waren: die Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier, Skiren, Turkilingen, Taifalen, Wiktofalen u. a. Wir finden die gotischen Völker zur Zeit des Tacitus an der deutschen Ostseeküste in ihrer gesamten Ausdehnung, am Ende des zweiten und im Anfange des dritten Jahrhunderts aber, also etwa hundert Jahre später, an der unteren Donau und am Schwarzen Meere, von wo aus sie, im Kampfe mit den Römern und in Verbindung mit anderen, auch nicht germanischen (slawischen) Völkern, Streif- und Raubzüge zu Land und Wasser nach Thrakien, Griechenland und Kleinasien machten, diese Länder in grauenvollster Weise verheerten, Städte zerstörten und deren Einwohner niedermetzelten.

In der Mitte des vierten Jahrhunderts beherrschte der vielbesungene Held Ermanarich die Ostgoten, die Heruler und mehrere slawische und finnische Völker, angeblich das ganze Südrußland. Aber diese germanische Herrlichkeit im fernen Osten Europas ging tragisch zu Grunde, als der erste jener entsetzlichen Einfälle schiefäugiger und schmutziggelber mongolischer Steppenvölker stattfand, welche wiederholt Europa heimgesucht haben. Es waren die unsäglich rohen, mit ihren ebenso häßlichen Pferden verwachsenen Hunnen, wahrscheinlich die schon den Chinesen furchtbaren Hiong-nu, welche um 374 aus Asien hereinbrachen und alles verwüsteten und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Die Ostgoten, deren greiser Heldenkönig damals starb, wurden den Steppendämonen tributpflichtig und ihr Reich mußte darauf lange der eigenen Könige entbehren.

Von ungeheurer Tragweite war der hunnische Einfall für die germanischen Völker und

für das römiſche Reich; er war es, der die Zertrümmerung des letzteren durch die erſteren und damit auch den Fortſchritt dieſer zu höherer Kultur beſchleunigt hat. Den Hauptanſtoß hierzu gaben die der Hunnennot noch rechtzeitig auf oſtrömiſches Gebiet entrinnenden Weſtgoten. Aber durch eine ſeltſame Verkettung der Geſchicke war es nicht hier, im thrakiſchen Lande, wo dies Volk die Zeit ſeiner Macht und Blüte erleben ſollte. Nicht Byzanz, ſondern Rom ſollte das Opfer der Deutſchen werden. Es war, als ob die Kraft- und Prachtgeſtalt des gotiſchen Königsjünglings Alarich einem rätſelhaften Verhängnis folgte; nicht den klaſſiſchen Boden von Hellas, den er die ungebändigte germaniſche Wildheit fühlen ließ, ſondern Italiens Fluren, nach denen die Goten mit Weib und Kind, mit Sack und Pack zogen, erkor er zum Schauplatze ſeiner Thaten, die der Vandale Stiliko gar zu gern in Roms Dienſten glänzen geſehen hätte, denen der edle Tertwinge aber allzufrüh an den Waſſern des Buſento entriſſen wurde. Mit der Einnahme Roms aber (410), das nicht weſentlich beſchädigt und nur mäßig geplündert wurde, hatte die Selbſtändigkeit des Weltreiches ihr Ende gefunden und trat ein wichtiger Wendepunkt in der Kulturgeſchichte, namentlich der Germanen ein, die ſeit dieſem Zeitpunkte durch die nähere Anſchauung des noch im Glanze der Kunſt prangenden, wenn auch ſittlich verkommenen klaſſiſchen Altertums einen denkwürdigen Schritt näher zu jener Geſittung vollbracht haben, welche die Völker groß und berühmt macht. Die Bewegung der Weſtgoten, die auch in Italien nicht feſten Fuß faßten, weiter nach Weſten und ihre Niederlaſſung in Aquitanien (417) hat die große kulturgeſchichtliche Bedeutung, daß damit der erſte Grund zu dem neuen europäiſchen Staatenſyſtem gelegt wurde, welches allmählich an die Stelle der verrotteten Römerwelt trat. Ein mißlungener Ableger dieſer Bewegung nach Weſten war aber die Feſtſetzung der Vandalen in Nordafrika (427), in einem Klima, das deutſche Kraft ſchneller aufreiben mußte, als dies in Italien und Spanien geſchehen iſt.

Auf dieſen Zügen hatten die Germanen volle Gelegenheit, die Schwächen des Römerreiches, nämlich die herrſchende Sittenloſigkeit, die tolle Verſchwendung und die mit dumpfem Aberglauben gepaarte Irreligion jenes Völkergemiſches, das ſich mit immer weniger Recht „Römer“ nannte, kennen zu lernen. Wohl waren ſie von der ſie umgebenden Pracht betroffen und wußten ſich vor der Flut der auf ſie hereinſtürmenden gewaltigen Eindrücke kaum zu ſammeln; allein ſie beſaßen natürlichen Verſtand und mußten ſich bei reiflicher Überlegung ſagen, daß ein ſo zerfahrenes, von allem Maßhalten fernes und aller Vernunft Hohn ſprechendes Treiben keinen Beſtand haben könne und über kurz oder lang einen krachenden Sturz erzielen müſſe. Es war ſomit nicht nur ihre Sehnſucht nach wärmeren und fruchtbareren Ländern, die ſie in dem Gedanken befeſtigte, die vom Schickſale beſtimmten Erben jener entarteten Welt zu ſein.

Für die Germanen war ihr Eindringen im römiſchen Reiche, wie bereits angedeutet, vornehmlich von Einfluß auf ihre Verfaſſung, namentlich auf die Geſtaltung ihres Königtums. Es kam in der erſten Zeit jenes Eindringens, als dasſelbe noch in geringerem Maße ſtattfand und die römiſche Macht noch achtunggebietend war, häufig vor, daß ein germaniſcher, vorab fränkiſcher oder alamanniſcher König in römiſchem Dienſte eine kriegeriſche Stelle erhielt oder gar ſich ganz dieſem Dienſte widmete und ſein Königtum aufgab, wie z. B. der Alamanne Wadomar, der ſich ſo in die römiſche Kriegskunſt hineinlebte, daß er die Feſtungsartillerie ſeiner Oberherren im Kriege gegen Perſien leiten konnte. Doch hielten ſich dieſe Leute an die Römer, deren Übermacht ſie zum Bündnis (foedus) gezwungen, nur ſo lange für gebunden, bis ſie ſtark genug waren, ſich wieder frei zu machen, und unterhielten auch in dieſer Vorausſicht die Verbindung mit ihren nicht unterworfenen Landsleuten, was die Römer früher nicht geduldet hätten, jetzt aber zu verhindern ſchon nicht mehr die

Macht hatten. Kamen indeſſen verſchiedene germaniſche Völker, z. B. im vierten Jahrhundert Franken und Alamannen, einander mit ihren Eroberungen ins Gehege, ſo benutzten ſie ſehr gerne die Römer gegeneinander und dienten ihnen gegen den einſtweiligen gemeinſamen Feind. Von einer einheitlichen Verfaſſung, einem gemeinſamen Königtum irgend eines von dieſen Völkern war zu Ende des vierten Jahrhunderts noch keine Rede. Auch waren ihre kleinen Gaukönige noch keineswegs auf römiſche Art abſolut, wie das von Ammianus Marcellinus (28,5) angeführte Beiſpiel der Burgunder zeigt, welche einen im Kriege unglücklichen König entſetzten oder gar den Göttern opferten, während ihr Oberprieſter, der das Volk nicht vertrat, unverantwortlich und unabſetzbar war, was gerade ſeinen geringeren Rang beweiſt, weil es zeigt, daß an ſeiner Tüchtigkeit nicht ſo viel gelegen war, wie an der des Königs.

In der Ausbildung einheitlicher Verfaſſung und gemeinſamen Königtums gingen die Oſtgermanen ihren weſtlichen Brüdern voran. Allerdings iſt die Herrſchaft des oſtgotiſchen Königshauſes der vielgefeierten Amalungen nicht ſo alt, wie es Kaſſiodor und ſein Epitomator Jordanis darzuſtellen liebten, und der erſte geſchichtliche Machthaber dieſes Hauſes, Oſtrogota, um 240, regierte wohl nur über einen Teil ſeines Volkes. Unter der hunniſchen Oberherrſchaft wurde ihre Erbfolge etwa ein halbes Jahrhundert unterbrochen, bis Ermanarichs Urgroßneffe Walamir (um 440) mit Beihilfe ſeiner Brüder Theodemir und Widemir das alte Verhältnis erneuerte und, wie es ſcheint, auf das ganze Volk ausdehnte. Schon früher waren die zerſplitterten und unter verſchiedenen Königen einander befehdenden Weſtgoten durch den großen Alarich geeint worden. Bei beiden Abteilungen der Goten war während der großen Völkerwanderung das Königtum zwar ſtrammer als bei den Weſtgermanen, aber noch nicht erblich, ſondern immerhin von der Wahl der Freien abhängig, daher der König auch ſtets Volkshaupt (thiudans) hieß.

Eine Gerichtsſzene; aus den Reliefs der Siegesſäule Marc Aurels.

Der König der Quaden, im bis auf die Knöchel herabwallenden Kriegsmantel (in der Hand eine Pergamentrolle oder ein Zepter?) wohnt der Enthauptung mehrerer Germanen bei, die mit den Römern Bündnis eingegangen (So die übliche Deutung: vielleicht wird man aber eher umgekehrt Beſtrafung von Germanen für Verletzung des von ihrem König mit Rom geſchloſſenen foedus annehmen müſſen.)

Die Gruppierungen der Goten waren im ganzen dieſelben, wie wir ſie bei den alten Weſtgermanen kennen gelernt haben. Die Sippe hielt feſt zuſammen, ſelbſt gegen den

Digitized by Google

König. Die Freien waren ſo ſtolz auf ihre Rechte, daß die Römer ſie insgeſamt für Edle hielten. Von den Knechten waren freie Diener unterſchieden. Das Heer wurde in Zehn-, Hundert- und Tauſendſchaften gegliedert. Bewaffnet war es mit Schild, Brünne und Helm, Schwert mit Scheide und Geſchoß (Wurfſpeer); ſein Zeichen war das Banner (bandon). Richter (stava) urteilten im Namen des Königs, nachdem die „Rechtsgenoſſen“ das Recht „gefunden“. Die Strafe hatte noch den Charakter der Rache; der Friedensbrecher galt als vogelfrei und hieß bezeichnender Weiſe „Wolf“. Räuber und Diebe wurden gehängt, Gefängniſſe waren unbekannt, außer während der Unterſuchung und erſt ſeit der Bekanntſchaft mit den Römern (daher auch ihr Name, karkera, von carcer); Notbande und Feſſeln hielten den Gefangenen von der Flucht ab. Nur Unfreie erlitten Prügelſtrafen. Zahlungsunfähige wurden zu Knechten gemacht. Geſetze gab es noch nicht, — nur Gewohnheitsrecht. Die Goten, die bis dahin in Zelten oder höchſtens in Holzhütten von Balken und Brettern lebten, welche offene Dörfer bildeten, lernten Städte erſt durch die Römer kennen und nannten ſie „Burgen“. Die Wanderluſt ſteckte noch ſo tief in ihnen, daß ſie unter „Gau“ und „Land“ weniger ein gewiſſes Gebiet, als ein gewiſſes Volk und deſſen Abteilungen verſtanden.

Relief von der Siegesſäule Marc Aurels.
Ein von Rindern gezogener germaniſcher Wagen unter römiſcher Eskorte; vermutlich werden die Frauen in die Gefangenſchaft geführt, doch könnte auch an ein Schutzgeleit gedacht werden.

Die Sitten der Germanen waren noch zur Zeit der Wanderung rein. Der Marſeiller Salvian ſchrieb um 430, es gebe im Reiche der Goten (in Aquitanien) keinen unkeuſchen Menſchen, ausgenommen die Römer. Noch war bei ihnen, ſolange ſie nicht unter die letzteren gerieten, die Gaſtfreundſchaft ſo heilig, daß der junge Langobarde Alboin, der den Sohn des Gepidenherrſchers erſchlagen, bei dem Vater ſeines Opfers am Mahle ſitzen und von ihm gegen ſeine wütenden Gefolgsleute geſchützt werden konnte. Das Beiſpiel der Römer wirkte aber ſehr nachteilig auf die Deutſchen. Das Dienen unter denſelben vermengte ſie mit ihnen und zwang ſie ſozuſagen, „mit den Wölfen zu heulen.“ Teils Notwehr, teils Selbſterhaltungstrieb verleitete ſie in Zeiten der Bedrängnis durch die Feinde zu Verrat an Landsleuten. Wo ſie ſich aber auf römiſchem Gebiete niederließen, da lernten ſie leider die Unzucht und Grauſamkeit der älteren Bewohner kennen und üben. Je mehr die Germanen mit dem römiſchen Leben bekannt wurden, deſto mehr nahmen ſie auch römiſche Kleidung und Lebensart und die Reichen römiſchen Luxus und römiſche Sitten oder Unſitten an. Ihre Wohnungen blieben dagegen, wohl im Hinblicke auf kriegeriſche Verteidigung, länger einfach und ſchmucklos. Auch Haar und Bart trugen ſie, als das Zeichen freier Männer, noch lange Zeit ungeſchoren.

Den Ackerbau vernachläſſigten die Germanen auch auf der Wanderung niemals. Die Goten führten den Pflug, wo ſie ſich niederließen, machten wüſte Gegenden urbar, wandelten ſie in Getreidefelder und ſogar Gärten um und pflanzten auch Obſt. Noch begreiflicher iſt, daß ſie auf den weiten durchzogenen Steppen Vieh züchteten, beſonders Schafe; daneben hielten ſie auch Geflügel; „faihu.“ „Vieh,“ war bei ihnen noch lange der allgemeine Ausdruck für Geld und Vermögen. Durch dieſe Anlage zur Kultur ſtechen ſie beſonders ſcharf gegen die rohen und arbeitſcheuen Hunnen ab.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Zerſtörung eines germaniſchen Dorfes durch römiſche Truppen. Relief an der Siegesſäule Marc Aurels zu Rom.

Dargeſtellt iſt der Ausgang eines Kampfes. Im Vordergrunde kämpfen noch einzelne Germanen, darunter ein mit dem Scramaſachs bewaffneter, gegen die Römer. Letztere dringen von allen Seiten ein, ſtecken die Hütten in Brand, treiben die Herden fort und führen Männer wie Frauen in die Gefangenſchaft. Von den Frauen trägt eine einen kronenartigen Kopfſchmuck. Einige der Germanen haben ſich auf die Roſſe geworfen und entfliehen. Bei mehreren Figuren, z. B. dem Römer im Vordergrunde rechts, ſind die zum Hieb oder Stoß gehobenen Schwerter im Relief abgebrochen.

Digitized by Google

Aber auch das alte Vaterland, auch Deutſchland wurde nicht vernachläſſigt, wenigſtens im Weſten nicht. Keinen Landesteil beſetzten die Alamannen und die Franken auf ihren Zügen nach Südweſten und Weſten, ohne ihn zu bebauen und mit Dörfern zu beſiedeln; aber ſo oft die Römer wieder über den Rhein brachen, verwüſteten ſie das Land, verbrannten die Dörfer und raubten das Vieh; die „Gebildeten“ vergalten den „Ungebildeten“ Gleiches mit Gleichem. Und wenn ſich Alamannen vorübergehend unterwarfen, konnte der Ertrag ihres Landes ſelbſt die darin aufgeſtellten römiſchen Truppen unterhalten. Seitdem aber den Alamannen das ehemalige Zehntland gehörte, entwickelte ſich ihr Landbau noch mehr, und bald führten ſie und die Franken nicht nur das Schwert, ſondern auch den Pflug ſelbſt am linken Rheinufer; das Elſaß erhielt ſeinen Namen (Ali-ſat) von der Errichtung neuer Sitze daſelbſt für die Alamannen. Von den hartnäckigen Anſtrengungen der Urbarmachung rühren denn auch in Weſt- und Süddeutſchland und der deutſchen Schweiz die zahlreichen Ortsnamen Reute, Rüti (ausgereutetes Holz, in Thüringen -rode), Schwanden, Schwendi (geſchwundener Wald) her; an die Errichtung von Höfen erinnern die zahlloſen Namen auf -hofen und -hauſen; an die von Dörfern die auf -dorf, -heim, -weil, -weiler, -wil, -wiler (villa); an die Anlegung von Wieſen die auf -au, -feld und -wang, -wangen; an die Öffnung von Waſſerquellen die auf -brunn, -bronn und -born; an die Anſiedelung beim Waſſer überhaupt die auf -bach, -ach (aqua), -mar (Meer, Moor), an Baumpflanzungen: Berka, Eichen, Eich, Elm, Buchen, Linden, Affoltern (d. h. zu den Apfelbäumen, altbochdeutſch apholtra, vgl. engl. apple-tree) u. ſ. w.

Aber während die Germanen nach dem früher keltiſchen und dann römiſchen Süddeutſchland und nach den weſtlicher und ſüdlicher liegenden römiſchen Provinzen, nach den Donauländern, Italien, Gallien, Hiſpanien und Britannien zogen, verlor ein bedeutender Teil von ihnen die alte Heimat und verloren damit auf geraume Zeit alle den Oſten ihres urſprünglichen Vaterlandes. — Oſtdeutſchland wurde für Jahrhunderte, teilweiſe ſogar bis auf heute und länger eine Beute der Slawen, der Weneder, Wenden, wie man ſie damals vorzugsweiſe nannte. Nicht in ſtürmiſchem Kriegslaufe, wie Alamannen, Franken und Goten, nicht unter kühnen Heldenkönigen, wie Chnodomar, Ermanarich, Alarich, ſondern ſtill und geräuſchlos, von der Geſchichtſchreibung der Zeit lückenhaft, teilweiſe gar nicht bemerkt, ging ihre Beſitznahme der von den Germanen verlaſſenen Länder vor ſich. Schon im dritten Jahrhundert gehörte ihnen das Odergebiet, gegen Ende des fünften der größte Teil der Gegenden, welche die Elbe und die obere Donau beſpülen, von wo aus ſie auch einen Teil der Oſtalpen beſetzten, der von ihnen (ſlaw. goroten, Bergland) den Namen „Kärnten“ erhielt. Ja im ſechſten Jahrhundert erſtreckten ſich ihre Wanderungen und Eroberungen noch weiter. Die von den Germanen unter Alarich verſchmähte Balkanhalbinſel wurde für ſie, was für die Germanen Italien, das Ziel des Herzenszuges nach Süden. Sie drangen bis zu den blätterförmigen Südſpitzen des alten Hellas und brachten den Hellenen eine ſlawiſche Miſchung bei, welche aber an der Sprache Homers feſthielt. Die Mitte und der Norden der Halbinſel dagegen wurden völliges Slawengebiet und erhielten ſo ihre Zukunftsbevölkerung.

Damals indeſſen gründeten die Slawen noch nirgends Staaten, ſondern es geboten nacheinander Goten, Hunnen und Awaren über ſie, deren Wanderungen mit der Beſitznahme des jetzigen Kroatien und des alten Dalmatien ihren Abſchluß fanden. In Oſtdeutſchland aber haben ſie der Bevölkerung einen Stempel aufgedrückt, der oft irrig für einen deutſchen gehalten wird. Namentlich glauben wir hier hervorheben zu müſſen, daß der zu verſchiedenen Zeiten und noch jetzt ſtellenweiſe in Deutſchland vorkommende Serviliſmus ſlawiſcher Abkunft ſein muß, da er bei den Germanen älterer Zeit nirgends, bei den Slawen aber von jeher wahrzunehmen iſt. Die Geſchichte lehrt, daß der Charakter der Slawen weichlich und weibiſch

iſt. Soweit dieſelben männliche Thatkraft üben lernten, dürfte das auf germaniſchen, ſoweit ſie aber ſolche mit Roheit paarten, auf mongoliſchen Einfluß zurückzuführen ſein.

Auf der einen Seite ſtanden ſich alſo ein geſunkenes Rom, auf der anderen die emporſtrebenden Germanen gegenüber. Dieſe waren bereit, höhere Kultur anzunehmen, — die Goten hatten im vierten Jahrhundert ſchon Bücher, Schriftſteller, Lehrer und Ärzte —; aber konnten ſie von der Kultur der Römer, wie ſie damals war, konnten ſie von dieſem entarteten, üppigen und abergläubiſchen Völkergemiſch etwas lernen, was für ſie ein Fortſchritt, eine Erhebung, eine Verbeſſerung war? Sie konnten es nur, wenn aus der römiſchen Kultur alle Immoralität, alſo namentlich, von zahlloſen Punkten abgeſehen, die Zuchtloſigkeit im Leben, die Grauſamkeit in den öffentlichen Schauſtellungen und die Frivolität in der Religion entfernt wurde. War aber dies zu erwarten, konnte es nur als möglich gedacht werden? Im ganzen Umfange gewiß nicht. Aber wenn eine beſſere Religion auf die Weltbühne trat und den Germanen von dem höher gebildeten Rom aus geboten wurde, ſo konnte durch ſie vieles von jenen Übelſtänden, vielleicht das meiſte, unwirkſam gemacht werden. So ſonderbar dies ſcheinen mag, — ſo waren doch die Zuſammenſtoppelung fremder Kulte, die Hingabe an den Aberglauben und die Vergötterung der Kaiſer lauter Beweiſe dafür, daß die Völker des römiſchen Reiches etwas ſuchten, was ihren Glaubensdrang befriedigen konnte, daß eine allgemeine Sehnſucht nach einer „guten Botſchaft“ brannte und nur das rechte Heilmittel nicht zu finden vermochte. Woher aber ein ſolches kommen mußte, war nicht mehr zweifelhaft, ſeitdem alle „heidniſchen“ Religionen ausgebeutet waren, ohne ein wohlthätiges Element zu Tage zu fördern. Es war nur eine zugleich ernſte, ſittliche und nicht entartete Glaubensrichtung dem Römerreiche bekannt, — die jüdiſche; aber weil dieſe nur für ein kleines Volk berechnet war, konnte nicht ſie ſelbſt, ſondern nur ihre Reform in kosmopolitiſchem Geiſte und im Sinne einer durchaus reinen Moral und allgemeinen Menſchenliebe dem römiſchen Reiche und den bei ihm Bildung ſuchenden Völkern das Heil bringen, deſſen die damalige Welt bedurfte. Und dieſe Reformreligion exiſtierte bereits — faſt ſeit dem Beginne der Kaiſerherrſchaft — es war das Chriſtentum.

Die Germanen hätten mit der römiſchen Kultur, ſobald ſie ſo viel Ruhe von ihrem Vorwärtsdrängen gefunden, um ſich ihr zu fügen, jede Religion angenommen, welcher ihre Vorbilder huldigten. Glücklicher Weiſe, ſo dürfen wir wohl ſagen, waren ſie zu einem ſolchen Ruhepunkte in den endloſen Kriegen jener Zeit nicht gekommen, ſolange man in Rom noch weſenloſe Schemen neben den oft genug nichts weniger als göttlichen Kaiſern anbetete. Es war ein Glück für ſie, wir wiederholen es, daß jener Ruhepunkt, wenn auch keineswegs ein allgemeiner, erſt eintrat, nachdem Rom chriſtlich geworden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damit nicht geſagt werden ſoll, es hätte ſich durch jene Änderung alles ſofort zum Beſten gewandt. Jedermann weiß, aus welchen unlauteren Gründen der Familienmörder Konſtantin das Chriſtentum — nicht zur Staats-, aber zur anerkannten, zur thatſächlich bevorzugten Religion erhoben, und jedermann weiß, in welchem verderblichen Streite damals zwei chriſtliche Parteien um — Worte lagen, um Worte noch dazu, die auf willkürlichen, künſtlich gemachten und von niemandem verſtandenen Vorſtellungen beruhten.

Merkwürdig iſt, daß gerade der glücklichſte Bekämpfer der noch heidniſchen Germanen ſeit Germanicus, daß Kaiſer Julian, der Neffe Konſtantins, das Chriſtentum von ſeiner kaum errungenen Höhe wieder herabzuſtürzen verſuchte, daß der letzte gegen Germanen erfolgreiche Kaiſer auch der letzte Heide war. Seine „Reaktion“ mußte fruchtlos ſein, weil ſie alles Bodens entbehrte, nicht national, ſondern rein individuell war; ſein Heidentum war ja keineswegs das alte der klaſſiſchen Völker, ſondern ein ſelbſterfundenes. Die Zukunft konnte nicht einem Manne gehören und gehorchen, der, wie ſein Bewunderer Ammianus Marcellinus

selbst von Julian sagt, an Wahrsagerei und Traumdeuterei hing und an blutigen Tieropfern nicht genug thun zu können glaubte, auch die Lächerlichkeit beging, den Christen die Beschäftigung mit Grammatik und Rhetorik zu verbieten — Mängel, welche die trefflichen Seiten seines sittlichen Charakters überwogen. Seine Richtung hätte als siegreiche nur Verwirrung anrichten, nur den Aberglauben befördern können, — daher ein Glück für die Germanen, daß sie nicht zu ihnen drang; das moralische, aber konfuse Heidentum Julians wäre ihnen ebenso schädlich gewesen, wie das unmoralische von Cäsar bis auf Konstantin herrschende.

Allerdings war es für die Germanen nicht viel günstiger, daß sie das Christentum gerade zu einer Zeit kennen lernten und anzunehmen begannen, da Arianer und Athanasianer um einer bloßen Hypothese willen einander auf die unchristlichste, den Geist des Evangeliums in empörendstem Grade verhöhnende Weise beschimpften, da Männer, die als heilig galten und noch heute gelten, gegen Tote, wie den „Heiden" Julian und den „Ketzer" Arius, die doch beide in guter Treue gehandelt, die unheiligsten Schmähungen ausstießen und diese von gegnerischer Seite in demselben Tone erwidert wurden, den der Stifter der Religion dieser Leute in entschiedenster Weise verdammt haben würde. Die Arianer waren nicht vernünftiger, nicht freisinniger als ihre Gegner; der Sohn war auch für sie ein göttliches Wesen, nur dem Vater untergeordnet, der Vater hatte den Sohn und dieser die Welt erschaffen; es gab also einen Ober- und einen Untergott, wie bei den Manichäern und anderen Sekten. Und in diese fruchtlosen Zänkereien um Worte mischte sich die gesamte christliche Bevölkerung des römischen Reiches, es widerhallten davon die Städte, während die Goten sie bedrohten, zum großen Ergötzen der noch vorhandenen Heiden und zum Vorteile der Germanen. Endlich aber siegten die sog. Orthodoxen oder „Katholischen"; im Abendlande unterdrückte Gratian, im Morgenlande Theodosios die „Häretiker", — für das römische Reich nämlich; aber unverhofft lebte der Arianismus wieder auf, und zwar unter den Germanen, weil sie das Christentum unter des Theodosios Vorgänger, dem Arianer Valens, den sie bei Adrianopel erschlugen, kennen gelernt hatten. Einige Jahre später, und auch sie wären von Anfang an unbedingte Trinitarier gewesen! Wer wollte von diesen kernigen, aber „ungebildeten" Naturen eine Untersuchung so subtiler Fragen erwarten? Der Streitpunkt war ihnen gewiß herzlich gleichgültig, und es war für die Folge ohne Bedeutung, ob es das orthodoxe oder das arianische Christentum war, welches sie annahmen. War es aber ein Glück für sie, Christen und nicht römische Heiden zu werden, so ist das ihr Verdienst, denn sie haben, zwar nicht sofort, aber später etwas aus dem Christentum gemacht, dessen die Römer nicht fähig waren.

Schon vor dem Beginne der großen Völkerwanderung hatten einzelne deutsche Stämme, man nennt z. B. Alamannen und Markomannen, das Christentum kennen gelernt, aber nicht in tieferem Grade. Auch als Soldaten, Geiseln oder Sklaven im römischen Reiche wandten sich ihm viele Germanen zu. In ausgedehnterem Maße aber fand es erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts bei den damals im jetzigen Rumänien lebenden Westgoten Eingang.

Das Organ dieses Ereignisses war Wulfila oder Ulfila, der in jenem Gotenlande 311 geborene Sohn einer bei den Streifzügen der Goten nach Kleinasien aus Kappadokien fortgeschleppten, wahrscheinlich griechischen Familie. Griechisch und gotisch waren seine Muttersprachen; dazu lernte er auch lateinisch vollkommen und schrieb in allen drei Sprachen mehrere leider verlorene Bücher. Von Hause aus Christ und zwar Arianer, aber kein fanatischer, kam er früh nach Konstantinopel, erhielt Fühlung mit seinen Glaubensgenossen, wurde 341 in Antiochia zum Bischof geweiht und wirkte seitdem als Apostel bei den Goten mit großem Erfolge. Da jedoch die christliche Lehre den kriegerischen Geist des Volkes zu schwächen drohte, wurden die gotischen Christen von ihren Fürsten verfolgt, wodurch Wulfila mit seiner Gemeinde um 350 zur Flucht auf römisches Gebiet nach Mösien gezwungen

wurde. Sie wandte ſich daſelbſt in unabhängiger Stellung gänzlich friedlichen Beſchäftigungen zu und befliß ſich eines ſo reinen Lebenswandels, daß die Religion des Kreuzes bei den Germanen ſchon in ihren Anfängen ſittliche Früchte trug, wie ſie bei anderen Völkern nicht zu finden waren. Theodoſios, obſchon orthodox, ehrte und beriet den Biſchof ſogar, nachdem die Verfolgung der Arianer unter ihm bereits begonnen (381); aber in demſelben Jahre ſtarb auch der Apoſtel in Byzanz, von ſeinen Glaubensbrüdern wie ein Prophet geehrt.

Von ebenſo großer oder noch größerer Bedeutung als Wulfilas religiöſes und moraliſches Wirken war ſein litterariſches. Er war es zwar nicht, der den Goten eine Schrift gab, die ſie bereits hatten; aber er ſchuf aus griechiſchen Buchſtaben und gotiſchen Runen ein neues Alphabet und erhob die gotiſche Sprache zur Schriftſprache, ja ſogar zu einer damaligen Weltſprache, die z. B. das einzige Bindemittel zwiſchen Römern und Hunnen war. Sein einziges (teilweiſe) erhaltenes, aber auch jedenfalls bedeutendſtes Werk, das älteſte Denkmal unſerer Mutterſprache, war die Bibelüberſetzung (aus dem Griechiſchen), aus welcher er bezeichnender Weiſe die Bücher der Könige wegen ihres kriegeriſchen Geiſtes wegließ, doch ohne hierdurch den kriegeriſchen Charakter ſeines Adoptivvolkes zu zerſtören. Dieſes bei der mangelhaften Kultur des gotiſchen Volkes, deſſen Sprache weſentlicher Bereicherung bedurfte, ungemein ſchwierige Werk war es vorzüglich, dem der Arianismus ſeine lange Dauer bei den germaniſchen Völkern verdankte.

Durch die erwähnten Verfolgungen war die Verbreitung des Chriſtentums unter den Goten lange aufgehalten worden. Erſt als die hunniſche Flut die Weſtgoten über die Donau trieb, geſchah es, daß ihre Bekehrung reißend zunahm. Von ihnen erhielten dann auch die Oſtgoten, Vandalen, Burgunder und Langobarden das arianiſche Chriſtentum. War dieſer Umſtand auch anfangs ohne Bedeutung für die Germanen, ſo wurde er ſpäter deſto wichtiger für ſie, denn dieſes kirchliche Schisma machte ſie unabhängig von Rom.

Als die Schüler Wulfilas, jetzt Apoſtel ſeiner Lehre, nach allen Seiten in die von Germanen überzogenen Länder hinauswanderten, hatte ſich in denſelben ſeit den Zügen der Weſtgoten und Vandalen nach Gallien und Spanien und der letzteren nach Afrika vieles verändert. Das weſtrömiſche Reich lag im Sterben und die Hunnen ſchickten ſich zu ihrem meteorgleichen, einzigen und kurzen, aber furchtbaren Schlage gegen Weſteuropa an.

Und nun trat Attila auf die Bühne der Geſchichte! Dieſe uns merkwürdiger Weiſe nur unter germaniſchem Namen („Väterchen“) bekannte „Geißel Gottes“, der erſte jener Mongolenchane, die von Zeit zu Zeit an der Spitze wilder Horden, hießen ſie nun Hunnen, Awaren, Magyaren, Mongolen oder Osmanen, ſich berufen glaubten, die höhere europäiſche Kultur durch ihre Barbarei zu korrigieren und durch Ströme von Blut, Schädelpyramiden und rauchende Trümmer zu „erfriſchen“, herrſchte ſeit 434 als Oberhaupt der Hunnen und der ihnen unterworfenen gotiſchen Völker vom Dnjeſtr bis zur öſterreichiſchen Donau und hielt die Zeit für gekommen, das Werk der zweckloſen Zerſtörung, das bisher keine ziviliſierten Länder getroffen, da fortzuſetzen, wo es auch etwas zu zerſtören und damit mongoliſchen Herzen Freude zu bereiten gab. Attilas Hof, in einem großen befeſtigten Barackendorfe oder ſtehenden Lager, zwiſchen Theiß und Donau, öſtlich vom jetzigen Budapeſt, war ein Gemiſch alter nordaſiatiſcher Roheit und durch Vermittelung der Goten angelernter byzantiniſcher Ziviliſation. Hier fanden fremde Geſandte und Gäſte ſtatt des hunniſchen Schmutzes eine feſtlich geſchmückte Halle, mit Edelſteinen beſetzte Waffen, goldene Becher, ſilberne Schüſſeln, auserleſene Speiſen, römiſche Bäder, Goten, Griechen und Römer als Höflinge und Schreiber. Nur der Mächtige ſelbſt blieb der alten Einfachheit ſeiner Ahnen treu, ohne auf die kriechende Ergebenheit ſeiner Unterthanen, auf erhöhten Sitz am Mahle, auf barbariſche Strafen (Kreuzigung) und namentlich auf ſeinen angeblichen Beruf zur Demütigung aller Europäer, der Römer ſowohl als der Germanen, zu verzichten.

Digitized by Google

## Transcription und Ueberſetzung

zu dem

## Facſimile aus der gotiſchen Bibelüberſetzung des Wulfilas.

(Das Schriftzeichen þ wird wie das engliſche th geſprochen.)

· Þairh ·

ïndaleis niba uſta þwahand han
duns ni matjand. habandans
anafilh þize sinistane. jah
af maþla niba daupjand ni mat
jand. jah anþar ïst manag þa
tei andnemun du haban daupei
nins stikle jah aurkje jah ka
tile jah ligre: þaþroh þan fre
hun ïna þai fareisaieis jah þai
bokarjos. duhwe þai siponjos
þeinai ni gaggand bi þammei ana
fulhun þai sinistans. ak un
þwahanaim handum matjand
hlaif. ïþ ïs andhatjands qaþ (lies: ƕaþ)
du im. þatei waila praufetida
esaïas bi ïzwis þans liutans
swe gameliþ ïst. so managei
wairilom mik sweraiþ. ïþ hair
to ïze fairra habaiþ sik mis. ïþ
sware mik blotand. laisjandans

rnd

### Evangelium des Marcus VII, 3—7.

(3. Denn die Phariſäer und alle) Juden eſſen nicht, ſie waſchen denn die Hände, haltend das Gebot der Aelteſten.

4. Und vom Markt, wenn ſie ſich nicht waſchen, eſſen ſie nicht: und anderes iſt viel, was ſie überkamen zu halten: Waſchungen der Becher und Krüge und Keſſel und Lager.

5. Darnach dann fragten ihn die Phariſäer und Bücherer (Schriftgelehrten): „warum gehen deine Schüler nicht nach dem, was die Aelteſten befohlen haben, ſondern eſſen mit ungewaſchenen Händen Brod?"

6. Aber er antwortend ſprach zu ihnen: „gut prophezeite Jeſaias von euch Heuchlern, wie geſchrieben iſt: dies Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz hält ſich fern von mir;

7. aber vergebens ehren ſie mich, lehrend (als Lehren Gebote der Menſchen).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

LITH ANST v J G BACH LEIPZIG

G GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN

FACSIMILE • SCHRIFTPROBE AUS VULFILA, CODEX ARGENTEUS ZU UPSALA
EVANGELIUM DES MARCUS VII 3-7

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Durch Süddeutschland und die Rheinlande wälzte sich das Barbarenheer verwüstend nach Gallien; Metz und Reims gingen in Flammen auf und die hunnischen Rosse tranken aus der Loire bei Orleans. Und nun standen sich zwei unermeßliche Völkerheere gegenüber, hier Germanen mit des tapferen Aëtius Römern, dort Germanen mit Attilas Hunnen, die West- und Ostgoten geteilt zwischen beiden! Auf den Feldern von Mauriacus bei Troyes (nicht Chalons) entbrannte eine der furchtbarsten Schlachten der Geschichte. Hier verlor Attila das geträumte Ziel seines Zuges. Er mußte Gallien aufgeben und wandte sich zur Entschädigung nach Italien, um Rom mit einem Schlage zu vernichten. Aber dort schlug ihn ein stärkerer, dem noch kein Held widerstanden, — der Tod! Europa atmete auf und das Hunnenreich fiel in Trümmer. Die Gepiden und Ostgoten befreiten sich von dem verhaßten Joche und die Reste der Hunnen flohen nach Asien zurück, Europa nur Ruinen und den Namen Ungarus (Hungaria) zurücklassend.

Die Ostgoten waren den wieder nach Osten drängenden Hunnen, die ihre Sitze in Dakien überschwemmten, ausgewichen und schlugen neue in Pannonien auf, die ihnen Rom gegen Stellung von Mannschaft abtrat und welche die drei königlichen Brüder nun unter sich teilten. Walamir behielt dabei den Vorrang, und eben hatte er die letzten Hunnen, Attilas Söhne, welche noch einmal versuchten, die Goten zu unterwerfen, aus dem Lande gejagt, als dem zweiten Bruder Theodemir (451) ein Sohn geboren wurde, welcher nachher zum größten Manne des Zeitalters der Völkerwanderung und zum ersten germanischen Kulturbeförderer werden sollte, Theoderich, der „Dietrich von Bern" der Heldensage. Den Grund zu dieser Eigenschaft legte schon früh seine Ausbildung in Byzanz, wohin der achtjährige, aufgeweckte und hübsche Knabe als Geisel für getreue Erfüllung ostgotischer Vertragspflichten gesandt war.

Zu seinem Volke zurückgekehrt, erfocht er, dessen Vater dem in einer Fehde gefallenen Bruder als Oberkönig gefolgt war, schon als Jüngling Siege über Sarmaten und erwarb eigenes Gebiet, was schon damals die Römer in ihm einen ihrer Macht gefährlichen Charakter ahnen ließ. Denn die Gotenbrüder planten bereits einen Doppelangriff gegen das Ost- und das Westreich. Theoderich, bald einziger König, setzte den Kampf fort, und war schon auf dem Wege nach Konstantins Stadt, als die auch in späterer Zeit stets erprobte Schlauheit und Zähigkeit der byzantinischen Politik, in Verbindung mit der fortbrennenden Eifersucht zwischen beiden Römerreichen, ihn nach Italien zu lenken wußte.

Seitdem Attila mit seinen Horden die jetzt deutschen Donaulande durchrast und nach unumstößlicher Mongolensitte verwüstet hatte, war dort alles in Verwirrung und außer Rand und Band geraten. Die einst so sehr blühenden Römerstädte in Noricum und Rätien waren ohne Schutz allen Barbarenzügen preis gegeben; die römischen Soldaten hatten sie verlassen, die Wohlhabenden waren geflohen. So verkamen die aufgegebenen Städte, wenn nicht die Germanen sie erstürmten. Die Hauptrolle dort spielten, da es die Ostgoten nach Byzanz, wie später nach Italien, die Alamannen aber nach dem Rheine zog, die Rugier, die aus Pommern her nach und nach in das jetzige Österreich links der Donau, seitdem nach ihnen Rugiland genannt, gewandert waren. Fanatische Arianer, bedrückten und schädigten sie die katholischen Römer, d. h. römischen Unterthanen, namentlich seitdem der Hunnen Abzug sie unabhängig gemacht hatte. Auch sie wären gern nach Italien gezogen, wagten es aber aus Furcht vor den stärkeren Ostgoten nicht.

Auf die Könige dieser Rugier nun, welche zu Faviana bei Pöchlarn residierten, übte damals, in der nächsten Zeit nach Attilas Tod, ein Mann großen Einfluß aus, welcher eines der damals seltenen Beispiele reinen Christentums darbot, ein würdiger Gesinnungsgenosse Wulfilas, wenn auch kein Arianer. An dem Streite der Glaubensparteien nahm der

heilige Severin keinen Anteil; er war ein „Römer“ nach damaliger Auffaſſung, der in Ägypten oder Syrien als Eremit gelebt hatte, aber nach der Donau gekommen war, als er von dem Elend der dortigen Bevölkerung hörte; er beſuchte und tröſtete Arme und Kranke, gleichviel ob Orthodoxe, Arianer oder Heiden, und beſänftigte, was beſonders in Erſtaunen ſetzte, den ſtolzen und harten Sinn der rugiſchen Königin Giſo, die er dahin brachte, ſchuldlos gefangene „Römer“ freizugeben, wie er auch ihren Gatten Feva bewog, von Gewaltthaten gegen die Schutzloſen abzuſtehen. Als aber nach dem Tode des Heiligen jenes Königspaar und deſſen Verwandte wieder in Willkür und Verbrechen verfielen, endete bald ihr Reich (488) durch die Hand des energiſchen Odovakar. Mit deſſen Emporkommen aber verhielt es ſich in folgender Weiſe.

Das weſtrömiſche Reich war ſeit dem Morde des Aëtius ſo tief geſunken, daß ſeine Auflöſung nur noch eine Frage der Zeit war. Es beſtand im weſentlichen nur noch aus Italien. Die nach und nach immer mehr und zuletzt faſt ganz germaniſchen Söldner hatten es ſatt, weſenloſe Schattenkaiſer zu erheben; es widerſprach dies ihrer deutſchen Geradheit und Offenheit. Das Kind ſollte mit dem rechten Namen genannt, wer die Macht hatte, auch als König bezeichnet werden. Es waren damals, ſeitdem die Hunnen verſchwunden, meiſt Leute der kleineren gotiſchen, an der öſterreichiſchen Donau hauſenden Völker: Heruler, Rugier, Skiren und Turkilingen. Sie verlangten von ihrem Feldherrn Oreſtes, dem Vater des letzten weſtlichen Schattenkaiſers, der die ominöſen Namen Romulus Auguſtulus führte, ein Drittel des Grundeigentums im Lande. Es war ein Übergang zur germaniſchen Beherrſchung Italiens, welche in den übrigen abendländiſchen Provinzen bereits Platz gegriffen hatte. Und ſo blieb es auch vorläufig ein Übergang, als Oreſtes jene Forderung abſchlug und der Wortführer der Unzufriedenen, Odovakar, wahrſcheinlich ein Skire oder Rugier, den Machthaber tötete und das Kaiſerlein abſetzte, das eine Penſion erhielt. Er machte keinen Anſpruch auf eine unabhängige Herrſchaft, es war ja kein in Italien eingedrungenes Volk, das ihn erhoben, ſondern nur das Heer. Seine Abſicht war, als Patricius des nunmehr einzigen Kaiſers in Konſtantinopel Italien zu regieren, daher er auch in allem die römiſchen Behörden und Verwaltungsformen beibehielt und nur ſeinen Kriegern das geforderte Bodendrittel (sortes Herulorum) übergab. Da er aber zugleich den Königstitel angenommen, mißtraute ihm der byzantiniſche Kaiſer Zeno und hielt es für klug, daß er die Patriciuswürde dem Oſtgotenkönig Theoderich übertrug, welchen er hierdurch vom Oſten ablenkte und von dem er daher erwartete, er werde zum Danke für dieſe Gunſt ihm ergeben bleiben. Er hatte ſich aber verrechnet: was er jetzt zu bekommen erwartete, einen Vaſallen, hätte er in Odovakar gehabt, — was er verhindern wollte, einen ſelbſtändigen Herrſcher, erhielt Italien in Theoderich.

Silbermünze des Odovakar (natürliche Größe).

Mit freudiger Einwilligung ſeiner kampf- und abenteuerluſtigen Goten zog der Erkorene des Kaiſers 488, wie in den früheren Germanenwanderungen, mit Weib und Kind, mit Geſinde und Vieh, Wagen und Gerät, — etwa eine Viertelmillion zählte das Volk, — aus dem ausgeſogenen Möſien über die Alpen in das Land der Verheißung. Es war der letzte Akt der großen Völkerwanderung — den faſt hundert Jahre ſpäter folgenden Langobardenzug abgerechnet. Theoderich ſiegte 489 bei Verona (deutſch: Bern, daher ſein Beiname) und bahnte ſich drei Jahre ſpäter durch den Mord des Gegners, die einzige That, die ſeinen Namen befleckt, den Weg zum Throne.

## Dritter Abſchnitt.

# Die Germanen Herren des Abendlandes.

Es war eine merkwürdige Erſcheinung, die ſämtlichen Provinzen des römiſchen Weſtreiches binnen weniger als hundert Jahren in germaniſche Reiche verwandelt zu ſehen. Auf die Dauer blieben ſie es freilich nicht, und es war auch nicht zu erwarten, daß es den kräftigen, aber noch ungebildeten Söhnen des rauhen Nordens gelingen würde, ſowohl die Erinnerungen an die lange und zeitweiſe glorreiche Herrſchaft der Cäſaren, als auch alles Stammesbewußtſein der überwundenen Völker für immer zu unterdrücken, und ebenſowenig war zu erwarten, daß ſich jene urwüchſigen Wanderer in fernen und fremden, ungewohnten Klimaten von aller Verweichlichung ihrer Sitten freizuhalten verſtehen würden. Der letztere Umſtand war in der That, immerhin begleitet von den beiden anderen, der maßgebende; denn je ſüdlicher die eroberten Länder lagen, um ſo ſchneller gingen ſie wieder verloren, — je nördlicher ſie lagen, deſto länger blieben ſie germaniſch. Das ſüdlichſte der germaniſchen Reiche jener denkwürdigen Zeit, das der Vandalen in Afrika, war das erſte, das unterging, denn es paßte am ſchlechteſten für unſeren Stamm. Eine zweite Zone bildeten die Reiche der Weſtgoten in Spanien und der Oſtgoten in Italien und Umgebung; ſie waren die nächſten, die ihr Daſein verloren, und das dem letzteren nachfolgende der Langobarden erfreute ſich ebenfalls keines langen Daſeins. Länger behielt das Reich der Franken in Gallien, ſamt dem in ihm aufgegangenen der Burgunder, germaniſchen Charakter, aber das ſiegende Element der drei letztgenannten Länder war das romaniſche. Nur das nördlichſte damals entſtandene Reich, das der Angelſachſen in Britannien, iſt noch heute germaniſch; es war übrigens das einzige, das die Deutſchen nicht den Römern, die es bereits aufgegeben hatten, ſondern ſeinen Urbewohnern, den Kelten, abnahmen. Auch die Religion war nicht ohne Einfluß auf das Schickſal dieſer Reiche: die arianiſchen unter ihnen gingen ſchneller zu Grunde als die katholiſchen oder katholiſch gewordenen, weil ihre Glaubensrichtung unter der älteren und zahlreicheren Bevölkerung keinen Boden hatte, ſondern ſchon vor der Ankunft der Eroberer unterdrückt war; unter den katholiſchen Reichen aber dauerten jene länger, deren Herrſcher ſich nicht der Geiſtlichkeit mit gebundenen Händen übergaben, wie es die Weſtgoten in Spanien gethan.

Wie dieſe Reiche gegründet wurden, haben wir bezüglich derjenigen des gotiſchen oder oſtgermaniſchen Stammes bereits erzählt; im folgenden werden wir auch die Gründung der übrigen, von Weſtgermanen geſchaffenen Reiche, ſo wie die Schickſale aller und ihre Sitten und Kulturzuſtände ſo weit beleuchten, als es gegenüber Schöpfungen deutſcher Stämme außerhalb des alten Vaterlandes in einer Kulturgeſchichte des letzteren ſich geziemt.

Das am wenigſten dauerhafte dieſer Reiche, das vermöge der Gegend ſeiner Niederlaſſung abenteuerlichſte, das Reich der Vandalen im Lande der alten Karthager, umfaßte unter

dem wilden Genſerich, der durch Roms Verwüſtung den Namen ſeines Volkes in unrühmlicher Weiſe unſterblich machte, auch die Balearen, Corſica, Sardinien und etwa die Hälfte Sizilieus. Jener kecke Räuber war gewiſſermaßen das Vorbild der ſpäteren nordiſchen Wikinger und ihrer Seekönige. Mauren dienten ihm, auch gegen Rom, und teilten die Beute ſeiner Raubſcharen. Eine Kaiſerin, die Witwe Valentinian III., und ihre Tochter waren ſeine Gefangenen, die er nur gegen ſchweres Löſegeld und gegen den kaiſerlichen Nachlaß freigab; letzteren forderte er für die zweite Tochter, die er ſeinem Sohne zur Frau beſtimmte, die aber dem verhaßten barbariſchen Gatten bald entfloh und in Jeruſalem als Nonne ſtarb. Durch neue Piratenzüge, die ganz Hellas verwüſteten, erzwang er die Erfüllung ſeiner Forderungen, denen weder Rom noch Byzanz mit Heeren entgegen treten konnten; als ſie es aber konnten, wurden ihnen Heer und Flotte vernichtet. Nach einem durch den Schrecken ſeines Namens erzwungenen Frieden, im Jahre nach Weſtroms Ende, ging die dämoniſche Geſtalt des Seeherrſchers, des einzigen Kraftmenſchen der Vandalen, zu den Schatten ſeiner Ahnen, und es begann ſofort die afrikaniſche Sonne ihre Arbeit der Aufreibung nordiſcher Kraft, eine Arbeit, welcher der mächtige Tote noch durch einfaches Leben widerſtanden hatte.

Sofort nach ſeinem Tode ſenkte ſich die Wage zu gunſten von Byzanz, und ſein bereits entkräfteter Sohn Hunerich mußte dem wieder erſtarkenden Oſtreich gegenüber klein beigeben. Kaum hatten die von den blonden Fremden unterjochten mauriſchen Wüſtenſöhne, die damaligen Kabylen, die beginnende Weichlichkeit und Schwäche ihrer Herren erkannt, ſo zwangen ſie ihnen ihre Freiheit ab. Das Königshaus der Asdingen verſank raſch in die Greuel aller jener Dynaſtieen, bei welchen Herrſchſucht die Herzensbildung überwucherte und unter denen, nach den Achämeniden, die Byzantiner, Merowinger und Osmanen den erſten Rang einnahmen. Der Familienmord entfaltete ſeine Schrecken mit Feuer und Schwert, und nirgends wütete die arianiſche Inquiſition gegen die Katholiken ſo, wie in dem Karthago ausgearteter Germanen, auf das ſich die Blutjuſtiz ihrer Vorgänger, der Punier und der Römer, vererbte. Zwar waren die noch übrigen Asdingenherrſcher teilweiſe gebildeter und milder, aber auch ſchwach und waffenſcheu, daher ihr Reich, eingekeilt zwiſchen Mauren und Byzantinern, nur noch ein langſames Sterben erfuhr und doch ſelbſtverblendet die Freundſchaft der ſtärkeren Oſtgoten nicht ſuchte, ſondern vielmehr zurückſtieß. All dies beförderte die Pläne des juriſtiſch durchtriebenen Juſtinian, erſt die Vandalen mit Hilfe der Oſtgoten und dann dieſe ſelbſt zu vernichten, wodurch es ihm möglich werden konnte, den größten Teil des einſtigen römiſchen Reiches wieder in der Hand eines neuen Konſtantin zu vereinigen.

Münze von Gelimer.

Es kam ihm wohl zu ſtatten, ſich den arianiſchen Königen gegenüber als Beſchützer der Rechtgläubigkeit und dem letzten Vandalen, dem Uſurpator Gelimer (Geilamir), gegenüber als Freund der Legitimität aufſpielen zu können. Dieſe Kunſtgriffe, das beleidigte Oſtgotenreich, Verrat vandaliſcher Statthalter, die Abneigung der „römiſchen“ Unterthanen gegen die barbariſchen Herren, Beliſars Kriegskunſt und die feindſelige Neutralität der Mauren vernichteten das Reich Genſerichs, das Gelimers und ſeiner Brüder Tapferkeit nicht retten konnte (535). Der König wurde ein Gefangener, die Brüder waren gefallen, die Vandalen verſchwanden ſpurlos; aber auch die Sieger behielten Afrika nicht lange, das wenig über hundert Jahre ſpäter dem im Oſten neu aufgegangenen Halbmond anheimfiel, der auch die ſchwächlich gewordenen Weſtgoten vernichtete, um ſeinen erſten Fuß nach Europa zu ſetzen.

Kaum hatte Theoderich, wie erwähnt, ſich der Herrſchaft in Italien bemächtigt, ſo führte er ſie auch als König Italiens ſelbſtändig, nicht im Namen des Byzantiners, wie dieſer

von ihm erwartet hatte, was er aber nachher anzuerkennen ſich genötigt ſah, — ja er ſandte dem Oſtgoten ſogar die Zeichen der weſtrömiſchen Kaiſerwürde, die Odovakar nach Konſtantinopel geſchickt hatte, woraus Theoderich eine Art von Oberhoheit über die anderen germaniſchen Könige herleitete, mit denen er ſich durch Wechſelheiraten zwiſchen ihren Häuſern gut zu ſtellen ſuchte. Sein eigenes Reich umfaßte ganz Italien mit Sizilien, Iſtrien, Dalmatien, Bosnien und alle Länder zwiſchen den Alpen und der Donau. Dazu eroberte er 510 die Provence und beherrſchte als Vormund ſeines Enkels, des Weſtgoten Amalarich, thatſächlich deſſen Reich, alſo faſt ganz Spanien und jene Teile des ſüdlichen Gallien, welche nicht ſchon die Franken weggenommen hatten, alſo eigentlich das ganze Abendland mit Ausnahme ſeiner nördlichſten Teile und Afrikas. Freilich, außerhalb Italiens ſtand ſeine Macht überall auf ſchwachen Füßen. Die Donauländer befanden ſich in einem Zuſtande der Anarchie, denn die Goten waren zu wenig zahlreich, das weite Reich mit ſeinem bunten Völkergewimmel in Schranken zu halten. Spaniens Losreißung mußte der große König jeden Augenblick fürchten und ſelbſt die heruntergekommenen Vandalen durften ihn blutig verhöhnen. Italien dagegen war unter ihm ſtreng zuſammengehalten und ſtramm organiſiert; es herrſchten Ruhe und Sicherheit, ſowie Religionsfreiheit für Orthodoxe und Häretiker, Chriſten und Juden, und die Gerechtigkeit der Richter wurde mit deſpotiſcher Fauſt erzwungen. Der König ſorgte für Acker- und Bergbau und ſuchte das Wohl ſeiner Unterthanen mit größtem Eifer zu befördern, daher er auch ihre Zuneigung gewann, ſoweit ſie zu gewinnen war. Obwohl ſelbſt wenig gebildet, ſchützte Theoderich die Wiſſenſchaft mit Eifer und Erfolg. Die Aufgabe war ungeheuer ſchwierig; denn die Goten blieben in ihrer Mehrzahl unbändig, freiheitsluſtig

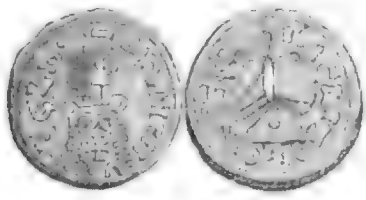
Das Grabmal Theoderichs zu Ravenna.

und rob, und die Römer, ſelbſt gebildete und ſcheinbar anhängliche, waren jeden Augenblick bereit, die „Barbaren“ an Byzanz zu verraten.

Ungeachtet dieſer Schattenſeiten ſeiner Herrſchaft war aber Theoderichs Reich das mächtigſte Europas und ſein Name geachtet und gefürchtet bis an die der damaligen Welt faſt unbekannten Fluten der Oſtſee, und er durfte wohl Kaiſergedanken hegen, die ſich freilich nicht verwirklichten und wenn ſie ſich verwirklicht, nach ſeinem Tode (526) keine Dauer gehabt hätten; denn von dieſem unheilvollen Zeitpunkte an begann das Reich der Oſtgoten ſeinen Rückgang. Affektiertes Römertum unter den Nordſöhnen, Weiberherrſchaft unter des großen Königs Tochter Amalaſwintha für ihren unmündigen Sohn Athalarich, Haß der nationalgeſinnten Goten gegen das Römertum und die ländergierige Regierung Juſtinians waren die Faktoren zu dem Sturze des Reiches, das ähnlich dem der Vandalen, aber mit größerer Widerſtandskraft unter ſeinen letzten Helden Witigis, Totila und Teja demſelben Beliſar zwar noch nicht, aber ſeinem Nachfolger, dem Eunuchen Narſes und ſeinen meiſt aus Herulern und Gepiden, alſo Verwandten der Goten beſtehenden, jedoch römiſch disziplinierten Heeren unterlag (555). Aber die Byzantiner behielten in ihrem Weltherrſchaftsrauſche Italien weniger lang als Afrika; ſchon dreizehn Jahre nach ihrem Siege fiel es wieder in Barbarenhände, in die der Langobarden, einige Strecken ausgenommen, darunter Rom ſelbſt. Das öſtliche Reich ſollte ein öſtliches bleiben: im Weſten war kein Raum mehr für dasſelbe. Die Goten aber verſchwanden auch aus Italien; nur im Orient fand man von ihrer öſtlichen Abteilung noch eine Zeitlang Krieger, die Byzanz dienten; als Volk lebten nur noch die Weſtgoten anderthalb Jahrhunderte fort.

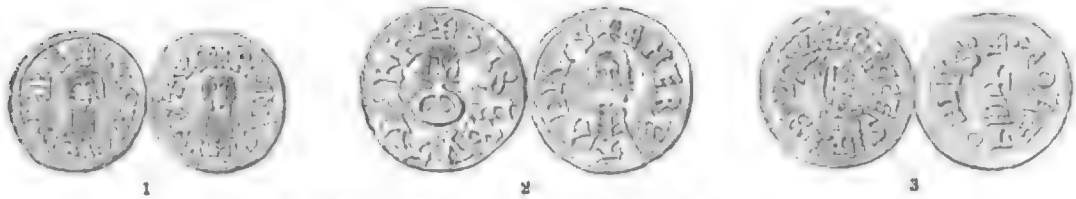
Das Reich derſelben in Südweſt-Gallien mit der Hauptſtadt Toloſa (Toulouſe) war ſchon von Anfang an zu einem kurzen Daſein verurteilt. Entweder mußte es Roms Erbe in Gallien werden, oder, wenn ihm darin ein anderer deutſcher Stamm zuvorkam, Gallien räumen. Als ob die toloſaniſchen Weſtgoten dieſe Alternative geahnt hätten, hatten ſie ihr Hauptaugenmerk auf Spanien gerichtet, wo ſie erſt in römiſchem Intereſſe gekämpft hatten, ihr König Enrich aber (wenn auch ein Brudermörder, doch der größte in Toulouſe herrſchende Fürſt) den Sturz Weſtroms benutzte, um ſofort (477) in einem kühnen Zuge das von den Vandalen geräumte und von Rom nicht mehr verteidigte Spanien zu erobern. Freilich vergrößerte Enrich auch in Gallien ſein Reich bis zur Loire und zum Rodan; aber ein von den Pyrenäen durchſchnittener Staat war auf die Dauer ebenſo unmöglich wie der von den Alpen durchkreuzte oſtgotiſche, wie ja auch die Byzantiner die Lande nördlich vom Balkan niemals unangefochten beſaßen. In der That hat dieſe Machtausdehnung nicht lange gedauert. Schon waren die Erben Roms in Gallien, die unbeſiegten Franken nahe und ſchon 486 Herren des Nordens. Ihre Waffen, ihr Kopf Chlodowech und ihr Katholizismus waren die drei gewichtigen Hebel, welche das weſtgotiſche Reich 506 unter Alarich II. (dem Schwiegerſohn Theoderichs d. Gr.) auf den vocladiſchen Feldern (am Clain) und 508 durch die Einnahme von Toulouſe nach Spanien hinüberdrängten. Theoderichs Tod gab dem Weſtgotenreiche die Selbſtändigkeit zurück. Dieſes, nunmehr ein ſpaniſches, betrat damit ſeine unrühmlichſte Periode. Die Könige wechſelten faſt ſämtlich durch Mord und eine Partei war ſchamlos genug, den in Afrika und Italien „fertig gewordenen“ Juſtinian zur Fortſetzung ſeines Werkes in Spanien verräteriſch herbeizurufen, was die „Römer“ und die Katholiken im Lande mit Freude erfüllte. Es gelang den Angreifern die Beſitznahme faſt ganz Andaluſiens und einer weiteren Küſtenſtrecke, und zugleich bedrohten auch die katholiſch gewordenen Franken und Sueben das arianiſche Reich und reichten den bedrückten Glaubensgenoſſen in demſelben die Hand. Dazu kam die Widerſpenſtigkeit des gotiſchen Adels gegen das Königtum, dem der Mangel eines Herrſcherhauſes jede Kraft und jeden Nimbus nahm.

Selbſt ein ſo bedeutender Herrſcher wie Leovigild konnte dieſe Übelſtände nicht bannen; denn mit ſeinem Tode endete der „Gotenſtaat“, um einem „Prieſterſtaate“ Platz zu machen, wozu ſein ihm ungleicher Sohn Rekared (601) durch ſeinen Übertritt zum römiſchen Chriſtentum das Zeichen gab. Wie früher die Katholiken, ſo wurden nun Arianer und Juden verfolgt, und die damit verbundenen, die frühere Verfolgung weit übertreffenden Greuel waren es, welche das Reich gleichſam ſyſtematiſch in immer tiefere geiſtige Knechtſchaft hinabſtießen, verkommen ließen, entwürdigten und ſchwächten. Es half nichts, daß einige der noch übrigen Könige Kraft an den Tag legten, den Adel bändigten, dem ſie ſelbſt angehörten und rebellieren geholfen hatten, ja ſogar in weltlichen wie perſönlichen (nur nicht in kirchlichen) Angelegenheiten das zum Reichstage hinaufgeſchraubte Konzil von Toledo nach ihrem Willen lenkten. Es half nichts daß nun auch, nachdem der religiöſe Zwieſpalt beſeitigt war, die Byzantiner aus Spanien vertrieben wurden. Denn dieſe Könige, denen



Goldmünze vom Könige Hermenigild.

Goldmünze vom Könige Leovigild.



1 2 3

Drei Goldmünzen von weſtgotiſchen Königen in Spanien.

Es ſind Drittel des römiſchen Solidus, die roheſten aller Münzen, nicht Kopien gleichzeitiger römiſcher Münzen. 1. Leovigild 573—586. † LEOVIGILDVS RE, das Kreuz, das den Anfang der Umſchrift bezeichnet, gilt zugleich für das X von REX. Kehrſeite: † RODAS ii IVSTVS. Auf jeder Seite der Münze das nach vorn gekehrte Bruſtbild des Königs. Sein Beiwort Juſtus ſteht hier, wie das Beiwort faſt immer auf den weſtgotiſchen Münzen, nach dem Namen der Stadt, wo die Münze geprägt iſt: Rhoda in der weſtgotiſchen Provinz Tarraconenſis, jetzt Roſas. — 2 Siſibut 612—621. † SISEBVTVS REX. Kehrſeite: † EMERETA PIVS. Emerita, Hauptſtadt der Provinz Luſitania, jetzt Merida. Es ſteht Emereta, e und i wechſeln zuweilen, z. B. victor ſtatt victor. — 3. Rekiſwinth 635—672. † RECCESVINΘVS RX. Kehrſeite: † TOLETO PIVS. Toledo war Hauptſtadt der Provinz Karthaginenſis. Auffallend iſt das griechiſche Θ für TH in dieſer lateiniſchen Aufſchrift. Das Kreuz auf Stufen iſt römiſchen Münzen nachgeahmt.

auch wenn ſie durch Verbrechen emporkamen, ein geiſtlicher Charakter anhaftete, waren faſt alle katholiſche Fanatiker und viele von ihnen bloße Kreaturen der Geiſtlichkeit, ja ſogar Theologen und Mönche im Purpur; Geſtürzte wurden, wenn nicht der Mordſtahl oder Giftbecher ſie wegräumte, wider Willen zu Mönchen geſchoren. Unter den vielen kraftloſen Königen wurde der kaum gebändigte Adel ſtets meiſterloſer und vergeudete ſeine Kraft in inneren Fehden. Zahlloſe Freie machten ſich freiwillig zu Leibeigenen, um dem unerträglichen Steuerdrucke zu entgehen, und entzogen ſich hierdurch auch dem Kriegsdienſte. Alle dieſe Vorgänge, zuſammen mit der ſcheußlichen Judenverfolgung und den Gewaltthaten des letzten Gotenkönigs Roderich, machten dem letzten oſtgermaniſchen Reich ein Ende. — Die Opfer dieſer Gewaltthaten und wahrſcheinlich auch die verzweifelnden Juden riefen (711) die ſeit geraumer Zeit in Afrika noch mehr hauſenden als herrſchenden Araber nach Spanien. Ein extremer, farbloſer, dem Judentum nachgebildeter Monotheismus, der, bar der tiefen Gemütsſeite des Chriſtentums, in grauſigem Fanatismus mit dem Schwerte Propaganda machte, betrat damals Europa, um hier nach kurzem Glanz und Ruhm zu verkommen. Die Weſt-

goten aber ſind im romaniſch-ſpaniſchen Volke aufgegangen, dem ſie ihre religiöſe Streitbarkeit mitteilten, die heute endlich gottlob ſtark abgeſchwächt iſt.

Die Franken erhielten in dem ſeit 481 in Flandern regierenden grimmen und tückiſchen Chlodowech den erſten gemeinſamen König, der ſeine von Blut triefende und in Feuer glänzende Laufbahn damit begann, daß er die Reſte der Römerherrſchaft in Gallien vernichtete. Im Jahre 496 unterwarf er die Alamannen und wurde aus Berechnung,

Merowingiſche Münztypen.

Die Münzen der Merowinger tragen teils den Namen des Königs, welcher ſie prägen ließ, teils den des Münzprägers oder der Münzſtätte. — 1. Münze Theodeberts (539). Bruſtbild des Königs mit Lanze. Umſchrift DN THEODEBERTVS VICTOR. Auf der Rückſeite der Erzengel mit Kreuz und Reichsapfel. Umſchrift VICTORIA AVCCI, im unteren Abſchnitt CONOB, eine Abkürzung, durch welche die Ermächtigung des byzantiniſchen Kaiſers zu Konſtantinopel ausgedrückt wird. Im Felde ein Stern und BO, vielleicht Bononia bedeutend. — 2. Münze von Childebert II. Königskopf, über ihm ein Kreuz, Umſchrift HILDEBERTVS. Auf der Rückſeite eine Viktoria, in der Umſchrift der Name eines Münzmeiſters: CHRAMNVS; unten CONOB. — 3. Münze von Chlothar II. Kopf mit Perlenſchnur, Umſchrift CLOTARIVS REX. Rſ. ein Kreuz zwiſchen MA, den Anfangsbuchſtaben von Marſeille, Umſchrift VICTVRIA CLOTARII; im Felde XX. Gold. — 4. Münze Dagoberts. Haupt mit einem Kreuz darüber, Umſchrift .... OBERTVS RE. Auf der Rſ. der Name des Münzmeiſters ELEGIVS. — 5. Münze Chlodwigs II. Königskopf mit langem Haupthaar und Perlendiadem, Umſchrift CHLOTHOVECHVS R(ex). Auf der Rſ. MONETA PALATI (Palaſtmünze, die Münzwerkſtätte befand ſich im königlichen Palaſt). Im Felde ELIGI, Elegius, der Münzmeiſter. Von beſonderer Art iſt das Zeichen im Abſchnitt. — 6. Münze Chlodwigs. Königskopf mit langem Haar, Umſchrift CHLODOVEVS REX FR., Chlodwig, König der Franken. Auf der Rſ. Kreuz von eigenartiger Form und . . . IVS IN CIVIT wahrſcheinlich für Parisius in civitate) und wie auf Nr. 5 ELIGI. — 7. Münze Sigberts II. von Auſtraſien (628). Haupt mit Perlenſchnur, Umſchrift MASILIA (Marſeille). Auf der Rſ. SIGIBERTVS REX. Die ſieben Punkte im Felde bedeuten die Ziffer VII. — 8. Münze von Childerich (660—674). Bruſtbild, den Reichsapfel haltend, mit der Umſchrift CHILDER(IC)VS REX. Auf der Rſ. MASILIE CIVITATIS. Im Felde ſechs Punkte. — 9. Münze Childerichs. Der Königskopf unter einem Dach mit 3 Kreuzen. Umſchrift MASSILIA (Marſeille). Auf der Rſ. HIL/ERICVS REX. Sehr gemiſchtes Metall, anſcheinend Nachahmung einer byzantiniſchen Münze.

nämlich in der Hoffnung, mit der Hilfe des chriſtlichen Gottes größere Siege zu erfechten als vorher, wie auch durch die Einwirkung ſeiner Chrotehilde katholiſcher Chriſt — dem Namen nach, denn es hinderte ihn der neue Glaube nicht, durch Mord unter den fränkiſchen Fürſten aufzuräumen, um der einzige zu ſein. Wie er die Weſtgoten aus Gallien trieb, iſt bereits erwähnt; der Angriff auf die Burgunder aber gelang erſt (534) ſeinen Söhnen, unter die er durch Teilung des Reiches (freilich eine alte Sitte) einen Zankapfel geworfen, der durch Geſchlechter hin Blut in Strömen vergoß und zuletzt den Untergang des Hauſes der Merowinger verſchuldete. Die zu verſchiedenen Zeiten willkürlich verteilten Reichspartikel waren ohne alles Prinzip bunt durcheinander geworfen und in verſchiedenen

Gegenden zerſtreut; es ſollte dies die Einheit der Familie erhalten, rief aber nur endloſe Bruderkriege hervor, in denen ſelbſt Brudermord, teilweiſe infolge weiblichen Haſſes, eine ſchauerliche Rolle ſpielte und die Namen Fredegunde und Brunhilde mit ewigem Brandmal bedeckte. Nur zweimal, unter den beiden Chlothacharen, war das Frankenreich auf kurze Zeit vereinigt; beide ſamt dem zwiſchen ſie fallenden Chilperich, dem Manne Fredegundens, waren die furchtbarſten Verbrecher des dämoniſchen Hauſes nach dem blutigen Ahnherrn, denen indeſſen noch Chlothachars II. Sohn Dagobert I. gleichkam. Unter den beiden letztgenannten Königen erlebte (ſeit 611) das Frankenreich äußerlich ſeine höchſte Blüte; es umfaßte außer Frankreich die Niederlande, Weſt- und Süddeutſchland, die Schweiz und Teile Öſterreichs und Italiens, auch fielen keine Bruderkriege mehr vor; aber nach Dagoberts Tode (638) begann das Elend derſelben von neuem unter der Geſtalt alles verwüſtender Bürgerkriege zwiſchen den ruhm-, hab- und eiferſüchtigen Großen; die Merowinger ſanken von Ungeheuern zu Tröpfen herab, die ſich von ihren „Hausmeiern“ beherrſchen ließen, in welchem Amte endlich die zweite Dynaſtie des Reiches, die der Karolinger, den Alleinbeſitz und durch dieſen ſeit 752 auch die ihm gebührende Krone errang. Damit war das Frankenreich aus dem durch die große Völkerwanderung geſchaffenen Zuſtande in einen neuen getreten, der jenen auflöſte und zu einer neuen Verteilung der Machtverhältniſſe in Europa führte. Für uns iſt das wichtigſte Moment dieſes neuen Staatenſyſtems dasjenige des allmählichen Hervortretens Deutſchlands als eines ſelbſtändigen Landes, nachdem es bis dahin zwiſchen dem Frankenreiche und den Slawen geteilt war, und die Herausbildung eines engeren Verhältniſſes zwiſchen Deutſchland und Italien, welche Thatſache durch das Reich der Langobarden vorbereitet wurde. Nachdem dieſes Volk an der Donau die Heruler und die Gepiden niedergeworfen, eroberte es unter ſeinem tapferen Alboin, dem Opfer der entſetzlichen Rache eines dämoniſchen Weibes, einen großen Teil Italiens, wo Pavia ſeine Hauptſtadt war. Aber der ſpäter erfolgende Übertritt zur Orthodoxie hatte auch hier Uneinigkeit und Schwäche im Gefolge, denen große Herrſcher wie Luitprand und Aiſtulf nicht ſteuern konnten. Und als letzterer auch Rom bedrohte, wurde ſein Volk in die Ereigniſſe verwickelt, welche zur Schöpfung der das „Mittelalter“ fernerhin beherrſchenden Zweiheit von Kaiſertum und Papſttum führten, die über den Trümmern des Langobardenreiches emporſtieg.

Die Rolle, welche Deutſchland in dieſem unheil- und verhängnisvollen Dualismus ſpielen ſollte, war durch das Schickſal beſtimmt, daß ſein weſtlicher Teil, der damals allein deutſch bevölkerte, zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts unter das fränkiſche Reich kam. Entſcheidend war für dieſes Ergebnis die Unterwerfung des den Kern Deutſchlands bildenden Thüringerreiches, das von der Leine bis an die Donau und von der Weſer bis zur Elbe reichte; die Söhne Chlodowechs, beſonders Theoderich von Auſtraſien, vernichteten es (531) mit Hilfe der Sachſen, und der letzte König Hermenefrid wurde tückiſch gemordet. Auch die Bayern ſtanden mit ihren Herzögen aus dem Hauſe der Agilolfinger unter der fränkiſchen Oberherrſchaft ſchon ſeit dem Sturze des Oſtgotenreiches, und ſelbſt die Sachſen zahlten ihren Tribut an die Franken. Es war dies nicht zu vermeiden in einer Zeit, da die Slawen im Oſten und die hunnenähnlichen Awaren von Ungarn her ſtets mit Einbrüchen drohten, zu deren Abweiſung man doch der fränkiſchen Waffen bedurfte. Um dieſen Preis mußten ſich die Deutſchen auch der fränkiſchen Grauſamkeit fügen, beſonders als Dagobert I. die Bayern (630) zwang, 9000 von den Awaren zu ihnen geflohene Bulgaren niederzumetzeln! Noch in demſelben Jahre aber geriet Dagobert in einen Krieg mit dem mächtigen Samo, einem Franken von Geburt, der aber, als Krämer bei den Wenden reiſend, ſich gegen die räuberiſch einfallenden Awaren an ihre Spitze geſtellt und ſie

befreit hatte und nun als ihr Herzog über Böhmen und deſſen Nachbarländer von der Spree bis zur Donau gebot. Und als nun der übermütige Frankenkönig wider Erwarten von Samos Truppen geſchlagen wurde und nach ihm die Schwäche des Reiches ſtets zunahm, da machten ſich die Thüringer unter ihrem Herzog Radulf wieder unabhängig, und auch die Bayern und Sachſen folgten ihrem Beiſpiel, ſo daß damals Deutſchland hätte frei und ſelbſtändig werden können, wenn das Volk dafür Sinn und wenn es größere Machtausdehnung beſeſſen hätte. Aber Slawen und Franken engten es ein und bald erſchienen die Karolinger auf der Bühne der Geſchichte, denen das kleine und uneinige Stammland der Germanen ungeachtet der Tapferkeit ſeiner Bewohner nicht widerſtehen konnte.

Eine ganz vereinzelte Reichsgründung in der Periode der großen Völkerwanderung, die mit keiner der übrigen damaligen Erſcheinungen dieſer Art zuſammenhing, auch kein römiſches, wenn auch ein etwa fünfzig Jahre vorher von Rom aufgegebenes Land betraf, war um die Mitte des fünften Jahrhunderts diejenige, welche Angeln, Sachſen und Jüten in Britannien vornahmen. Von den verlaſſenen Briten gegen die mordend und raubend einfallenden Pikten und Skoten zu Hilfe gerufen, unter Führern, welche die nicht unwahrſcheinliche Sage Hengiſt und Hors nennt, angelangt und bald verſtärkt, machten ſie ſich aus Helfern ſofort zu Herren. Sie ſowohl als die aus der alten Heimat Nachkommenden gründeten nach und nach mehrere kleinere Königreiche, nicht in der ſchulgerechten Anzahl von ſieben, ſondern wenigſtens neun; auch waren dieſelben von ſehr ungleichem Umfange, verſchiedener Stärke und Dauer und wechſelnden Grenzen, und verſchlangen nicht ſelten die einen die anderen, während die Briten an die Weſtküſte gedrängt wurden. Zeitweiſe, nicht aber regelmäßig, übte einer der Könige unter dem Titel Bretwalda eine Art von Oberhoheit über die anderen aus. Die Angeln, Sachſen oder Angelſachſen, wie die Eroberer in der Folge zuſammen genannt wurden, nahmen von römiſchen Glaubensboten — ſehr langſam und ſelbſt mit zeitweiſen Rückfällen — das katholiſche Chriſtentum an, dem ſowohl das Heidentum der Wodansdiener als die ſogenannte britiſche, von der römiſchen nur unweſentlich verſchiedene Kirche hartnäckig entgegenarbeiteten. Erſt über zweihundert Jahre nach Ankunft der Eroberer ſiegte das Chriſtentum überhaupt und ein Jahrzehnt ſpäter deſſen römiſche Form, die denn auch bald eine ſtramme Organiſation und prächtige Kirchen erhielt.

Im achten Jahrhundert aber begannen die Staaten der Angelſachſen an Schwäche zu leiden und ſich auszuleben. Da unternahm Egbert, der König von Weſſex, ein jüngerer Zeitgenoſſe Karls des Großen, das Werk ihrer Vereinigung unter ein Haupt, die anfangs freilich nur eine Oberherrſchaft war, aber durch das Ausſterben der einzelnen Häuſer zur wirklichen Herrſchaft wurde. Zu derſelben Zeit aber begannen auch die verderblichen Einfälle räuberiſcher Dänenſcharen. Beide Vorgänge, die Durchführung der politiſchen Einheit und die Verteidigung des neuen Vaterlandes, welche beide der große Alfred am Ende des neunten Jahrhunderts vollendete, ſchufen das Reich der Angelſachſen in eine ſelbſtändige und kräftig anwachſende Macht um, die ſchon früh der deutſchen Urheimat nicht nur entwachſen, ſondern auch entfremdet war, auf die wir aber immerhin als auf eine deutſche Schöpfung ſtolz ſein dürfen.

Außerhalb Deutſchlands und Britanniens nun, denen die Römer den Rücken gekehrt, ſo wie Skandinaviens, das ſie gar nie geſehen hatten, war es in allen Ländern, welche infolge der Völkerwanderung von Germanen beſetzt worden, eine Hauptaufgabe derſelben, mit der älteren Bevölkerung ſich auseinanderzuſetzen und zu vertragen. Dieſe in allen jenen Ländern, wenigſtens in den Städten und unter den gebildeteren Ständen lateiniſch ſprechende Bevölkerung wurde wegen dieſes Umſtandes und ohne Rückſicht auf ihre Abſtammung als eine römiſche bezeichnet und ihre Glieder ſchlechtweg als „Römer“. Die größte dieſem Unter-

nehmen des Übereinkommens zwiſchen Römern und Germanen ſich entgegenſtellende Schwierigkeit war die Verſchiedenheit des Glaubens; denn in allen jenen Reichen mit einziger Ausnahme des fränkiſchen waren die Germanen Arianer und die „Römer“ Katholiken, bis der Glaube der letzteren ſich auch unter den erſteren verbreitete. Dazu kam, daß die Zahl der in Gallien, Spanien Italien und Nordafrika eingedrungenen Germanen den „Römern“ gegenüber eine verſchwindend kleine war. In Gallien, wo ſich die meiſten Germanen zuſammenfanden, rechnet man ihrer etwas über zwei Millionen; in Spanien und Italien waren es zuſammen wohl nicht mehr, in Afrika höchſtens hunderttauſend Vandalen, die Zahl der „Römer“ aber war wohl fünf- bis zehnmal ſtärker, ſo daß es für ſie beſchämend und empörend ſein mußte, von einer Minderheit beherrſcht zu werden, und dieſen Umſtand der Kraft dieſer Eindringlinge und ihrer eigenen Feigheit und Schlaffheit zuſchreiben zu müſſen. Es wäre natürlich ungerecht, von dieſen Eroberern die heutige Ziviliſation, welche damals auch die römiſch gebildeten Unterworfenen noch lange nicht beſaßen, ſowie einen gänzlichen Verzicht auf das Bewußtſein und die Äußerung ihrer Überlegenheit an Stärke zu verlangen. Sie waren eben Menſchen und dazu noch rohe Menſchen, „Barbaren“, aber mit hohen Anlagen zur Geſittung und Bildung ausgerüſtet, und unter ihrer rauhen Außenſeite barg ſich ein guter Teil Gutmütigkeit und Gemütlichkeit. Das Beiſpiel der entſittlichten „Römer“ verderbte ſie aber vielfach und reizte ſie zu Ausbrüchen ihrer Wildheit. Dabei verſtanden ſie indeſſen nicht nur zu zerſtören wie die Hunnen, ihre Zeitgenoſſen, und wie noch heute die Türken, ſondern auch aufzubauen. War ihr Eindringen in die neuen Heimatländer auch, namentlich im Kriegszuſtande, vielfach verwüſtend, ſo iſt doch ſofort von dem Zeitpunkte ihrer feſten Niederlaſſung an das Streben bei ihnen zu beobachten, den Unterworfenen gerecht zu werden. Die Oſt- und Weſtgoten, Burgunder und Langobarden thaten hierin das meiſte, — die Franken und Vandalen, ſo wie die Angelſachſen waren rückſichtsloſer und willkürlicher. Im ganzen aber drückte die offene Wildheit der Germanen die Unterworfenen weniger, als das hinterliſtige Ausſaugungsſyſtem der gebildeten Römer. Unter dieſen hatten die Prokonſuln und Proprätoren nach Willkür geſchaltet und Erpreſſungen geübt und Rom war weit entfernt; Nichtrömer gelangten auch erſt in ſpäter Zeit zu Ämtern und Würden, als es keine echten Römer mehr gab, und nur gegen das Aufgeben ihrer nationalen Eigentümlichkeiten und Annahme vollſtändiger Romaniſierung. Jetzt aber dienten ſogenannte Römer und Katholiken in den höchſten Ämtern den arianiſchen und barbariſchen Germanenfürſten, und bei dem nicht ſehr entlegenen König konnte jedermann viel leichter Recht finden, als früher in dem fernen Rom. Die Könige der Germanen behielten zwar in ihren

Älfreds Juwel (Oxford, Aſhmolean Muſeum).

Vielleicht der Knopf ſeines Scepters, beſtehend in einem Kryſtall, in den Moſaikſchmelz von grüner und gelber Maſſe eingelegt iſt und ein rohes Menſchenbild darſtellt; die Rückſeite iſt mit Gold bedeckt, in das eine Blume eingegraben iſt. Die Seite zeigt die Inſchrift: Aelfred mec heht gewyrcan (Älfred ließ mich machen).

Titeln den Namen ihres Volksſtammes bei, ſtatt den des eroberten Landes anzunehmen; aber deſſenungeachtet waren ſie ſowohl in ihren eigenen Augen, als in denen der „Römer“ auch Könige der letzteren. Nur die früh zertrümmerten Reiche der Oſtgoten und Vandalen gelangten nicht bis auf dieſe Stufe der Verſchmelzung ungleichartiger Elemente. In den übrigen Reichen näherten ſich die Römer in politiſcher Beziehung den Anſchauungen der Germanen und dieſe in Hinſicht auf Sprache und Kultur den Römern, und aus dieſer Miſchung ſind mit der Zeit die romaniſchen Völker entſtanden. Viel trug zur Vollziehung dieſes Prozeſſes die Teilung des Grundbeſitzes bei, die freilich nicht überall ſtattfand. Während die Vandalen alles Unbewegliche für ſich nahmen und die Römer vertrieben oder zu Sklaven machten, — wenigſtens im Gebiete von Karthago (sortes Vandalorum), außerhalb deſſen die „Römer“ unangefochten blieben und wenig Vandalen ſich niederließen, — beſchränkten ſich die Weſtgoten und die Burgunder in Gallien in der Regel (nicht immer in der Praxis) auf zwei Drittel. Die Oſtgoten und Langobarden in Italien begnügten ſich ſogar mit einem Drittel, die Franken aber und die Weſtgoten in Spanien nahmen gar keine Teilung vor und die Könige verliehen Land nach Gutfinden. In Gallien lebte nach deſſen Vereinigung unter den Franken im Nordoſten faſt nur deutſche, im Süden faſt nur romaniſche, in den mittleren Ländern gemiſchte Bevölkerung.

Germaniſche Trachten.
Etwa vom fünften bis achten Jahrhundert. Aus den Darſtellungen der Bibel von St. Paolo in Rom. (Nach Lindenſchmit.)

Die Sprache der Urkunden, der Kirche und der Litteratur blieb überall die lateiniſche, und ſo ſehr ſie ſich auch fortwährend verſchlechterte und allen Regeln der Grammatik und Orthographie Hohn ſprach, ſo konnte ſich doch die noch weniger gebildete germaniſche Zunge neben ihr nicht geltend machen; ſo wie die Sache ſich entwickelte, hat ſich das Deutſche mit wenigen Wörtern in den romaniſchen Sprachen und mit etwas mehr Perſonen- und Ortsnamen in den romaniſchen Ländern begnügen müſſen.

An manchen Orten, namentlich im weſtgotiſchen Spanien, waren die Ehen zwiſchen Römern und Germanen verboten, was aber nicht ſtreng eingehalten wurde; die ſtattgefundene Vermiſchung beweiſt die allmähliche Verſöhnung der Gegenſätze, die namentlich in Spanien gegenüber den arabiſch-berberiſchen Unterdrückern eintreten mußte.

Wir haben bereits angedeutet, daß ſeit der Eroberung größerer Länder durch germaniſche Völker das deutſche Königtum ſich nicht mehr in ſeiner alten, einfachen und freiheitlichen Form aufrecht erhalten ließ. Das größere Gebiet und die gemiſchte Unterthanenſchaft erforderten eine Umgeſtaltung der ehrwürdigen, weil volkstümlichen Einrichtung, und für dieſe bot ſich von ſelbſt das römiſche Kaiſertum als Muſter dar, wie ja auch die Staatsverwaltung in den ehemaligen römiſchen Provinzen weſentlich die römiſche blieb. Nur zu bald fand in den germaniſchen Reichen auch der römiſche Deſpotismus mit ſeinen greulichen Ausſchweifungen

Eingang, soweit sich die Personen der Könige dazu eigneten. Es gab schon seit den ersten Niederlassungen im Römerreiche sowohl germanische Caligulas und Caracallas, als deutsche und gotische Trajane und Antonine. Die Schwäger Chlodowech und Theoderich, die charaktervollsten Germanenkönige der Völkerwanderungszeit, waren hierin recht sprechende Extreme blutiger Willkür und humaner Gerechtigkeit.

Die Könige waren indessen bei alledem noch immer nicht absolut, sondern nach wie vor von ihren Edelingen und mittelbar von den Freien abhängig, doch ohne sich hieran allzu ängstlich zu binden. Gewaltthaten, die ihnen nachgesehen wurden, galten als Privatsache oder Blutrache; was weiter ging, kostete ihnen nicht selten das Leben. Der germanische König war niemals so vergöttert wie der byzantinische Kaiser. Da nicht nur Volksversammlungen in den großen Reichen nicht mehr möglich waren, sondern nicht einmal die alten Völkerschaftsdinge, die noch in den kleinen Reichen der Angelsachsen als Witenagemote (Versammlungen der Witan, Weisen) fortdauerten, so vertrat anfangs in vielen Fällen das Heer, welches ja das Volk in Waffen war, ihre Stelle, im Frankenreiche auf dem „Märzfeld" am 1. März jedes Jahres; nachdem man aber in das Heer auch die Unfreien aufgenommen, um die Stärke desselben den Verhältnissen anzupassen, ging die beratende Gewalt auf die Großen des Reiches und im Westgotenreiche seit dessen Katholisierung auf das Konzil über; die Königswahl aber, wenn das Reich ein Wahlreich war, auf eine Versammlung von Herren beider Stände. Diese Verhältnisse bereiteten daher die Macht vor, welche Adel und Geistlichkeit seit dem Niedergange der durch die Völkerwanderung gebildeten Staaten in den auf sie folgenden neuen Reichsschöpfungen den Rest des Mittelalters hindurch ausübten.

Das Äußere der königlichen Würde blieb lange Zeit einfach und schmucklos; erst seit dem Vorgange des spanischen Leovigild nahmen die Auszeichnungen der Könige durch Kronen, Diademe, Scepter, Throne, Purpur u. s. w. überhand, wurden die Monarchen und ihre Gattinnen bei Antritt ihrer Regierung gekrönt und gesalbt und fand bei diesen und anderen festlichen Gelegenheiten der Pomp des römisch-byzantinischen Zeremoniells Nachahmung.

So wurde das deutsche Königtum in den neuen Reichen eine Mischung römischen und germanischen Wesens und mußte es sein, weil es sowohl für römische, als für germanische Unterthanen da war; für jene war der König der Nachfolger des Kaisers, für diese der erste Würdenträger des Volkes mit durch die Verhältnisse herbeigeführter Vermehrung der Macht und des Glanzes. Es war nämlich sehr natürlich, daß, sollte der Staat nicht auseinander gehen, der König für die eine Klasse der Unterthanen werden mußte, was er für die andere war, und so hatten denn nach und nach auch die Germanen ihre Nachfolger der Kaiser, denen viele ihrer Vorfahren ja schon früher gedient hatten.

Die in dieser Weise angehäuften Befugnisse des Königs waren daher sehr ansehnliche. Zu dem Heer- und dem Gerichtsbann der alten deutschen Könige treten durch die Niederlassungen im römischen Reiche von selbst der in Germanien noch unnötige Amts- und Polizeibann hinzu und durch die Übertragung der kaiserlichen Befugnisse gegenüber den Römern auf das Verhältnis zu den Stammesgenossen endlich noch die höchste Entscheidung in Finanz- und in Kirchenangelegenheiten. Meist dem Monarchen in selbstthätiger Weise überlassen war die Abordnung von Botschaftern an fremde Reiche, verbunden mit dem Empfange von Gegengesandten, wozu noch bisweilen die Verfügung über die Erbfolge kam. Es ist dabei zu bemerken, daß diese Germanenreiche entweder nur ein beständiges Herrscherhaus hatten, oder beinahe mit jedem König dasselbe wechselten, indem die Großen des Reiches den König wählten und, wenn er ihren Erwartungen nicht entsprach, ihn auf dieselbe Weise beseitigten, wie die römischen Prätorianer ihre Kaisergeschöpfe; oft genug aber vollzog sich der Thronwechsel einfach durch Mord des Vorgängers von der Hand des Nachfolgers! Keine praktische

Bedeutung hatte, ſondern nur eine leere Höflichkeitsformel war es, wenn römiſche oder nach dem Untergange Weſtroms byzantiniſche Kaiſer einem germaniſchen König den Titel eines Konſuls, Patricius oder Magister militum (Oberbefehlshaber) verliehen. Der betreffende König trat damit in kein vom Kaiſer abhängiges Verhältnis. Theoderich der Große benutzte vielmehr den Patriziertitel als Grundlage zu ſeiner unabhängigen Herrſchaft über Italien, während Chlodowech ſich mit dem Konſulnamen, den ihm Kaiſer Anaſtaſius 507 verlieh, brüſtete, ohne einen Vorteil davon zu haben. Der Weſtgote Enrich aber ſpielte ſelbſt den Kaiſer, indem er ſeine Feldherren als Praefectus oder Magister militum betitelte.

Hinſichtlich der verwickelten Staats- und Rechtsverhältniſſe in den Völkerwanderungsreichen beſchränken wir uns auf die am meiſten charakteriſtiſchen Züge. Dahin gehört beſonders die Entwickelung des neuen Dienſtadels an der Stelle des alten Geburtsadels, welcher Wandelung wir bereits (oben S. 22 und 44) vorgreifend gedachten. Von dieſem neuen Dienſtadel aber ſtammt größtenteils der heutige als alt betrachtete Adel ab, deſſen Titel auch (Herzöge, Fürſten, Grafen, Barone) noch dieſelben ſind, welche die Beamten jener Reiche führten. Statt eines Gehaltes bezogen dieſe Beamten den Nutzen gewiſſer ihnen verliehener Grundſtücke, ſo wie Anteil an Strafgeldern, und wurden überdies durch Macht und Anſehen entſchädigt. Mit der Zeit ſcheinen jedoch nach römiſchem Vorbilde auch Gehalte Eingang gefunden zu haben. Die älteſten Beamten waren die Grafen, d. h. urſprünglich Diener, deren es für die verſchiedenſten Dienſte welche gab, z. B. Holz- und Deich-, ſogar Viehgrafen. Mit der Zeit jedoch erhoben ſich diejenigen Grafen, denen die Verwaltung und Rechtspflege eines Gaues, ſo wie der Befehl über deſſen Kriegsmannſchaft anvertraut war, hoch über die anderen, behielten den Grafentitel allein und vererbten ihn ſpäter auf ihre Nachkommen. Die Gaue waren nämlich, wie früher die eigentlichen Staaten, ſo jetzt die hauptſächlichſten (an Größe und Bedeutung etwa den preußiſchen Kreiſen entſprechenden) Gebietseinheiten der neuen Reiche, deren Mittelpunkte die Städte waren, denen aber kein Vorrecht vor dem Landgebiete zukam, wie dies unter der Römerherrſchaft der Fall war. Die Unterbeamten der Gaugrafen waren die Zentgrafen oder Centenare, Vorſteher einer Hundertſchaft oder Unterabteilung des Gaues, Bezirksbeamte, namentlich für die niedere Polizei; Verfolgung von Räubern, wilden Tieren u. dgl. waren ihre Aufgaben. Eine höhere Stellung als die Gaugrafen aber nahmen mit der Zeit die aus vorübergehenden zu ſtändigen Heerführern und Provinzvorſtehern gewordenen Herzöge ein. Solche von ihnen, welche aus einem beſiegten oder unterworfenen Volke hervorgingen und an deſſen Stelle blieben, waren ſtets geneigt, ſich dem Königtum des herrſchenden Stammes gegenüber ſo unabhängig als möglich zu erhalten und bei günſtiger Gelegenheit ſogar völlig unabhängig zu machen, ſo z. B. die Herzöge der deutſchen Thüringer, Bayern und Alamannen und der keltiſchen Bretonen gegenüber den Franken, ebenſo aber auch Herzöge abgelegener Provinzen desſelben Reiches, wie z. B. die von Spoleto und Benevent bei den Langobarden, deren König thatſächlich meiſt nur Oberitalien beherrſchte.

Höher aber als die Herzöge ſtiegen im fränkiſchen Reiche die Hausmeier (Majores domus), urſprünglich Hofbeamte, dann Staatsminiſter und ſeit dem ſiebenten Jahrhundert Statthalter der großen Reichsteile, welche früher eigene Könige gehabt hatten, alſo eine Art Vizekönige, zuletzt aber Regenten für die unfähigen Merowinger und endlich Gründer einer neuen Dynaſtie, der karolingiſchen.

Die übrigen Beamtungen blieben in der Regel die ſchon vorhandenen römiſchen und behielten auch meiſt „Römer“ für die „Römer“ zu ihren Inhabern, beſonders im Gerichts- und Finanzweſen; leider blieb mit ihnen auch die römiſche Korruption am Ruder, ſo daß dieſe Beamten an Ausbeutung des Volkes, Heuchelei nach oben und Beſtechlichkeit wohl mit

den heutigen russischen und anderen osteuropäischen Volksbedrückern den Vergleich aushielten. Auch bildete sich nach römischem Muster namentlich bei den spanischen Westgoten ein bureaukratischer Geist aus, der die Reisenden auf der Straße, die (übrigens entsetzlichen) Gasthäuser, die Weggerechtigkeiten durch Güter u. s. w. kontrollierte und eine Art Postanstalt ausschließlich zum Gebrauche des Staates hielt. Trotzdem war das Beamtenwesen, wie schon bei den Römern, kein einheitlich und systematisch durchgebildetes, wie in den modernen Staaten, sondern ein schwer, wenn überhaupt zu übersehauender Wirrwarr von einander durchkreuzenden Befugnissen und provinziellen wie lokalen Eigentümlichkeiten, der sich durch das ganze Mittelalter, ja bis in die letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts erhielt. Als interessant für die heutigen Adelstitel ist nur noch zu erwähnen, daß die germanischen Könige deutsche und römische Amtskreise vielfach miteinander verschmelzten, so daß die römischen comites mit den deutschen Grafen, die duces mit den Herzögen u. s. w. identisch wurden und diese Beamten gleichermaßen für Römer und Germanen dienten, wie denn auch der Verschmelzungsprozeß beider Stämme langsam aber sicher vorschritt. Nur bei den Angelsachsen konnten sich die Zustände rein germanisch entwickeln. In den übrigen Reichen waren die Lasten, die der Staat seinen Angehörigen auferlegte, anfangs streng so geschieden, daß die Germanen dem Könige das Blut, die Römer aber das Gut hergaben, d. h. jene leisteten Kriegsdienste, diese zahlten Steuern. Später wurden auch die Römer zum Waffenhandwerke herangezogen, während die Germanen steuerfrei blieben. Nach und nach aber wurde von den letzteren, anfangs unter heftigem Widerstande, eine Grundsteuer für die verliehenen Grundstücke eingezogen; denn beständig suchten die Könige, deren Privatschatz eben der Staatsschatz war, denselben zu bereichern. Nur bei den Westgoten in Spanien bildete sich eine Trennung beider Kassen aus. Im Frankenreiche wurden zur Zeit Chilperichs und Fredegundens die Steuern so drückend, daß viele Grundeigentümer auswanderten, und Aufstände ausbrachen, bei welchen die Steuerbücher verbrannt wurden. Die Ungerechtigkeit der Besteuerung war so groß, daß selbst jenes verbrecherische Königspaar es einsah und bei Anlaß des Todes eines Kindes die „ungerechten Steuerlisten“ selbst vernichtete, um Gott zu besänftigen.

Typen ostgotischer Münzen. (Nach Friedlaender.)

Auf den Münzen bildeten die älteren germanischen Könige bald sich selbst, bald aber die byzantischen Kaiser als nominelle Oberherren, die späteren aber nur noch sich selbst ab; das Gepräge war oft ein sehr rohes.

Weit williger als die Gutſteuer entrichteten die Germanen die Blutſteuer. Unter denſelben Führern, welche ſie im Frieden richteten, bildeten ſie im Kriege Heeresabteilungen von zehn, hundert und tauſend Mann. Mehrere Tauſendführer (bei den Goten Thiufad) ſtanden unter dem Grafen (comes), mehrere Grafen unter dem Herzog (dux), die letzteren endlich unter dem König, beziehungsweiſe deſſen Stellvertreter oder Bevollmächtigten (z. B. dem Hausmeier). Nach Aufnahme der Romanen in das Heer waren dieſe erſt beſonders eingeteilt, wurden aber nachher mit den Germanen vermiſcht; allerdings kam es dazu nur in den länger beſtehenden Reichen (bei Oſtgoten und Vandalen nicht). Die Bethätigung im Waffendienſte galt in jenen wilden Zeiten als der höchſte Ruhm, und wer ſich dabei nicht beteiligte, war verachtet. Daher waren denn anfangs die Romanen von den Germanen gering geſchätzt und bildeten eine untergeordnete Klaſſe der Bevölkerung, ſtiegen aber in der Achtung genau in dem Maße, in welchem ſie am Waffenhandwerke teilnahmen. Es iſt in dieſer Beziehung bezeichnend, daß die (oben S. 13) erwähnten Läten, die den Römern dienenden Germanen, dieſe Ehre, zugleich als Stammesgenoſſen und als Krieger, nach der germaniſchen Eroberung zuerſt erwarben. In der Folge kam es dann hinſichtlich des Anſehens gar nicht mehr auf die Abſtammung an, ſondern auf Macht und Reichtum, und die wurden die Angeſehenſten, die ſich dieſe Vorzüge anzueignen wußten, beſtanden ſie nun in geiſtlicher Macht bei den Biſchöfen und anderen kirchlichen Würdenträgern gegenüber den Gläubigen, oder in weltlicher Macht bei denen, die durch Beſitz oder Kriegsthaten ſich emporſchwangen.

Dieſes Emporkommen ſtand nun allerdings im Zuſammenhange mit der alten Gruppierung der Stände bei den Germanen und ihrer durch die Eroberung römiſcher Provinzen modifizierten Geſtalt. Mit dem Wegfalle der Volksverſammlungen verlor natürlich der Stand der Freien an Bedeutung, und durch die Organiſation der neuen Reiche wuchs die Macht des dem Könige und damit auch dem Staate unentbehrlichen Dienſtadels ſo ſehr, daß die Kluft zwiſchen dieſen neuen Nobiles und den gewöhnlichen Freien beinahe ſo groß wurde, wie die zwiſchen den letzteren und den Unfreien, obſchon die einen aus den Reihen der anderen hervorgingen. Ja dieſe neuen Adeligen, obſchon vielfach von niedriger Herkunft, ſtiegen oft ſo hoch, daß ſie die Könige beherrſchten. Altadelige ſcheinen noch mit in die neuen Reiche eingezogen, hier aber ausgeſtorben, oder vom neuen Adel aufgeſogen, oder in den Hintergrund gedrängt, oder endlich infolge kräftigen Einſtehens für die alte germaniſche Sitte und Verfaſſung gegen den zunehmenden fürſtlichen Abſolutismus von deſſen Trägern und Dienern gewaltſam vernichtet zu ſein. Das Chriſtentum machte ohnehin die Abſtammung von den Göttern, deren ſich der alte Adel gerühmt hatte, ſinnlos, und dazu kam, daß auch bei den beſiegten Romanen ein Adel, die ſogenannten ſenatoriſchen Familien, vorgefunden wurde, alſo auch ein Dienſtadel, der auf Ämtern und Grundbeſitz beruhte, nicht weniger aber auch auf Bildung, daher namentlich die Biſchöfe aus ihm hervorgingen.

Die wachſende Willkür der Könige war es, welche dieſen Dienſtadel, römiſchen wie deutſchen, heranzog und groß machte, und zwar durch Verleihung von Ämtern, wie von Land, das die Könige teils den Römern, teils unbotmäßigen oder in Ungnade gefallenen Germanen weggenommen (konfiſziert) hatten. Solcher Grundbeſitz machte die damit Beglückten, wenn er groß war, zu kleinen Fürſten, und in Wahlreichen wurden aus ihnen die Könige genommen, daher ſie es im ſpaniſchen Weſtgotenreiche waren, welche ſo häufig die Könige beſeitigten, um ſich ſelbſt an ihre Stelle zu ſetzen. Durch die Macht und das Anſehen dieſer Leute wurden natürlich die Gemeinfreien, denen es nicht gelang, mit oder zu ihnen aufzuſteigen, immer mehr heruntergedrückt, und zwar nicht nur zur politiſchen Rechtloſigkeit, ſondern ſogar zur Unfreiheit. Unter den Römern waren durch die herrſchende Mißwirtſchaft

dieſe „Freien“ ſchon vor der germaniſchen Eroberung größtenteils in den Stand der Halb- oder Unfreien hinab geſunken, und nach derſelben ging es den Germanen ebenſo. Der zunehmende Beſitz des neuen Adels drängte die weniger glücklichen Nachbaren zuſammen und machte ſie von den neuen „Göttern dieſer Erde“ abhängig, ſo daß ſie infolge von Verſchuldung und Bedrängnis oft freiwillig um den Schutz der Großen nachſuchten (precarium), wodurch ihre Freiheit reißend abnahm. Dazu kam noch, daß religiöſe Beſchränktheit dieſe Leute auch in Abhängigkeit von der Kirche brachte, die im Streben nach Bereicherung und Ausdehnung ihres Grundbeſitzes mit den weltlichen Großen wetteiferte. Die zum neuen Adel emporſteigenden Freien nannte man: Ehrbare, Mächtige (honestiores, potentiores, meliores), die nicht ſo glücklichen: Niedrige, ſogar Schlechte (humiles, viles), und der Unterſchied wurde noch ſchreiender, als der neue Adel erblich wurde. Zu den höchſten ſeiner Glieder gehörten beſonders die Hofbeamten des Königs (primates, seniores palatii), deren Vermögen auf 60—80 000 Solidi (zu etwa 12 Mark) geſchätzt wurde. Dieſe Herren ſtanden ſo hoch, daß der Staat über ihre Unfreien keine Macht hatte, ſie ſelbſt vielmehr frei über Leben und Gut derſelben verfügten.

So wurden die reichen Freien immer mehr zu neuen Edlen, die armen aber zu Unfreien, und es kam ſo weit, daß die unfreien Diener angeſehener Herren mit mehr Gewicht auftreten durften, als arme Freie. Umſonſt arbeiteten einzelne tüchtige Könige gegen dieſen traurigen Prozeß. Er lag in der Zeit und war nicht zu ändern. Allerdings dauerte die alte Freilaſſung fort, aber ſie verſchwand gegenüber der rieſig anwachſenden „Verknechtung“.

Die Unfreien nun waren die Arbeiter der Völkerwanderungsreiche, Bauern, Handwerker und kleine Krämer, ſowie Dienſtboten aller Art. Von ihrem Herrn erhielten ſie zur Benutzung Land oder ein kleines Kapital (peculium), das jener zu jeder Zeit zurückziehen konnte, jedenfalls aber nach dem Tode des Nutznießers an ſich nahm; ſie konnten jedoch ſtets „mit oder ohne Scholle“ verkauft oder vertauſcht werden. Die Behandlung der Unfreien war öfter eine ſchlechte, als in älterer Zeit; daher war es in der uns beſchäftigenden Periode nicht ſelten, daß Sklaven ihren Herrn erſchlugen und noch häufiger, daß ſie entflohen. Sehr viel Verdienſt um die Verbeſſerung der Lage der Unfreien hat ſich die Kirche erworben, welche ſelbſt deren ſo viel beſaß, daß das kleinſte Gotteshaus ihrer neun hatte; ſie wirkte namentlich wohlthätig durch Häufigkeit der Freilaſſungen, durch Verhütung der Trennung unfreier Gatten, ſowie Eltern und Kinder, wenn ſie auch nichts that, die Unfreiheit abzuſchaffen, ja ſogar in den Geſetzen, welche doch die Prieſter verfaßten, die Kluft zwiſchen Reichen und Armen und damit auch zwiſchen wirklich Freien und wirklich Unfreien ſchroff erweiterte.

All dies geſchah auf ehemals römiſchem Boden und bewies, wie ſehr das Römertum überall und immer das Deutſchtum verderbt und entſittlicht hat, wo es mit ihm in Berührung kam. Denn ganz anders war es, wo das Römertum bei Ankunft der Germanen nicht mehr beſtand, nämlich in Britannien unter den Angelſachſen. Hier beſtanden die alten deutſchen Stände fort, allerdings die Unfreiheit ſowohl als die Vorrechte der Edlen; aber es fand keine ſolche Verminderung der Freien ſtatt wie auf dem Feſtlande, es konnten fortwährend die Unfreien zu Freien und die Freien zu Edlen emporſteigen, und zwar ohne das Mittel des Königsdienſtes, nämlich durch Erwerbung eines gewiſſen Grundbeſitzes und Kaufleute ſogar durch drei überſeeiſche Reiſen.

Die Gliederung in Stände wirkte auf keinen Zweig des öffentlichen Lebens ſo tief ein, wie auf die Rechtspflege. In den Anfängen der Reiche, von denen dieſer Abſchnitt handelt, beſaßen Romanen und Germanen beide ihre beſondere Geſetzgebung (in welcher Privat- und Strafrecht bunt durcheinander gemengt waren) und beſondere Gerichtshöfe. Alarich II. erließ

für die „Römer“ das Breviarium Alaricianum, das auch im Frankenreiche mit Einſchluß Burgunds für ſie galt, während die Weſtgoten, Franken und Burgunder ihre germaniſchen Geſetze hatten. Dieſe Trennung wurde aber nur als proviſoriſch betrachtet, bis die Römer ſich an das deutſche Recht gewöhnt haben würden; ſobald es daher die herrſchenden Germanen an der Zeit fanden, wurde ihr Recht das allein gültige für beide Stämme. Aber die Beſtimmungen, auf denen dieſe Rechtseinheit beruhte, hatten bereits viele Züge aus dem römiſchen Rechte in ſich aufgenommen. Natürlich bezieht ſich dies nur auf die längere Zeit beſtehenden Reiche der Weſtgoten, Franken und Langobarden. Das germaniſche Recht war auch in dieſer Miſchung, obſchon alle Geſetze in (ſchlechteſter) lateiniſcher Sprache abgefaßt wurden, im weſentlichen noch immer das alte, wie wir es im erſten Abſchnitte ſkizziert haben: aus dem römiſchen Rechte dagegen wurden außer den gerichtlichen Formeln und techniſchen Ausdrücken namentlich drei Punkte entlehnt: der Beweis durch ſchriftliche Urkunden, der Zeugenbeweis und — die Folter! Dieſe Punkte genügten allerdings, um die neuen Geſetze und Dekrete als vorwiegend römiſche, als Reſultate bereits ſtark vorgeſchrittener Romaniſierung erſcheinen zu laſſen, namentlich bei den ſpaniſchen Weſtgoten, wo durch das um 650 von den Königen Kindaswinth und Rekeswinth eingeführte gemeinſame Geſetzbuch überdies noch eine ſtarke Kanoniſierung, eine Vergeiſtlichung des Rechtes hinzukam. Um 630 erhielten von den fränkiſchen Königen die Alamannen ihr Geſetzbuch, wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit auch die Bayern, und 643 die Langobarden die Grundlage des übrigen durch König Rotharis Edikt.

Unter den römiſchen Neuerungen in der germaniſchen Geſetzgebung ſticht die Folter ſo ſehr als eine echtrömiſche und undeutſche Erfindung hervor und hat durch die lange (etwa elfhundertjährige) Dauer ihres fluchwürdigen Daſeins ſo großes Unheil über Deutſchland und die übrigen europäiſchen Länder, in denen römiſcher Einfluß Platz griff, gebracht, daß ihre älteſte Form bei unſerem Stamme einige Aufmerkſamkeit verdient. Allerdings war es nicht mehr die reine römiſche Form, in welcher die Folter bei den Germanen, namentlich bei den Weſtgoten, Eingang fand. Der Richter ordnete ſie hier wohl an, aber nur auf Antrag des Klägers und wenn dieſer und der Beklagte gleichen Standes waren. In dieſen Fällen erhielt der Kläger das Recht, ſeinen Gegner drei Tage lang, aber in Gegenwart des Richters und angeſehener Männer, zu quälen. Wenn nun der Gefolterte dies überſtand, ſo durfte umgekehrt nun er ſeinen Feind, und zwar ſolange dieſer lebte, quälen, nur nicht ihn töten. Starb aber der Angeklagte an der Folterung, ſo durften ſeine Verwandten den Kläger quälen, bis er ſtarb. Ebenſo verfiel auch der Richter der Verwandtenrache, wenn er die Folterung bis zum Tode nicht hinderte; wenn aber der Tod ohne ſeine Schuld eintrat, ſo verfiel er in eine ſtarke Geldbuße. Bei den Franken durften ſogar geiſtliche und weltliche Würdenträger gefoltert werden, und es geſchah durch amtliche Folterknechte und nach eigenem Ermeſſen des Richters, worüber Gregor von Tours zahlloſe Beiſpiele erzählt; willkürlich erlaubte es ſich auch das Scheuſal Fredegunde an ihren Feinden, und zwar mit Zuſtimmung ihres elenden Gatten Chilperich.

Alles Römiſche fiel natürlich in den Geſetzen der Angelſachſen weg, welche auch in deren Mutterſprache abgefaßt waren.

Unter den altgermaniſchen Beweismitteln erhielt das des Gottesurtels weitere Ausbildung. Die vorherrſchende Form desſelben in unſerer Periode war, neben dem fortdauernden Zweikampfe, die Probe des ſiedenden Waſſers oder glühenden Eiſens, mit welchem der Beklagte ſeinen bloßen Arm in innige Berührung bringen mußte; blieb er unverletzt, ſo galt er als ſchuldlos. Im kirchlichen Leben entſprach einem ſolchen gerichtlichen Gottesurtel die ſogenannte Abendmahlsprobe, beruhend auf der Annahme, daß wer auf eine Ausſage die Hoſtie nehme, daran erſticken müſſe, wenn er unwahr geredet.

cessant te faida eo quod nolendo fecerit
LXXVII DE HALDIUS
et servus menisteria
les de illos viro menisteriales
qui docti domui nutriti aprouati sunt
LXXVIII Si quis haldium alienum &
servum menesterialem percus
serit si vulnus & libor appparu
erit pro una ferita conp sol
unum si duas fecirit dit sol
duo si tres ficerit dit sol
tres si quattuor ficerit dit sol
quattuor si vero amplius dura
verit non numerentur
LXXVIIII Si quis haldium alienum & 78

Facſimile aus der Handſchrift des Edictum Rotharis; St. Gallen, Stiftsbibliothek, cod. 730.

Transſkription und Überſetzung.

LXXVII. De haldius et servus menisteriales. de illos viro menisteriales, qui docti domui nutriti aprouati sunt.

LXXVIII. Si quis haldium alienum aut servum menesterialem percusserit, si vulnus aut libor apparuerit, pro una ferita conponat sol. unum, si duas fecirit, dit solidos duo, si tres ficerit, dit solidos tres, si quattuor ficerit, dit solidos quattuor, si vero amplius duraverit, non numerentur.

57. Von den Italienern (d. h. dem unterworfenen Volke) und den Sklaven der Miniſterialen, und von jenen, welche im Hauſe gelehrt, genährt und erzogen werden.

58. Wenn einer einen fremden Italiener oder den Sklaven eines Miniſterialen verwundet hat, wenn die Wunde ſchwer iſt, ſoll er für eine Wunde einen Schilling, wenn er zwei zugefügt, zwei, wenn drei, drei, wenn vier, vier Schillinge zahlen. Betragen die Wunden mehr, ſo werden ſie nicht weiter gezählt.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

IN NOMINE DNI NRI
Ihū xpī incipiunt titulus legis salice
I · DE MANNIRE
Si quis ad mallū legib; dominicis
mannitus fuerit & non uene
rit · sitēū · sunnis non detenue
rit sol · xv cul iud;
Ille uero qui alio mannit & ipse non
uenerit sitēū sunnis non detenuerit
sol xv · ei cui mannuit · conponat;
II DE FURTIS PORCORUM
Si quis purcellum lactantem de cranne
furauerit & ei fuerit adprobatum
mal · chrane chalti rechalti sol · III
cul iud; Si quis purcellū furauerit qui si
ne matre uiuere possit & ei fuerit adp
robatum · mal himnes theca sol · I · cul iud
excep capit & dil; Si quis bimū porcū
furauerit mal in zimis suiani sol xv
cul iud · excep · capit · & dil;

Facſimile einer Seite aus der Handſchrift der Lex salica: St. Gallen, Stiftsbibliothek, cod. 731.

# Erläuterungsblatt

zu dem

# Farſimile aus der St. Gallener Handſchrift der Lex salica.

## Transſcription:

In nomine Domini nostri Jesu Christi incipiunt titulus legis salice:

### I. De mannire.

Si quis ad mallum legibus dominicis mannitus fuerit et non uenuerit, se eum sunnis non detenuerit, sol. XV. culpabilis iudicetur.

Illi uero, qui alio manit et ipsi non uenerit, se eum sunnis non detenuerit, sol. XV. ei cui manuit, componat.

### II. De furtis porcorum.

Si quis purcellum lactantem de cranne furauerit, et ei fuerit adprobatum, **malb. chranne chalti, rochalti,** sol. III. culpabilis iudicetur.

Si quis purcellum furauerit, qui sine matre uiuere possit, et ei fuerit adprobatum, **malb. himnes theca,** sol. I. culpabilis iudicetur, exeepto capitale et dilatura.

Si quis bimum porcum furauerit, **malb. in zimis suiani,** sol. XV. culpabilis iudicetur, excepto capitale et dilatura.

Anmerkung: Die fett gedruckten Stellen ſind die ſog. malbergiſchen Gloſſen, d. h. in den lat. Text eingeſchobene altdeutſche Rechtsausdrücke, wie ſie bei den alten Germanen auf dem Malberg, d. h. der Gerichtsſtätte unter freiem Himmel üblich waren. In der Überſetzung ſind ſie, weil noch nicht durchweg mit Sicherheit erklärt, weggelaſſen.

## Überſetzung:

Im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti beginnt der Titel des Saliſchen Geſetzes:

### I. Von der gerichtlichen Vorladung.

Wenn Jemand nach den landesherrlichen Geſetzen vor Gericht geladen worden und nicht kommt, ſofern ihn keine Verſäumnis (d. h. berechtigte Verhinderung) abgehalten hat, ſo ſoll er zu (einer Buße von) 15 Schillingen verurteilt werden.

Derjenige aber, welcher einen andern vorladet und ſelbſt nicht kommt, ſofern ihn keine Säumnis abgehalten hat, der ſoll dem, den er vorlud, 15 Schillinge zahlen.

### II. Von den Schweinediebſtählen.

Wenn Jemand ein ſaugendes Ferkel aus dem Koban (Stall) geſtohlen hat, und es ihm bewieſen worden, ſo ſoll er zu drei Schillingen (Buße) verurteilt werden.

Wenn Jemand ein Ferkel geſtohlen hat, das ohne Mutter leben kann, und es ihm bewieſen worden, ſo ſoll er zu einem Schilling (Buße) verurteilt werden, außer Kapital und Dilatur (ein nicht hinlänglich erklärter Ausdruck).

Wenn Jemand ein zweijähriges Schwein geſtohlen hat, ſo ſoll er zu 15 Schillingen (Buße) verurteilt werden, außer Kapital und Dilatur.

Digitized by Google

Unter den Strafen waren nach altgermaniſchem Rechte noch immer die Geldbußen, beziehungsweiſe Viehbußen, die vorherrſchenden. Dieſelben waren ſo hoch, daß nur Reiche ſie bezahlen konnten; Zahlungsunfähige erlitten bei den Franken und Angelſachſen Schuldknechtſchaft, bei den Weſtgoten Prügelſtrafe, während die Biſchöfe dieſes Prieſterſtaates ſtets mit geiſtlichen Bußen wegkamen. Auch dies zeugt von der vorgeſchrittenen Romaniſierung Spaniens; denn freie Germanen zu prügeln, war nach deren altem Rechte einfach undenkbar. Die Geiſtlichen aber bedrohten ungeſcheut ſelbſt Adelige mit Rutenſtreichen, von denen ſie ſich ſelbſt ausnahmen. Sogar der Mord wurde in den meiſten Fällen gegenüber Freien mit Geldbuße abgemacht, und die Geſetze über denſelben zeigen ſchreiend die herrſchende Ungleichheit, bei welcher ein Menſchenleben nicht wie das andere war, ſondern ſich im Werte nach dem Stande abſtufte. Der Unfreie genoß gar keines geſetzlichen Schutzes, während der Mord des einfachen Freien bei den Angelſachſen 200, der des Königs oder Erzbiſchofs aber das ſechsunddreißigfache, (7200) Schillinge, koſtete! Bei den Franken ſollte ein Sklave, der einen anderen ſolchen tötete, zwiſchen den beiden Herren „geteilt“ (?!), einer aber, der einen Freien des Lebens beraubte, für die Hälfte des Wergeldes den Verwandten (natürlich zur Blutrache) übergeben werden und ſein Herr für ihn die andere Hälfte zahlen. Daß der Sklave unter das Vieh gezählt wurde, zeigt Kapitel 10 des ſaliſchen Geſetzes, welches in einem und demſelben Paragraphen den Diebſtahl eines Sklaven, eines Hengſtes und einer Stute mit derſelben Buße (30 Solidi) belegt. Ein ſeltener Lichtblick iſt die Beſtimmung in einem angelſächſiſchen Geſetze, welche den Herrn, der ſeine Hörigen am Sonntag arbeiten läßt, mit 30 Schilling büßt. Nichts iſt aber in den germaniſchen Strafgeſetzen ſo ausführlich behandelt, wie die Bußen für Körperverletzungen, welche jeden Körperteil, ja jeden Knochen, Zahn und Nagel, und jede Art der Verletzung eines ſolchen Teiles mit peinlicher Genauigkeit taxieren und dafür ſprechen, wie oft ſolche Ausſchreitungen namentlich bei Gelagen vorkamen, bei welchen Gelegenheiten auch Totſchläge beſonders vorgeſehen ſind. Schon das Waffenziehen beim Gaſtmahle und in Häuſern überhaupt war mit Strafe bedroht (ob aber auch immer beſtraft?). Jedes Schimpfwort hatte ebenfalls ſeine Bußtaxe, ebenſo die Beſchädigung von Horn, Schwanz u. ſ. w. eines Ochſen und einer Kuh, nicht aber des Kopfes eines Leibeigenen! Von arger Roheit zeugt die verhältnismäßig geringe Buße, mit der die Entführung einer Jungfrau und ſogar der Ehebruch abgethan werden konnte; ja es hieß bei den Angelſachſen, der Schuldige ſolle dem beleidigten Gatten „eine andere Frau kaufen und beimbringen.“ Endlich belegten jene Geſetze nicht nur das verſäumte Erſcheinen vor Gericht, ſondern auch kirchliche Vergehen, wie Faſtenbruch, Sonntagsentheiligung, Taufeverſchub u. dergl. mit Buße. Ein Höriger, der die Faſten nicht beobachtete, mußte mit dem Leben, ein Vater, deſſen Kind ohne Taufe ſtarb, mit ſeiner ganzen Habe büßen! Ein Arzt, dem ein Kranker ſtarb (natürlich gab es noch keine germaniſchen Heilkünſtler), wurde den Verwandten desſelben preis gegeben, war der Kranke aber „nur“ ein Leibeigener, ſo mußte der Mediziner bloßen Erſatz leiſten. Beſſer hört ſich an die Beſtrafung des Verkaufs eines Landsmannes, Hörigen oder Freien über See, mit der vollen Were des Thäters (bei den Angelſachſen).

Durch die Feſtſetzung der Wergelder und die damit verbundene Ausdehnung des Bußenſyſtems auf alle, auch die ſchwerſten Verbrechen war die Blutrache geſetzlich abgeſchafft, ohne deshalb plötzlich aufzuhören. Da nun aber die ſchon vorher gebräuchliche Sühne für Mord und Totſchlag allgemeine Vorſchrift geworden, ſo mußte jener barbariſche Gebrauch nach und nach untergraben werden.

Die Todesſtrafe wurde wegen Diebſtahls und anderer Verbrechen an Vaganten und Unfreien durch den Strang, wegen Hochverrates an Leuten aller Stände durch das Beil vollzogen, abgeſehen von tyranniſcher Willkür, die ſich hierin alles Mögliche erlaubte.

Unter den privatrechtlichen Beſtimmungen der genannten Geſetze erwähnen wir nur diejenigen, welche ſich auf einen der wichtigſten Punkte des Kulturlebens, auf die Ehe beziehen. Bei den Weſtgoten war die Einwilligung der Eltern der Braut unumgänglich notwendig; wurde ſie nicht erlangt und die Ehe dennoch geſchloſſen, ſo war letztere nicht ungültig, aber das Erbrecht der Braut verſcherzt. Beſchränkungen der Ehe unter nahen Verwandten enthielten alle germaniſchen Geſetzbücher, ebenſo der Ehen mit Perſonen ungleichen Standes, worauf bei den Langobarden Todesſtrafe ſtand, wenn der Mann ein Eigener und die Frau eine Freie war. Ein Freier aber konnte eine Eigene überhaupt nicht heiraten, bevor ſie freigelaſſen war. Wenn bei den Weſtgoten die Frau niedrigeren Standes war als der Mann, ſo verlor ſie ebenfalls das väterliche Erbe, nicht aber das anderer Verwandten. Der altgermaniſche Brautkauf beſtand bei Weſtgoten, Franken, Burgundern und Angelſachſen fort. Dem Manne nicht nur, ſondern ſchon dem Bräutigam war die Tötung der Untreuen und ihres Mitſchuldigen geſtattet. Die Kinder unerlaubter Verbindungen waren von allen Erbrechten ausgeſchloſſen. Dem Familienvater ſtand im Hauſe noch immer unumſchränkte Gewalt zu, doch nicht mehr über Leben und Tod. Starb der Vater, ſo trat an ſeine Stelle die Mutter, dann der älteſte Sohn oder bei Mangel eines Sohnes der älteſte Bruder. Wer den Schutz, Munt, Muntſchaft, Mundium (vom lat. manus. Hand) über ſeine Angehörigen ausübte, war ihr Muntwalt; bei Vollzug der Ehe ging dieſe Eigenſchaft gegenüber der Frau vom Vater auf den Mann über. Wer aber ein Weib beleidigte, verlor die Muntſchaft über ſie, und an ſeine Stelle trat der Gaſtald, Ortsrichter, und die königliche Kammer beerbte die Frau. Bei der Erbſchaft waren, ſo ſehr auch viele dieſer Vorſchriften die Achtung vor den Frauen bezeugen, doch die männlichen Erben vor den weiblichen bevorzugt.

In den wirtſchaftlichen Verhältniſſen der Germanen brachte die Niederlaſſung im römiſchen Reiche eine vollſtändige Umwälzung hervor. Ihre alten Gemeinden und Markgenoſſenſchaften mit ihren Allmännden hatten ſie ja nicht mitbringen können, und jetzt waren ſie unter den Romanen verſtreut, mit denen ſie ſich nach der zu ihren gunſten ausgefallenen Landteilung ja unmöglich immer vertragen konnten, denen gegenüber ſie aber durch die ſich entwickelnde Geſetzgebung an Ausübung von Gewaltthaten verhindert wurden. Die durch ſolche Verhältniſſe herbeigeführte Rat- und Hilfloſigkeit vieler half vorzüglich die erwähnte Abnahme des Standes der Freien befördern. Weiteres trugen dazu die durch die Waffenpflicht im Kriege und die Tingverſammlungen im Frieden bewirkten Zeitverſäumniſſe und Abhaltungen von der Arbeit bei. Und was dieſe noch zu ſtande brachte, verwüſteten die zahl- und endloſen Kriege wieder, ſowohl Einfälle äußerer Feinde, als die häufigen Bürgerkriege, beſonders im Frankenreiche. Ja es bedurfte nicht einmal deſſen; nicht nur ausziehende Heere verwüſteten das eigene Land, ſondern mitten im Frieden verheerte der Übermut der fränkiſchen Großen das Land durch Plünderung und alle Greuel, die ſonſt nur der Krieg kennt, ſo z. B. bei Anlaß des Brautzuges von König Chilperichs Tochter Rigunthis nach Spanien, wohin ſie freilich nicht gelangte, da ſie von ihren Leuten verlaſſen und nachher von Feinden ausgeplündert wurde. Nicht zum wenigſten waren es auch die unerſchwinglichen Geldbußen, beziehungsweiſe die Folgen ihrer Nichtbezahlung, welche den Gemeinfreien ruinierten. Es entſtanden große Grundherrſchaften, namentlich ſchon im fünften und ſechſten Jahrhundert in den ferneren Ländern: Spanien, Italien und Südgallien; während im nördlichen Frankenreiche und im alten Deutſchland die älteren germaniſchen Verhältniſſe ſich weit länger erhielten, die reichen Leute aber und die Klöſter und Biſchöfe ebenfalls nach und nach mit ihren größeren Beſitzungen immer mehr um ſich griffen, ja ganze Dörfer und Markgenoſſenſchaften verſchlangen. Schlau gingen oft dieſe Herren vor,

indem ſie den Armen gewiſſe Vergünſtigungen bewilligten und dann hinterher dafür Gegenleiſtungen verlangten, die nicht abgetragen werden konnten. So wurden notgedrungen die freien Männer zu Hinterſaſſen; teils wirtſchaftliche Not, teils Frömmigkeit hatten ihre alte Freiheit aufgezehrt. Die Hinterſaſſen mußten ihrem weltlichen oder geiſtlichen Grundherrn (senior) Naturalien abliefern: Zinswein, Zinskorn, Zinshühner, Zehnten und Grundzinſe, oder Frondienſte mittels gewiſſer Arbeiten leiſten. Jagd und Fiſchfang u. ſ. w. gehörten dem Herrn, und ſo bald noch mehr, ja zuletzt alles, was nicht ſeine Gnade den Bauern ließ. Jede Markgenoſſenſchaft, die nicht frei blieb, wurde zu einem Komplexe höriger Dienſte. Der Grundherr wurde erſt Schiedsrichter und dann volle Behörde ſeiner Untergebenen, die infolge ihrer Abhängigkeit ſich ſeinen Sprüchen nicht mehr entziehen konnten. Sein „Vogt“ richtete ſtatt des Grafen und die Geldſtrafen fielen in die Truhe des Herrn; das waren die immunen Güter, die ſich aus der allgemeinen Gau- und Staatsordnung ablöſten und damit den Anfang zu dem politiſchen Wirrwarr des Mittelalters machten. Die bedeutendſten unter ihnen waren die den Königen ſelbſt gehörenden.

So verminderte ſich und verſchwand zuletzt der Unterſchied zwiſchen Hinterſaſſen und Knechten, namentlich dadurch, daß im Kriege beide vermengt ihrem Herrn folgten und daß die Knechte, für die ſtets geſorgt wurde, es beſſer hatten, als die von Not bedrängten Freien. Ja bei den Angelſachſen mußte ſich der Freie, der kein Land mehr beſaß, einen Herrn (hlaford = Lord) wählen. Die im Kriegsdienſte verwendeten Knechte wurden, als dem Herrn unentbehrlich, in allen Dingen ſo bevorzugt, daß auch arme Freie unter ſie traten. Das waren die Vaſſallen, deren Scharen an die Stelle des alten Gefolges traten, nur daß jetzt nicht nur der König, ſondern alle Großen ſolche Scharen beſaßen. Die Vaſſallen aber, die ſich im Kriege auszeichneten, erhielten Geld und Gut zu „Lehen“ (beneficio) und wurden nach und nach kleinere Herren, eine Entwickelung, welche (bloß im Frankenreiche) vom ſechſten bis zum achten Jahrhundert allmählich vor ſich ging und den Anfang zur Ausbildung des ſpäter faſt ganz Europa erobernden Feudalweſens bildete.

Dieſe wirtſchaftliche und geſellſchaftliche Entwickelung war indeſſen wohl ein freiheitlicher, aber kein techniſcher Rückſchritt. Schiffahrt, Fiſcherei und Handel fanden fleißige Pflege, vor allem aber nahm die Landwirtſchaft guten Fortgang in allen ihren Zweigen; Acker-, Obſt- und Weinbau, Vieh- und Bienenzucht, Forſtwirtſchaft u. ſ. w. wurden eifrig und mit Glück betrieben, und der Anbau des Landes nahm zu, nicht am wenigſten durch die Grundherrſchaften; namentlich die Klöſter, welche bereits begannen, ihre durch einige Jahrhunderte fortgeſetzte, ſpäter aber aufgegebene ziviliſatoriſche Miſſion zu erfüllen.

Deutſchland fuhr mit der Gründung neuer Wohnplätze in rüſtiger Weiſe fort. Die Trennung vieler Orte in zwei oder mehr ſolche mit der unterſcheidenden Benennung: Alt- und Neu-, Ober- und Nieder- oder Unter-, Vorder- und Hinter- u. ſ. w. zeigt, wie die Bevölkerung der Gemeinden ſo zunahm, daß ſich dieſe in verſchiedene Teile ausſcheiden mußten. Die häufige Vorſetzung „Kirch“ lehrt die zunehmende Errichtung von Kirchen in den Gemeinden oder in Teilen ſolcher, wohl meiſt in den älteſten. Die vielen Orte mit Perſonennamen dagegen oder mit ſolchen von Familien (kenntlich an der ſchwäbiſchen Endung -ingen, in Heſſen und Thüringen auch -ungen, in Bayern aber -ing) oder mit Vorſetzung von Vornamen vor -hofen, bei Geſchlechtsnamen -inghofen, in der Schweiz teilweiſe verkürzt in -ikon, vor -au, -bach, -berg, -dorf, -feld u. ſ. w. zeugen von der zunehmenden Verwandlung des Gemeingutes in Sondereigen (wodurch jedoch nicht ausgeſchloſſen iſt, daß ſehr viele derartige Orte den Namen vom Gründer, nicht vom Eigentümer haben). Von den immunen Herrſchaften angelegte (eingefriedigte) Orte erhielten die Namen Vifang (Einfaſſung ꝛc.), Sonder oder Hagen (auch mit Eigennamen zuſammengeſetzt). Namen wie: Grafen-

(Gräfen-), Herzogen, Fürſten-, Königs-, Herren-, Frauen-, München-, Kloſter- u. ſ. w. erinnern an die Art der Grundherrſchaft; Frei-, Bauer-, -beuren, -büren u. ſ. w. wohl an die Freiheit von einer ſolchen; Scheid- und -ſcheid an die Grenzlage zwiſchen verſchiedenen Gebieten; -ſtadt, -ſtatt an die Niederlaſſung auf alten Wohnſitzen römiſchen oder keltiſchen Urſprungs; -bruck, -furt, -ſtraß u. ſ. w. an alte Verkehrswege. Orte wie: Baden-, Born-, Bronn-, Brunn- (oder auch dieſe Worte am Ende der Namen) beweiſen die frühe Schätzung und Benutzung von Heilquellen. Bei alledem vermehrten ſich raſtlos auch die Orte mit rein geographiſcher Bezeichnung, deren Namen wir (oben S. 51) als die altertümlichſten betrachten mußten. Jedenfalls ſind indeſſen die feſten Anſiedelungen in Deutſchland vor und während der großen Völkerwanderung klein an Zahl und unbedeutend in Vergleichung mit denen ſeit jener Zeit und ſeit der Niederlaſſung deutſcher Stämme unter verhältnismäßig geordneten Staatszuſtänden und wurden nach dem Aufkommen der Karolinger und dem Beginn der Selbſtändigkeit unſeres Landes noch weit bedeutender, ohne daß indeſſen die Namenwahl der Orte weſentliche Bereicherung erfahren hätte, immerhin mit Ausnahme der erſt nachher aufkommenden Städte und Burgen.

Während ſo Deutſchland ganz im ſtillen heranwuchs und in der Welt keinen Lärm verurſachte, vollzog ſich in der Ferne das doppelt tragiſche Geſchick, daß ſeine Söhne die Nachkommen derjenigen knechteten, die einſt verſucht hatten, das Vaterland zu erdrücken, bei dieſer That der Rache aber die Vergeltung von ſeiten der Feinde durch eine ſchauerliche Verderbnis ihrer Sitten erfuhren. Roh, — ja das waren die alten Deutſchen von jeher geweſen, wie alle Völker in ihrer Urzeit; das Menſchenleben hatte ihnen nicht viel gegolten, war es ja auch in ihren unkultivierten Urwäldern und Urſümpfen eigentlich kein Leben zu nennen; aber unzüchtig, das waren ſie nie geweſen, und daß man zum Zwecke des Genuſſes rauben und morden und zwar auf raffinierte Art morden könne, davon hatten ſie keinen Begriff gehabt, bis ſie unter die entarteten ſog. Römer gerieten, und von dieſen haben ſie es leider gelernt; denn die Greuel der Völkerwanderungsreiche ſind eine ſo getreue Kopie derjenigen der Römergeſchichte, daß ſie ihr Original nicht verleugnen können. Das Beiſpiel war aber um ſo ſchlimmer, als die „Römer“ durch das Chriſtentum nicht beſſer geworden ſind und ihre Geiſtlichen nicht beſſer waren als die Laien! Noch im fünften Jahrhundert war Unſittlichkeit im engeren Sinne den Germanen fremd (ſ. oben S. 50), und ſelbſt der grauſe Genſerich zwang nach Karthagos Einnahme die Hetären zur Verehelichung, unterdrückte ihr elendes Gewerbe und bedrohte den Ehebruch mit dem Tode. Aber zugleich hatte bereits empörende Grauſamkeit ſich zur wilden Roheit der Vandalen geſellt. Derſelbe Vandalenherrſcher ließ aus Furcht vor einer möglichen Verſchwörung Witwe und Kinder ſeines Bruders umbringen und aus Verdacht beabſichtigten Giftmordes ſeiner Schwiegertochter — die Naſe abſchneiden und ſchickte ſie ſo ihrem Vater, dem Weſtgoten Theoderich I. zurück! Ja ſein Enkel Hilderich, der als ein ſchwacher aber falſcher Charakter geſchildert wird, ließ 6000 Goten, die des großen Theoderich Schweſter als Braut ſeines Vorgängers Thraſamund nach Karthago

Münzen der Vandalenfürſten Genſerich, Hilderich und Thraſamund. (Nach Friedlaender.)

geleitet hatten, in Wirklichkeit aber freilich eine Besatzung waren, noch zu Lebzeiten ihres Königs — sämtlich niederhauen und die verlassene Amalafrida, die den Schutz ihrer Landsleute gesucht, starb im Kerker! Indessen hatte aber bei den Vandalen auch die moralische und damit zugleich die physische Verkommenheit in dem heißen und verweichlichten, schon unter Puniern und Römern entsittlichten Afrika begonnen. Schon Genserich soll ihr verfallen sein, um wie viel mehr nicht seine schwachen Nachfolger! Sie suchten es den dort vorangegangenen Völkern gleich zu thun und trieben Luxus mit Gärten und Villen, Bädern und Tänzerinnen, Gauklern und Theater. In den Reichen der Franken und Langobarden kam man so weit, daß man die Mägdehäuser der Könige und Großen frivol „Taubenschläge" (Columbaria) nannte, wovon zahlreiche Orte den Namen haben (z. B. Colombier). Ja die Germanen fanden sogar an der römischen Leidenschaft der Zirkusspiele Geschmack (auch das Amphitheater hatte zwar die Gladiatoren dem Christentum zum Opfer gebracht, aber andere Kämpfe beibehalten). Sowohl in Karthago unter den Vandalen, als in Rom unter den Ostgoten wurden die Wagenrennen und die Tierhetzen von den Königen unterstützt, und selbst der große Theoderich nahm für die „Grünen" Partei, wie Justinian für die „Blauen". Die Vandalen hatten Löwen und andere Bestien nach Rom gesandt und die Glanzzeiten der Cäsaren schienen wieder hergestellt! Im Westgotenreiche hatte man sich mit Beibehaltung der römischen Stiergefechte begnügt; aber dieselben sind in Spanien unter den verschiedensten Regierungen bis auf den heutigen Tag Nationalleidenschaft geblieben.

Das Schlimmste aber mußte in den neuen Reichen sein, wenn sich die Sittenlosigkeit der Römer mit der alten Roheit der Germanen verband. Am meisten thaten sich in dieser Verknüpfung häßlicher Dinge die Großen hervor, und je reicher und angesehener sie waren, um so ärger und empörender trieben sie es. Im Westgotenreiche setzten sie sich über König, Gesetz, Moral und Religion hinweg, machten was sie wollten, raubten und mordeten, hielten Menschen eigenmächtig gefangen u. s. w., ja die geistlichen Großen waren oft nicht besser als die weltlichen! Der Königsmord wurde in diesem Reiche, wie schon angedeutet, zur beinahe regelmäßigen Art der Thronerledigung. Freilich verdienten diese, oft die schlimmsten ihrer Kaste, meist nichts Besseres; so Theudigisil, welcher „die Männer der Frauen, denen er nachstellte, umbringen ließ" (Dahn). Im ephemeren Ostgotenreiche fiel der noch ephemerere, zwar tapfere, aber selbst mordbefleckte König Ildibad durch einen beleidigten Dienstmann, der ihm am Gastmahle, als er eben nach einer Schüssel griff, den Kopf abhieb, so daß er auf den Tisch rollte! Würdig steht diesen Thaten, wenn auch in seinen Motiven vielleicht gerechtfertigter, der Mord des ersten italischen Langobarden Alboin zur Seite, der für den grausamen Scherz, seine Rosimunda aus dem Schädel ihres erschlagenen Vaters trinken zu heißen, von ihr mit Hilfe abscheulicher Buhlschaft in raffinierter Weise beseitigt wurde.

Alle anderen Völker und Herrscherhäuser in dem von Germanen eroberten Westreiche übertrafen aber an Scheußlichkeit der Verknüpfung römischer Entsittlichung und germanischer Roheit die Franken und ihre Merowinger; die Geschichte Gregors von Tours und seines Fortsetzers ist ein Sündenregister, wie es nur von den Historien und Annalen des Tacitus übertroffen würde, wenn wir sie vollständig besäßen. Die Großen der Franken waren wohl mindestens so trunksüchtig und wollüstig, räuberisch und unbändig, so voll von Verachtung gegen alle Gesetze der Moral und des Staates, wie die der Goten. Ohne alle Scheu lieferten sich Feinde mitten im Frieden Schlachten in den Städten (wie weiland die Banden eines Clodius und Milo in Rom), ja sogar in Kirchen! Gregor von Tours erlebte selbst in seiner Stadt eine solche Fehde, deren Urheber einander ausraubten, ihre Familien gegenseitig hinmordeten und ihre Häuser niederbrannten, welche Greuel vermöge

der noch immer üblichen Blutrache durch Jahre hin nachwirkten. Dies nur ein Beiſpiel unter Hunderten. Ebenſo arge öffentliche Skandale fielen aber unter Geiſtlichen vor. Zu allgemeinem Ärgernis zankten ſich verſchiedene Prätendenten um ein Bistum, betranken ſich und lebten unkeuſch. Ja es geſchah, daß ſolche, die Luſt nach einem Bistum hatten, Mörder ausſandten, deſſen Inhaber zu töten, ſo gegen den Biſchof Aetherius von Liſieux einen allen Laſtern ergebenen Geiſtlichen, dem er wiederholt das Leben gerettet hatte, während die Mörder ſich nicht ſcheuten, dem Verhaßten unſittliche Handlungen aufzubürden, die ihm fremd waren (Greg. Tur. VI, 36). Das Weib eines Biſchofs war ſo verworfen, daß ſie mit Grauſamkeit und Schamloſigkeit gemiſchte Thaten beging, die nicht öffentlich genannt werden können (ebenda VIII, 39). Dasſelbe Weib verteidigte hinwieder ihre bedrohte Tochter wie ein Mann und tötete mehrere der Angreifer (ebenda X, 5), — ein ſeltſam dämoniſcher Charakter! Ein grelles Beiſpiel von der Verworfenheit geiſtlicher Frauen bildet der Skandal der rebelliſchen Nonnen von Poitiers, unter denen ſich ſogar zwei Königstöchter befanden, und die ſich nicht ſcheuten, ſich in ihrem Treiben mit Strolchen und Räubern zu verbinden und Kirchen durch dasſelbe zu ſchänden (ebenda IX, 39, 40).

Alles aber übertreffen die Verbrechen, welche die merowingiſchen Könige und ihre Weiber ſelbſt verübten. Ihr Ahne Chlodowech erſchlug bei öffentlicher Muſterung auf dem Märzfelde einen Krieger eigenhändig, der ihn ein Jahr zuvor beleidigt hatte (Greg. Tur. II, 27). Nachdem er Chriſt geworden, hetzte er den Sohn des Ripuarierfürſten Sigibert zur Ermordung des Vaters auf und ließ dann auch den Sohn töten (II, 40); endlich ſpaltete er ſelbſt ſeinem Verwandten, dem Unterkönig Ragnachar und ſeinem Bruder Richar den Kopf, nachdem er beide durch Verräter, die er mit falſchem Golde beſtochen, in ſeine Hände bekommen (II, 42). Sein würdiger Sohn Chlothachar I. erdolchte ſelbſt die beiden Knaben ſeines Bruders Chlodomir, obſchon ſein zweiter Bruder Childebert, der ſonſt keineswegs weichherzig war, für ihr Leben bat, — dann wurden auch ihre Diener und Pfleger ermordet (III, 18). Derſelbe Wüterich (der, obſchon frommer Katholik, in offener Vielweiberei lebte) ließ ſeinen eigenen aufrühreriſchen Sohn Chramn mit Weib und Kind in einer Hütte lebendig verbrennen (IV, 20). Sein anderer Sohn, Chilperich I., welcher außer ſchlechten Verſen auch theologiſche Abhandlungen ſchrieb, die freilich Gregor ketzeriſch fand, ſo wie die Juden zu bekehren ſuchte und zur Taufe zwang, befahl, ſeine Gattin Gaileſwintha (Schweſter der Brunhilde) im Bette zu erdroſſeln, um die Buhlerin Fredegunde heiraten zu können (IV, 28). Das ſaubere Paar ließ dann den eigenen Bruder des Königs, Sigibert von Auſtraſien, mit vergifteten Meſſern ermorden (IV, 52), — eine Todesart, welcher ſpäter der Mörder ſelbſt zum Opfer fiel. Sein genanntes Scheuſal von Weib aber ließ den Biſchof Prätextatus von Rouen am Altar während der Meſſe niederſtoßen und einen edlen Franken, der ihr darüber Vorwürfe machte, vergiften (VIII, 31). König Childebert, der Sohn des ermordeten Sigibert, ließ in ſeinem Palaſte zu Metz einen Franken Magnowald aus unbekannten Gründen, während er harmlos einer Tierhetze zuſchaute, hinterliſtig erſchlagen und dann zum Fenſter hinauswerfen (VIII, 36) und ſpäter den mit anderen Edelingen gegen die Krone verſchworenen Herzog Rauching, mit dem er noch eben heuchleriſch-freundlich geſprochen, durch ſeine Mordbuben heimtückiſch niederwerfen und ihm den Kopf zerhacken (IX, 9). Theoderich, der Sohn dieſes Ungeheuers, ließ nach dem Siege über ſeinen Bruder Theodebert deſſen Söhnchen durch einen Kerl am Füßchen ergreifen und ihm den Kopf an einem Steine zerſchmettern. Allbekannt iſt die grauſame Ermordung der Brunhilde durch Chlothachar II. Doch genug des grauſamen Spiels! Es wäre noch viel Derartiges anzuführen, aber das Geſagte mag genügen, um den ſittlichen Charakter einer Kultur zu zeichnen, die auf einer

unnatürlichen Vermiſchung unvereinbarer Elemente beruhte und daher von beiden nur vorwiegend die ſchlimme Seite zum Schibbolet erhielt.

Die angeführten Beiſpiele ſittlicher Verwahrloſung zeigen bereits, daß die chriſtliche Religion auf die moraliſchen Begriffe der romaniſchen wie germaniſchen Bewohner in den Völkerwanderungsreichen keinen günſtigen Einfluß ausübte. Wie konnte ſie es auch, da für ſie in jener Zeit des fünften bis achten Jahrhunderts der Streit zwiſchen Arianismus und Katholizismus und nach des letzteren Sieg die Herrſchaft der Kirche über den Staat die Hauptſache war! Viele ſchlechte und wenig gute Geiſtliche begegnen uns in den geſchichtlichen Quellen unter beiden Parteien. Einer der beſſeren unter den Römiſchgeſinnten iſt gewiß der Geſchichtſchreiber und Biſchof Gregor von Tours, der ſich um ſittlichenden Einfluß unter ſeinen romaniſchen und germaniſchen Landsleuten große Verdienſte erworben hat. Allein, ihn beherrſchte durchaus die Rückſicht auf die Kirche; kleine Beläſtigungen eines Kloſters waren in ſeinen Augen ein größeres Verbrechen als alle Greuel und Morde, die er von der Familie ſeiner blutigen, aber freilich kirchen- und kloſterfreundlichen Landesväter erzählt; nach ſeiner Anſicht waren die Eroberungen des Unmenſchen Chlodowech wohl verdienter Lohn für ſeine Bekehrung! Gut war für ihn lediglich, was durch ein angebliches Wunder unterſtützt wurde, und wenn es auch zu gunſten des ſchändlichſten Blutmenſchen geſchah, und er verglich nur jene Übelthäter in ſeiner Lieblingsweiſe mit Herodes und Nero, welche der Kirche nicht ſehr ergeben waren.

Vergleichen wir nun aber die Toleranz, welche von Arianern und Papiſten gegenſeitig geübt wurde, ſo werden wir dieſelbe auf keiner von beiden Seiten ganz nach unſerem heutigen Geſchmack finden.

Die fanatiſcheſten Arianer waren ohne Frage die Vandalen. Wenn Hunerich, der Sohn Genſerichs, den arianiſchen Patriarchen Jocundus in Karthago verbrennen ließ, ſo war dies ein Akt der Rache an einem politiſchen Gegner; denn gegen die Katholiken wütete er weit ärger, ärger ſogar als ſein Vater, — freilich gereizt durch Verfolgung der Arianer in Byzanz. Die Katholiken wurden von allen Ämtern ausgeſchloſſen, verbannt, beraubt, verknechtet, gefoltert und mehrere getötet, abſichtlich aber nicht viele, um von ihnen die Martyrkrone fernzuhalten. Bei dieſer Verfolgung ſpielte indeſſen ebenſowohl die Habſucht als die Politik eine Rolle, erſtere, um die arianiſchen Kirchen aus dem Gute der „Ketzer“ auszuſtatten, letztere, weil die Katholiken als Anhänger des byzantiniſchen Reiches galten, es wohl auch meiſt waren und thatſächlich den Feinden ihres Reiches den Weg zum Siege bahnten, obſchon ſpätere Vandalenkönige milder gegen ſie verfuhren und im ganzen nie mehr als zehn von über 400 katholiſchen Bistümern unbeſetzt waren!

Weit größere Duldſamkeit übten die arianiſchen Oſtgoten, namentlich der große Theoderich, gegen die Katholiken. Ja es iſt richtiger, zu ſagen: er ließ ſie ungeſtört ihrem Glauben leben und ehrte viele treffliche Glieder ihres Klerus hoch. Die Herrſchaft über die Kirche nahm er freilich uneingeſchränkt in Anſpruch, aber für beide Bekenntniſſe in gleicher Weiſe, wie er auch die Juden gegen Verfolgung und Gewalt ſchützte. Was die Toleranz unter ſeinen Nachfolgern betrifft, ſo wich ſie von der ſeinigen nicht weſentlich ab.

Unter den Weſtgoten iſt der Übertritt, der ſich hier vom Arianismus zum Katholizismus vollzog, gewiß nur durch eine allmählich fortſchreitende Bekehrung des herrſchenden Volkes zu letzterem zu erklären und dieſe wieder durch deſſen Vorherrſchen bei den Romanen und durch das Zugeſtändnis der Kirche, daß die Bekehrten nicht mehr (wie früher bei beiden Parteien) neu getauft werden mußten. Auch benutzte die Krone gern die Geiſtlichkeit gegen den widerſpenſtigen Adel. Bei längerer Dauer hätten daher die Reiche der Oſtgoten und Vandalen ſicher dieſelbe Wandelung durchgemacht, die auch bei den Langobarden und

Burgundern ſtattfand. Es würde uns zu weit führen, auf die Verfolgung der Katholiken durch die arianiſchen und ſpäter der Arianer durch die katholiſchen Könige näher einzugehen; erſtere war niemals ſtark, ausgenommen aus politiſchen Gründen, und letztere wogen auch nachher vor, weil die Arianer ſich wiederholt gegen die katholiſche Gewaltherrſchaft empörten; endlich, nachdem ſie vernichtet waren, trat in den Vordergrund der Ereigniſſe nur noch die herbe Thatſache, daß ſeit dem Übertritte der weſtgotiſche Staat entkräftet, geiſtig geknechtet und ſeinem Untergange verfallen war. Dem weſtgotiſchen Katholizismus iſt es leider zu verdanken, daß die ſchöne Halbinſel auf Jahrhunderte größtenteils unter die Herrſchaft der Feinde des Chriſtentums fiel. Denn das Konzil, das nur zu einem kleinen (dem vierten) Teile aus Laien beſtand, regierte den Staat in allen Dingen; Biſchöfe waren Miniſter und Geſandte, Klöſter entſtanden maſſenhaft, und ſo mußte in dem Volke alle vaterlandsliebende Kraft ertötet werden. Im gut katholiſchen *Frankenreiche* hat ſich der Staat als ſolcher der Kirche niemals untergeordnet; daher ſtieg es auch trotz aller Greuel empor und wuchs gewaltig auf. Und ſo war es auch bei den *Angelſachſen*.

Noch härter aber als die chriſtlichen Parteien von ihren Gegnern wurden in dieſen Reichen, das Theoderichs des Großen ausgenommen, die *Juden* verfolgt, welche bei der geſamten, ſich chriſtlich nennenden Bevölkerung, obſchon Stammesgenoſſen ihres Erlöſers, aus dem dreifachen Grunde der Nationalität, der Religion und des Wuchers verhaßt waren; denn andere Berufe waren ihnen verſperrt. Sie durften keine Synagogen bauen und niemanden zu ihrem Glauben bekehren (ein Beweis für die merkwürdige Thatſache, daß ihnen dies trotz ihrer Knechtung gelang!). Im älteren arianiſchen Weſtgotenreiche war ihre Lage noch erträglich, ja ſogar teilweiſe ehrenvoll (mehrere Juden bekleideten Ämter). Nach der katholiſchen Bekehrung aber brach der Sturm los. Die Juden wurden zeitweiſe zur Taufe gezwungen, zeitweiſe der Zwang wieder aufgehoben, aber die Rückfälligen beſtraft und ihnen die Kinder weggenommen, ja nachher ſogar *allen* Juden, ferner wurde ihre Einwanderung unterſagt und die Ämter von ihnen geräumt. Geſetze zwangen ſogar die Könige, oft wider Willen, zur Unterdrückung der Juden. Und eben ſchickte man ſich an, einen Konzilsbeſchluß zu vollziehen, der ihnen allen Freiheit und Vermögen abſprach, als das Prieſterreich unter den Streichen der Stammes- und Glaubensverwandten des verfolgten Häufleins zuſammenbrach.

Im *fränkiſchen* Reiche kamen auch einzelne Gewalttaten gegen Juden vor, aber von einer ſolchen ſyſtematiſchen Verfolgung, wie in dem ſtets fanatiſchen Spanien, hören wir nichts, — eine ſolche war erſt dem völlig romaniſierten Frankreich des ſpäteren Mittelalters vorbehalten, — freilich leider auch den germaniſchen Ländern. Die Franken waren übrigens in den erſten Zeiten ihres Chriſtentums von demſelben noch ſo wenig durchdrungen, daß ſie auf einem Kriegszuge in Italien gotiſche Weiber und Kinder als Kriegsopfer ſchlachteten und in den Po warfen und daß ſelbſt die Kirche Chlothachars I. Vielweiberei duldete. Deshalb war auch anfangs der damals als zum Chriſtentum notwendig erachtete Fanatismus noch nicht ſo groß. Es herrſchte auch lange Zeit noch ſo wenig Achtung vor der Kirche, daß das Aſylrecht der Gotteshäuſer auf die frevelhafteſte Art verletzt und Flüchtlinge aus derſelben durch falſche Eide gelockt und dann niedergemacht wurden, was ſogar auch in den Kirchen ſelbſt vorkam (Gregor erzählt eine Menge Beiſpiele).

Zu ſolchen Zuſtänden paßten der damals herrſchende *Aberglaube* und das Auftreten religiöſer *Schwindler*. Es wimmelte von Wahrſagern und Wahrſagerinnen, man achtete auf den Angang (das erſte Begegnen von Menſchen oder Tieren) und auf den Vogelflug und ſchloß daraus auf das Kommende; man hielt Naturereigniſſe ſtets für Deutungen auf künftige Vorfälle; in wichtigen Fällen ſchlug man heilige Bücher auf, um daraus Orakel zu ſchöpfen; Ränke und Verbrechen leitete man regelmäßig vom Teufel ab, während man in

dem, was günstig und befriedigend erschien, ebenso unfehlbar ein Wunder erblickte. Den Reliquien schrieb man die erstaunlichsten Wirkungen und den fränkischen Königen, ja sogar Abschnitzeln von ihren Kleidern, Heilkraft in Krankheiten zu. In Tours und anderen Orten traten damals Abenteurer auf, welche mit dem Himmel in Verbindung zu stehen und alle Übel heilen zu können vorgaben; die Frommen witterten natürlich auch in diesen den Teufel. In England hing der Aberglaube noch lange mit dem Heidentum zusammen und angelsächsische Gesetze verboten, dem Teufel zu opfern, so wie heilige Bäume, Quellen, Steine und die Gestirne zu verehren!

Weiter paßt zu dem Gesagten das in jener Zeit zunehmende Kloster- und Einsiedlerwesen und die Askese. Von Anachoreten wurden Wunder des Gebetseifers, der Selbstquälerei nach indischer Art, der Enthaltsamkeit, der Heilkraft und der Prophetengabe berichtet und geglaubt; aber auch, daß solche Leute vom Teufel versucht und besessen wurden; selbst Könige endeten als Mönche und Eremiten. Man pilgerte häufig nach Rom, oft freilich nur unter frommen Vorwänden, und ergab sich dabei Ausschweifungen, welcher Hang selbst in Klöstern Eingang fand.

Begünstigte auch die Kirche solchen Wahnglauben, so ist doch auf der anderen Seite anzuerkennen, daß sie, wie sie allein das Los der Leibeigenen milderte, es auch allein war, durch welche die Armut und das gesellschaftliche Elend gelindert wurden. Manche fränkischen und gotischen Bischöfe, Ausnahmen ihres Standes, speisten die Armen, was auch die Klöster thaten, kauften aus dem Erlös überflüssigen Kirchenschmuckes und aus Geschenken der Könige Gefangene los und errichteten Krankenhäuser, in denen sogar Juden Aufnahme fanden.

Zugleich jedoch lebte in den Bischöfen noch zu viel weltlicher Hang. Im Frankenreiche trieben die frommen Merowinger allzu häufig den Unfug, weltliche Große, die ohne alle Bildung und von allen Lastern befleckt waren, zu Bischöfen zu ernennen und nach eiliger Empfangnahme der Weihen auch einzusetzen. Das Amt wurde ein förmlicher Ruhesitz für ausgediente weltliche Beamte.

Nicht nur diese Bischöfe aber, sondern auch solche, die aus dem geistlichen Stande hervorgingen, hielten sich vielfach zur Einmischung in weltliche Dinge für berufen. So z. B. erlangte Gregor durch spitzfindige Beweisführung die Befreiung seines Bischofssitzes Tours von der Steuerpflicht an das Reich!

Diese vielfache Verzettelung des religiösen Lebens strebte indessen das römische Papsttum nach Kräften aufzuheben und die Kirche in eine stramme Einheit zusammenzufassen. Der eigentliche Begründer des Papsttums, Gregor I., hat selbst zugegeben, daß die Inhaber dieser Würde keine Oberhäupter der christlichen Kirche, also auch keine Statthalter Christi auf Erden, sondern bloß geistliche Oberhirten eines Teiles der Christen sind, soweit sie nämlich von diesen anerkannt werden. Und mit dieser Anerkennung ist es gleich wie bei anderen menschlichen Würden zugegangen, — ganz natürlich und allmählich, ohne die mindesten Anzeichen göttlichen Eingreifens in die Geschicke der Kirche. Die römische Kirche begreift noch heute nicht die Christenheit in ihrem ganzen Umfange; unter Gregor I. war sie noch weniger weit, ja sie reichte noch nicht stark über Italien hinaus. Das spanische Westgotenreich hat sich trotz seiner extrem katholischen Richtung dem Papsttum nie unterworfen, und nach seinem Sturze war Spanien längere Zeit unter nicht christlicher Herrschaft. England war das erste Land außerhalb Italiens, das Gregors Ansprüchen in gewissem Grade sich beugte; Frankreich und Deutschland folgten erst im achten Jahrhundert nach, und zwar durch eine Verwickelung verschiedener Umstände, auf die wir im nächsten Abschnitt zu sprechen kommen werden.

Es ist anzuerkennen, daß die im ehemaligen Westreiche herrschenden Germanen, sogar die verschrieenen Vandalen, was den Hunnen nie eingefallen wäre, sich redlich bemühten,

mit der römiſchen, teilweiſe auch griechiſchen Sprache, Litteratur und Kultur bekannt zu werden. Ihre Könige umgaben ſich mit lateiniſchen Dichtern, die freilich meiſt nur elende Versfabrikanten waren, Rhetoren und Philoſophen. Die Geſchicke ihrer Völker boten einer Reihe latein und griechiſch ſchreibender Hiſtoriker Stoff zu ſchätzbaren Werken. Gregors von Tours fränkiſche Geſchichte iſt trotz ihrem mangelhaften Stile eine koſtbare Quelle für die Geſchichte des ſechſten Jahrhunderts. Leider iſt uns des Senators Kaſſiodor gotiſche Geſchichte verloren, und nur durch einen ärmlichen Auszug von des Jordanes Hand vertreten. Griechiſch hat Prokopios den Untergang der Vandalen und Oſtgoten beſchrieben. In dem galliſchen Biſchof und Schriftſteller Apollinaris Sidonius, noch im fünften Jahrhundert, der es ſo trefflich verſtand, den Mantel nach dem Winde zu hängen, ſieht Felix Dahn treffend den erſten Memoirenverfaſſer oder Feuilletoniſten mit galliſch-franzöſiſchem Eſprit. In dem Freunde Kaſſiodors, dem Konſular Symmachos und ſeinem Schwiegerſohne Boëtius dagegen erblicken wir die letzten antiken Philoſophen; Zierden des Hofes, an dem der große Theoderich eine neue friſche Kulturrichtung zu pflegen begann, die ſich aber nicht enthalten konnten, den „Barbaren“ an Byzanz zu verraten und dafür, vom eigenen Senate verurteilt, mit dem Tode büßten, wie der „Papſt“ Johannes I. im Gefängnis. Dieſem keineswegs religiöſen Martyrtum verdanken wir indeſſen die vorzügliche Schrift des Boëtius von der „Tröſtung der Philoſophie,“ die, ganz antik gehalten, von dem Scheinchriſtentum des Verfaſſers kein Zeugnis ablegt. Der verratene „Barbar“ aber war es, der die noch erhaltenen Meiſterwerke der antiken Kunſt gegen Zerſtörung durch die entarteten „Römer“ ſchützen mußte, Rom und Neapel, Verona und Pavia verſchönerte und in ſeiner Reſidenz den berühmten Palaſt, die Kirche San Vitale für die Arianer und ſein Grabmal (jetzt S. Maria della Rotonda) bauen ließ. Unter ſeinen Nachfolgern kam in der damaligen Hafenſtadt Ravennas, Claſſis, die prachtvolle Kirche San Apollinare dazu, und ſo begannen die Goten eine Reihe von Kunſtwerken zu ſchaffen, welche nach ihnen die Byzantiner eifrig fortſetzten. Wir wiſſen auch, daß Theoderich Uhren verfertigen ließ und ſolche dem König der Burgunder ſchenkte und wie er an Chlodowech einen Sänger ſandte. Unter den Trägern der Kultur im Weſtgotenreiche nennen wir nur den heiligen Judenfeind Iſidor von Sevilla als ſchreibſeligen Encyklopädiſten und Hiſtoriker (ſein Geſchichtswerk reicht bis 620, bez. 626), den man den erſten nationalgeſinnten „Spanier“ nennen könnte, wenn die betreffenden Stellen ſich als echt erweiſen ließen. Unter ſeinen Nachfolgern iſt Ildefons von Toledo († 667) der bedeutendſte und zeigt der getaufte Jude Julian bereits die Neigungen eines ſpaniſchen Inquiſitionsverherrlichers.

Die erſten Anfänge germaniſcher Litteratur (von Ulfilas Bibelüberſetzung abgeſehen) finden wir in den Staaten der Angelſachſen, müſſen ſie jedoch in ihrem Zuſammenhange mit der von Britannien ausgehenden Miſſion des Chriſtentums auf dem Feſtlande betrachten. Von Südbritannien, dem heutigen England, aus verbreitete ſich die Lehre des Kreuzes durch Patrick nach Hibernien (Irland) und durch Kolumban den Älteren nach Nordbritannien (Schottland), durch jenen in Mitte des fünften, durch dieſen in Mitte des ſechſten Jahrhunderts. Von jenen britiſchen Kirchen und Klöſtern aus wurden dann die Angelſachſen bekehrt, vollſtändig erſt im ſiebenten Jahrhundert. Zu derſelben Zeit ging Kolumban der Jüngere als Apoſtel nach Gallien, das zwar ſchon chriſtlich, aber meiſt nur dem Namen nach war, wie uns die Sitten der Bewohner bereits zeigten, während die öſtlichen, deutſchen Teile des Frankenreiches noch faſt gänzlich im Heidentume ſtaken. Der britiſche Apoſtel, ein Aſket im Extrem, aber ein außergewöhnlicher Geiſt, der ſelbſt den Papſt vor Ketzereien warnen durfte, gründete Klöſter in den Vogeſen und kam dann, ſeiner Freimütigkeit wegen mit der Ungnade des Königs Theodebert von Auſtraſien bedroht, mit ſeinen Schülern zu den

noch heidniſchen Alamannen der jetzigen Schweiz, wo ſie Götterbilder zerſtörten und das Kreuz aufrichteten; der Ire oder Waleſe Gallus aber am Bodenſee wirkte und zuletzt (617) ſich in die Einſiedelei zurückzog († 625), aus welcher ſich ſpäter das für deutſche Kultur und Litteratur ſo wichtige Kloſter St. Gallen entwickelte. Kolumban ſelbſt pilgerte weiter nach Italien und endete in dem von ihm geſtifteten Kloſter Bobbio (bei Parma).

Darſtellung Gregors I.

In einem mit goldenen Buchſtaben geſchriebenen Meßkanon aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek. Als Koſtümbild für Biſchofs- und Mönchstracht im früheſten Mittelalter.

Inzwiſchen hatte auch Gregor I. den Biſchof Auguſtin und andere Glaubensboten nach England geſchickt, welche dort mit den britiſchen Berufsgenoſſen einen harten Kampf um

Kleinigkeiten fochten (ſ. oben S. 64), der aber ſo ernſt wurde, daß ein den Römern anhängender König das um Wiſſenſchaft und Religion hochverdiente britiſche Kloſter Bankor in Wales ausmordete, und zuletzt mit dem Siege der Römer endete, doch ohne daß die Angelſachſen auf ihre ſtaatlichen Rechte, auch der Kirche gegenüber, verzichteten. Biſchof Wilfrid, ein Vorfechter der päpſtlichen Anſprüche, erlitt wiederholt Verbannung, ſo kirchlich auch die ihm feindlichen Könige dachten, und erlangte nur gegen Verzicht auf einen Teil ſeiner Forderungen Wiedereinſetzung. Er hat aber großes für Bildung und Kunſt geleiſtet und während ſeiner Verbannung ſelbſt in Friesland als der erſte (678) das Kreuz gepredigt. Seitdem wurden angelſächſiſche Prieſter ebenſo die Apoſtel Norddeutſchlands, wie britiſch-iriſche es im Süden unſeres Landes waren. Auf Wilfrid folgten in gleicher Weiſe Egbert, Wihtberht, Willibrord u. A. Suidberht wandte ſich nach dem Rhein und gründete das Kloſter Kaiſerswerth. Es iſt dabei anzuerkennen, daß dieſe Apoſtel nicht nur etwa die päpſtliche, ſondern auch die humane Religion beförderten, indem ſie ihre Bekehrten ſogar mit den antiken Klaſſikern bekannt machten.

Und ſo erwachte in der Umgebung dieſer Männer auch in ihrem Vaterlande eine nicht durchweg vom Kirchenglauben abhängige Geiſtesthätigkeit. In Caedmon aus Deira (Northumberland) erſtand der erſte deutſche Dichter, den wir beſitzen (denn das Angelſächſiſche muß noch unſerer Sprache zugeteilt werden). Zwar ſich auf bibliſche Stoffe beſchränkend, hat er doch einen kühnen Geiſt gezeigt und ergreifende Bilder geſchaffen; er ſtarb um 680. Von dem jüngeren Dichter Abt Aldhelm aus Weſſex beſitzen wir leider nur lateiniſche Werke, die angelſächſiſchen ſind verloren, — ebenſo von dem angliſchen Kirchenhiſtoriker und geiſtlichen Dichter, dem Mönche Beda († 735), den der Beiname des Ehrwürdigen ſchmückt.

Weitere Beweiſe von der Kulturthätigkeit unter den Angelſachſen, und zwar auf dem Feſtlande, wird uns der nächſte Abſchnitt bringen.

Angelſächſiſches Schmuckſtück. Silberne Nadel mit eingeflochtenen iriſchen Muſtern; im Fluſſe Witham bei Lincoln gefunden. London. Brit. Muſeum.

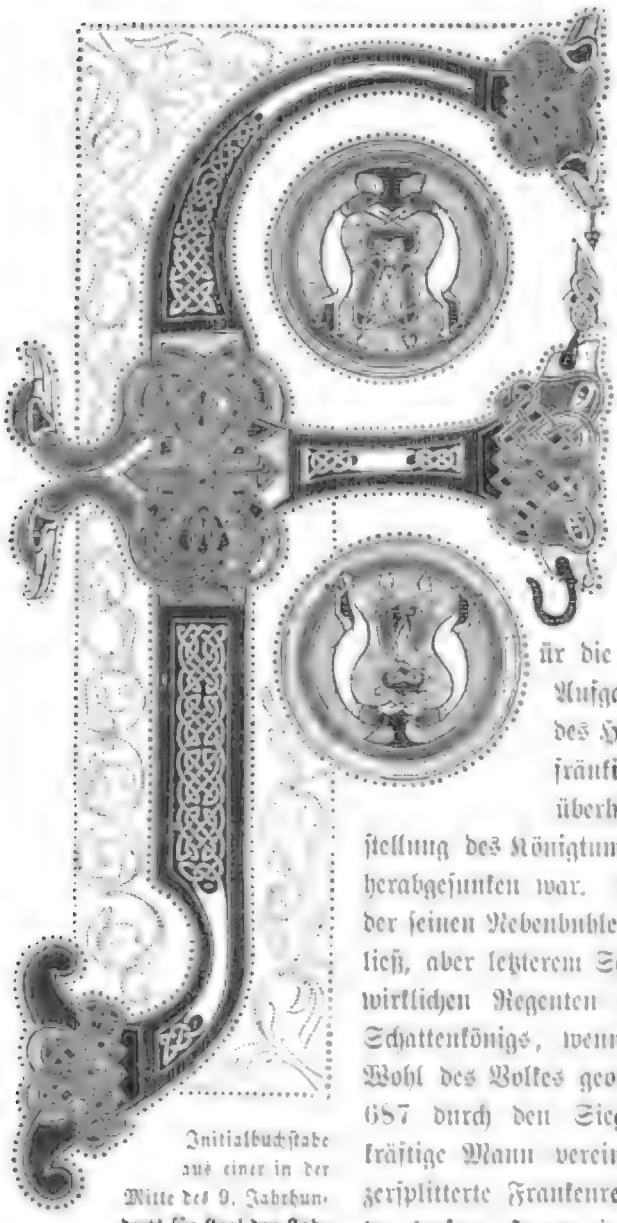
Vierter Abſchnitt.

Die Kultur in den Reichen der Karolinger.

Die infolge der großen Völkerwanderung von den Germanen im ehemaligen römiſchen Reiche, unter überwiegend romaniſcher Bevölkerung gegründeten Reiche hatten ſich nicht als naturwüchſig, nicht als auf die Dauer lebensfähig erwieſen und waren am Ende des ſiebenten Jahrhunderts, ſoweit nicht bereits zu Grunde gegangen, ſämtlich im Verfalle begriffen. Durch das Vorwiegen der Romanen an Zahl, der aber ihre Kraft nicht entſprach, wurde die germaniſche Tüchtigkeit aufgerieben und es blieb nur die Roheit übrig. Dazu trat aber im fränkiſchen Reiche noch die eigenartige Tücke der Merowinger, welche ſchließlich ihr Reich untergrub und ihm zweifellos dasſelbe ſchmähliche Ende bereitet hätte, welches das weſtgotiſche Spanien erfuhr, wenn nicht ein Geſchlecht auf die Bühne der Weltgeſchichte getreten wäre, dem in der Folge Europa eine neue Geſtalt zu verdanken hatte. Obwohl keineswegs frei

Seitenumrahmung in einem für Kaiſer Lothar in der Abtei von St. Martin in Tours geſchriebenen Evangelienbuch
Lateiniſch. 1. Hälfte des 9. Jahrh. Paris. Nationalbibliothek

von den Fehlern und Schattenſeiten ihres Volkes und ihrer Zeit, haben ſich doch die Karolinger, wenigſtens ihre älteren Geſchlechterfolgen, in höherem Grade altdeutſche Tüchtigkeit und Kraft zu bewahren gewußt und ſich weit mehr von Ausſchweifungen der Wolluſt und Grauſamkeit frei gehalten als die meiſten übrigen Franken, namentlich aber als die immer tiefer ſinkenden Merowinger, in denen die dämoniſche Hinterliſt eines Chlodowech und Chilperich zuletzt in willenloſen Blödſinn verſunken war.



Initialbuchſtabe aus einer in der Mitte des 9. Jahrhunderts für Karl den Kahlen geſchriebenen Bibel. Paris, Nationalbibliothek.

Seit dem Tode Dagoberts I., welcher noch einige Energie, wenn ſchon meiſt nur zu ſchlimmen Zwecken, an den Tag gelegt, waren die Könige ſeines Geſchlechtes nur noch Nullen, die erſt den größeren Teil, dann aber alle Befugniſſe der Krone den Hausmeiern überließen, noch ſpäter nicht einmal ſichere, ja wohl nur untergeſchobene Merowinger waren und von jenen allmächtigen Beamten nach Belieben ein- und abgeſetzt wurden, bis ſie ſchließlich ruhmlos vom Schauplatze der Geſchichte verſchwanden.

Für die Karolinger galt es nun eine doppelte ſchwierige Aufgabe zu überwinden, nämlich zuerſt die Säuberung des Hausmeiertums von jenen Greueln, die leider dem fränkiſchen Adel ſeit ſeiner Niederlaſſung in Gallien überhaupt anhafteten, und nachher die Wiederherſtellung des Königtums, das zu einer Karikatur ſeines wahren Weſens herabgeſunken war. Durch die Schandthaten des blutigen Ebroin, der ſeinen Nebenbuhler, den heiligen Leodegar, blenden und morden ließ, aber letzterem Schickſale endlich ſelbſt erlag, wäre die Würde des wirklichen Regenten demſelben Ruin anheimgefallen, wie jene des Schattenkönigs, wenn nicht dem ekeln Kampfe um Macht, dem das Wohl des Volkes geopfert wurde, der tüchtige Pippin von Heriſtal 687 durch den Sieg bei Teſtri ein Ende gemacht hätte. Der kräftige Mann vereinigte ſowohl in ſeiner Hand das ganze, lange zerſplitterte Frankenreich, als in ſeiner Perſon die Erbſchaft der zwei begabteſten Hausmeierfamilien; von ſeinem mütterlichen Großvater, dem älteren Pippin, ging auf ſein Geſchlecht die Thatkraft, von dem väterlichen, dem heiligen Arnulf, Biſchof von Metz, die wachſende Hinneigung zur Humanität, Ziviliſation und Bildung auf dasſelbe über. Die britiſchen Glaubensboten hatten nicht umſonſt gewirkt; es war ihnen gelungen, unter den Franken der Überzeugung Bahn zu brechen, daß die Sorge für das allgemeine Wohl höheren und reineren Gewinn bringe, als das rohe Ringen nach dem Beſitze der Gewalt, und daß zu dem wahren Weſen des Chriſtentums Milde und Menſchenliebe ebenſo notwendig gehören, als Blutgier, Hab-, Herrſch- und Genußſucht davon ausgeſchloſſen ſind. Die Möglichkeit der Herrſchaft eines Arnulf und eines Leodegar bewies die Zunahme dieſer Einſicht ebenſoſehr, als das vorübergehende Unterliegen ihrer Beſtrebungen dafür geſprochen hatte, daß ihr Sieg noch ferne ſei.

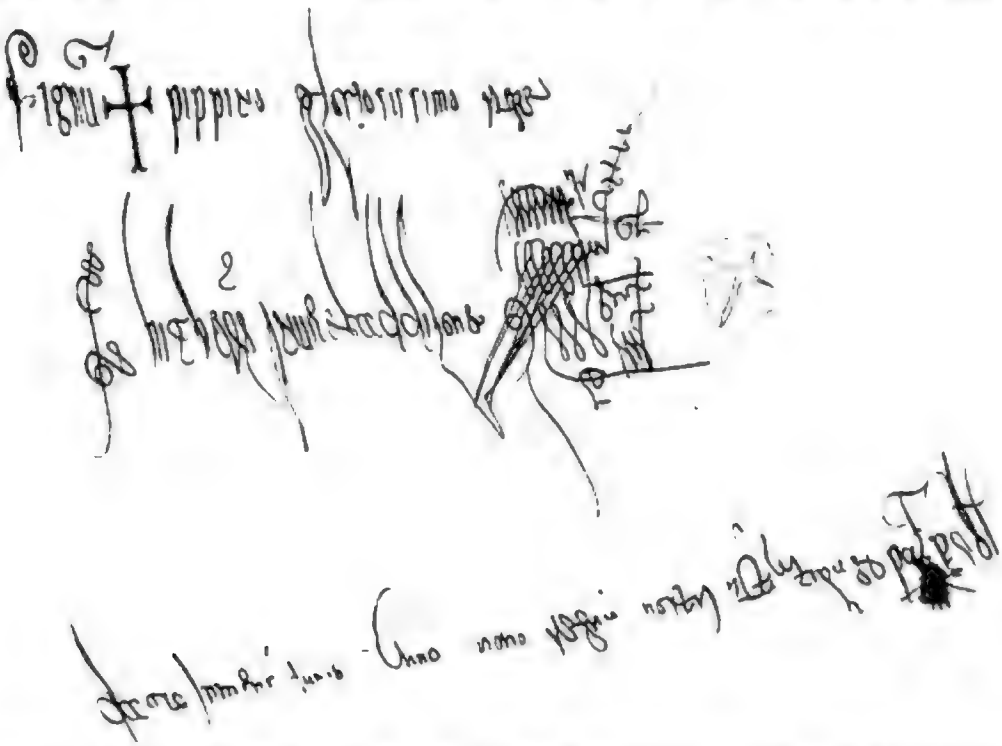
Es war daher bezeichnend, daß Pippin als mächtig gebietender Regent des fränkischen Reiches zugleich die bereits zerbröckelnde Einheit desselben herstellte und durch seine siegenden Scharen in den ostrheinischen Landen der Verbreitung des Christentums, namentlich unter den Friesen, den Weg bahnte. Ebenso bezeichnend war es aber auch, daß Pippin das Amt des Hausmeiers erblich machte, und zwar ganz in derselben Weise wie die königliche Würde, so daß es gewissermaßen ein zweites Königtum darstellte. Ein Amt konnte es ja bereits nicht mehr sein, als er es sterbend (714) seinem sechsjährigen Enkel unter Vormundschaft der Großmutter Plektrude übertrug. Es war ein Schritt, der die Würde bereits damals zu dem leeren Scheine der königlichen herabgedrückt hätte, wenn sie in den schwachen und unkundigen Händen des Knaben geblieben wäre. Es entstand dieselbe Verwirrung, wie sie vor Pippin gewesen, und sein natürlicher Sohn Karl mußte, als wäre sein Werk nicht vollbracht worden, dasselbe von vorne beginnen. Gleich dem Vater mußte er sich durch blutige Siege zum wirklichen Herrn aller Teile des Reiches emporschwingen und regierte dasselbe kräftig seit 720. Unter ihm tritt Deutschland zum erstenmale in bedeutendem Umfange an das Tageslicht der Geschichte, und es ist gewiß ein schönes Zusammentreffen, daß der tüchtige Fürst, unter dem dieses geschah, sich durch einen der glorreichsten Siege einen Beinamen erkämpfte, der an die zermalmende Waffe des eigentlichen altgermanischen Volksgottes, an den Hammer Thors erinnert. Karl Martell verdanken wir es, daß Mitteleuropa von dem Schicksale zweier Halbinseln unseres Erdteils verschont blieb, unter die wenn auch nur vorübergehende Herrschaft einer fremden Rasse zu fallen, welche allerdings in Spanien eine Zeit lang höhere Kulturleistungen aufzuweisen hatte, die aber weder Originaleigentum der Invasion, noch dauernder Schöpfungen fähig, weil auf einen der Art ihres Volkes fremden Boden verpflanzt waren.

Thron Dagoberts. Von vergoldeter Bronze. Paris.

Was den Arabern in dem ihren afrikanischen Provinzen in mancher Beziehung ähnlichen Spanien gelang, das, glaubten sie, müsse auch jenseit der Pyrenäen gelingen. Aber sie hatten die Berechnung gemacht, ohne die Kraft der nicht, gleich den Westgoten, von Pfaffenmacht erdrückten Franken zu ahnen. Es war, ehe Karl Martell das Frankenreich wieder vereinigt hatte, als die Araber und Berbern, zwischen denen der später so verheerende Vertilgungskampf schon glimmte, in Aquitanien einbrachen und hier nichts thaten, als verwüsten; Gallien hat von der vielgepriesenen spanisch-arabischen Kultur nichts gekostet. Karl der Hammer aber zerschlug die Eindringlinge 732 zwischen Tours und Poitiers so, daß sie die Grenzen ihres Vordringens erkennen lernten. Mitteleuropa war gegen Westen gesichert; 951 Jahre später erst thaten im Osten Karl von Lothringen und Johann Sobieski, was Karl der Pippinide im Westen errungen, dessen Werk indessen erst sieben Jahre nach der Riesenschlacht durch die völlige Verjagung der Asiaten und Afrikaner aus den Frankenlanden vollendet war. Es konnte seit Karl Martell († 741) nur noch eine Frage der Zeit sein, daß die Karolinger den Merowingern im Königtum folgen würden, und es war daher die Krönung Pippins, des sogenannten Kleinen, kurz nach der Mitte des achten Jahrhunderts, lediglich die Krönung des Emporklimmens seines Geschlechtes zum Machtbesitze.

Die altgermaniſche Hebung des neuen Königs auf den Schild war das entſcheidende Moment bei dem Übergange des Thrones von der alten Dynaſtie an die neue. Ein damals nicht zu verachtendes zweites Moment war aber die Zuſtimmung der Kirche zu dieſem Regierungswechſel. Sie fiel bezeichnender Weiſe mit dem Emporſteigen des Biſchofs von Rom zum förmlichen Primate der abendländiſchen Chriſtenheit und mit der Schöpfung eines weltlichen Gebietes für dieſen oberſten Kirchenfürſten Weſteuropas zuſammen, zu welchen beiden Errungenſchaften ihr Pippin aus wohlerwogenen politiſchen Gründen, nicht aus religiöſer Ergebenheit, nach Kräften behilflich war.

Es dauerte, wie unter den Merowingern, ſo auch unter den Karolingern die fränkiſche Unſitte fort, nach dem Tode des Königs das Reich unter deſſen Söhne zu teilen, und zwar in ſolche Partikel, die bunt durcheinander geworfen waren und der feſten Grenzen entbehrten.



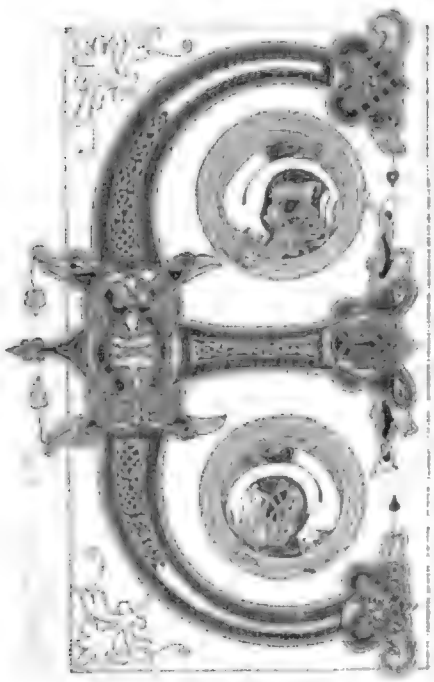
Beiſpiel der Vollziehung der älteſten königlichen Urkunden. (Nach Sickel bei v. Sybel und Sickel, Kaiſerurkunden.)

Verkleinertes Faksimile der Unterſchriften von einer Urkunde Pippins, durch welche dem Kloſter Fulda die Villa Deiningen geſchenkt wurde; ausgefertigt im Juni 760 zu Attigny. Originaldiplom im k. preuß. Staatsarchiv zu Marburg. Das Eschatokoll iſt vom Kanzler Hitherius geſchrieben; die Vollziehung durch die Hand des Königs beſchränkt ſich auf einen Punkt in dem Zeichen des Kreuzes: den Vollziehungspunkt. Der Text der Urkunde iſt von Wigbaldus, einem Untergebenen des Kanzlers geſchrieben; das angehängte Siegel, deſſen Führung dem dafür verantwortlichen Kanzler oblag, iſt nicht mehr vorhanden. Eschatokoll iſt im Gegenſatz zu Protokoll der dem Texte der Urkunde angehängte Teil und beſteht aus der Unterſchriftszeile des Königs (Signum † Pippino gloriosissimo rege), der Rekognitionszeile des Kanzlers (Ch[ismon]. Hitherius in vice Baddilone; folgt das Rekognitionszeichen mit den tironiſchen Noten, welche aufzulöſen ſind in Hitherius subscripsi), der Datumszeile (Data in mense Junio anno nono regni nostri. Actum Attiniago palatio publico)

Aber wie Pippin ſeinen Bruder Karlmann durch Hang zum Mönchtum, ſo verlor Karl der Große den ſeinigen gleichen Namens 771 durch den Tod und wurde zum Heile ſeiner Völker und zum Schrecken ſeiner Feinde Alleinherrſcher.

Das Verhältnis des Frankenreiches zum römiſchen Primate brachte es mit ſich, daß die erſten Thaten Karls ſich eng an die wichtigſten Vorfälle unter ſeines Vaters Regierung anſchloſſen. Dieſes Verhältnis aber war derart, daß es das Fortbeſtehen einer anderen Macht in Italien als der fränkiſchen, alſo die weitere Exiſtenz des langobardiſchen Reiches, unmöglich machte, wenn nicht die Franken entweder von ihrem Amte als Beſchützer des Papſtes zurücktraten oder im Kampfe mit den Langobarden unterlagen. Beides war undenkbar und daher dem Reiche

des Desiderius das Urteil gesprochen. Ober- und Mittelitalien wurden, als Pavia (774) fiel, ein italisches Reich des großen Karl, nicht aber seinem fränkischen Reiche einverleibt. Desiderius kam als Gefangener und Mönch nach Frankreich, sein Sohn als Flüchtling nach Byzanz. Karls Verhalten dem Papste gegenüber durfte aber, seitdem dieser ganz in seiner Gewalt stand, allen seinen Nachfolgern auf dem Kaiserthrone zum Muster dienen, — was leider nicht geschah; freilich dient zu ihrer Entschuldigung die Thatsache, daß das Ansehen des Papsttums zu Karls Zeit noch kaum der Schatten dessen war, was es etwa zur Zeit der Kreuzzüge geworden und Karl daher noch leichteres Spiel gegenüber den Übergriffen des geistlichen Oberhirten hatte, als selbst Otto der Große, nicht zu sprechen vollends von den in dem Kampfe mit der Schlüsselgewalt so unglücklichen Staufern. Einer Macht aber, der es gelang, durch ihre Hunderttausende, wenn nicht Millionen ergebener Priester und Mönche bei dem ungebildeten Volke die Meinung zu befestigen, als verfüge sie über die Schlüssel des Himmels und der Hölle, wurde die Geltendmachung ihrer Ansprüche in eben dem Maße von Jahrhundert zu Jahrhundert leichter, als der Widerstand gegen dieselben mit der Zeit schwieriger wurde. Karl der Große beugte sich nicht vor dieser Macht, und so fromm er war, so demütigte er vielmehr den Papst und schützte ihm lediglich Rom.



Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel aus der Mitte des 9. Jahrh.
Paris, Nationalbibliothek.

Eingehendere Beschäftigung mit den übrigen Feldzügen Karls liegt außerhalb unseres Stoffes. Das gegen seine Vorgänger stets aufständische Bayern verlor unter ihm seine Selbständigkeit, und sein letzter Herzog Tassilo, als Landesverräter zum Tode verurteilt, wurde zur Scherung als Mönch begnadigt. Vollendet aber wurde die Vereinigung des damals nicht slawischen Deutschlands, d. h. der westlichen Hälfte des heutigen, durch die Unterwerfung der Sachsen, die noch ganz in der Weise der alten Germanen lebten, wie sie unser erstes Buch schildert. Karl einverleibte ihr Land 782 durch Einsetzung einheimischer Grafen aus edlem Geschlechte seinem Reiche, bekehrte es zugleich zum Christentum und gab ihm Gesetze, die an seine alten angelehnt und verhältnismäßig mild waren. Sie verhängten die Todesstrafe nur gegen solche Verletzungen christlicher Vorschriften, die vorher auch gegenüber heidnischen Einrichtungen demselben Schicksale verfallen waren. Nach diesen Gesetzen (dem Kapitular von Paderborn, erlassen 785) war vor allem vorgeschrieben, daß die christlichen Kirchen in Sachsen einer höheren Würde teilhaftig sein sollten, als die ehemaligen heidnischen Heiligtümer. Die Kirchen waren heilige Asyle; jeder, der hinein floh, war darin sicher, bis er vor Gericht gestellt wurde, und selbst dann mußte ihm Leib und Leben geschont und durfte er nur zu Geldbuße und Verbannung verurteilt werden; letztere hing von der Gnade des Königs ab. Mit dem Tode wurde bestraft: Kirchenraub, Kirchenbrand, Fastenbruch (!), ausgenommen in Fällen der Not, über deren Vorhandensein die Priester zu urteilen hatten, Tötung von Geistlichen, Unterlassung der Taufe, Verschwörung und Empörung gegen den König und die Christen, Entführung der Tochter seines Herrn, Tötung des Herrn oder der Herrin; ferner folgende Fälle, welche zum Teil den grauenhaften Grad damaligen Aberglaubens zeigen, nämlich: „wenn jemand, vom Teufel berückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe (striga) und esse Menschenfleisch, und sie deshalb verbrennt und ihr Fleisch ißt oder anderen zu essen giebt“, so wie „wenn jemand den Leib eines Verstorbenen nach

heidniſchem Gebrauche den Flammen übergiebt und verbrennt", und „wenn jemand einen Menſchen dem Teufel (diabulo) opfert und nach Heidenſitte den böſen Geiſtern (daemonibus) darbringt". Dagegen wurde der Mord eines Grafen nur mit Einziehung des Erbes beſtraft!

Initialbuchſtabe in dem Evangeliar Karls d. Gr. Wien, kaiſ. Schatzkammer.

Indeſſen konnten ſich alle, welche todeswürdige Verbrechen begangen hatten, das Leben dadurch ſichern, daß ſie ihre Zuflucht zu einem Prieſter nahmen, ihm ihre Schuld bekannten und Buße thaten.

Die Angehörigen jedes Kirchſpiels mußten ihrer Kirche einen Hof und zwei Hufen (mansos) Landes und auf 120 Seelen, Adelige, Freie und Liten, einen Knecht und eine Magd geben. Ferner erhielten Kirchen und Prieſter den Zehnten vom Ertrage des Vermögens und der Arbeit ihrer Pfarrkinder. Volksverſammlungen waren an Sonn- und Feſttagen verboten und der Kirchenbeſuch vorgeſchrieben. Alle Kinder mußten im erſten Lebensjahre getauft werden bei einer Buße, die für den Adeligen 120, den Freien 60 und den Liten 30 Schillinge betrug. Die Hälfte dieſer Buße verfiel für Eingehung einer unerlaubten Ehe, ſowie für Beobachtung heidniſcher Gebräuche (Gelübde an Quellen, Bäumen und Hainen, und Mahlzeiten zu Ehren der böſen Geiſter). Ebenſo war die Beſtattung in Grabhügeln verboten und auf den Frithöfen befohlen. Heidniſche Propheten und Wahrſager mußten den Kirchen und Geiſtlichen übergeben werden. Endlich wurden alle Volksverſammlungen der Sachſen unterſagt, welche nicht von den königlichen Sendboten auf Befehl des Königs zuſammenberufen waren.

Zu der erwähnten Beſtrafung heidniſcher Sitten paſſen die Formeln, durch welche die zum Chriſtentum übertretenden Germanen ſchon ſeit der Zeit vor den Sachſenkriegen ihren heidniſchen Glauben abſchwören mußten, und welche zu den älteſten Proben deutſcher Sprache gehören. Sie beſtanden in folgenden Fragen und Antworten:

Forsachistu (entſagſt du) Diabolae? — ec forsacho Diabolae.
end allum diabolgeldae (Teufelsgilde)? end ec (und ich) forsacho allum diabolgeldae.
end allum diaboles wercum? end ec forsacho allum diaboles wercum and wordum Thunaer (Donar) ende Woden ende Saxnote (dem ſächſiſchen Zio) ende allem them unholdum the hira genotas sint (die ihre Genoſſen ſind.)
gelobistu (glaubſt du) in Got alamehtigan fadaer? ec gelobo in Got alamehtigan fadaer.
gelobistu in Crist Godes suno? ec gelobo in Crist Godes suno.
gelobistu in halogan Gast? ec gelobo in halogan Gast.

Noch lange aber dauerte der Haß der altgeſinnten Sachſen gegen den zum Chriſten- und Frankentum bekehrten Adel. Es brachen daher nach der Unterwerfung Aufſtände aus, an deren Spitze der Herzog Widukind, ein neuer Armin, doch gegen Stammesgenoſſen, raſtlos kämpfte. Die Empörer mordeten und brannten ſchauerlich, namentlich wüteten ſie gegen die Grafen, die chriſtlichen Kirchen und die Miſſionäre. Der Niederwerfung des Aufſtandes folgte die furchtbar grauſige Hinrichtung fünftehalbtauſend von den Volkshäuptern ausgelieferter Sachſen, allerdings den Geſetzen über den Treubruch und Hochverrat gemäß, 785 zu Verden. Nach weiteren raſtloſen Kämpfen ergaben ſich endlich die Führer Widukind und Abbio und empfingen die Taufe. Auch nachher folgten noch Aufſtände der Sachſen; erſt kurz vor dem Ende des Jahrhunderts, und nur durch Wegführung ganzer Gauſchaften und Unterwerfung ſlawiſcher Stämme (Wilzen) im Rücken der Sachſen bändigte letztere der große König. Ohne die Unterwerfung der Sachſen wäre niemals ein Deutſchland erſtanden, und grauſam war die Unterwerfung, weil es auch der Aufſtand war.

Wie im Süden durch den Sieg über die Langobarden und im Norden durch den über die Sachſen, ſo erweiterte ſich Karls Weltreich im Oſten durch die Niederwerfung der Awaren, dieſer Nachfolger und Verwandten der Hunnen, die gleich dieſen in Ungarn einen Herd ihrer Barbarei gefunden hatten. Ihr „Chakan“, in einem ſogenannten „Ring“, einer runden Feſtung, vielleicht an der Stelle von Attilas „Hauptſtadt“ hauſend und über acht andere ſolche Ringe gebietend, hatte es dahin gebracht, vom byzantiniſchen Kaiſer Tribut zu empfangen. Aber zur Zeit Karls des Großen war die Macht der Awaren bereits im Rückgange begriffen. Der große Franke griff ſie 791 an, und den Krieg beendete ſein Sohn Pippin, der die Barbaren über die Theiß zurückwarf und in ihrem Hauptringe die überall zuſammengeraubte reiche Beute vorfand, die nach Aachen wanderte und zu Geſchenken an den Papſt und die Vaſſallen diente.

Den Umkreis ſeines Reiches vollendete Karl im Südweſten durch Einnahme der ſpaniſchen Grenzlande zwiſchen Ebro und Pyrenäen (778), was ihm die Zerſplitterung der Araber und Barbaren in ihrer europäiſchen Provinz erlaubte. In ihrem weiteſten Umfange beſtand nun Karls des Großen Herrſchaft aus dem fränkiſchen und dem italieniſchen Reiche. Letzteres reichte im Süden bis zum Garigliano und den Abruzzen, umfaßte mittelbar auch das Herzogtum Benevent, d. h. den größeren Teil des ſpäteren Königreichs Neapel. Das fränkiſche Reich aber umſchloß von heutigen Ländern ganz Frankreich, Belgien, Holland und die Schweiz, Deutſchland weſtlich von der Trave, Elbe und Saale und Öſterreich diesſeit der Leitha, von Spanien endlich Katalonien. Die äußerſten Grenzen (Marken) dieſes Umkreiſes ſchwankten jedoch beſtändig in ihrer Ausdehnung und gingen auf Karls ſpätere Nachfolger in vermindertem Umfange über.

Kleine Bronzeſtatuette Karls des Großen. Im Muſeum Carnavalet.

Wichtiger als die äußere war aber die innere Feſtigkeit des Reiches Karls des Großen. Karls weltgeſchichtlicher Glanz begann 777 während des Sachſenkrieges auf dem Reichstage in Paderborn, wohin ſelbſt ſpaniſch-arabiſche Emire zogen, ſeine Hilfe gegen dortige Feinde zu erbitten. Noch glänzender war der zweite Reichstag in derſelben Stadt 785, an welchen die oben mitgeteilten Sachſengeſetze erlaſſen wurden. Langobarden, Provençalen, Sarazenen und Awaren erſchienen da und buhlten um Karls Gunſt. Im Jahre 797 kamen Araber aus Spanien und ſelbſt aus Afrika und byzantiniſche Geſandte nach der Reſidenz Aachen. Die Slawen und die chriſtlichen Kämpfer Aſturiens ſuchten um Schutz nach, der Patriarch von Jeruſalem ſandte die Schlüſſel des heiligen Grabes und der glänzendſte aller Chalifen, Harun Arraſchid, ehrte den Herrn des Weſtens durch märchenhafte Geſchenke, unter denen ein Elefant, Abul Abbas genannt, in Europa großes Aufſehen erregte.

So war Karl thatſächlich bereits ein *Kaiſer*, ehe er dieſen Titel führte. Noch waren die Erinnerungen an das römiſche Reich lebendig, und wenn das Abendland eines Kaiſers

bedurfte, ſo konnte es kein anderer ſein als der große Frankenkönig, der Beherrſcher des ehemaligen Weſtreiches mit einziger Ausnahme der britiſchen Inſeln und des größten Teiles von Spanien, dem ſich aber auch die Angelſachſen und die Aſturier als untergeordnet betrachteten. Das byzantiniſche Reich hatte ſeit dem Verluſte des größten Teiles von Italien durch die Langobarden im Abendlande wenig und ſeit der Losreißung Roms und deſſen Stellung unter fränkiſchen Schutz gar keinen Einfluß und kein Anſehen mehr. Am tiefſten aber ſank das öſtliche Rom, als ſeine Krone ein gewiſſen- und ſittenloſes Weib trug, das wie zum Hohne den Namen Irene (Friede) führte, eine entartete Athenerin, die den eigenen Sohn geblendet hat, für welchen ſie um Karls Tochter Hruodtrud geworben hatte, womit ſie unwillkürlich die Ebenbürtigkeit des Frankenkönigs mit dem Cäſar von Byzanz anerkannte. Die Heirat, welche den Oſten und Weſten, doch wohl nicht dauernd vereinigt hätte, zerſchlug ſich wegen verſchiedener Streitigkeiten zwiſchen den beiden Reichen, nicht am wenigſten gewiß wegen einer religiöſen. Das Scheuſal Irene war nämlich fromm bis zum Exzeß, bis zur Rückkehr zum Heidentum; ſie war es, welche den in Byzanz auf extreme, kunſtfeindliche Weiſe abgeſchafften Bilderdienſt auf ebenſo extreme vernunftfeindliche Weiſe wieder herſtellte. Eine Synode von Nikäa 787 verordnete die Verdammung aller, welche nicht den Bildern der Dreieinigkeit und der Heiligen Dienſt oder Anbetung (servitium aut adorationem) widmeten. Nun zeigte der bis vor kurzem barbariſche Weſten glänzend ſeine geiſtige Überlegenheit über den mit alter Kultur geſegneten Oſten. Eine auf Karls Anordnung in Frankfurt verſammelte Synode von Biſchöfen und Prieſtern ſeines geſamten Reiches, der er ſelbſt beiwohnte, verwarf feierlich den orientaliſchen Beſchluß zu gunſten des Bilderdienſtes und verurteilte deſſen Anhänger. Der geſunde Weſten wollte weder von dem einen noch von dem anderen jener Extreme etwas wiſſen, zwiſchen denen der kranke Oſten hin und her ſchwankte. Ja, Karl opferte der Vernunft die durch den Beſchluß von Nikäa angebahnte Wiedervereinigung der beiden chriſtlichen Kirchen und zwang den widerſtrebenden, aber zuletzt ſich ihm fügenden Papſt Hadrian I., nach ſeinem Willen zu handeln und die idolatriſchen Byzantiner zu verdammen. Hadrians Nachfolger Leo III. war es dann, welcher den bereits in der Luft liegenden Gedanken der Herſtellung des weſtlichen Reiches ins Werk ſetzte. Drei Jahre nach ſeiner Wahl von ſeinen Feinden in dem unbändigen Rom bei einer Prozeſſion niedergeworfen, entkleidet, mißhandelt (Einhard berichtet ſogar: der Zunge beraubt und geblendet, was aber in anbetracht der folgenden Ereigniſſe unmöglich iſt), dann eingekerkert und entſetzt, bedurfte er ſehr eines mächtigen Schützers; er fand denſelben, denn er konnte fliehen und über die Alpen reiſen, kam 799 nach Paderborn zu Karl und wurde auf ſeinen Befehl wieder eingeſetzt. Um die römiſchen Händel zu ſchlichten, kam der König 800 ſelbſt nach Rom, das er als Kaiſer wieder verließ.

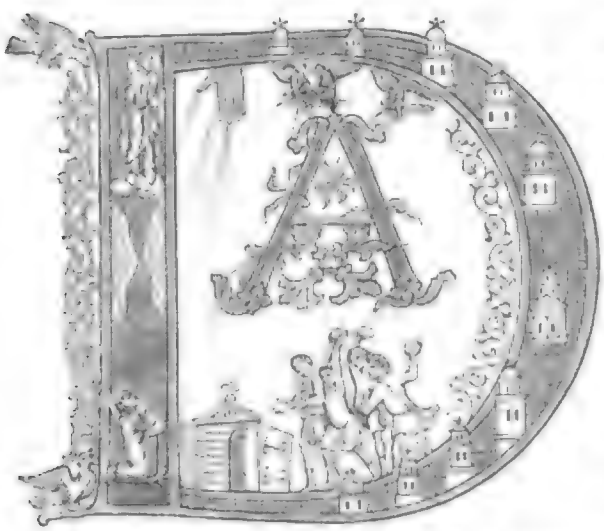
So war das weſtrömiſche Reich nach einer Unterbrechung von drei und einem Vierteljahrhundert durch die Germanen, die es geſtürzt hatten, wieder hergeſtellt, d. h. dem Namen nach; denn in Wirklichkeit war das Reich Karls etwas ganz anderes als das der Valentiniane, nicht ein Zwillingsreich desjenigen am Bosporos, ſondern dieſer Ruine gegenüber ein lebensvolles Bild der Zukunft.

In Karls Regierung war nicht die Laune eines Deſpoten oder das Intereſſe der herrſchenden Familie maßgebend. Unter den Merowingern war es im fränkiſchen Staate noch ziemlich ſo geweſen; aber unter Karl wurde das öffentliche Wohl die Hauptſache. Was er anſtrebte, geſchah nicht in ſeinem Namen, ſondern in dem der Franken. Ein konzentrierter Reſt der altgermaniſchen Volksverſammlung ſpielte eine größere Rolle und beſchränkte den Monarchen mehr, als unter der blutigen Familie Chlodowechs. Nach zweckloſen Grauſamkeiten und tieriſchen Roheiten, wie ſie in dieſem dämoniſchen Geſchlechte alltäglich waren, ſehen wir uns unter Karl, wie ſchon unter Pippin, umſonſt um.

Karolus impãuit
Magnus Annis 14.

Albrecht Dürers 1510 gemaltes Bildnis Karls des Großen im Krönungsornat der deutſchen Kaiſer.
(Nürnberg.)

Jene Stelle der alten Volksverſammlung nahm unter den Karolingern das Maifeld ein, das ſich wohl aus dem altfränkiſchen Märzfeld durch Verlegung in eine günſtigere Jahreszeit entwickelte; es war aber nicht ſtreng an den Monat gebunden, deſſen Namen es trug. Teil daran nahmen die weltlichen und geiſtlichen Würdenträger und die Vaſſallen derſelben, ſo wie das Heer, welchem noch ſtets das Recht zuſtand, das Volk zu vertreten. Das Maifeld, auf welchem jedoch nur die Großen eine entſcheidende Stimme hatten, entſchied über Krieg und Frieden und erließ Geſetze, oft ſogar kirchliche Vorſchriften, welche aber öfter von der Reichsſynode beraten und beſchloſſen, und von der Reichsverſammlung beſtätigt wurden. Eine ſtrenge Ausſcheidung der Kompetenzen gab es, wie im ganzen Mittelalter, nicht; auch folgten ſich die Verhandlungsgegenſtände ohne beſtimmte Ordnung in buntem Durcheinander von weltlichen und geiſtlichen Dingen, bürgerlicher und Strafrechtspflege u. ſ. w. Alles aber geſchah unter Mitwirkung des Königs (bez. Kaiſers) und unterlag zuletzt ſeiner Gutheißung, worauf das, was beſchloſſen war, unter dem Namen „Capitulare“ veröffentlicht wurde. Wie ſchon angedeutet, war Italien an der fränkiſchen Reichsverſammlung nicht vertreten, ſondern hatte ſeine eigene.



Initialbuchſtabe aus dem Sakramentarium des Drogo, Bruder Karls des Großen.

Die Beamtungen des Reiches hatten ſich unter Karl dem Großen zu dem Maße von Macht ausgebildet, das ihnen, wie oben gezeigt, ermöglichte, die Wurzel des neuen Adels zu werden. Das Amt war ein Recht, ein Beſitz und bezog die Entſchädigung für ſeine Mühewaltung nicht durch einen Gehalt, ſondern durch Waffen, Pferde, Land; bei höherem Grade des Verdienſtes oder der Gunſt aber erhielten die Bevorzugten vom Könige Benefizien, nicht als Eigentum, ſondern zu Leben, meiſt auf Lebenszeit, und zwar die Weltlichen Landgüter, Grafſchaften und Markgrafſchaften (die an die Stelle der früheren Herzogtümer traten), die Geiſtlichen Abteien und Bistümer, wodurch ſie vom Monarchen abhängig und ihm als Vaſſallen zur Treue und zu Dienſten verſchiedener Art, oft auch zu Abgaben verpflichtet wurden. Der Lehnsnehmer that dasſelbe gegenüber Perſonen untergeordneten Ranges, und es geſchah, indem der Höhere die gefalteten Hände des Niederen in die ſeinigen nahm und ihm hierauf ebenſo Schutz verſprach, wie dieſer ihm Ergebenheit.

Große Macht beſaßen die Hofbeamten, und es war eine Schattenſeite in Karls Reich, daß der Hof einen Einfluß auf ihn und das ganze Land ausübte, der nicht vom guten war, viele Willkür bewirkte und ſeinen Angehörigen eine Zügelloſigkeit geſtattete, die leider nicht durch des Herrſchers gutes Beiſpiel verhindert wurde. So ſtreng Karl in politiſchen und rechtlichen Dingen, ſo lax war er in moraliſchen, und leider war es auch ſeine Familie. Seine erſte Frau, die Tochter des letzten Langobardenkönigs, verſtieß er und hatte dann nicht nur noch drei Frauen nacheinander, ſondern noch eine Menge von Beihälterinnen. Zwei ſeiner ſchönen Töchter, die er angeblich nicht verheiraten, weil nicht von ſich laſſen mochte, Bertha und Hruodtrud, unterhielten illegitime Liebesbünde und hatten Nachkommenſchaft aus denſelben. Einhards Gattin Emma war jedoch keine Tochter Karls, und die Geſchichte von ihrer Liebe iſt ein Märchen.

Wahr iſt indeſſen an demſelben doch eines, — die große Liebe Karls zu den Seinigen, namentlich zu ſeinen Töchtern; doch bewirkte er mit der Zärtlichkeit gegen dieſelben, wie aus ihrem Verhalten hervorgeht, wenig Gutes. So oft der Monarch, der ſtets ſtreng auf die kirchlichen Pflichten des Chriſten hielt, aus der Meſſe kam, begrüßten ihn ſeine Frau und ſeine Kinder; die Söhne nahmen ihm Schwert und Mantel ab, die Töchter brachten ihm Blumen und Früchte. Darauf nahten ſich ihm ſeine Beamten und Räte, des Reiches Geſchicke mit ihm zu beſprechen. Am Mittagsmahle leiſteten ihm ſein Hofkaplan Hildebald von Köln, der das Tiſchgebet ſprach, und ſeine gelehrten Freunde Geſellſchaft; an Feſttagen aber bedienten ihn anweſende Könige, ſonſt Fürſten und Herzöge; nach ihm aßen dieſe und ihnen warteten Grafen und andere Beamte auf, dieſen ihre Untergebenen, und ſo hinab bis zur Dienerſchaft, ſo daß das Tafeln von Mittag bis Mitternacht dauerte. Bei und nach Tiſche erbaute ſich der Kaiſer an der Vorleſung von Gedichten, wie er ſich an Muſik und an den Scherzen der Spaßmacher ergötzte.

Nicht ſelten ſah ſchon der erſte Sonnenſtrahl den Kaiſer mit ſeinem Gefolge auf dem Wege zur Jagd im Walde bei Aachen. In herrlicher Kavalkade brauſten die Jäger und

Elfenbeinhorn (Oliſant) Karls des Großen; im Schatz des Doms zu Aachen.

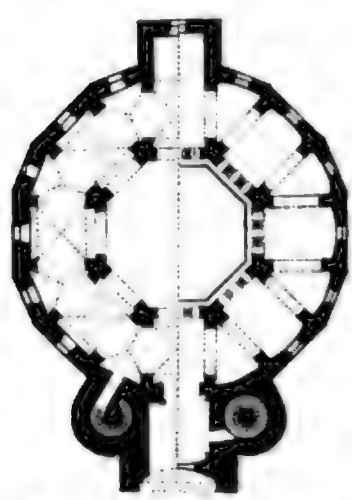
Jägerinnen dahin; denn unter ihnen befanden ſich auch Gattin und Töchter Karls, mit goldenen, edelſteinbeſetzten Diademen gekrönt, mit funkelndem Halsgeſchmeide und reichen Gewändern geſchmückt. Karl liebte es, mit dem Speere ſelbſt den wilden Eber zu erlegen und mit reicher Beute an Wild abends zum glänzenden Familiengelage heimzukehren.

Im Gebiete der weltlichen Rechtspflege erließ Karl der Große Nachträge und Vervollſtändigungen zu den Geſetzbüchern der Franken. Bemerkenswert iſt in denſelben, daß die Anwendung der Todesſtrafe erweitert wurde, namentlich in Fällen des Mordes. Wurde der letztere geleugnet, ſo entſchied ein Gottesurteil, indem der Angeklagte über neun glühende Pflugſcharen ſchreiten mußte. Ein anderes Ordal war die Kreuzprobe, welche bei dem Verdachte des Meineides Anwendung fand und darin beſtand, daß die Parteien mit ausgeſtreckten Armen an einem Kreuz ſtehen mußten; wer die Arme ſinken ließ, ſollte des Meineides überwieſen ſein und verlor eine Hand.

Streng hielt Karl auf die Echtheit der Münzen, Maße und Gewichte. Vor ihm herrſchte die Goldwährung, welche er durch die des weit häufiger vorkommenden Silbers erſetzte. Aus einem Pfunde dieſes Metalles prägte man zwanzig Schillinge (solidi) und aus jedem derſelben zwölf Pfennige (denarii), deren einer 25 heutige Pfennige wert war. Obſchon nur der Staat Münzen ſchlagen durfte, blieben dieſelben doch in den einzelnen Reichsteilen nach Wert und Gehalt verſchieden. Der Handel war auf die Orte mit Marktrecht beſchränkt, als deren bedeutendſte in Deutſchland Mainz und Worms galten. Es war ebenſo verboten, Zinſen von Geldgeſchäften zu nehmen, wie Früchte zu verhandeln, ehe ſie geerntet waren.

Bedeutende Aufmerkſamkeit und Sorgfalt verwendete Karl der Große auf die Güter der Krone. Dieſelben waren bald größere und bald kleinere und lagen im ganzen Reiche zerſtreut. Der Kaiſer wohnte bald auf dieſem, bald auf jenem, wohin er dann auch die Reichsverſammlungen berief, am meiſten und liebſten aber in Aachen, das damals noch keine Stadt, nur ein großes Landgut mit einer „Pfalz“ und vielen anderen Gebäuden war, die aus Stein, auch von römiſchen Bauten herrührend, beſtanden, nebſt einer großen Kirche, Wohnungen der Hofbeamten, Gaſthäuſern und den Bädern. An Hoftagen entwickelte ſich da ein reges Leben und fand ſich eine große Volksmenge ein, die teils Geſchäfte machte, teils perſönliche Angelegenheiten betrieb, teils ſich erluſtigte. Karl liebte den Ort wohl beſonders deshalb, weil er ein großer Freund der Bäder war, die er oft in Geſellſchaft nicht nur ſeiner Söhne und Freunde, ſondern auch ſeines Gefolges und ſogar ſeiner Leibwache beſuchte, ſo daß oft Hunderte von Perſonen zugleich mit ihm badeten. Sonſt lebte er ſehr mäßig und trank namentlich ſehr wenig, beſchränkte auch ſeinen Schlaf in hohem Maße zu gunſten der Staatsgeſchäfte.

Als Ökonom erließ Karl genaue Vorſchriften, wie es auf den Krongütern mit dem Ertrage der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe, mit der Vieh-, Geflügel- und Bienenzucht, der Fiſcherei, der Jagd und Forſtwirtſchaft, den Mühlen und Weinpreſſen, der Butterbereitung u. ſ. w. gehalten werden ſollte, welche Kräuter und Blumen in den Gärten zu pflanzen, wie viel Tiere jeder Art auf denſelben zu halten ſeien, was der oberſte Verwalter (iudex) und deſſen Angeſtellte, die meiſt Leibeigene waren, wie die einfachen Arbeiter, zu thun hatten und wofür letztere (meiſt mit Schlägen) Strafe erleiden ſollten. Es war indeſſen vorgeſehen, daß dieſelben in keiner Weiſe Mangel litten, und es wurde verordnet, daß alle Diener, welche ſich bei dem Kaiſer über ihre Vorgeſetzten zu beſchweren hätten, zu ihm freien Zutritt haben ſollten; doch wurde ſtreng darauf geachtet, daß durch ſolches Geläufe keine Arbeit verſäumt würde. Weibliche Arbeiten wurden in Frauenhäuſern (Gynäcien) fabrikmäßig beſorgt. Ebenſo gab es auf jenen Gütern Werkſtätten aller Handwerke und Vorratskammern für alle Erzeugniſſe des Landes. Die Verwalter mußten ebenſo gewiſſenhaft an die auf den Gütern ſtehenden Kirchen den Zehnten abliefern, wie an den Hof deſſen Bedürfniſſe, und zwar nicht nur, was zum Eſſen und Trinken diente, ſondern auch Flachs und Wolle, welche die Königin (bez. Kaiſerin) und ihre Töchter ſelbſt ſpannen und woben.



Grundriß des Münſters zu Aachen.

Ebenſo groß, oder noch größer als die materielle, war indeſſen die ideale Thätigkeit Karls des Großen. Durch ihn nahm die Aufgabe der nordeuropäiſchen Völker, im Gebiete der geiſtigen Kultur das Werk der Griechen und Römer fortzuſetzen und auf dasſelbe neue Fortſchritte der Entwickelung des Menſchengeiſtes zu gründen, den kräftigſten Aufſchwung. Mit richtigem Blicke ſah er ein, daß dieſe Aufgabe nur durch die Verknüpfung der Leiſtungen dreier Kulturkreiſe, derjenigen des klaſſiſchen Altertums, des Chriſtentums und des Deutſchtums zu erfüllen war, und er hat daher alle dieſe Momente mit tiefem Verſtändnis gepflegt. „Nicht mit dem Beſitze der Mutterſprache zufrieden,“ ſagt von ihm Einhard, „lernte er lateiniſch ſo viel, daß er ſich darin ebenſo gut wie im Deutſchen ausdrückte, und griechiſch ſo weit, daß er es wenigſtens verſtand.“ Er ſammelte alte deutſche Lieder von Thaten und Kriegen vorzeitlicher Könige, wohl vorzüglich aus dem Nibelungenkreiſe, welche leider durch einſeitigen chriſtlichen Eifer verloren gingen. Er begann ſelbſt, obſchon er niemals recht ſchreiben konnte, eine deutſche Grammatik zu verfaſſen und gab den Monaten, ſo wie zwölf

Durchſchnitt des Münſters zu Aachen.

Der Bau iſt der urſprüngliche karolingiſche; die Lichterkrone iſt eine von Kaiſer Friedrich dem Rotbart geſtiftete Votivgabe.

Digitized by Google

Aus einem Evangeliar, welches im Auftrage von Karl dem Großen und ſeiner Gemahlin Hildegard durch einen Schreiber namens Godescalc 781—783 angefertigt wurde.

Die Buchſtaben ſind mit Gold und Silber auf Purpurpergament gemalt. Die abgebildeten Zierbuchſtaben enthalten die Worte: IN ILLO TEMPORE. Paris, Nationalbibliothek.

Windrichtungen deutſche Namen (letzteren unſere vier einfachen und acht zuſammengeſetzte).

Karl hatte das Geſchick, tüchtige Männer verſchiedener Nationen aufzufinden, um ſich zu ſammeln und durch ſie ebenſo Wiſſenſchaft und litterariſchen Geſchmack zu verbreiten, wie er ſie zur Abfaſſung von Staatsſchriften benutzte. An der Spitze ſeiner „Paladine von der Feder“ ſtand unbeſtritten der Angelſachſe Alkuin, genannt Albinus, aus York, Vorſteher der Hofſchule, Lehrer des Kaiſers ſelbſt, Verfaſſer rhetoriſcher und dialektiſcher Schriften, einige Zeit Abt in Tours. Wir finden da ferner den langobardiſchen Geſchichtſchreiber Paulus Diakonus, der den Schmerz über den Untergang der Freiheit ſeines Volkes nie verwinden konnte, den Grammatiker Petrus von Piſa, den Dichter Theodulf (Biſchof von Orleans), einen Goten, den Schotten Dungal u. a. Dieſe Männer bildeten mit Karl eine Art von Akademie, wobei ſie in zwangloſem Verkehr einander klaſſiſche und bibliſche Namen gaben und ſich mit Proſa und Poeſie, in Scherz und Ernſt belehrten und unterhielten. Die Umgangsſprache war die lateiniſche, und jenes Zeitalter kann, trotz der ſehr begreiflichen Unvollkommenheit und Unbehilflichkeit des Ausdruckes, namentlich des poetiſchen, als ein erſtes humaniſtiſches nach dem Ausgange der Welt des Altertums, als eine wahre Frührenaiſſance betrachtet werden, die der ſechs- bis ſiebenhundert Jahre ſpäteren würdig voranging. Auch Karls Söhne und Töchter, alle klaſſiſch erzogen, nahmen an dieſer Thätigkeit teil. Einhard, der Geſchichtſchreiber des Lebens und der Thaten Karls (geboren um 770 im Maingau), wuchs als Zögling in dieſem Kreiſe zum Gelehrten und Künſtler (Architekt) heran. Körperlich unanſehnlich, ragte er durch die tadelloſe Klaſſizität ſeiner Sprache über alle ſeine Zeitgenoſſen empor. Sowohl er als ſeine Gattin Emma traten um die Zeit des Todes Karls in den geiſtlichen Stand, in welchem er 844 zu Seligenſtadt ſtarb. Dieſen aſketiſchen Schritt that auch der Franke Angilbert, aus edlem Geſchlechte, Geliebter (ungewiß ob ſpäter Gatte) von Karls Tochter Bertha, deren Kinder der Geſchichtſchreiber Nithard und deſſen Bruder Hartnid waren. Er verfaßte Gedichte, die ihm am Hofe den Namen „Homer“ eintrugen.

Durch die Schulen, deren Gründung Karl durch wiederholte Befehle und Verordnungen bewirkte, iſt ſowohl die über zweihundert Jahre lang vor ihm vernachläſſigte, ja mißhandelte Sprache Roms wieder zu Ehren gebracht, als auch eine Menge ſonſt wahrſcheinlich untergegangener klaſſiſcher Werke uns erhalten geblieben. Die Zeit beſchäftigte ſich immer mehr mit der antiken Welt, die einſeitig theologiſche Gelehrſamkeit nahm ab, am Hofe Karls konnte Alkuin mit ſeinen orthodox-katholiſchen Beſtrebungen nicht durchdringen, und bei all ſeiner Zurückhaltung gegenüber den alten Dichtern im höheren Alter es nicht ungeſchehen machen, daß er ſelbſt „Flaccus“ genannt worden war. Dieſe Richtung der Zeit hinderte aber nicht, daß der Charakter der letzteren in hohem Grade chriſtlich und kirchlich war: es konnte und durfte ja nicht anders ſein, da die Macht der germaniſchen Staaten, als Erbſchaft des chriſtlichen Rom, mit dem Chriſtentum ſtand und fiel und die Erneuerung des römiſchen Reiches durch Karl deſſen Königtum noch feſter mit der Kirche verband, als dies vorher der Fall geweſen war. Die Regierung Karls war es denn auch, welche die Anfänge zu einer veredelten kirchlichen Kunſt, namentlich in Architektur und Muſik, machte, und ſie war es ebenſo, welche den endlichen Sieg des Chriſtentums in Mitteleuropa vollendete.

Die Grundlage zu dieſem Siege hatten, wie wir bereits zeigten, die britiſch-iriſchen und angelſächſiſchen Glaubensboten gelegt, jene im Süden, dieſe im Norden Deutſchlands. Zu Anfang des achten Jahrhunderts wurde Bayern mit ſeinem Herzog Theodo II. zum Chriſtentum bekehrt und anerkannte ſofort auch die geiſtliche Oberhoheit Roms. Im mittleren Weſtdeutſchland aber übernahm dieſe Aufgabe der größte Glaubensbote ſeit den Apoſteln, der Angelſachſe Winfred, genannt Bonifacius, geboren 680. Klaſſiſch gebildet und neben den chriſtlichen Urkunden auch die alten Klaſſiker ſeinen Schülern erklärend, verriet er ſchon früh einen ſeltenen Geiſt und humane Geſinnung. Im Jahre 716 fuhr er nach Friesland über, wallte nach Rom und ließ ſich vom Papſte die Predigt des Evangeliums in Germanien übertragen. Durch den oben (S. 84) genannten Willibrord in Utrecht völlig ausgebildet, zog er 722 nach Thüringen, das ſeit dem Ende des ſiebenten Jahrhunderts ſein Herzogshaus verloren hatte und von den Vornehmen in altgermaniſcher Weiſe regiert wurde. Vorangegangen war ihm hier der Schotte Kilian, doch ohne bleibenden Erfolg, ſo daß Heiden- und Chriſtentum noch bunt durcheinander gewürfelt waren, ſelbſt bei einerlei Leuten. Vom Papſte zum Biſchof geweiht, fand er dort vieles Entgegenkommen, gründete Kirchen und Klöſter und fällte zum Entſetzen der Heiden, aber zum Beweiſe ihres Irrglaubens, die Wodanseiche bei Geismar in Heſſen. Aber obſchon er ihnen damit zeigte, daß ihr Gott ſein Heiligtum nicht ſchütze, konnte doch auch er ihr Inneres nicht umkehren, — backt und ißt man ja noch heute, nach bald zwölfhundert Jahren, die heidniſchen Opfergebäcke und richtet ſich in allen Lebenslagen nach den Schickſalszeichen des heidniſchen Aberglaubens! Immerhin aber hat die Verbreitung des Chriſtentums in Deutſchland die Bewohner ſowohl in moraliſcher als intellektueller Beziehung gefördert, ihren Geſichtskreis erweitert und ihre Sitten gemildert, ſoweit dies in kurzer Zeit zu erwarten war.

Was Bonifacius von Karl Martell umſonſt erbeten hatte, trugen ihm endlich, nach langer Bemühung, des Helden Söhne Pippin und Karlmann auf, nämlich ſeine Mitwirkung zur Verbeſſerung der Sitten des völlig entarteten fränkiſchen Klerus, ohne welche Wandelung in den vom Reiche abhängigen Ländern auf die Dauer keine nachhaltige Bekehrung zu erzielen war. Seine Bemühungen fruchteten in der erwähnten Beziehung wenig; aber auch die weiteren, damit verbundenen Schritte, das Frankenreich der geiſtlichen Hoheit des Papſtes zu unterſtellen, führten nicht zum gewünſchten Ziele, indem Pippin ſich dazu nur

ſo weit herbeiließ, als er des römiſchen Stubles zu ſeinen politiſchen Zwecken bedurfte. Bonifacius war indeſſen Erzbiſchof von Mainz und alt geworden, als er noch einmal zum Apoſtelſtabe griff, freilich in erzbiſchöflichem Aufzuge, und nach Friesland ging, wo er aber 754, von einer Heidenſchar überfallen, zum Märtyrer gemacht wurde. Sein Werk ſetzten

Miniature in einem (lateiniſchen) Evangelienbuche Karls des Großen: Myſtiſche Quelle.
Vom Ende des achten Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek.

Digitized by Google

zahlreiche Mönche und Nonnen, die er aus England hatte kommen laſſen, ſo wie weitere fromme Männer fort; Bonifacius aber iſt der erſte geweſen, welcher die päpſtliche Hierarchie in Deutſchland befeſtigte.

Einer der merkwürdigſten Männer, welche das Werk des Bonifacius beförderten und fortſetzten, war der ſchon ſeit ſeinen Knabenjahren von ihm erzogene Sturm (Sturmi), ein Bayer, der in Heſſen als Apoſtel und Einſiedler lebte, unerſchrocken das noch wilde, von rohen Slawen durchſtreifte Land durchzog und mit Gutheißung ſeines Lehrers im Jahre 744 in einer menſchenleeren Einöde das Kloſter Fulda ſtiftete, deſſen erſter Abt er wurde. Nach dem Tode des Bonifacius, deſſen Leib in Fulda beſtattet wurde, von deſſen ſtreitſüchtigem Nachfolger Lullus oder Lul, auch einem Angelſachſen, vertrieben, wurde er auf die Bitten ſeiner Mönche von Pippin wieder eingeſetzt, von Karl dem Großen hoch geehrt, der ihm, wie dem Angelſachſen Willehad, dem erſten Biſchof von Bremen, bei Bekehrung der Sachſen den ſchwierigſten Teil des Werkes übertrug; er ſtarb in ſeinem Kloſter 779.

Ein weiterer Nacheiferer Winfreds war der Biſchof Chrodegang von Metz, welcher ſelbſt auf mönchiſche Weiſe lebte und die Klöſter Gorze bei Metz und Lorſch bei Worms gründete, denen er Gengenbach und Schwarzach im Schwarzwalde folgen ließ. So bedeckte ſich, teils ſchon zu Lebzeiten des Bonifacius, teils nach ſeinem Hinſcheiden, das unter fränkiſcher Herrſchaft ſtehende Deutſchland mit Bistümern und Klöſtern. Die Reichsſynoden, von Pippin organiſiert, verſammelten ſich jährlich zweimal, die Biſchöfe im Frühling, zugleich mit dem Maifeld, nur die Erzbiſchöfe aber im Herbſt. Aber bis tief hinein fühlten die vorher freien Deutſchen, daß mit der milderen und gebildeteren Religion auch ein Druck über ſie gekommen war, ein Druck von außen, von Rom her, den ſie bis dahin nicht gekannt hatten. Was Rom für gut fand im Reiche des Glaubens und der Kirche, das mußten ſeine neuen geiſtlichen Provinzen, gern oder ungern, anerkennen. Ehen, deren Glieder in einer von Rom verpönten Verwandtſchaft ſtanden, mußten ſich auflöſen, ſo ſtark auch die Bande der Liebe und ihrer teuern Pfänder waren; ja die Schuldloſen mußten Kirchenbuße thun für ein Vergehen, das ſie niemals für ein ſolches gehalten. Wohl hatten auf der anderen Seite die Unfreien, die Leibeigenen von der milden Hand der Kirche Erlöſung aus ihrem Joche erhofft; ſie täuſchten ſich; die Kirche nahm und behielt ſelbſt Tauſende von Sklaven, und die einzige Milderung war, daß ſie ſolche beſſer behandelte, als dies ſonſt geſchah, und in rein kirchlichen Dingen den Freien gleichſtellte, während ſie hinwieder letztere durch die Macht des Beichtſtuhls und der Kirchenzucht zu geiſtigen Leibeigenen der Biſchöfe und der Klöſter herabdrückte. Verſäumnis der Meſſe, der Beichte und der Faſten waren Vergehen, deren Strafen mehr gefürchtet wurden, als die der weltlichen Geſetzbücher. Sie beſtanden in Faſten, Beten, Almoſengeben, im Knieen mit ausgeſtreckten Armen u. ſ. w., ja ſpäter ſogar in Geißelungen und anderen Schmerzzufügungen. Doch ging neben dieſer Strenge ſchon früh ihr mildernder und zugleich demoraliſierender Schatten in der Erlaubnis einher, dieſe Bußen durch Geldzahlungen an die Kirche abzukaufen, womit man ja nach dem herrſchenden Glauben ebenſo ein Gott wohlgefälliges Werk that als mit der Buße ſelbſt, die man aber auch gegen Entſchädigung anderen übertragen konnte.

Die weltliche Gewalt ſäumte nicht, dieſe Macht der Kirche zu ihrem Vorteil auszunutzen und mit Hilfe der letzteren die bürgerlichen Strafen, die das Anſehen der Staatsregierung nicht hinlänglich wahrten, zu verſchärfen. Sie anerkannte daher die Kirchenſtrafen wie die weltlichen und ſah es gern, wenn Handlungen, die nach den bürgerlichen Geſetzen nicht beſtraft werden konnten, der Kirchenbuße unterlagen. Die kirchliche Exkommunikation, das ſchwerſte Schickſal, über das die Kirche verfügte, hatte auch den bürgerlichen Tod zur Folge,

und der Staat ſelbſt hielt, namentlich unter dem großen Karl, die Biſchöfe zum Vollzuge der Kirchenſtrafen an. Karl war überhaupt für geiſtliche Zucht ebenſo beſorgt, wie für weltliche; er hielt erſtere für eine notwendige Ergänzung und Unterſtützung der letzteren.

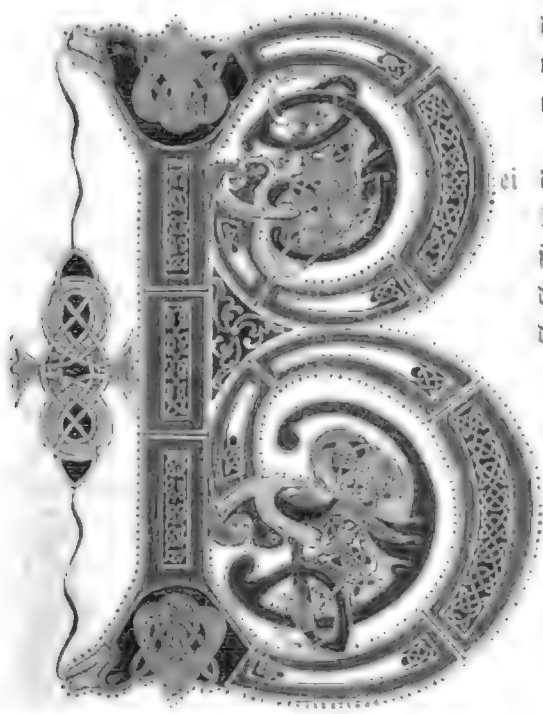
Der Karolingerbau zu Lorſch in ſeiner heutigen Geſtalt.

Die Faſſade mit Ausnahme der in die drei unteren Bogen eingeſetzten Füllungen iſt der urſprüngliche Bau des Einfahrtsthores zum Kloſter Lorſch. (Jetzt Kapelle.)

So ſchärfte er der Geiſtlichkeit auch ihre theologiſche Ausbildung ſowohl, als ihren ſittlichen Wandel ein, die beide für ihn ein notwendiger Beſtandteil des großen Ganzen der Kultur ſeiner Völker waren, der er die Wege bahnte. Er verbot ihnen die Begünſtigung der Zauberei und des Aberglaubens, das Tragen von Waffen, den Mißbrauch der Kirchen als

Digitized by Google

Zufluchtsorte ſchwerer Verbrecher, den des Eides im Munde Unerwachſener; er verpönte, wozu er nur zu vielen Anlaß hatte, in zahlreichen Kapitularien alle weltlichen Neigungen der Mönche und Nonnen und das Verlaſſen der Klöſter von ſeiten derſelben. Ja er ging ſo weit, über Glaubensangelegenheiten zu entſcheiden. So ließ er 794 auf der Synode zu Frankfurt die ſogenannte felicianiſche Ketzerei (d. h. die des ſpaniſchen Biſchofs Felix zu Urgel) verdammen, nach welcher Chriſtus bloß ein „Adoptivſohn“ Gottes geweſen wäre. Karl that ſolches aber ſogar wider den Willen des Papſtes, indem er 813 nach einer durch ſeine Hoftheologen gepflogenen Unterſuchung durch eine Synode ausſprechen ließ, daß „der heilige Geiſt vom Vater und vom Sohne‘ ausgehe“. Papſt Leo III., ihm ſonſt ſo ſehr ergeben und obſchon mit dem Zuſatze einverſtanden, der die abendländiſche Kirche für immer von der morgenländiſchen getrennt hat, hielt deſſenungeachtet nicht für gut, denſelben förmlich auszuſprechen.



Initialbuchſtabe in einer für Karl den Kahlen geſchriebenen Bibel; Lateiniſch. Mitte des 9. Jahrh. Paris, Nationalbibliothek.

Bei der damals noch fortdauernden Allmacht des Staates, die an dem Syſtem der Staatskirche feſthielt, war es denn auch immer noch möglich daß weltliche Große geiſtliche Würden erhielten, die ſie nach Belieben entweder ſelbſt bekleideten oder durch andere beſorgen ließen und bloß die Einkünfte bezogen. Es iſt eine Lichtſeite neben vielen Schattenſeiten der nach Karls Tod überhandnehmenden Hierarchie, daß jener Mißbrauch der Religion zu materiell-egoiſtiſchen Zwecken ein Ende nahm. Übrigens beſchränkte denſelben unter Karl ſchon die Forderung theologiſcher Bildung, die er an Biſchöfe und Äbte ſtellte, und die damals auch von Laien vielfach erfüllt wurde, ſo daß z. B. ein Mann wie Angilbert als Titularabt durch Bildung und Askeſe manche Geiſtlichen beſchämte. Umgekehrt aber wurden viele der letzteren von Karl zu weltlichen Geſchäften, Ämtern und Miſſionen verwendet, und ſelbſt Biſchöfe und Äbte hatten als große Grundbeſitzer die weltlichen Angelegenheiten ihres Gebietes, ſogar deſſen Kriegsweſen zu leiten. Ja die Biſchöfe und Klöſter, welche letzteren ſich von den erſteren gern unabhängig zu machen ſuchten und auch oft machten, führten nicht ſelten ſehr weltliche Fehden miteinander.

Alle Verhältniſſe der damaligen Kultur machen es, zuſammen genommen, begreiflich, daß der Aberglaube einen weiten Spielraum hatte. Die mangelhafte wiſſenſchaftliche Bildung ſelbſt der Geiſtlichen verband ſich mit dem Wunderbedürfnis des Volkes, dem der Zauberwahn des Heidentums noch im Blute lag. Die Schriften der damals geiſtvollſten Männer wimmeln von Belegen dieſer Thatſache. Paulus Diakonus, einer der Sterne am Geiſterhimmel des Hofes Karls, ſah Sonnen- und Mondfinſterniſſe als Vorboten der Peſt an und erzählt ernſthaft, es hätten zur Zeit des Wütens dieſer Seuche in Pavia viele geſehen, wie zur Nachtzeit der gute und der böſe Engel durch die Stadt gingen, und ſo oft letzterer auf Befehl des erſteren mit einer Rute an eine Hausthüre ſchlug, ſo viel Menſchen ſeien in dem Hauſe geſtorben; als man dann aus Rom Reliquien des heiligen Sebaſtian gebracht, habe

die Peſt aufgehört. Derſelbe Schriftſteller berichtet, der langobardiſche König Kuninkpert habe zwei Großen nach dem Leben getrachtet und, während er dies mit ſeinem Vertrauten beſprach, mit dem Meſſer nach einer Mücke gehauen und ihr ein Bein abgeſchlagen; darauf ſei den beiden Bedrohten ein Mann mit abgenommenem Bein begegnet und habe ſie gewarnt, ſo daß ſie fliehen konnten. Im Ernſte hielt Paulus ſowohl die Mücke als dieſen Mann für Masken eines böſen (?) Geiſtes! Derlei Märchen erzählt er in Maſſe. Ähnlich Einhard in ſeinen Jahrbüchern. Er berichtet, während des Sachſenkrieges (im J. 774), und zwar bei Belagerung von Buriaburg durch die Sachſen, ſeien einigen Chriſten ſowohl als einigen Heiden zwei Jünglinge in weißen Kleidern erſchienen, welche die Sachſen verhindert hätten, die Kirche von Fritzlar anzuzünden, welche Bonifacius geweiht und von der er geweiſſagt habe, ſie werde nie durch Feuer untergehen. Einer der Brandſtifter ſei ſofort tot umgefallen und die anderen entflohen. Um Karl den Großen an der Wegnahme von Kirchengut nach dem Beiſpiele ſeines Vaters zu verhindern, ließ Erzbiſchof Hinkmar von Reims in einer Tendenzſchrift den Biſchof Eucherius von Orleans in eine Verzückung geraten, in welcher er Karl Martell als Kirchenräuber in der Hölle erblickte, worauf er mit anderen das Grab des Helden geöffnet und einen Drachen darin gefunden habe; er vergaß aber dabei, daß Eucherius vor Karl Martell geſtorben war!

Büſte Karls des Großen. Reliquiarium von vergoldetem Silber im Domſchatz zu Aachen.

Auch der Glaube an Hexen trieb bereits ſeine Blüten oder war vielmehr aus dem Heiden- in das Chriſtentum übergegangen. Eine bayriſche Synode zu Riſpach in der Diözeſe Regensburg verordnete 799, daß Perſonen, welche Bezauberungen und Wahrſagungen vornehmen, Wetter oder anderes Unheil bewirken, überall zu ergreifen ſeien, aber nicht mit dem Tode beſtraft werden, ſondern eingeſperrt bleiben ſollen, bis ſie Buße thun.

Der „Mönch von St. Gallen“, ein phantaſtiſcher Berichterſtatter über die Thaten Karls des Großen, erzählt, der Teufel habe, um einen weltlich geſinnten Biſchof zu ſtrafen, die

Geſtalt eines Maultiers angenommen, ſich von einem Armen an den Biſchof verkaufen laſſen, und ſei dann, als letzterer auf ihm ritt, mit ihm in einen Strom geraunt, aus deſſen Tiefen aber der Biſchof gerettet werden konnte. Der Mönch Rudolf von Fulda, Schüler des Rabanus Maurus, ja ſelbſt ein bedeutender Gelehrter und Verfaſſer der Jahrbücher von Fulda († 865), ſchrieb ein beſonderes Büchlein über die aus Rom nach Stift Wildeshauſen gebrachten Reliquien des heiligen Alexander, welches ſein Schüler Meginhart vollendete, und worin die erſtaunlichſten Heilungen von Kranken und Krüppeln durch jene Reliquien berichtet werden, z. B. von einem Manne, deſſen eines Bein rings um die Hüften herum gelegen, durch jene heilige Einwirkung aber gerade und brauchbar geworden ſei. Selbſt der klaſſiſch gebildete Einhard bemühte ſich mit heißem Eifer, für die von ihm gebaute Kirche zu Michelſtadt die Leichname der heiligen Petrus und Marcellinus zu erhalten (826), die er in Rom durch Einbruch in eine Kirche ſtehlen ließ, während er in dem Unglück Kaiſer Ludwigs des Frommen eine Strafe für ſeine Gleichgültigkeit gegen jene Reliquien erblickte.

Natürlich fehlte es auch nicht an Viſionen. Den heiligen Anskar, den wir noch kennen lernen werden, führten in einem ſolchen Geſichte die Apoſtel Petrus und Johannes, die er ſofort erkannte, in das Fegefeuer, wo ſie ihn drei Tage leiden ließen, und dann in den Himmel, wo er das Licht ſchaute, in dem und um das Gott ſelbſt war. In einem anderen Geſichte ſah er Chriſtum ſelbſt, der ihm eine Generalbeichte abnahm und ihm ſeine Sünden verzieh.

Ein Relief von dem Karlsſchrein im Schatz des Doms zu Aachen. Karl der Große, den Aachener Dom der heiligen Jungfrau weihend.

Es iſt nicht zu verwundern, daß Leute, welche ſich ſo viel mit dem Jenſeits beſchäftigten, denen in der Auffaſſung aller Dinge nur der Glaube maßgebend war, auch an die diesſeitigen Verhältniſſe keinen kritiſchen Maßſtab anlegten, und ſoweit ſie die Ereigniſſe nicht ſelbſt erlebten, ſich über dieſelben falſche Vorſtellungen bildeten oder leicht einreden ließen. So konnten ſich damals Sagen über angebliche hiſtoriſche Thatſachen bilden, die, wenn ſie wahr wären, weltumgeſtaltend hätten wirken müſſen, während doch kein wahres Wort daran iſt. Es berichten z. B. zwei Geſchichtſchreiber, es hätte ſich im Jahre 588 die Gattin des „Kaiſers Arnulf“ (!) von Perſien, namens Cäſara, in Konſtantinopel zum Kreuze bekehrt und ſodann ihr Gatte, um ihre Heimkehr zu bewirken, ſich ebenfalls mit 60 000 ſeiner Unterthanen in Antiochia durch den Biſchof Johannes von Konſtantinopel taufen laſſen, den byzantiniſchen Kaiſer Mauritius zum Paten erhalten und dann durch griechiſche Biſchöfe ſein ganzes Volk zum Chriſtentum bekehrt! Sodann entſtand, wahrſcheinlich aus übertriebenen Berichten von Karls Feldzug in Spanien und ſeinem Verkehre mit Harun, die Sage, der große Kaiſer habe einen Zug nach dem heiligen Lande unternommen und in Jeruſalem eine freundſchaftliche Zuſammenkunft mit Harun („Aaron“) gehabt, mit dem er eine Reiſe nach Alexandria in Ägypten machte; dann ſei er über Konſtantinopel, wo er Reliquien erhielt, nach Rom und von da nach Hauſe zurückgekehrt! So erzählte um das Jahr 1000, aber doch wohl nach

Digitized by Google

ſchon beſtehender Sage, der römiſche Mönch Benedikt, indem er in ſeinen Bericht Stellen aus Einhards Leben Karls wörtlich einflocht.

Hat aber auch Karl der Große keinen „Kreuzzug“ unternommen und war die Sage von einem ſolchen nur ein ſymboliſcher Ausdruck für ſeine wirklichen Leiſtungen, ſo hat er doch dem Mittelalter ſein Ideal, die einheitliche Spitze des Reiches und der Kirche, geſchaffen; freilich ein Ideal, das wie alle Ideale niemals verwirklicht worden iſt. Es hat nach ihm ja keinen Herrſcher mehr gegeben, der mit den zwei Haupthinderniſſen dieſer Verwirklichung den Kampf ſiegreich durchführen konnte. Dieſe zwei Hinderniſſe aber, das Streben der Kirche nach Herrſchaft über den Staat und das der einzelnen Reichsteile und der ſie beherrſchenden Fürſten nach völliger Unabhängigkeit, nahmen an Stärke nach Karls Ende in eben dem Maße zu, als ſeine Nachfolger an Kraft des Willens und der That abnahmen. Karl war aber ſchon deshalb nicht im Falle, das Wachstum dieſer beiden Beſtrebungen zu beſchneiden, weil er nichts anderes beabſichtigte, als die Stärkung des fränkiſchen Reiches mit Hilfe der Kirche, unter ihm aber weder der Papſt noch die Großen es wagten, dem König über den Kopf zu wachſen. Das Kaiſertum war für ihn lediglich ein Schmuck des Königtums; er verband damit noch nicht weltbeherrſchende Pläne. Sein ganzes Weſen war praktiſch und ſein Streben auf das Erreichbare gerichtet. Hätte er denken können, daß manche ſeiner Nachfolger Phantaſien nachjagten, die im grellſten Widerſpruch mit ihrer wirklichen Machtſtellung ſtanden, — es wäre niemandem unbegreiflicher geweſen als ihm. Er hat ihnen unwillkürlich einen Gedankenkreis überliefert, der ſeinem Wollen ebenſo fremd war als ihrem Können! Dieſem Können aber ſtand nichts ſchroffer im Wege, als daß es ſeit Karls Hingang zwei Mächte waren, die auf die Spitze des Reichs und der Kirche zugleich Anſpruch erhoben, obſchon ihrem Weſen nach eine jede von ihnen nur eines dieſer Gebiete bewältigen konnte, — das Kaiſertum und das Papſttum, an deren Zwieſpalt zuletzt die das Mittelalter beherrſchende Idee zu Grunde ging.

Initialbuchſtabe aus dem Sakramentarium des Drogo.

Das Reich Karls des Großen war bei ſeinem Tode (814) ein unfertiges; es glich dem geweſenen römiſchen Reiche in ſeinem Mangel an nationalem Charakter. Nur der kirchliche Glaube war ihm gemeinſam. Nicht nur Romanen und Germanen umfaßte es, ſondern im Oſten auch Slawen und Awaren, im Weſten Kelten und Basken, und dieſe bunten Völkerſchaften waren weder zu einem Volke verſchmolzen, noch dem Wohnſitze nach getrennt, noch ihres beſonderen Volkscharakters ſich bewußt. Nur Italien war und blieb von den Reichsteilen im Norden der Alpen getrennt, nicht nur der Lage und dem Klima, ſondern auch den Anſchauungen der beiderſeitigen Bevölkerungen gemäß, die ſich niemals als zuſammengehörig betrachteten. In Italien lebte noch der römiſche Gedanke, — man blickte dort auf die Vergangenheit zurück, im Norden aber in die Zukunft voraus. Die Landesſprachen wagten damals noch kaum ſchüchtern hervorzutreten. Denn die Geiſtlichkeit hielt noch an der Vorſtellung des heiligen Auguſtin feſt, daß die hebräiſche, griechiſche und lateiniſche Sprache die drei heiligen Zungen wären. Doch trat ſogar eine Synode gegen dieſe Anſicht auf und beſchloß: es ſolle niemand glauben, daß Gott nur in drei Sprachen

anzurufen ſei, da in jeder Zunge Gott angebetet und der Menſch erhört werde, wenn er um gerechtes bitte. Trotzdem fuhr die Geiſtlichkeit fort, die Volksſprachen zu verachten und

Giebelſeite des Silberſchreins, welcher die Gebeine Karls des Großen enthält; im Dom zu Aachen: Der Kaiſer zwiſchen zwei Biſchöfen. Arbeit vom Ende des zwölften Jahrhunderts.

wie im Morgenlande am Griechiſchen, ſo im Abendlande am Latein feſtzuhalten. Obſchon Karl der Große und Alkuin dazu antrieben, dem Volke das Evangelium zu verkünden, ver-

Digitized by Google

nachläſſigten die Biſchöfe, welchen allein das Predigen zur Pflicht gemacht war, die Erfüllung derſelben. Die Volksſprachen galten als ungebildet und heidniſch; ſogar Einhart und Otfrid nannten ſie noch barbariſch; ja es war den Nonnen verboten, deutſche Lieder, beſonders Mädchen- und Liebeslieder (winileodes) zu ſchreiben und zu verſenden. Einzelne Geiſtliche aber machten Ausnahmen; beſonders fanden es die Miſſionäre im Intereſſe des Glaubens, unter dem Volke zu wirken, das ja nicht lateiniſch verſtand. Karl befahl 789 und 801 allen Geiſtlichen das Predigen an den Sonn- und Feſttagen. Die Mönche befolgten jedoch dieſes Gebot eifriger als die Biſchöfe, denen es wiederholt eingeſchärft werden mußte. Vorgeſchrieben wurde (813 auf dem Konzil von Tours) die Predigt über die katholiſche Lehre, ſoweit ſie dem Volke verſtändlich ſei, über die Belohnung der Guten und die Verdammnis der Schlechten, über die Auferſtehung und das letzte Gericht, und über die Werke, welche die Seligkeit erwerben oder ausſchließen. Ein Konzil in Mainz (ebenfalls 813) verlangte, daß die Geiſtlichen das Vaterunſer und den Glauben auswendig wüßten, und wenn nicht lateiniſch, doch in der Mutterſprache, was der Reichstag zu Aachen beſtätigte. Endlich wurden damals die Biſchöfe angehalten, Predigten der Kirchenväter ins Deutſche zu übertragen.

National gemiſchte Staaten ſind nur unter ganz eigenartigen Verhältniſſen auf die Dauer möglich. Solche Verhältniſſe aber waren im fränkiſchen Reiche nicht vorhanden. Der Oſten des Reiches war mit einziger Ausnahme des Gaues Churwalchen (jetzt Kanton Graubünden), eines Teiles des alten Rätien, durchaus deutſch; im Weſten fügten ſich die wenig zahlreichen Germanen immer mehr der romaniſchen Sprache, welche im Norden ſich mehr dem Deutſchen anlehnte und nach dem herrſchenden Volke ſpäter den Namen der franzöſiſchen (Franken ähnlichen) Zunge erhielt, im Süden aber reiner „romaniſch“ blieb und auch ſo hieß (jetzt provençaliſch); in der Mitte aber, in den linksrheiniſchen Landen, bildete ſich die Sprachgrenze zwiſchen germaniſch und romaniſch immer ſchärfer heraus. Es war daher nur noch eine Frage der Zeit, wann die beiden Gruppen genug Selbſtbewußtſein haben würden, um ein ſelbſtändiges Leben zu beginnen und ſich voneinander, wie auch von der dritten Gruppe, dem Italieniſchen im ehemaligen Langobardenreiche, auch ſtaatlich zu trennen. Dieſe Kriſis nahm ihren Anfang unter der ſchwachen Regierung des Sohnes Karls des Großen, Ludwigs des Frommen, des letzten Monarchen, der das fränkiſche Reich in mehr als perſonaler Union unter ſich vereinigte. Obſchon als Titularkönig von Aquitanien herangewachſen und kriegeriſch erzogen, zeigte Ludwig ſchon früh kirchliche Neigungen und Stimmungen, wäre ſogar lieber Mönch geworden als König, wenn nicht ſeines Vaters feſter Wille für letzteres entſchieden hätte. So zeigte er wenigſtens eine unbedingte, faſt krankhafte Hingebung an geiſtliche Dinge und Perſonen, denen er ebenſo unbedingt ſich unterwarf, wie ſein Vater ſie beherrſcht hatte. Dieſer Charakterzug hatte nun freilich auch inſofern eine günſtige Seite, als der neue Kaiſer und König ſofort mit den leichtfertigen Elementen am Hofe aufräumte; aber ihre Erſetzung durch Mönche führte nur in ein anderes Extrem. Sogar ſchuldloſe Freunde Karls wurden vom Hofe verbannt; mit der Pflege der Wiſſenſchaft und der Landesſprachen an demſelben war es vorbei; wahrſcheinlich ſind unter Ludwig die von ſeinem Vater geſammelten Denkmäler der heimiſchen Dichtung vernichtet worden. Das romaniſche Weſen und die lateiniſche Sprache wurden unter ihm in aller Hinſicht bevorzugt. Der Staat erſchien auf allen Gebieten wie gelähmt, und nur die Kirche erfreute ſich königlicher Pflege; es fehlte überall an Thatkraft und ſchöpferiſchen Gedanken, und das Kaiſertum beugte ſich vor dem Papſttum. Ludwigs Geſchichte und die ſeiner Söhne und Enkel iſt daher eine unſäglich traurige und für die Entwickelung der Kultur unfruchtbare. Sie zeigt, wie kirchliche Frömmigkeit nicht den Verrat der Söhne, die Mißhandlung des Vaters mit päpſtlicher Begünſtigung, blutige, das Reich verheerende

Digitized by Google

## Erläuterungsblatt zu dem Facſimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, datiert von Worms 1. Juni 833, betr. die Errichtung einer Münzſtätte in Corvei zu Gunſten des dortigen Kloſters.

(Originaldiplom, Pergament, im K. Preuß. Staatsarchiv zu Münſter.) Verfaßt und geſchrieben vom Kanzler Hirminmaris. Größe des Originals: 39:50 Centimeter.

### Transſcription:

In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi Hludowicus divina [ordivina]*) ordinante providentia imperator augustus. Omnibus sanctae Dei | ecclesiae nostrisque fidelibus, praesentibus scilicet atque futuris notum esse volumus, quomodo Corbagense monasterium in Saxonia propiciante domino cum consensu | fidelium nostrorum in honore sancti Stephani, protomartiris Christi, devotissima intentione fundavimus et ibi conpetentia subsidia quaeque prae manibus invenimus, | debita largitate praedicto sanctificationis loco nostra in elimosina contulimus, insuper etiam, quia locum mercationis ipsa regio indigebat, monetam nostrae auctorita|tis publicam ultra ibi semper inesse Christo militantibus proficuam statuimus. Quatenus cum omnitegritate**) absque ullius contradictione vel impedimenti occasione locus | ipse sanctitatis omne inde reditum nostrae auctoritatis publicum possideat et utilitatibus monasterii perpetuis temporibus multiplicatum nostrum hoc largitatis do|num proficiat. Et ut fiduciali perpetuitate haec omnia nostrae auctoritatis dona sibi pociatur et teneat, anuli nostri inpressione subter roborando | firmare decrevimus.

Signum ✠ Hludowici serenissimi imperatoris.

Hirminmaris notarius ad vicem Theotonis recognovi et subscripsi.

Data kalendas Junias anno Christo propitio XX imperio domni Hludowici piissimi augusti. Indictione XI. Actum Wormacia civitate. In dei nomine feliciter amen.

### Überſetzung:

Im Namen Gottes des Herrn und unſers Heilands Jeſu Chriſti. Ludwig nach Anordnung der göttlichen Vorſehung erhabener Kaiſer Allen der heiligen Kirche Gottes und uns Getreuen, gegenwärtigen und zukünftigen, ſoll nach unſerm Willen bekannt ſein, wie wir das Kloſter Corvei in Sachſen mit Hilfe des Herrn unter Zuſtimmung unſerer Getreuen zu Ehren des heiligen Stephan, des Protomartyrs Chriſti in frömmſter Abſicht begründet haben und alle dazu gehörigen Hilfsmittel, die wir dort vorgefunden haben, mit ſchuldiger Freigebigkeit dem erwähnten Orte der Heiligung von uns als ein Almoſen geſchenkt, obenein, da die Gegend eines Ortes für den Handel bedurfte, beſtimmt haben, daß das in unſerer Befugnis ſtehende Münzrecht hinfort den dort Chriſtus dienenden zu ihrem Vorteil zuſtehen ſoll. Ohne jede Einſchränkung und ohne irgend jemandes Widerſpruch oder eine Möglichkeit zur Hinderung ſoll daher derſelbe Ort der Heiligkeit alle unſerer Autorität zuſtehenden Einkünfte daraus beſitzen und dieſes Geſchenk unſerer Freigebigkeit ſich vervielfältigend zu allen Zeiten den Einkünften des Kloſters zu gute kommen. Und damit dasſelbe alle dieſe Geſchenke unſerer Macht auf zuverläſſige Dauer ſich aneigene und behalte, haben wir verfügt dasſelbe unten durch Aufdrückung unſeres Siegelrings zu bekräftigen.

Zeichen ✠ Ludwigs des erlauchteſten Kaiſers.

Ich Hirminmaris der Notar habe an Stelle des Theoto beglaubigt und unterſchrieben

Gegeben den erſten Juni mit Hilfe Chriſti im 20. Jahr des Kaiſertums des Herrn Ludwigs des Frommen des Erhabenen. In der eilften Indiktion. Geſchehen in der Stadt Worms. Im Namen Gottes zum Glück. Amen.

*) Verſchrieben divina ordivina, ordinante ſtatt divina ordinante.

**) Verſchrieben: es iſt zu leſen omni integritate.

Facſimile einer Urkunde Lu

Originaldiplo

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Bruderkriege verhinderte, und wie die Karolinger zuletzt ebenſo ruhmlos endeten wie die Merowinger. Durch dieſe Bruderkriege ſind Deutſchland und Frankreich nicht nur ſelbſtändige Länder geworden, ſondern es wurde auch gleich (843 durch den Vertrag von Verdun) mittels der Schöpfung des nach ſeinem Beſitzer Lothar benannten Lothringens (d. h. damals faſt das ganze linksrheiniſche Land von der Schweiz bis Holland) für einen tauſendjährigen Zankapfel zwiſchen den Mächten des Oſtens und Weſtens geſorgt, in die, nebſt Italien, das Reich des großen Karl zerfallen war.

Dieſe Zeit der Trennung Deutſchlands vom weſtlichen Frankenreiche erhielt eine treffende Illuſtration durch die Eide, welche 842 zu Straßburg, dieſem langjährigen ſpäteren Streitobjekte zwiſchen beiden Reichen, die beiden Verbündeten Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle und ihre Heere einander in deutſcher und romaniſcher (altfranzöſiſcher) Sprache ſchwuren. Jeder der beiden Fürſten ſchwur in der Zunge der Unterthanen des andern, und das Volk beider bekräftigte den Eid in ſeiner Sprache.

Vornehme Frauen und Geiſtliche im neunten Jahrhundert.

Miniature in einer für Karl den Kahlen in der Abtei St. Martin zu Tours geſchriebenen Bibel. Paris. Nationalbibliothek.

Das Miniature ſtellt den heiligen Hieronymus dar, wie er der Paula und anderen vornehmen Frauen die heilige Schrift erklärt. — Der Heilige iſt in das Koſtüm der Stiftsherren von St. Martin zu Tours, Meßgewand, Chorhemd und lange Tunika, gekleidet. Er wendet ſich vier Frauen zu, die mit ihm auf derſelben mit Polſtern belegten Bank ſitzen, und führt mit ihnen ein Geſpräch über die heiligen Schriften, welche ſie in den Händen halten oder ausgebreitet vor ſich liegen haben; die, zum Teil goldgeſtickten, Schleier ausgenommen, haben die Gewänder der Frauen große Ähnlichkeit mit denen der Männer. Hinter dem heiligen Hieronymus ſitzen zwei mit Schreiben beſchäftigte Mönche. — In der Bank erkennt man bereits den Typus jener langen Bänke, welche im Mittelalter die ganze Länge einer Zimmerwand einnahmen. — Das turmförmige Möbel rechts dürfte als ein Fachſchrank für Bücher und als Pult zu betrachten ſein. Dieſes Möbel kommt bis ins zwölfte Jahrhundert vor; es ſchloß einen drehbaren Cylinder ein, auf den die Pergamentſtreifen, auf welche man ſchrieb, aufgerollt waren, und wurde armarium genannt. — Die verſchiedenen Arten des Äußeren frühmittelalterlicher Bücher werden durch dieſes Miniature getreu veranſchaulicht: in länglichen und in quadratiſchen Blättern, eingebunden, wie unſere Bücher, und zu Rollen, die durch ſchmale aneinandergenähte Streifen gebildet werden, aufgewickelt.

Nach dem Vertrage von Meerſen, welcher 870 das alte Lothringen zwiſchen dem nun für immer getrennten Deutſchland und Frankreich teilte, umfaßte der neue oſtfränkiſche Anteil des Reiches der Karolinger das jetzige deutſche Reich weſtlich der Elbe, Deutſch-Öſterreich (ohne Böhmen und Mähren), die nordöſtliche und mittlere Schweiz, franzöſiſch

Digitized by Google

Lothringen und Franche-Comté, Holland und Oſtbelgien. Deutſchland hatte bei jener Teilung einen größeren Gewinn davon getragen als Frankreich; überdies aber erfreute es ſich noch ausgedehnterer Volksrechte, die im weſtlichen Nachbarſtaate immer mehr dem überwuchernden Lehensweſen zum Opfer fielen, und einer Einheit, welche bei der feudalen Zerſplitterung im Weſten nicht gedeihen konnte. Dieſes Verhältnis im neunten Jahrhundert iſt um ſo merk-

Faksimile der Niederſchrift der Straßburger Eidſchwüre Ludwigs des Deutſchen und Karls des Kahlen vom Jahre 842 in „Nithards fränkiſche Geſchichten"; Manuſkript des zehnten Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek.

Romaniſch:	Altdeutſch.
Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvaracio cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist; in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.	In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir got gewissi indi maht furgibit, so haldih tesan minan bruodher soso man mit rehte sinan bruodher scal, inthin thaz er mih sosama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhan werhen.

Uberſetzung: Aus Liebe zu Gott und um des chriſtlichen Volkes und unſeres Seelenheils willen werde ich von dieſem Tage an fernerhin, ſoweit Gott mir Wiſſen und Macht giebt, dieſen (dort Karl, hier Ludwig) für meinen Bruder halten wie man mit Recht ſeinen Bruder halten ſoll, unter dem, daß er mir gleiches thue, und mit Lothar werde ich mich in nichts einlaſſen, was nach meinem Willen ihm (Karl, reſp. Ludwig) zum Schaden gereicht.

Digitized by Google

würdiger, als es ſich ſpäter in ſein gerades Gegenteil verkehrte und darin leider bis auf die neueſte Zeit verharrte.

Fränkiſcher Fürſt.

Miniatur in einem Meßkanon der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts aus dem alten Schatz der Kirche zu Metz. Paris, Nationalbibliothek.

Leider findet ſich kein Anhalt dafür, wen der Miniator in dieſem Fürſten hat darſtellen wollen. Aus dem Purpurmantel aber und der Krone, welche eine aus den Wolken ragende Hand, die Hand Gottes, über ſein Haupt hält, iſt mit Sicherheit zu ſchließen, daß ein König oder ein Fürſt königlichen Geblütes dargeſtellt ſei. Er iſt angethan mit einem auf der Schulter durch eine goldene Agraffe zuſammengehaltenen Purpurmantel, und einer goldgeſtickten hellfarbigen Tunika, welche um den Leib von einem mit Edelſteinen verzierten Gürtel, von dem man nur das herabhängende Ende ſieht, zuſammengehalten wird. Die Bekleidung der Beine ſcheint die hoſenartige, durch den Namen femoralia bezeichnete, zu ſein. Der Fürſt ſteht zwiſchen zwei Biſchöfen, welche heilige Bücher im Arm halten und mit dem Meßgewand, der Kaſel, dem Chorhemd und langer Tunika bekleidet ſind; auf der Bruſt tragen ſie das kreuzgeſchmückte Pallium.

Mit **Arnulf**, der zwar ein Karolinger, aber ein ſogenannter unechter und nicht vom entarteten Schlage der Familie war, beginnt ein neuer Abſchnitt in Deutſchlands politiſcher Entwickelung, und gerade damals war Deutſchland der allein feſtſtehende unter allen aus

dem ehemaligen Reiche der Karolinger hervorgegangenen Staaten. Frankreich, Burgund und Italien zerfielen sämtlich in Teilreiche, deren Häupter sich bekämpften und von denen mehrere die Oberherrschaft Arnulfs anerkennen mußten. Arnulf aber vereinigte in Regensburg die Edlen der Bayern, Ostfranken, Sachsen, Thüringer, Alamannen und viele Slawen um sich und feierte fröhlich Ostern mit ihnen. Im Jahre 896 errang er dann auch die römische Kaiserkrone durch Eroberung der ewigen Stadt aus den Händen des Papstes, und sie verblieb fortan den Deutschen mit wenigen kurzen Unterbrechungen für immer.

Das Papsttum hatte notgedrungen auf die politische Einheit des Kaiserreiches, die bei den einander widerstrebenden Interessen der darin widerwillig vereinigten Völker nicht zu erhalten war, verzichtet. Auf eine höhere Einheit des Reiches aber, das ihm zugleich die Christenheit vertrat, konnte es nicht verzichten, wenn es nicht sich selbst aufgeben wollte. Die Christenheit sollte ein Reich des Papstes werden, der Kaiser dessen weltlicher Arm und die Könige der einzelnen Länder seine untergeordneten Stellvertreter. Diesen hochstrebenden Plan zu begründen und zu befördern, wurde in Frankreich um 850 — ein Seitenstück zu der „Schenkung Konstantins“ — unter dem Namen des 636 gestorbenen Bischofs Isidor von Sevilla (oben S. 82) eine Sammlung teils echter, teils falscher kirchlicher Verordnungen von Päpsten und Konzilien verfertigt. Aus derselben leuchtete überall der Gedanke einer bis dahin unbekannten völligen Unterordnung der Gemeinden unter die Erzbischöfe und Bischöfe und der letzteren unter den Papst, einer vollständigen Unabhängigkeit der Geistlichkeit vom Staate und der höheren Stellung der Kirche über dem Staate hervor. Der erste, der den Sinn und Geist dieser „pseudoisidorischen Dekretalen“ zu verwirklichen suchte, war der geniale Papst Nikolaus I. (858—867), ein würdiger Vorgänger Gregors VII. und Innocenz' III. und IV.; ja er berief sich ausdrücklich auf jene Fälschung als auf eine Autorität für seine hierarchischen Bestrebungen. Nikolaus I. errang eine wenigstens über das ganze Abendland mächtig gebietende Stellung, und wenn es ihm auch nicht gelang, das Morgenland seinem Primat zu unterwerfen, und seit seiner Zeit beide Welthälften für immer ihre getrennten kirchlichen Wege gingen, und wenn auch in dem auf ihn folgenden Jahrhundert und noch länger das Papsttum von seiner Höhe tief herabsank, so haben doch spätere ihm ähnliche Geister seine Bestrebungen mit gleicher Kraft wieder aufgenommen.

Indessen war es merkwürdig, daß Nikolaus I. von der erwähnten Fälschung den ersten Gebrauch zu gunsten der Sittlichkeit machte. Dem Unfuge des Mätressenwesens, das sich von den Merowingern auf die französischen Könige vererbt, Deutschland aber mit Ausnahme weniger Fälle der Nachahmung französischer Unsitten verschont hat, huldigte auch der Lothringen regierende Lothar II., Sohn Lothars I. Er verstieß seine tugendhafte Gattin Teutberga, um die Buhlerin Waldrada an ihre Stelle zu setzen, und die Geistlichkeit seines Landes ließ sich herbei, ihm recht zu geben und die Königin auf falsche Anklagen hin zu verurteilen. Der Papst aber trat mit Berufung auf seine Oberherrlichkeit gegen diesen Sieg des Lasters auf, dessen Beschützer sich nun in ihren Rechten gekränkt fühlten; ja Lothars Bruder, Kaiser Ludwig II., zog nach Rom, um den Papst einzuschüchtern, und sein Heer verübte argen Unfug. Aber die Energie des Papstes siegte ohne Waffen, wenn auch sein baldiger Tod und der des Kaisers die gerechte Erledigung des Falles verhinderten. Der letztere läßt uns indessen einen tiefen Blick in die sittlichen Zustände des neunten Jahrhunderts thun. Die meisten Monarchen und Adeligen lebten zügellos und viele, besonders hohe Geistliche, nicht besser. Jenes Königs Vater, Lothar I., ließ während des Krieges gegen seinen Vater dessen sämtliche Anhänger ermorden: eine Nonne, des später hingerichteten Grafen Bernhard Schwester, in ein Weinfaß stecken, in die Saone werfen und endlich töten.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

LITHOGR. H. HILCKER. DRUCK AUG. KIRTH.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN.

VIVIANUS ÜBERREICHT KARL DEM KAHLEN DIE BIBEL.

Aus der Bibel in Paris, Bibl. Nat. lat. 1.

(Nach Bastard.)

Diese Bibel repräsentiert den Höhepunkt der Leistungen der karolingischen Miniaturmalerei; das hier abgebildete Widmungsblatt ist das wichtigste des Werkes. Der Künstler hat in diesem Bilde ein Porträtbild grossen Stiles und zugleich ein Zeremonialbild geben wollen. Der ganze Konvent des Klosters, in welchem die Bibel angefertigt wurde, mit seinem Abte an der Spitze, erscheint, um dem Kaiser, der von seinen Trabanten begleitet ist, das kostbar ausgestattete Buch zu übergeben. (Janitschek.)

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

1
4
3
2
6
5
7
9
8
TREV EPIS
10
11
12
COLONIA
13
14
23
24
25
26
15
16
19
18
17
20
22
21

Münzen deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters.

Digitized by Google

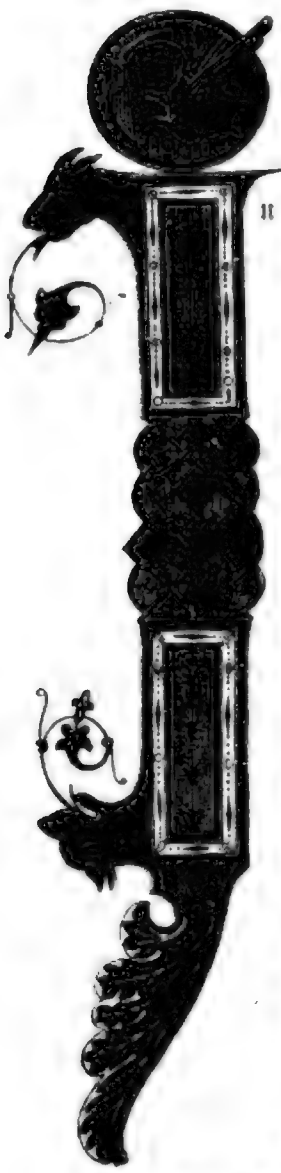
Erläuterung zu der Tafel:

# Münzen deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters.

1. Denar von Karl dem Großen. Umſchrift: † DomiNus KARLVS IMPerator AVGustus REX Franciae ET Langobardorum. Im Felde das Bild des Kaiſers. Silber. (Gezeichnet von C. L. Becker.)
2. Denar von Karl dem Großen. Umſchrift unter dem Bruſtbilde beginnend: Dominus KAROLVS IMPerator AVGustus. Silber. (Gezeichnet von C. L. Becker.)
3. Denar von Karl dem Großen. Umſchrift: KAROLVS IMP AVG M (das Zeichen für den Prägeort: Mailand); im Felde das Bildnis des Kaiſers mit dem Lorbeerkranz. Rückſeite: ✝ XPICTIANA (christiana) RELIGIO; im Felde ein Kirchengebäude mit einem Kreuz auf dem Dache und im Portal. Silber.
4. Gemeinſame Münze von Karl dem Großen und Papſt Leo III.. Denar. Umſchrift: CARLVS; im Felde Monogramm für IMPERATOR; Rückſeite: SCS (Sanctus) PETRVS; im Felde als Monogramm: LEO PAPA. Silber.
5. Gemeinſame Münze Ludwigs des Frommen und ſeines Sohnes Lothar als Mitregenten. Vſ. ✝ HLVDOVICVS IMP. Rſ. ✝ HLOTARIVS IMP. (Nach Cappe.)
6. Münze Ludwigs des Frommen. Umſchrift: HLVDOVVICVS IHPAVG (IMPERATOR AVGUSTUS), lorbeerbekränztes Bruſtbild. Rückſeite: ✝ DORESTATVS (Münzſtätte Dürſtadt). Schiff mit Rudern. (Ebd.)
7. Münze Ludwigs des Frommen. Vorderſ. wie bei der vorhergehenden Münze. Rſ. Kirche oder Portal mit der Umſchrift: ✝ STRAZBVRG. (Ebd.)
8. Münze von Ludwig dem Deutſchen. Vſ. Umſchrift: ✝ HLVDOVVICVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln; Rſ. TREVERIS (Münzſtätte Trier) in zwei Zeilen. (Ebd.)
9. Münze von Ludwig dem Kinde. Vſ. Umſchrift: ✝ HIIIDOIVVICV RE ✝, im Felde ein Kreuz, eine Kugel in jedem Winkel desſelben. Rſ. Umſchrift: MOGONCIAE (Mainz) CIVIT ✝, im Felde ein Kirchengebäude. (Ebd.)
10. Münze von Ludwig dem Kinde. Vſ. ✝ NHLVIIOVVIC PIVS, im Felde ein Kreuz. Rſ. SA.LO MON, wahrſcheinlich der Name derjenigen geiſtlichen Perſon, welche in des Königs Namen dieſe Münze prägen ließ. (Ebd.)
11. Münze von Karl dem Dicken. Vſ. Umſchrift: ✝ DIRIGA RE ✝, im Felde Karls Monogramm; Rſ. ✝ DORVCCTA (Dorusta) MO (Moneta), im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln. (Ebd.)
12. Münze von Karl dem Dicken. Umſchrift: ✝ KVROLVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; auf der Rückſeite S (Sancta) COLONIA A. (Ebd.)
13. Münze von Ludwig III. Vſ. Umſchrift: MISERICORDIA DI REX, im Felde LVDOVICVS als Monogramm; Rſ. ✝ TVRONES CIVITAS, im Felde ein Kreuz. (Ebd.)
14. Münze Heinrichs I. Vſ. Umſchrift: HENRICVS, im Felde REX. Rſ. im Felde ein Kreuz, Umſchrift: ✝ . . . DVNV. (Ebd.)
15. Münze Heinrichs I. Vſ. Umſchrift: ✝ HEINRICVS REX, im Felde ein Kreuz; Rſ. im Felde ARGENTINA CIVITS in zwei Zeilen; darüber ein verkehrt ſtehendes eckiges C, dazwiſchen eine kleine Kugel, darunter ein S. (Ebd.)
16. Münze Heinrichs II. Vſ. ✝ HEINRIC IMP REX (Königstitel dem Kaiſertitel nachſtehend); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rſ. in drei Reihen SCA (Sancta) COLO NIA. (Ebd.)
17. Münze Heinrichs II. Vſ. HENRICVS; im Felde A und Ω, oben ein Dreieck, unten ein liegendes S. Rſ. DAVANTRIA (Prägort Deventer in der niederländiſchen Provinz Over-Yſſel); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Ebd.)
18. Münze von Kaiſer Otto I. Vſ. ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rſ. in zwei Linien, zwiſchen denen ein Kreuz, THERTMANNI (Dortmund). (Ebd.)
19. Münze von Kaiſer Otto I. Vſ. im Felde ODDO und mit dieſem ein Kreuz bildend von oben nach unten RE-X; in den vier Zwiſchenräumen die Umſchrift IM-PR-AT-OR; Rſ. Umſchrift: ✝ oTo REo Vo Ro Io (= Trever, Trier), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Ebd.)
20. Münze von Kaiſer Otto I. Vſ. Umſchrift: ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rſ. in verkehrt geſtellter Schrift RENVAD, darüber S, darunter A (= St. Reinwald, der Schutzpatron von Dortmund war). (Ebd.)
21. Münze von Otto III. und Adelheid. Vſ. Umſchrift: ✝ D-IGR-A ✝ REX; im X oben und unten ein Kügelchen; im Felde ein Kreuz, in deſſen erſtem Winkel ein O mit einem Kügelchen darunter, im zweiten ein D, im dritten ein O mit zwei Kügelchen darunter, im vierten ein D. Auf der Rückſ. ein gekrönter Kopf; Umſchrift: OTTO REX ADELHEIDA. (Ebd.)
22. Denar von Kaiſer Friedrich II. (Nach Seroux d'Agincourt.)
23. Brakteat mit dem Reiterbildnis von Friedrich Barbaroſſa. (Nach dem Exemplar des Königl. Münz-Cab. zu Berlin, gezeichnet von C. L. Becker.)
24. 25. Zwei Brakteaten von Heinrich dem Löwen (Silber).. Die Umſchrift beider ergiebt ✝ HEINRICVS LEO DVX. Die übrigen Buchſtaben ſind bedeutungslos und nur zur Raumfüllung vorhanden. (Ebd.)
26. Brakteat von Konrad III. Umſchrift: ✝ CVNRATVS ✝ LAMPERTVS (Lampert iſt entweder der Münzmeiſter oder ein Abt von Helmſtädt). Neben dem Kopfe REX. Bruſtbild des Kaiſers, unbärtig, gekrönt und geharniſcht; in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Fahne. Dargeſtellt über einer Säulenſtellung zwiſchen zwei Türmen. Silber. (Ebd.)

Digitized by Google

Die sozialen und politischen Zustände der fränkischen Reiche haben sich unter den Karolingern seit Karl dem Großen formell wenig, materiell aber in sehr unerfreulicher Weise entwickelt. Der große Sinn und Blick Karls fehlte seinen Nachkommen ebensosehr wie sein Eifer für das allgemeine Wohl; die meisten derselben kehrten, wie soeben gezeigt, zu dem egoistisch-despotischen Treiben der Merowinger zurück und richteten damit ihre Reiche zu Grunde.



Karolingischer Initialbuchstabe in einer vom Grafen Vivien Karl dem Kahlen geschenkten Bibel. (Paris, Nationalbibliothek.)

Die Grundlage des gesamten Lebens unter den Karolingern bildete der Ackerbau. Außer den aus der römischen Zeit stammenden Städten waren neue noch nicht entstanden. Handarbeiten wurden nur von den Leibeigenen für ihre Herren verrichtet; Berufe gab es daher nicht, nur Stände. In diesen aber hatten, wie bereits gezeigt, wesentliche Verschiebungen stattgefunden. Es gravitierte jetzt alles nach dem Königtum; vorab der Adel, um den sich dann wieder die Hörigen und Eigenen scharten, während die Gemeinfreien an Zahl und Bedeutung stets abnahmen. Natürlich mußte unter diesen Umständen die Einteilung des Landes eine andere werden. An die Stelle jener Gaue, welche einst eigene, früher wandernde Völkerabteilungen und Staaten gewesen, mußten solche treten, welche Teile des Reiches bildeten und feste Niederlassungen umfaßten, Gaue, welche heutigen Bezirken oder Kreisen (in der Schweiz Kantonen) entsprachen und nach Bergen, Flüssen, Städten u. s. w. benannt waren. Zwar hatten die Gaue zu Vorstehern immer noch die Grafen; aber ihnen standen Richter (iudices) an der Seite und wurden nicht mehr vom Volke, sondern vom König und zwar aus den großen Grundbesitzern gewählt. An den äußeren Grenzen des karolingischen Reiches und seiner Teilstaaten in den verschiedenen Marken, z. B. der dänischen, kärntischen, spanischen, hießen sie Markgrafen und hatten, über größere Kriegsmacht verfügend, die Verteidigung des Landes zu leiten. Das Amt der Grafen wurde meist erblich; ihre Befugnisse waren die obersten gerichtlichen, verwaltenden und kriegerischen im Gau. Unter ihnen standen die nun allgemein eingeführten Zentgrafen, denen die niedere Gerichtsbarkeit und Polizei oblag. Da sich aber die Grafen, selbst unter Karl dem Großen, oft unbotmäßig verhielten, führte er die Waltboten oder Königsboten ein, welche, je zwei, ein Geistlicher und ein Weltlicher, in einem gewissen Reichsteile die gesamte Verwaltung zu untersuchen und unter Umständen selbst zu leiten hatten. Sie besorgten, was die Grafen vernachlässigten, und verbesserten, was dieselben Fehlerhaftes oder Ungerechtes sich hatten zu schulden kommen lassen. Namentlich aber wachten sie über die gehörige Erfüllung der Dienstpflicht im Kriege und zogen die geistlichen und weltlichen Herren, welche darin etwas versäumten, zur strengsten Rechenschaft. In der Regel richtete der Graf oder sein Stellvertreter nur mit den Schöffen; nur dreimal im Jahre wurde das Ting der Gemeindegenossen versammelt. Noch immer bestand die Blutrache, doch jetzt und noch lange unter der Form der Fehde, welche die Herrscher wohl zu beschränken suchten, aber nicht abzuschaffen wagten.

Der wirtschaftliche Verkehr war noch ein sehr unentwickelter. Staats- und Königsgut waren immer noch nicht getrennt und erhielten einander gegenseitig. Pflichtige Abgaben wurden in Früchten, Vieh u. s. w. gegeben und man rechnete noch vielfach nach Ochsen; denn Geld war sehr selten. Daher war auch der Handel meist Tauschhandel, und der

Zoll wurde in einem Teile der eingeführten Ware entrichtet. Es waren meiſt Juden, welche den Handel betrieben, und dieſelben befanden ſich in ſehr gedrückter, der monarchiſchen Willkür unterworfener Lage. Fand es aber dieſe in ihrem Intereſſe, ſie zu ſchützen, ſo blühte auch ihr Weizen. Karl der Große geſtattete ihnen, Sklaven zu halten und Grundbeſitz zu erwerben, und der fromme Ludwig verbot ſogar die Taufe jener Sklaven gegen den Willen ihrer Herren. Ja der Markttag wurde ihretwegen 820 in Lyon vom Sabbat weg verlegt, und der dortige Erzbiſchof Agobard bekämpfte dieſe Milde umſonſt, da die Vornehmen die Juden aus guten Gründen ſchützten und ihn ob ſeines Eifers verſpotteten, indem ſie ihn an die Nationalität und Religion der Patriarchen und Apoſtel erinnerten. Es fehlte aber nie an demütigenden Beſchränkungen der Juden. Es war unter den Karolingern vorgeſchrieben, daß kein Jude von der Kirche oder von irgend einem Chriſten in Silber, Gold oder anderen Dingen etwas annehmen dürfe, weder als Pfand, noch für eine Schuld, widrigenfalls all ſein Eigentum ihm weggenommen und ihm die rechte Hand abgehauen werden ſolle.

Elfenbeinſchnitzerei des Einbanddeckels vom Gebetbuche Karls des Kahlen.

(Paris, Nationalbibliothek.)

Die Kompoſition gliedert ſich in vier Teile. Die obere Gruppe ſtellt Gott dar, in einer Mandorla, umgeben von den himmliſchen Heerſcharen. Darunter zu den Füßen Gottes auf einem Bett ſitzt ein Engel, ein Kind im Schoße haltend. Dasſelbe iſt als Sinnbild für die menſchliche Seele aufzufaſſen, die im Schatten der Flügel Gottes, ſich ihm anvertrauend, ruht; der Engel ſtellt den von Gott geſandten Erlöſer dar und die zu beiden Seiten ſchwebenden Genien ſind als Verkörperungen der Barmherzigkeit und Wahrheit aufzufaſſen. — Die im Schutze Gottes und ſeiner Engel ſtehende Seele wird von dem Böſen bedroht, welches in Geſtalt zweier von beiden Seiten hereinſtürzenden Löwen und durch die feindliche Schar angedeutet wird, die, mit Schwert, Stäben, Lanzen und Pfeilen bewaffnet, die dritte Gruppe der Kompoſition bildet und in Bewegung der Köpfe und Körper nach oben ſtrebt. Aber in die Grube, welche ſie dem von Gott Beſchützten graben, ſtürzen ſie, wie in der letzten Szene dargeſtellt, ſelbſt. — Die ganze Kompoſition baſiert auf dem 56. Pſalm.

Ja es ſollte ein Jude weder Geld im Hauſe haben, noch Wein oder Getreide verkaufen, bei Strafe der Konfiskation und des Kerkers. Man kann ſich denken, daß dies nicht ſtreng

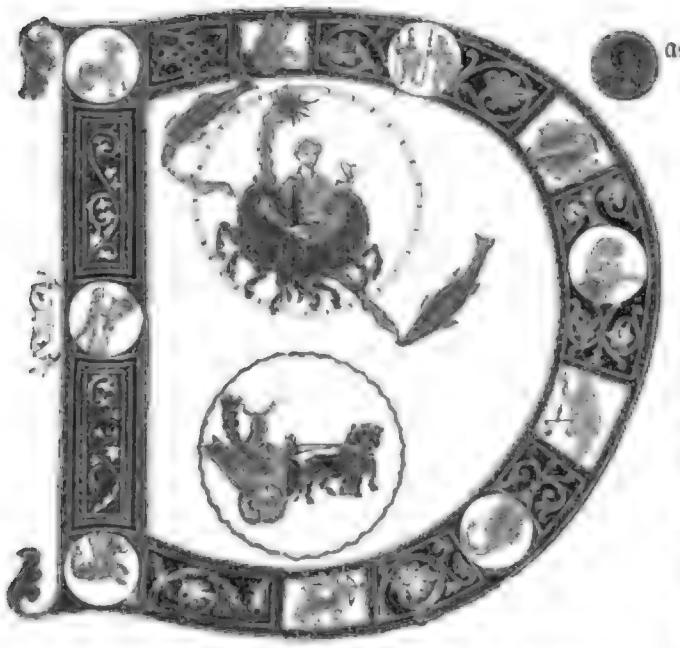
durchgeführt wurde. Beim Schwören eines Eides mußte der Jude in einem Kreiſe ſtehen und die fünf ſogenannten Bücher Moſes im Arme haben.

Die Juden waren aber bei weitem nicht am ſchlimmſten daran. Die Stiefkinder der Karolingerzeit waren die immer mehr in Abhängigkeit von Krone, Kirche und Dienſtadel ſinkenden Bauern. Namentlich waren es die Kriege, welche ſie ausſogen, da die Grafen, die ihre Mannſchaft ſelbſt ausrüſten mußten, ſogar die Ärmſten ihrer Untergebenen in Mitleidenſchaft zogen und ihnen oft ihr Letztes wegnahmen. Dazu kamen der Zehnte an die Kirche, die Frondienſte zur Herſtellung von Wegen und Brücken, die Durchzüge von Heeren und im Frieden von hohen Herren. Karl ſuchte zu helfen und die Armen zu ſchützen, allein es gelang ihm nicht; die Verhältniſſe waren einmal ſo und konnten nicht plötzlich anders werden; vielmehr wurden die Zuſtände nach ſeinem Tode immer entſetzlicher. Ebenſo vergeblich ſuchte Karl dem Raub, Mord und anderen Kriegsgreueln zu ſteuern. Das Reich oder die Reiche ſeiner Nachkommen verſanken in das jammervollſte Elend, das von zahlreichen Hungerjahren begleitet war. Die Kirche, deren Beruf geweſen wäre, dasſelbe zu lindern, wirkte vornehmlich für ihren Vorteil.

Taufe der Juden. Aus dem Weſſobrunner Kodex in München. Neuntes Jahrhundert.

## Fünfter Abſchnitt.

# Die Anfänge der deutſchen Geiſteskultur.



Karolingiſcher Initialbuchſtabe mit den Zeichen des Zodiakus.
In einer Bibel, welche Karl dem Kahlen vom Grafen Vivien, weltlichem Abt des Kloſters St. Martin zu Tours, geſchenkt wurde.
(Paris, Nationalbibliothek.)

Das Daſein eines beſonderen deutſchen Reiches ſeit Ludwig dem Deutſchen fiel der Zeit nach zuſammen mit dem erſten Erwachen eigenartiger deutſcher Geiſtesbildung, deren Grundlagen der große Karl gelegt, ſein Sohn, Ludwig der Fromme, zwar zu vernichten geſucht hatte, die aber deſſenungeachtet wieder auftauchten und wenn auch noch unvollkommene, doch ſo kräftige Früchte trugen, daß auf ihnen eine im Forſchen und Dichten vorgeſchrittene Zeit weiter bauen konnte. Was die Deutſchen in der Zeit ihres erſten Taſtens im Reiche des Geiſtes zu ſtande brachten, wenn es auch nur zu kleinem Teile in ihrer heimiſchen Sprache und meiſt in derjenigen Roms das Licht der Welt erblickte, und obſchon vieles davon verloren iſt, darf nicht nur nicht unterſchätzt werden, ſondern iſt geradezu zu bewundern, wenn man die traurigen Zuſtände betrachtet, unter welchen damals das Land infolge der inneren Kriege zwiſchen den entarteten Karolingern ſowohl, als der räuberiſchen Einfälle von Normannen und Dänen, von Slawen und Magyaren und ſogar von Sarazenen ſeufzte. Ja die aufkeimende deutſche Kultur hat ungeachtet dieſer ſie hemmenden Unglücksfälle keinen Vergleich mit derjenigen der Byzantiner und der Araber zu ſcheuen, welche von ärmlicher Erbſchaft der alten Hellenen zehrten, deren größte Geiſtesthaten für beide Völker unfruchtbar blieben, ja ſie hat vor beiden bei aller Armut des Neulings die Originalität in den Gedanken und ihrer Ausführung voraus.

Es war gerade am Ende des neunten Jahrhunderts, da der kräftige Arnulf ſtarb und ihm im Knabenalter ſein Sohn Ludwig das Kind folgte, als jenes finniſch-ugriſche, wilde und nomadiſche Reitervolk nach Mitteleuropa vordrang, das die Gelehrten der Zeit in richtiger Würdigung ſeiner Raſſenangehörigkeit und Kultur „Hunnen“ oder „Awaren“ nannten. Mit gewohnter mongoliſcher Anmaßung und zugleich mit der Kopfloſigkeit dieſer Raſſe, die

nie bedenkt, was ſie mit ihren „Eroberungen“ anfangen werde, ſtürzten ſich die Magyaren von Ungarn, ihrem erwählten Standquartiere aus auf die Großmähren, deren Reich ſie vernichteten, dann auf Italien, endlich aber mit der größten kulturfeindlichen Wut auf Deutſchland. Bayern wurde ihre erſte Beute, die ſie mit echt mongoliſcher Luſt verwüſteten, ausraubten, ausbrannten, ausmordeten und ausſchändeten. Kein Teil Deutſchlands, ſelbſt nicht der jenſeit des Rheines, blieb in der Folge von ihrer Wut und hinterliſtigen Kriegsweiſe verſchont.

Dieſe grauſe Not war es nun vorzüglich, welche auch in Deutſchland die hier bisher nicht ſo ſehr wie in den übrigen Teilen des geweſenen Frankenreiches überhandnehmende Verſetzung der ehemaligen Freien in Abhängigkeit von Adel und Kirche reißend beſchleunigte. Die Scheinherrſchaft Ludwigs des Kindes, in Wahrheit eine Anarchie, begünſtigte ferner die Ausbildung des Partikularismus der einzelnen deutſchen Stämme, welche ja nur gewaltſam im fränkiſchen Reiche verbunden worden und noch kein Nationalbewußtſein beſaßen; ein wirklich deutſches Reich gab es thatſächlich noch nicht. Es traten wieder Herzöge mit voller, die königlichen Rechte erſetzender Gewalt an die Spitze der nach ihnen verlangenden Völker Frankens, Schwabens, Bayerns, Sachſens und Lothringens, welch letzteres den weſtlichen (franzöſiſchen) Karolingern zur Beute wurde. Die vier rechtsrheiniſchen Stämme aber ſandten ihre Wähler nach Forchheim, wo dieſelben (911) erſt den tüchtigen und mächtigen Herzog Otto von Sachſen zum König wählten, der aber ſeines hohen Alters wegen ablehnte und ſelbſt die Wahl des kräftigen Konrad von Franken bewirkte. Das deutſche Wahlkönigtum war damit auf den Trümmern des Frankenreiches geboren und dies bedeutete den Beginn eines endloſen Kampfes zwiſchen der Königs- und der Fürſtenmacht, deſſen Hergang in die politiſche Geſchichte gehört.

Das Aufkommen der volkstümlichen Herzöge im deutſchen Lande iſt in ſeinem ganzen Verlaufe, vom Ausleben der Karolinger bis zur Befeſtigung des Reiches unter Heinrich I., von dem Epheu der Sage umrankt und von ihrem Waldesduft erfüllt. Das war eine günſtige Zeit für das Erwachen deutſchen Volkstums und für das Aufleben der Reſte, welche von dem durch Ludwig den Frommen zerſtörten Werke ſeines großen Vaters gerettet waren. Es war die Zeit, in welcher ſich der dem Hochdeutſchen eigentümliche Vorgang der „zweiten Lautverſchiebung“ (ſ. oben S. 36) eben vollendete. Aber obſchon durch dieſe Wandelung die deutſche Sprache in zwei Zungen, in die hoch- und niederdeutſche geteilt wurde, ſorgte doch die politiſche Zuſammengehörigkeit des deutſchen Volkes für deſſen fortdauernde Einheit. Begann man ja gerade damals, im neunten Jahrhundert, unſere Sprache, ohne Scheidung nach Hoch- und Niederdeutſch, mit einem gemeinſamen Namen: Diutisk, d. h. volkstümlich (von diot, Volk) zu benennen. Was indeſſen die deutſche Proſa in ihren erſten Verſuchen ſchuf, waren lediglich Überſetzungen kirchlicher Texte aus dem Lateiniſchen; von Bedeutung und folgenreicher Einwirkung auf die Entwickelung unſerer Litteratur wurden dagegen die dichteriſchen Erzeugniſſe jener mit Unrecht als unkultiviert verſchrieenen Zeit.

Wie wenig dieſe letztere Auffaſſung berechtigt iſt, zeigt ſchon die Thatſache mannigfachen Austauſches von Heldendichtungen zwiſchen den verſchiedenen, ſogar feindlichen germaniſchen Völkern. Schon ſpäteſtens zur Zeit der Karolinger müſſen die deutſchen Dichtungen von Sigfried und den Nibelungen nach Skandinavien gelangt ſein, um dort die Zeit zur Vorbereitung ihrer Bearbeitung durch die Edda zu finden. Daß ſie aber deshalb aus Deutſchland nicht ausgewandert ſind, zeigt ihr ſpäteres Wiederaufleben zur Zeit der Staufer. In ähnlicher Weiſe gingen ſkandinaviſche Heldenlieder auf andere germaniſche Stämme über. Wir beſitzen ein ſolches Lied, das älteſte vorhandene in germaniſcher Zunge, welches die Könige und Heroen der Dänen und der Geaten (d. h. der ſchwediſchen Goten, nicht jener der Völkerwanderung), namentlich aber zwei mythiſche Helden, beide des Namens Beowulf, beſingt,

deren bedeutenderer, ähnlich wie Sigfried, Drachen und andere Ungeheuer überwindet und erlegt. „Beowulf“ iſt zwar nur in angelſächſiſcher Sprache vorhanden, aber da er von den Angelſachſen nichts erzählt und damals kein Volk die Helden fremder Stämme beſang, ſo iſt das Gedicht offenbar die Bearbeitung eines oder mehrerer ſkandinaviſcher Lieder und nichts weniger als ein angelſächſiſches „Nationalepos“, wie man es genannt hat.

Wichtiger für uns als jene nordiſchen Dichtungen, deren Sänger und Hörer ſich von ihren ſüdgermaniſchen Stammesbrüdern getrennt haben, iſt die freilich zum Verzweifeln ärmliche Ausbeute unſeres eigenen Landes an Überbleibſeln alter Heldendichtung aus althochdeutſcher Zeit. Ja dieſelbe beſchränkt ſich auf das Bruchſtück eines einzigen Gedichtes, das Hildebrandslied oder vielmehr das Lied vom Kampfe zwiſchen dem heimkehrenden alten Hildebrand und ſeinem ihn nicht erkennenden, weil tot glaubenden Sohne Hadhubrand. Der den Ausgang des Kampfes berichtende Teil des Gedichtes iſt verloren. Die Hauptſache im erhaltenen Teile bilden die trefflich beide Helden charakteriſierenden Gegenreden derſelben.

Gänzlich aber iſt der Ton der leider verlorenen altdeutſchen Heldenlieder nicht zu Grunde gegangen. Er hat ſeine Anwendung ſowohl auf Ereigniſſe der damaligen „neueſten Geſchichte“, als auf Stoffe der chriſtlichen Poeſie gefunden; ja wir treffen ihn ſogar in der damals bei uns herrſchenden Sprache Roms, und zwar ſowohl in chriſtlichen als in germaniſch-heroiſchen Stoffen. Nur die Sprache, nicht der reckenhafte, echt germaniſche Heldengeiſt, die ſcharfe Charakteriſtik und dichteriſche Empfindung trennt den um 930 leider in lateiniſchen und zwar leoniniſchen Hexametern gedichteten Waltharius des St. Galler Mönches Ekkehart I. von dem Hildebrandsliede, mit welchem er dem nämlichen Sagenkreiſe angehört. Ekkehart ſchrieb das Lied als Schulaufgabe für ſeinen Lehrer Gerald, der es verbeſſerte, nicht, wie Scheffel dichtete, in einer mit dem Leben abſchließenden romantiſchen Abgeſchiedenheit des erſt ſieben hundert Jahre nach ihm bekannten Wildkirchleins; auch iſt er nicht eine Perſon mit dem Lehrer der Herzogin Hadewig, Ekkehart II., der vielmehr ſein Neffe war. Der Waltharius iſt dem Vergil nachgeahmt und ſeinen Gegenſtand bildet der ſich an den Weſtgotenkönig Walja anlehnende Sagenheld Walter von Aquitanien (Vasconien, das auch Waſichenſtein genannt, weil es mit den Vogeſen verwechſelt wurde, in die man auch den Kampf Walters gegen die Nibelungen, Gunther und Hagen verlegte, die ihm und der durch ihn von Etzels Hofe entführten Hiltigund nachſetzten).

Es geht aus dieſen Dichtungen hervor, daß noch viele altgermaniſche Sagenſtoffe auch nach Ludwig dem Frommen fortlebten, und es ſpricht dafür weiter der Umſtand, daß ihre Reckenhaftigkeit auch in der Zeitgeſchichte Widerhall fand. Gewiß war es nicht der einzige wandernde Spielmann ſeiner Zeit, der dies in Bezug auf den Sieg des weſtfränkiſchen Königs Ludwig III. 881 bei Saucourt über die Normannen that, in einem Liede, das einen der erſten Verſuche in deutſcher Sprache bildet, ſtatt des bis dahin herrſchenden Stabreimes den Endreim anzuwenden, der jedoch noch keineswegs rein iſt, ſondern meiſt bei der Aſſonanz ſtehen bleibt, über welchen Notbehelf jenes Jahrhundert noch nicht hinauskam. Wie manche verlorene Nibelungen- und Dietrichslieder mögen ähnlich geklungen haben, wie in dem ſogenannten Ludwigsliede jener dichteriſche Vagabund ſo lebendig ſchildert:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Sang was gisungan, | Sang ward geſungen, | Suman thurubskluog her, | Dieſen durchſchlug er, |
| wig was bigunnan, | Kampf ward begonnen, | suman thurulstach her; | jenen durchſtach er; |
| bluot skein in wangon | das Blut ſtieg in die Wangen, | her skaneta ce hanton | er ſchenkte zu handen |
| spilodun ther Frankon | es jauchzten auf die Franken. | sinan fianton | ſeinen Feinden |
| Thar vaht thegenogelih, | Da focht degengleich | bitteres lides, | bittern Leides. |
| nihein soso Hludwig, | keiner ſo wie Ludwig, | so wê hin hiothes libes. | Wehe ihrem Leben! |
| snel indi kuoni | ſchnell, raſch und kühn, | gilobet si thin gudes kraft; | Gelobt ſei Gottes Kraft, |
| thaz was imo gekunni. | wie ihm angeboren war. | Hludwig warth sighaft. | Ludwig wurde ſieghaft. |

Neben der Übertragung der Feier des Heldenmutes, der in den alten Sagen die Hauptrolle ſpielt, auf Zeitereigniſſe lag die Übertragung desſelben auf das kirchliche Gebiet am nächſten. Waren ja die geiſtlichen Angelegenheiten für die noch jungen Chriſten die herzbewegendſten und tiefſtergreifenden, an denen noch weitere Kreiſe innigſten Anteil nahmen, als an denen des ſtaatlichen Lebens und der Kriege! Waren ja die Heiligen und Märtyrer Helden, die für ungleich höhere Ziele ihr Leben in die Schanze ſchlugen und ihr Blut vergoſſen, als die tapferſten Paladine, und war ja Chriſtus der höchſte König, vor dem die Fürſten der Erde, die höchſten nicht ausgenommen, im Staube lagen. So wurden manche Heiligengeſchichten im Stile wahrer Heldengeſchichten erzählt; wir erinnern nur an das reckenhafte Herumirren **Sturms**, des Stifters von Fulda (oben S. 101). Neben dem Andenken an die Helden der heidniſchen Sagenwelt lebte aber noch dasjenige an deren Phantaſieen vom Anfang und Ende der Dinge. Ganz ähnlich, ja teilweiſe mit denſelben Worten wie die nordiſche Edda malt das „**Weſſobrunner Gebet**“ den Zuſtand des Chaos vor der Schöpfung und das unter Karl dem Großen entſtandene Gedicht **Muſpilli** den Weltuntergang, dem es ſogar den heidniſchen Namen (von Muſpelheim, dem Feuerland) läßt, nur daß es an die Stelle der Aſen und der Joten den Propheten Elias und den Antichriſt ſetzt. Beide Gedichte, jenes kurze und dieſes längere, beide in Bayern entſtanden, ſtabreimen

Ein Stück des wahrſcheinlich von Ludwig dem Deutſchen ſelbſt in das Gebetbuch ſeiner Gemahlin geſchriebenen Gedichtes Muſpilli. Facſimile des Originals in der Hofbibliothek zu München.

Umſchreibung und Überſetzung:

Sô denne der mahtigo Khuninc daz mahal kipannit,	Wenn dann der mächtige König das Gerichte bannt,
dara scal queman chunnô kilîhhaz	dahin ſoll kommen der Geſchlechter jegliches.
denne ni kitar parnô nohhein den pan furisizzan,	Dann wagt es der Kinder keines den Bann zu verſäumen,
ni allerô mannô welih ze demo mahale sculi.	daß nicht aller Menſchen jegliches zu dem Gerichte ſolle
dár scal er vora demo rihhe az rahhu stantan	Da ſoll er vor dem Herrſcher zu Rechenſchaft ſtehen
pi daz er in werolti kiwerkôta hapéta.	über alles, das er in der Welt gewirkt hatte.
daz hôrtih rahhôn diá weroltrehtwisôn,.	Das hörte ich erzählen die Weltrechtweiſen,
daz sculi der antichristo mit Eliase pâgan.	daß der Antichriſt ſolle mit Elias kämpfen.
der warch ist kiwáfanit	Der Würger (Teufel) iſt bewaffnet,
denne wirdit untar in wik arhapan.	dann wird zwiſchen ihnen Streit erhoben.

noch, und dieſelbe Schmuckform dichteriſchen Schaffens belebt auch die unter Ludwig dem Frommen gedichtete altniederdeutſche (altſächſiſche) „Meſſiade", Heljand genannt (nicht im Werke ſelbſt, ſondern erſt in neueſter Zeit). Dieſes umfangreiche chriſtliche Epos, das Chriſtus wie einen königlichen Helden und ſeine Jünger wie deſſen Gefolge behandelt, ſteht zu ſeiner Zeit einzig in ſeiner Art da. Es rührt ohne Zweifel von einem ſächſiſchen Geiſtlichen her, deſſen Name unbekannt blieb und der noch in ſeltſamer Weiſe zwiſchen dem germaniſchen Trotz und der chriſtlichen Demut ſchwankte. In oft auffallender Weiſe verleugnet er das Extreme der letzteren, will nichts von dem Darbieten der Wange zum Schlage wiſſen, ſieht das Abendmahl wie ein Heldengaſtmahl an, verweilt mit Behagen auf des Petrus Schwert, ſtreich bei der Gefangennahme Jeſu und ſchont die heidniſchen Vorſtellungen, ſo viel er nur kann. Im übrigen kann der Heljand auf Urſprünglichkeit nicht Anſpruch machen; er hängt durchaus von ſeinem Stoffe, der Evangeliengeſchichte von der Verkündigung der Geburt bis zur Himmelfahrt Jeſu, ab. Auch das wenige epiſche Verdienſt aber, das er noch hat, geht ſeinem ſüddeutſchen Gegenbilde, dem denſelben Stoff behandelnden, ſpäteſtens 868 vollendeten und Ludwig dem Deutſchen gewidmeten „Krift" des Weißenburger Mönches Otfried ab. Neben fränkiſchem Patriotismus iſt es jedoch auch ein duldſamer und weder pfäffiſcher noch abergläubiger Geiſt, und namentlich die ungemein melodiſche Sprache, was dieſe Evangelienharmonie, die in bewußter Oppoſition gegen die heidniſche Dichtung ſteht, über den banalen mönchiſch-chriſtlichen Standpunkt ihrer Zeit erhebt. Es iſt kein volkstümliches Buch, wie der Heljand, ſondern ein gelehrtes, wie auch die lateiniſchen Überſchriften, die akroſtichiſchen Spielereien am Anfang und Ende und zahlreich eingeſtreute theologiſche Erörterungen zeigen. Dagegen kann Otfried als der Finder aller ſpäteren Metrik gelten.

Nimmt man nun, und zwar mit Recht, an, daß die genannten Erzeugniſſe althoch- und altniederdeutſcher Litteratur im neunten Jahrhundert nicht die einzigen ihrer Zeit waren, ſondern damals noch viele Geiſteswerke neben ſich hatten, die nicht auf uns gekommen ſind, daher wir in jener Zeit füglich eine erſte, freilich noch kindliche Blütezeit deutſchen Schrifttums erblicken dürfen, ſo iſt dagegen leider in den zwei folgenden Jahrhunderten eine vollſtändige Unterbrechung desſelben zu beklagen. Die zunehmende Macht der Kirche hat indeſſen im zehnten und elften Jahrhundert nicht nur den Deutſchen, ſondern ſämtlichen Völkern des Abendlandes dieſes Schickſal der Lahmlegung ſchriftlichen Ausdrucks ihrer heimiſchen Sprachen bereitet und damals eine abſolute Alleinherrſchaft der lateiniſchen Sprache herbeigeführt, welche glücklicher Weiſe niemals wiedergekehrt, ſondern vielmehr ſtufenweiſe ſo weit zurückgewichen iſt, daß ſie ſich heutzutage auf die Doktordiplome beſchränkt. Den Römern war es im größten Teile Deutſchlands nicht gelungen, ihr elegantes und klaſſiſches Idiom zur Geltung zu bringen; der katholiſchen Kirche aber gelang es, mit ihrem verdorbenen Latein über ein Vierteljahrtauſend lang allein das Wort zu führen. Dieſe Thatſache begründet jedoch keine Inferiorität des Abendlandes in der erſten Hälfte des Mittelalters, wie ſie oft dem gleichzeitigen chriſtlichen und islamitiſchen Morgenlande gegenüber behauptet wird, wo in ähnlicher Weiſe die griechiſche und die arabiſche Sprache allein herrſchten, — auch für Deutſchland nicht. Denn war auch die Litteratur dieſes unſeres Landes von der letzten Zeit des neunten bis etwa zur Mitte des zwölften Jahrhunderts ausſchließlich in einer entarteten Form der Sprache Roms vertreten, ſo ging ſie doch von Deutſchen aus, ſchuf viele bedeutende und anerkennenswerte Werke und ſtand nicht etwa allein im Reiche der Geiſteskultur, ſondern war auch mit einem wenn ſchon beſcheidenen, doch anregenden und viel verſprechenden Anfange der Entwickelung deutſcher Kunſt verbunden.

Am größten aber war die Macht der römiſchen Kirche und daher auch ihrer Sprache natürlicher Weiſe zu der Zeit, da ſie ihre Herrſchaft über das geſamte Abendland, d. h. über den

ganzen nicht griechiſch-katholiſchen Teil Europas ausgedehnt und in dieſen Landen noch nichts von ihrem Nimbus eingebüßt hatte, noch nicht von Sekten und „Ketzereien“ durchfreſſen war.

Den Schluß machte die Ausdehnung des Chriſtentums über das Abendland in der Richtung nach Nordoſten, da jede andere entweder auf bereits bekehrte oder auf feindliche (griechiſche oder islamitiſche) Gegenden traf. Die Taufe der Sachſen war der erſte Schritt in jener Richtung geweſen, ſie hatte die Chriſtianiſierung Deutſchlands, ſoweit es damals deutſch war, vollendet, und von ihm aus ging der Strom unaufhaltſam weiter zur Bekehrung der ſkandinaviſchen Stammes- und der ſlawiſchen Raſſenbrüder, um von dieſem aus dann ſpäter noch die europäiſchen Finnen in den Kreis der abendländiſchen Kultur einzuſchließen. Denn es iſt anzuerkennen: dieſe einheitliche Kultur iſt vom Chriſtentum, und zwar in der Zeit vor den Kreuzzügen vom römiſchen Chriſtentum geſchaffen; ſpäter mußte ſie allerdings durch andere inzwiſchen herangewachſene und geeignetere Faktoren ausgebaut werden. Ein deutſcher Mönch, Anskar, wurde ſo der Apoſtel des Nordens, indem er, der erſte Lehrer und Prediger des Kloſters Korvei, im Auftrage Ludwigs des Frommen mit dem auf deſſen Veranlaſſung bekehrten Dänenkönig Harald in deſſen Reich und von da nach Schweden pilgerte, wo er mit der ergreifendſten Hingebung und unter den größten Mühſeligkeiten ſeinem ſchweren Berufe lebte. Nach ſeiner Rückkehr (831) wurde er der erſte Erzbiſchof von Hamburg, das damit den Charakter eines chriſtlichen Vorpoſtens im Norden erhielt, auf dem er 865 ſtarb. Sein Nachfolger und Biograph Rimbert ſetzte ſein Werk getreulich fort; er ſtarb in Bremen 888. Für die damalige mönchiſche Auffaſſung des Heidentums iſt folgender in Anskars Leben erzählte Vorfall bezeichnend. Auf Antrieb des Teufels, der die Ankunft des heiligen Mannes (Anskars in Schweden) genau vorher wußte, kam ein Mann nach (dem Hafenorte) Birka und erzählte, er habe einer Verſammlung der Götter, die man für die Beſitzer des Landes dort hielt, beigewohnt und ſei von denſelben abgeſandt, um dem König und dem Volke folgendes anzuzeigen: „ihr habt euch lange unſerer Gunſt erfreut, ihr habt lange Zeit unter unſerem Schutz das Land eurer Väter, eurer Heimat in Glück, Frieden und Überfluß inne gehabt, uns auch nach Gebühr Opfer und Gelübde dargebracht und euer Dienſt war uns lieb. Jetzt aber laßt ihr die gewohnten Opfer eingehen und erhebet, was uns noch mehr mißfällt, einen fremden Gott neben uns. Wollt ihr alſo unſere Gunſt wieder erlangen, ſo vermehret die unterlaſſenen Opfer, laſſet nicht den Dienſt eines anderen Gottes, deſſen Lehre der unſrigen entgegengeſetzt iſt, bei euch zu, und zollet ihm keine Verehrung. Verlangt ihr aber mehr Götter zu haben, ſo nehmen wir euren ehemaligen König Erich in unſere Gemeinſchaft auf.“ Dieſe öffentliche Erklärung des Teufels verwirrte die Menſchen und ſie erbauten dem verſtorbenen König Erich einen Tempel und brachten ihm Opfer dar. Solches iſt zwar im Norden wohl nie geſchehen, allein die Erzählung diente dazu, die ſchließliche Bekehrung jener Heiden um ſo wunderbarer erſcheinen zu laſſen.

Ein größeres Verdienſt aber, als durch die Verbreitung des Chriſtentums, die oft nur eine oberflächliche und wenig dauerhafte war, erwarb ſich die damalige Geiſtlichkeit durch ihre Beſchäftigung mit Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo wie eine ſolche damals überhaupt ſchon möglich war. Freilich waren es nicht lauter Geiſtliche von Haus aus, welche ſich an dieſer Bewegung beteiligten, aber doch Männer, die unter dem Einfluſſe des geiſtlichen Horizontes ſtanden, der ja auch an dem litterariſch thätigen Hofe Karls des Großen der maßgebende geweſen, und die daher in der Regel, wenn nicht völlig geiſtlich wurden, wie Einhard, doch zeitweiſe geiſtliche Würden bekleideten, wie Angilbert und ſein Sohn, Graf Nithard, der Enkel Karls und Geſchichtſchreiber des Bruderkrieges, der zwiſchen ſeinen Vettern wütete und in welchem er als Dienſtmann und Freund Karls des Kahlen ſelbſt mitfocht und ſchließlich ſelbſt (843) gefallen ſein ſoll. Aber weder er, noch die Geſchichtſchreiber Ludwigs des

Frommen, Thegan und ein Namenloſer (der Aſtronom genannt), noch die Jahrbücher mehrerer Klöſter, namentlich Rudolfs und anderer Fuldaer Mönche haben den klaſſiſchen Stil Einhards erreicht. Doch blieb es nicht bei der hiſtoriſchen Schriftſtellerei. Ein Schotte Dikuil (825) und ein anonymer Verfaſſer ſchrieben Lehrbücher der Erdkunde, welche auch den Orient (Ägypten und Indien) umfaßten, während die berühmten arabiſchen Geographen Edriſi, Abulfida und Jakut über nichtmohammedaniſche Länder niemals etwas zu berichten wußten. Walahfried Strabon, Abt von Reichenau (842—849), verriet in ſeinem Gedichte über den Gartenbau tüchtige botaniſche Kenntniſſe. Hrabanus Maurus, Schüler Alkuins und Lehrer Otfrieds, des Kriſt-Dichters, erſt Abt von Fulda (ſeit 822), dann Erzbiſchof von Mainz (847—856), Freund Ludwigs des Deutſchen, und bei aller Rechtgläubigkeit den Staatsrechten und der Volksfreiheit günſtig geſinnt, auch gleich Agobard von Lyon ein entſchiedener Gegner des Hexenglaubens, erneuerte die Encyklopädie des Iſidorus von Sevilla, die freilich nur für die damalige Zeit einen Wert haben konnte. Rudolf und Otfried waren nur einige der bedeutendſten ſeiner Schüler. Schüchterne Anfänge Alkuins und Rabans in der Philoſophie nach antikem Muſter ſetzte am Hofe Karls des Kahlen Johannes Scotus in ſeinem Werke über die Einteilung der Natur in ſelbſtändigerer Weiſe fort und wagte es, die Vernunft von aller Pflicht der Unterordnung unter den Glauben freizuſprechen und die untrennbare Verbindung von Gott und Welt zu behaupten. Daß die Theologie eifrig betrieben wurde, iſt ſelbſtverſtändlich. Daß aber in den fränkiſchen Reichen unter den Karolingern und ſpäter die Dichtkunſt hervorragende, wenn auch nicht originelle, ſondern von der Antike zehrende Blüten trieb, dürfte weniger bekannt ſein. Dem trefflichen Vorgange eines Alkuin, Paulus Diakonus und Petrus von Piſa folgte Ermoldus Nigellus, der Panegyriker Ludwigs des Frommen und ſeines Sohnes Pippin, Benediktiner und Abt, aber auch Spaßmacher, Hof- und Kriegsmann, in ſeinen Gedichten beſonders Nacheiferer Ovids, deſſen frivole Neigungen er völlig teilte, daher ihn auch Ludwig, wie einſt Auguſtus jenen römiſchen Dichter, wiederholt verbannte. Ernſter und würdiger ſchilderte ein vergeſſener Dichter die Krönung Karls des Großen durch Papſt Leo.

Initialbuchſtabe in dem ſogenannten „Goldenen Pſalter" von St. Gallen. Ende des 9. Jahrh.

Indeſſen ſich indeſſen dieſe Leiſtungen des neunten Jahrhunderts in freien Kreiſen Gelehrter ſchon gegen Ende dieſes Zeitabſchnittes ergänzt und teilweiſe erweitert durch die Kulturthaten der Klöſter, ſo war dies noch mehr im zehnten der Fall. Der zuletzt bezeichnete Zeitraum iſt derjenige der höchſten Blüte dieſer Anſtalten im Abendlande. Wie im Buddhismus, ſo waren auch im Chriſtentum die Klöſter das Mittel, mit der Ausbreitung der Religion unter den auf tieferer Kulturſtufe ſtehenden Völkerſchaften die Bekehrung zu ſichern und höhere Kultur zu begründen. Sie ſind, wenigſtens zum Teil, dieſer Aufgabe in einer Zeit, da außerhalb der Kloſtermauern ſelten (freilich auch in denſelben nicht immer) Friede waltete, in großartiger Weiſe gerecht geworden.

Namentlich im deutſchen Reiche ſind damals mehrere Klöſter Zufluchtsſtätten alles Edlen und Schönen geweſen und haben die Flamme höherer Bildung, die im rauhen Zuſammenſchlagen wilden Trotzes und ungebändigter Thatenluſt, welche die Völker erfüllten, nicht gedeihen konnte, mit liebevoller Sorgfalt gehegt und gepflegt. Soweit dies von den Klöſtern gerühmt werden kann, gingen ſie

aus dem Orden des heiligen **Benedikt**, des Stifters der berühmteſten Anſtalt dieſer Art, **Monte Caſſino**, hervor. Was aber dieſes welſche Kloſter jenſeit, das war damals diesſeit der Alpen kein anderes anerkanntermaßen in ſo hohem Grade, wie die bereits (oben S. 83) erwähnte iriſche Stiftung **St. Gallen** in der jetzigen öſtlichen Schweiz, damals zum Herzogtum Alamannien gehörig. Seit 720 aus der Einſiedelei des Gallus unter **Othmar (Audomar)** zu einer Abtei benediktiſcher Regel geworden, begann St. Gallen ein Licht der Kultur auszuſtrahlen, das ganz Süddeutſchland erhellte. Dafür gewann das Kloſter

Urkunde des Stiftsarchivs St. Gallen, datiert aus Augſt, 14. April 752 (Wartmann, Urk. Bd. 1, No. 15).

Dudar ſchenkt an St. Gallen die von ſeinem Vater und Bruder ererbten Güter in Anghoma, Corberio und Rollingen.

Sacrosancti aeclisie, qui est constructus monasterius in onore sancti Gallone, ubi Autmarus abba esse videtur. Dudarius cogitans Deum vel pro anime mei remedie vel eterna retribucioni dono ad ipso loco sancto quantumcumque pater meus Willaarius mihi moriens dereliquid, hoc est in fini Augustinse vel in fine Prisegauginsi quantum de germano meo mihi ad partem provinit, hoc est in villa Anghoma et in villa Corberio et in Lollincas et in alia loca infra ipsus pacus visus sum abire, hoc est casas, casali, campis, pratis, silvis, vinies, mancipiis, accolanus, aquis aquarumque decursibus, ex omnibus et in omnibus, in ipso loco sancto ad die presente in dominatione permaniat, vus vel posteris vestris vel agentis monasterii in dominatione eorum permaniat. Siquis ego aut eridis mei aut quislibet ulla opposita persona, qui contra hanc epistola donationis ambolale presumserit, inferat ad ipso locu sancto dubla repeticione et in fisco auri liberas duas, et nihilominus presens donatio firma permaniat stibulatione subnexa. Actum in Augusta puplici. Signum Dudario, qui hanc epistola donationis fieri rogavit. sig. † Raginario testis. sig. † Ghisalberto test. sig. † Bobuni test. sig. † Amalboldo test. sig. † Maginberto test. sig. † Totone test. sig. † Rotperto test. sig. † Broter test. sig † Volfardo test.

Ego Bero rogitus hanc epistola donationis scripsit et subscripsit. Notavi veneris ante medium minse aprili, anno primo regi Pippino.

Überſetzung.

Der heiligen Kirche, welche als Kloſter zur Ehre des heiligen Gallus erbaut iſt, in welcher Audomar (Othmar) Abt ſein ſoll. Ich Dudar, indem ich an Gott denke, gebe, ſowohl zum Heil meiner Seele, als in Erwartung ewiger Vergeltung, dem genannten Heiligtum alles, was mein Vater Willahar mir ſterbend hinterließ, ſowohl im Augſt-, als im Breisgau, dann ſoviel mir von meinem Bruder zu teil wurde, nämlich in den Orten Anghoma, Corberio und Lollincas (Rollingen) und in anderen Orten unterhalb jener Gaue, an Häuſern, Scheunen, Feldern, Wieſen, Wäldern, Weinbergen, Leibeigenen, Kolonen, Gewäſſern und Waſſerläufen, was alles jenem Heiligtum vom heutigen Tage an gehören und in euerem und euerer Nachkommen Beſitz oder in dem der Bevollmächtigten des Kloſters bleiben ſoll. Wenn ich oder meine Erben oder irgend welche andere Perſon gegen dieſen Schenkungsbrief zu handeln wagen ſollte, ſo ſoll (der Fehlbare) jenem Heiligtum eine doppelte Buße und dem Fiskus zwei Pfund Gold abtragen und gegenwärtige Schenkung deſſenungeachtet nach ihren Beſtimmungen in Kraft bleiben. Geſchehen in Augſt öffentlich. Es unterzeichnet Dudar, welcher dieſen Schenkungsbrief ausſtellen ließ, und als Zeugen: Raginar, Giſalbert, Bobo, Awalbold, Maginbert, Toto, Rotpert, Broter und Wolfhard. Ich Bero habe auf Verlangen dieſen Schenkungsbrief geſchrieben und unterſchrieben, am Freitag vor der Mitte des Monats April, im erſten Jahre des Königs Pippin.

von den begüterten Nachbaren reiche und immer reichere Schenkungen an Gütern und Hörigen, welche den Mönchen geſtatteten, ohne Sorgen zu leben und zu wirken. Othmars dritter Nachfolger, Abt **Gozbert** (816—837) legte den Grund zu des Kloſters ſpäterer Größe durch Schaffung einer Bücherſammlung und durch den Plan zu einer Vergrößerung

des Kloſterbaues. Der jetzt noch im Original vorhandene, in der Ausführung freilich aus örtlichen Gründen ſtark abgeänderte Plan bietet ein großartiges Bild des damaligen Kloſterlebens dar und kann als ein Typus der Klöſter jener Zeit betrachtet werden. Auf vier großen Pergamentblättern (die zuſammen etwa drei Viertel eines Quadratmeters meſſen) mit roter Tinte gezeichnet, ſtellt er alle einzelnen, nach damaligem Gebrauche von einander getrennten Gebäude des Kloſterganzen dar und iſt von Erläuterungen, meiſt in Hexametern, begleitet. Die meiſten jener Gebäude ſind einſtöckig und zeigen die altrömiſche Anlage eines rechteckigen mittleren Hofraumes, um den ſich vier Flügel ziehen, die ſich gegen ihn öffnen. An den Wänden des bedeckten Hofraumes ſind rings Bänke und Tiſche angebracht; in der Mitte ſteht der Herd. Darüber befindet ſich im Dache eine große Öffnung, um Licht herein und den Rauch hinaus zu laſſen, die aber gegen Regen und Schnee wieder mit einem auf vier Pfeilern ruhenden Zeltdache bedeckt iſt. Den ſachlichen (nicht geometriſchen) Mittelpunkt der ganzen Kloſteranlage, die ein Rechteck bildet, nimmt die Kirche ein, eine kreuzförmige Baſilika mit zwei halbrunden Chören und vielen Altären, eine Einrichtung, die weniger für die Erbauung einer Gemeinde, als für die ſtille Andacht von Mönchen berechnet erſcheint. An die Kirche ſchließen ſich zahlreiche Nebengebäude, wie das Schreibzimmer und darüber die Bibliothek, die Sakriſtei und darüber die geiſtliche Garderobe, ein Gebäude zur Bereitung der Hoſtien, das Gaſthaus für fremde Mönche, die Wohnungen des Schulvorſtehers und des Pförtners. Um die Kirche verteilen ſich in vier Gruppen die übrigen von Gaſſen, Hecken und Mauern durchzogenen Räume: im Süden die Klauſur, rings um den Kreuzgang der Kapitelſaal, der Sprechſaal, der Wohnraum der Mönche, darüber der Schlafſaal (dormitorium), der Speiſeſaal (refectorium), darüber die Kleiderkammer, dann in beſonderer kühler Lage der mit Fäſſern wohlgefüllte Keller, an einer Ecke abſeits die Waſch- und Badeſtube und das Latrinenhaus, an einer anderen die Küche, weiterhin die Bäckerei, das Brauhaus,

Älteſte Anſicht des Kloſters St. Gallen; in einem Plane der Stadt von 1596.

# Erläuterungsblatt zum Bauriß des Klosters St. Gallen.

Der unter dem Abte Gozbert (816—837) entstandene Plan, dessen Urheber unbekannt ist, befindet sich in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. Er besteht aus vier zusammengenähten Pergamentstücken, ist 105 cm lang, 75 cm breit, aufgerollt, mehrfach beschädigt und verwischt. Die Rückseite wurde von einem Mönche mit dem Leben des hl. Martin beschrieben; diese „Arbeit" auf dem Plane selbst fortgesetzt und zu diesem Zwecke auf der linken untern Ecke die Linien eines Gebäudes und die dessen Bestimmung angebenden Zeilen ausgekratzt. Die Ausführung des Planes geschah, der Bodenverhältnisse wegen, nicht genau nach demselben; die zuerst in Angriff genommene Kirche wurde 822—829 gebaut. Nach dem Plane, welcher die Ostseite oben hat, zeigt die gesamte Klosteranlage eine Länge von 450, eine Breite von 300, die Kirche eine Länge von 200, eine Breite von 90 Fuß. Die Kirche hat zwei Chöre und zwei Tribünen mit den Altären des hl. Paulus im Osten und des hl. Petrus im Westen. In letzterer Gegend stehen zwei runde Türme, ohne Zusammenhang mit der Kirche, welche zu oberst Kapellen und Altäre der Erzengel Michael und Gabriel tragen. Das übrige erklärt das dem Plane beigegebene Blatt. Die auf demselben eingetragenen Verse, welche die Bestimmung der einzelnen Gebäude anzeigen, sind, nebst deutscher Übersetzung in alphabetischer Reihe folgende

(Kirchenpforte für das Volk):
Adveniens aditum populus hic cunctus habebit.
Alles ankommende Volk wird hier seinen Zugang haben.

(Altar des Erlösers):
Crux pia vita salus miserique redemptio mundi.
Das heilige Kreuz, das Leben, das Heil, und der sündigen Welt Erlösung.

(Taufstein): Ecce renascentes susceptat Christus alumnos.
Sieh', hier nimmt Christus auf die wiedergeborenen Söhne.

(Kirchenthüre für Gäste und Schüler):
Exiet hic hospes vel templi tecta subibit;
discentis scolae pulchra juventa simul.
Hier geht der Gastfreund ab oder tritt in die Hallen des Tempels,
und der lernenden Schul' blühende Jugend zumal.

(Kornspeicher): Frugibus hic instat cunctis labor exuendis.
Hier wird für jegliche Frucht des Dreschens Arbeit verrichtet.

(Gasthaus für vornehme Fremde):
Haec domus hospitibus parta est quoque suscipiendis.
Dies Haus auch ist bestimmt, zu empfangen gastlich die Freunde.

(Äußere Schule, von einem Zaun umgeben):
Haec quoque septa premunt discentis vota juventae.
Dieser Zaun schränkt ein die Wünsche der lernenden Jugend.

(Haus der Handwerker):
Haec sub se teneat fratrum qui tegmina curat.
Hier soll walten der Mann, der die Kleider der Brüder verfertigt.

(Friedhof): Hanc circum jaceant defuncta cadavera fratrum,
qua radiante iterum regna poli accipiant.
Rings um das Kreuz da ruhen die toten Leiber der Brüder
glänzt es in ewigem Schein, stehen zum Leben sie auf.

(Kuhställe): Hic armenta tibi factus lac atque ministrant.
Hier reichen die Kühe dir Milch und Junge dar.

(Schafstall): Hic caulas ovium caute dispone tuarum.
Ordne hier geschickt die Hürden deiner Schafe.

(Kanzel in der Kirche)
Hic evangeliacae recitatur lectio pacis.
Hier wird vom Frieden der Welt die frohe Botschaft verkündet.

(Stuterei): Hic laetas servabis equas tenerosque caballos.
Hier bewahrt man die trächtigen Stuten und die zarten Füllen.

(Speicher und Fruchtdarre):
Hic habeat fratrum semper sua vota minister.
Hier soll stets der Kämmerer sein Amt verrichten.

(Halle an der Kirchmauer)
Hic muro tectum impositum patet atque columnis.
Hier steht eine auf Mauer und Säulen ruhende bedeckte Halle offen.

(Westl. Vorhof): Hic paradisiacum sine tecto sternito campum.
Hier lege man ohne Bedachung den Vorhof an.

(Altar des hl. Paulus):
Hic Pauli dignos magni celebramus honores.
Hier feiern wir die des großen Paulus würdigen Ehren.

(Gasthaus für Pilger und Arme)
Hic peregrinorum laetetur turba recepta.
Hier erfreut sich die Schar der Pilger freundlichen Obdachs.

(Altar des hl. Petrus)
Hic Petrus ecclesiae pastor sortitur honorem.
Reiche Ehre erfährt hier Petrus, der Hirte der Kirche.

(Gemüsegarten): Hic plantata holerum pulchre nascentia vernant.
Hier grünen die hübsch aufwachsenden Gemüsepflanzungen.

(Gesindehaus): Hic requiem invenient famulantium turba vicissim.
Hier finde auch die Schar der Dienenden Ruhe.

(Östl. Vorhof): Hic sine domatibus paradisi plana parantur.
Ohne Bedachung werden hier die Ebenen des Vorhofs angelegt.

(Bäckerei und Brauerei für die Brüder)
Hic victus fratrum cura tractetur honesta.
Hier wird mit Sorgfalt die einfache Nahrung der Brüder bereitet.

(Kräuterhof): Inter ligna soli haec semper sanctissima crux est,
in qua perpetuae poma salutis olent. (Forts. s.: hanc circum . . . )
Unter des Bodens Holz das Kreuz ist das heiligste immer,
denn die Früchte des Heils duften ja ewig auf ihm.

(Ochsen- und Pferdestall):
Ista bubus conservandis domus atque caballis
Dieser Stall beherbergt Ochsen und Pferde.

(Ziegenstall): Ista domus cunctas nutrit servatque capellas.
Dieses Gebäude ernährt und bewahrt alle Ziegen.

(Schweinestall): Iste suis locus enutrit, custodit adultas.
Dieser Ort zieht die Ferkel auf und bewahrt die Alten derselben.

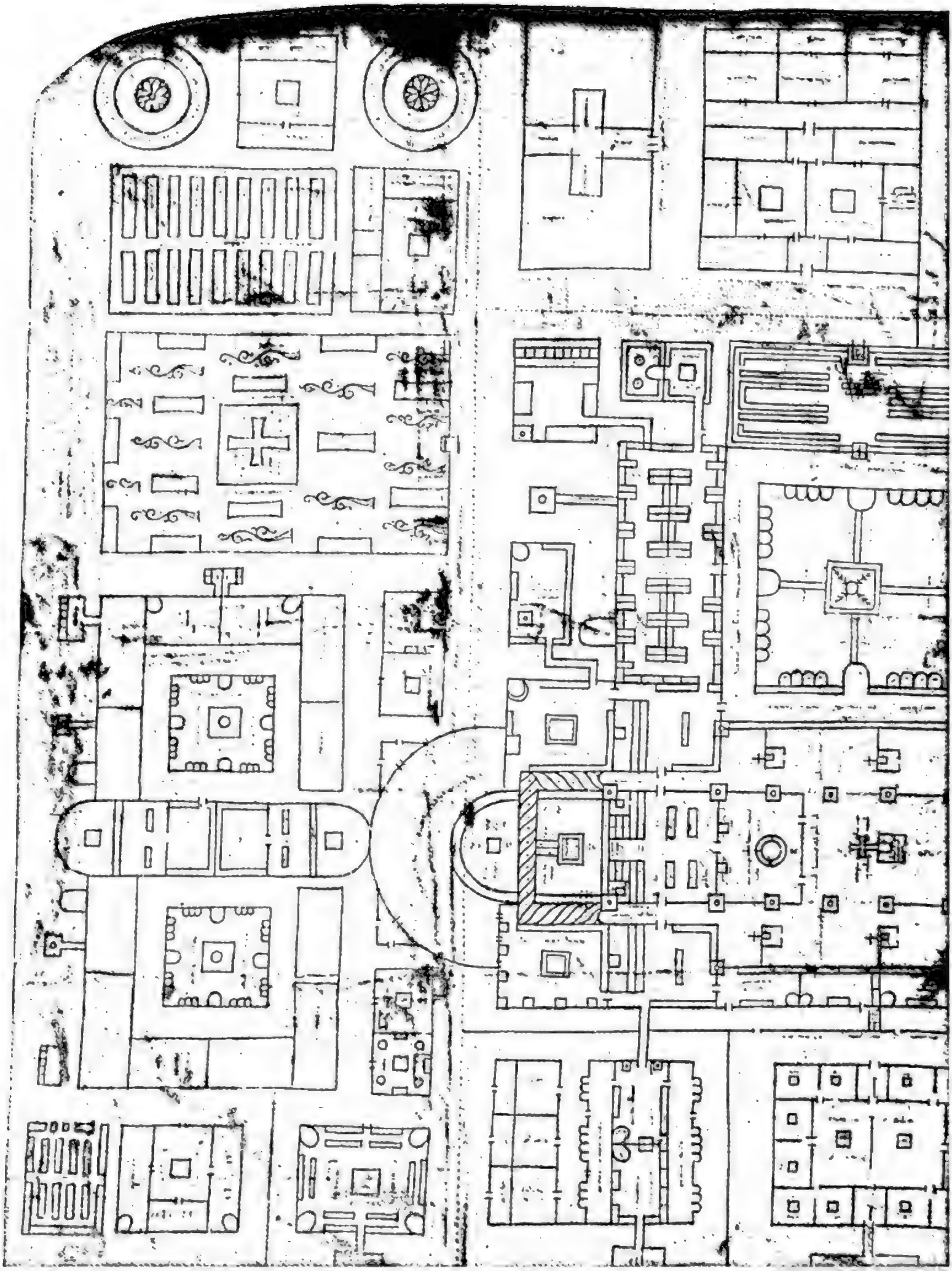
(Kirchenzugang für das Volk):
Omnibus ad sanctum turbis patet haec via templum,
quo sua vota ferant, unde hilares redeant.
Allem Volk dieser Weg zum heiligen Tempel steht offen;
wenn sein Gelübd' es gebracht', kehr' es erheitert zurück.

(Hof des Abtes): Saepibus in gyrum ductis sic cingitur aula.
Rings mit sicherem Zaun wird die Wohnung des Abtes umgeben.

(Presbyterium über der Krypta)
Sancta super criptam sanctorum structa nitebunt.
Über der Krypta erbaut, erglänzen der Heil'gen Altäre.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Der Bauriß für das Kloſter St. Gallen. Verkleinertes Facſimile des Originals in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

die Mühle, Küferei, Tenne und Stallung für Reitpferde, endlich die Räume für Handwerker: Walker, Gerber, Schuſter, Drechsler, Eiſen- und Goldſchmiede, ja ſogar Schwertfeger und Schildmacher, und für Künſtler: Holzſchnitzer, Bildhauer, Erzgießer u. ſ. w.; hinter dem Keller das Gaſthaus für arme Reiſende und Pilger mit eigener Küche und Brauerei. Im Norden der Kirche befanden ſich das Haus für vornehme Gäſte mit eigenen Dienſtwohnungen, Vorratsräumen und Stallungen, ſowie Brauerei und Bäckerei, die äußere Schule (für ſolche, die nicht Mönche werden wollten) und die Abtswohnung mit eigenem Nebengebäude für die Diener, Küche, Speiſekammer und Badeſtube. Im Oſten der Kirche und Klauſur lag die innere Schule (für künftige Mönche), die Kirche für die Novizen und die Patienten und das Krankenhaus für die Mönche mit abgeſonderter Abteilung für gefährliche Krankheiten, nebſt Arztwohnung, „Aderlaßhaus“ und Apotheke, dann die Gärten (für Gemüſe und für Heilkräuter), der Friedhof, die Geflügelſtälle (weit von den Krankenräumen entfernt!), die Wärterwohnungen und der Fruchtſpeicher. Im Weſten der Kirche und Klauſur endlich, vom eigentlichen Kloſter durch eine Mauer getrennt, befanden ſich die Stallungen für das Vieh (Schafe, Ziegen, Rinder, Schweine, Pferde), ſo wie das Geſindehaus, zwiſchen welchen Gebäuden die öffentliche Zufahrt zur Kirche leitete. An der letzteren wurde von 822 bis 829 gebaut, wobei die Mönche ſelbſt Hand anlegten und die rauheſte Arbeit verrichteten. Die Säulen wurden aus Felsblöcken ausgehauen, die Fenſter mit Glas verſehen; ſpäter (841—883) die Wände mit goldglänzenden Malereien geſchmückt; gläſerne Kronleuchter, mit getriebener Arbeit in Gold und Silber verzierte, mit koſtbaren Teppichen gedeckte Altäre, aus Elfenbein und edlen Metallen gefertigte und mit Edelſteinen beſetzte Kruzifixe und Reliquienbehälter, in geſchnitzten und ebenſo geſchmückten Decken prangende Kirchenbücher, prachtvolle Kelche, Patenen, Meßgewänder u. ſ. w. erhöhten die Pracht noch mehr. Auch die Abtswohnung prangte in Marmorſäulen und Wandgemälden, die das Kloſter Reichenau lieferte. Im Ofen der Bäckerei konnten angeblich tauſend Brote auf einmal gebacken werden, und die Brauerei ſoll hundert Malter Hafer gefaßt haben. Im ganzen zählte das Kloſter über vierzig Gebäude und glich daher einer kleinen Stadt. Die Bauart derſelben, namentlich der Kirche, war in St. Gallen wie anderwärts noch die an die antike ſich anlehnende altchriſtliche, mit welcher ſich indeſſen bereits gewiſſe Eigentümlichkeiten verbanden, wie z. B. die dem Reliquiendienſte gewidmeten Krypten unter den Chören, deren die Kirchen nicht ſelten zwei an beiden Schmalſeiten beſaßen, die beſonderen Heiligen gewidmet waren, dann die Glockentürme, die aber nicht nur den Glocken, ſondern auch zum Überblick über das Ganze und zur Verteidigung gegen Feinde dienten, überdies aber oft in ihren Spitzen noch beſondere Heiligtümer beherbergten, wie z. B. die beiden Türme in St. Gallen ſolche der Erzengel Michael und Gabriel.

Was das Leben der Mönche im Kloſter betrifft, ſo fehlte es ihnen nicht an Mahnungen zur Demut. Sie mußten der Reihe nach ihren Mitbrüdern die Füße und das Linnen waſchen. Um ſtets unter Aufſicht zu ſein, gab es für ſie kein Dunkel; die ganze Nacht brannte Licht in den Schlafzimmern. Während des Speiſens erinnerten Vorleſer ſie an ihren Beruf und deſſen Pflichten. Die Faſtengebote wurden natürlich ſtreng beobachtet; doch der Wein- und Biergenuß, anfangs verpönt, ließ ſich nicht auf die Dauer verbannen.

Das Kloſter des neunten und zehnten Jahrhunderts, beſonders St. Gallen, war aber nicht nur der Sitz ſolcher Selbſtverleugnung, ſondern ein eigentlicher Brutherd der ſpäteren mittelalterlichen und damit indirekt auch der neueren Geiſteskultur. Es war ein wundervoller Bau, der nicht geiſtloſer Askeſe, ſondern hoher Begeiſterung für die Religion diente, als deren Beförderungsmittel Kunſt und Wiſſenſchaft in inniger Verknüpfung gepflegt wurden. Die Bücherei St. Gallens und in ihr die mannigfaltigſten Kunſtſchätze vermehrten ſich ſtetig,

meiſt durch eigene Arbeiten der Mönche. Anfangs wurden die heidniſchen Schriftſteller des Altertums nur als Hilfsmittel zum Sprachunterrichte geduldet; bald aber fanden die Mönche, ohne ihrem Chriſtentum zu ſchaden, auch ſelbſt Geſchmack an ihnen und fertigten Abſchriften ihrer Werke. Dieſer in ſeinen Quellen nicht nachweisbare Aufſchwung des Kloſters iſt vorzugsweiſe dem Abte **Grimald** in der Mitte des neunten Jahrhunderts und ſeinem Nachfolger **Hartmut** zu verdanken. Aus der Zeit des erſteren beſitzen wir noch den älteſten Katalog der Kloſterbibliothek. Durch einen Schiedſpruch **Ludwigs** des Deutſchen zu Ulm 854 erlangte das Kloſter St. Gallen ſeine volle Unabhängigkeit vom Bistum Konſtanz, wählte von da an ſeinen Abt ſelbſtändig und wurde mit Hilfe ſeiner ausgedehnten, wenn auch zerſtreuten Beſitzungen, die von der Aare bis an die Murg, den Neckar und die Iller reichten, eine Macht im Reiche. Kaiſer, Könige und Herzöge beſuchten es wiederholt und bedachten es mit Rechten und Freiheiten, namentlich auch mit Ausnahmen von der ſtrengen Kloſterregel.

Die Klöſter vertraten damals im Norden der Alpen die Stelle des noch nicht geborenen Buchhandels und liehen einander ihre Bücherſchätze, meiſt bibliſchen und theologiſchen Inhalts, doch auch lateiniſche Klaſſiker, zur Fertigung von **Abſchriften**, auf die unendlich viele Mühe verwendet wurde. Es war mehr ein **Malen** als ein Schreiben. Nachdem das Pergament gehörig geglättet, gereinigt, geflickt und liniiert war, wurden die Anfangsbuchſtaben in Gold, Silber und bunten Farben, mit vielfach verſchlungenen Verzierungen und Miniaturbildern (im urſprünglichen Sinn, d. h. Mennigmalereien), die übrigen Schriftzeichen in ſchöner deutlicher Form ausgeführt; ja man ſchrieb oft ganze Bücher, beſonders geiſtliche, mit Farbe, Gold oder Silber. St. Gallen beſaß in dieſer Kunſt einen unbeſtrittenen Vorrang unter den deutſchen Klöſtern, namentlich auch infolge ſeiner Vielſeitigkeit. Denn es waren hier außer den kräftigen Zügen und Bildern der deutſchen Mönche auch die eigentümlich verſchlungenen und verſchnörkelten Zeichen und Zierraten der Iren und Schotten vertreten, welche in nicht geringer Anzahl der Stiftung ihres Landsmannes zueilten und unter denen ſich **Möngal** (im Kloſter Marcellus) als Lehrer und Muſiker auszeichnete. Als Schreiber erlaubten ſie ſich nicht ſelten den Scherz, bei der mühſamen Arbeit Stoßſeufzer in ihrer Mutterſprache nach Anbruch des Feierabends oder nach einem labenden Glaſe Wein an den Rand zu kritzeln. Der Unfähigkeit dieſer Iren, über die Ornamentik hinausgehende, lebenswahre Geſtalten zu ſchaffen, ſtehen die ſpäteren Malereien der einheimiſchen Brüder in der Blütezeit des Kloſters, d. h. im neunten und zehnten Jahrhundert, vorteilhaft gegenüber. Das Pſalterium des **Folchard**, das Psalterium aureum eines Unbekannten und das

Iriſche Handſchriften-Ornamentik in einem St. Gallener Evangeliar aus dem achten Jahrhundert.

Evangelium longum des Sintram zeichnen ſich, wie durch ihre herrliche Schrift und glänzende Farbenverwendung, ſo durch Naturwahrheit und Vollendung menſchlicher und tieriſcher Formen aus, namentlich glänzt das „goldene“ Pſalter durch Darſtellungen aus dem Leben des Königs David, natürlich in der Tracht und mit den Geräten der Zeit des Schreibers, wobei es allerdings an mannigfaltigen Gebrechen der Zeichnung nicht fehlt.

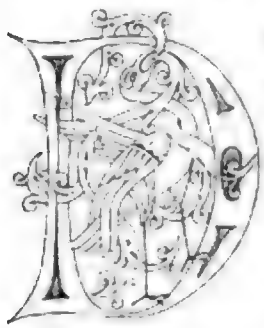
Nicht nur die Malerei aber, auch die Plaſtik blühte im Kloſter St. Gallen zu ſeiner Glanzzeit. Der antike Gebrauch der Diptychen, Tafeln von Holz, Schiefer, Edelmetallen, beſonders aber von Elfenbein (auch Kamelbein), die zu zweien als Einfaſſungen von Schreibtafeln dienten und als koſtbare Geſchenke beliebt waren, herrſchte auch in den Klöſtern jener Zeit. St. Gallen beſitzt ſolche, die zu Büchereinbänden verwendet wurden, in geſchnitztem Elfenbein von einem unbekannten älteren Künſtler (mit Kampfſzenen) und von dem berühmten Tutilo († 915), der zugleich Muſiker, Dichter (lateiniſch und deutſch), Baumeiſter, Bildkünſtler und Maler, dabei aber auch eine Hünengeſtalt von unverwüſtlichem Humor war, ſo daß Karl der Dicke ſich darüber ſehr ungehalten zeigte, daß man einen ſolchen Mann zum Mönche gemacht habe. Auch Mainz und Metz lernten ſeine Kunſt in einem „Thron Gottes“ und einem Marienbilde kennen. Sein Diptychon ſtellt Chriſtus dar, umgeben von Engeln, den Evangeliſten, von Sonne, Mond, Meer und Erde, die durch Perſonen allegoriſch vertreten ſind, auf der zweiten Tafel die Himmelfahrt Marias und den heiligen Gallus mit ſeinem zahmen Bären, der ihn bedient.

ASCENSIO SCE MARIE
GALL PANE PORRIGIT VRS

Elfenbeintafel des Tutilo in St. Gallen.

Die Schulen der Klöſter waren damals die einzigen weit und breit. Den Hauptinhalt des Unterrichtes bildeten die „ſieben freien Künſte“, von denen das „Trivium“ (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) die höhere, zum Verſtändnis der heiligen Schriften dienende Wiſſenſchaft, das Quadrivium aber (Muſik, Arithmetik, Geometrie

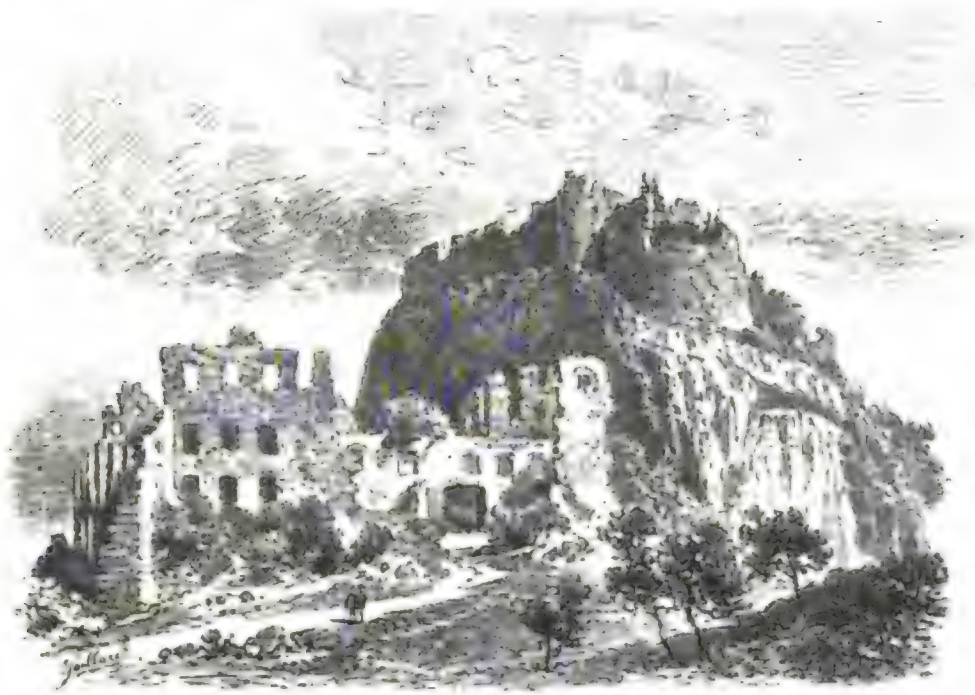
und Aſtronomie) die ſich nach damaliger Auffaſſung mehr auf bloße Fertigkeit beziehenden Hilfsfächer umfaßte, von denen das erſte dem Gottesdienſt, das zweite der Güterverwaltung, das dritte der Baukunſt und das vierte der kirchlichen Zeitrechnung förderlich war. Die Schule St. Gallens, und ſo wohl jede Kloſterſchule, zerfiel, wie angedeutet, in die der Oblati, d. h. dem Kloſterleben Gewidmeten, unter denen ſich bisweilen reife Männer befanden, und in die kanoniſche oder äußere Schule, in welcher ſich adlige Söhne zu Weltgeiſtlichen bildeten, wofür ſie freiwillige Geſchenke gaben. Ein hauptſächliches Lehrmittel war der Stock oder die Rute. Als Autorität in der Grammatik galt Alkuin. Von lateiniſchen Klaſſikern kannte man wenig mehr als Vergil und wußte auch dieſen nicht zu ſchätzen. Bis zur Korrektheit in der Sprache Roms brachte man es nie; ja es gab Mönche, welche ſie nie lernten. Vom Griechiſchen kannte man nur die roheſten Anfänge, und auch dieſe nur in byzantiniſcher Form, vom Hebräiſchen gar nichts. Kurz, die klöſterliche Wiſſenſchaft war nach unſeren Begriffen noch ſehr primitiv. Um ſo mehr muß das, was geleiſtet wurde, anerkannt werden. Als Lehrer wirkten entweder die im Kloſter ſelbſt erzogenen oder von auswärts berufene Mönche. In dieſer Eigenſchaft zeichneten ſich zu Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts die mit dem Künſtler Tutilo ein Freundeskleeblatt bildenden Gelehrten Ratpert und Notker der Stammler (balbulus) aus. Jener war in der Schulſtube eifriger, als im Kapitel und in der Meſſe, dichtete aber geiſtliche Lieder und eröffnete die Reihe der mit der hiſtoriſchen Kritik allerdings auf geſpanntem Fuße ſtehenden Chroniſten des Kloſters. Notker, zugleich Arzt und Komponiſt, gutmütig, aber furchtſam, ſchrieb über Muſik; unſicher aber iſt, ob ihm das im Mittelalter berühmte, ja ſogar als Zauberlied berüchtigte „Media vita in morte sumus“ angehört.



Initial in dem Pſalterium Notkers in St. Gallen.

Daß es in den Klöſtern nicht an Ränken und Feindſchaften fehlte, zeigen unter anderen die boshaften Streiche, welche der Speiſemeiſter Sindolf den genannten drei Freunden ſpielte und die bis zum Verderben mühevoll gefertigter Handſchriften gingen, wofür ſie ihn allerdings einſt die Peitſche fühlen ließen. Einer ihrer Schüler war der große Salomo III., der ſich vom nachläſſigen und zuchtloſen Kloſterzögling und ſtudentiſchen Don Juan 890 zum Abt und ſogar (erſt dreißigjährig) noch in demſelben Jahre zum Biſchof von Konſtanz emporſchwang. Derſelbe war Vertrauter des Reichsregenten und Erzbiſchofs Hatto und wurde von König Konrad gegen die aufrühreriſchen und ſelbſtſüchtigen Großen Schwabens, namentlich gegen die ehrgeizigen „Kammerboten“, auch Pfalzgrafen, thatſächlich aber gegen die Herzöge Erchanger und Berchtold unterſtützt, die ihn einſt (freilich gereizt durch beleidigende Scherze von ſeiner Seite) hinterliſtig gefangen nahmen, aber ſchließlich dem König, ihrem Schwager, unterlagen, der ſie, gegen ſein gegebenes Wort, bei Adingen im Neckargau 917 hinrichten ließ. Von Salomo, welcher 920 ſtarb, beſitzen wir eine wundervolle Goldinitiale, die er noch als Biſchof malte, um zu zeigen, was er im Kloſter gelernt hatte; ein alphabetiſches Realwörterbuch in Auszügen aus Schriftſtellern wird ihm ſchwerlich mit Grund zugeſchrieben. Unter ihm (908) ſagte Biſchof Adalbert von Augsburg, er habe in St. Gallen einen toten Heiligen (Gallus) geſucht und ſtatt deſſen viele lebende Heilige gefunden. Auch predigte er öffentlich auf freiem Felde dem zuſammenſtrömenden Volke. Die Freundſchaft, welche ihm König Konrad widmete, erhielt ein lebendiges Bild bei deſſen Beſuch im Kloſter bald nach ſeiner Wahl 911, wo er in bekannter Weiſe die Andacht der Kloſterſchüler mit ausgeſtreuten Äpfeln und Gold auf die Probe ſtellte und ſich unter die auswärtigen Brüder aufnehmen ließ.

Wie die Klöſter damals nicht nur Ehre, ſondern auch Leid und Unheil zu erfahren hatten, zeigt St. Gallens Beiſpiel im zehnten Jahrhundert mit grellen Zügen. Während die Verwalter der ſtets ſich vermehrenden und zum Teil ſehr entfernt liegenden Kloſtergüter (die Meier) die Herren ſpielten, mit Hörnern und Hunden zur Haſen- und Wolfsjagd, zur Bären- und Sauhatz zogen und den Pflug auf dem Acker roſten ließen, wurde die Abtei von den fremdartigſten Völkern, ſowohl von den Söhnen der aſiatiſchen Steppe, den Magyaren (926), als von denen der afrikaniſchen Wüſte, den Sarazenen (um 950) überfallen. Erſtere plünderten nach Herzensluſt in dem von den Mönchen verlaſſenen Kloſter (ſie hatten ſich in eine nahe Waldſchanze zurückgezogen, Bibliothek und Kirchenſchatz aber gut verborgen); letztere, die ſich lange in den Alpen eingeniſtet hatten, wurden von den handfeſten Mönchen glücklich vertrieben. Auf die Strenge der Kloſterzucht wirft die Thatſache ein unheimliches Licht, daß (937) ein Schüler, der auf den Eſtrich geſchickt wurde, um zu ſeiner und anderer



Der Hohentwiel.

Beſtrafung Ruten zu holen, den Dachſtuhl in Brand ſteckte, ſo daß die ganze Schule, ein Teil der Kirche und der Wohnungen abbrannte (wobei man nichts ſo eifrig rettete als die Reliquien) und die Brüder anderwärts Unterkunft ſuchen mußten, wodurch die Kloſterordnung argen Schaden litt. Was gewaltthätige Äbte vermochten, zeigt das Beiſpiel Kralochs (940—959), der den wiederſpenſtigen Mönch Viktor durchpeitſchen und auf deſſen Flucht anhalten und blenden ließ, ſelbſt aber vor ſeinen empörten Mönchen fliehen mußte und dabei die mitgenommenen Schätze der Kirche durch Raub verlor.

Nach dem Tode Abt Kralochs kehrte in St. Gallen eine freundlichere Zeit ein. Wie die drei kunſtreichen und gelehrten Freunde Notker, Ratpert und Tutilo eine erſte, ſo begründeten die Ekkeharte am Ende des zehnten Jahrhunderts eine zweite, wenn auch geringere Blüteperiode des Kloſters. Jene war die Zeit des ſtrengen Kloſterlebens, das jedoch mit der gewiſſenhaften Übung der frommen Gebräuche in den Mußeſtunden einen derben Humor abwechſeln ließ. Die neue Periode geſtattete im kirchlichen Leben mehr Freiheit, befliß ſich aber

daneben feinerer und gebildeterer Sitten. Der erſte Ekkebart, den wir bereits als Sänger des Helden Walter kennen, war der Vater aller Armen und Reiſenden (er ſtarb 973). Der zweite, ſein Neffe, war es, den ſeine Gelehrſamkeit, weltmänniſche Gewandtheit und Schönheit an den Hof Kaiſer Ottos II. und auf Hohentwiel, die Burg der ſchwäbiſchen Herzogin Hadewig, Nichte Ottos des Großen, rief, die als geweſene Braut eines byzantiniſchen Kaiſers das damalige (verdorbene) Griechiſch erlernt hatte, die er den Vergil kennen lehrte und deren ſtolzes Herz ihm entgegenſchlug, die ihn aber auch ihre Launen fühlen ließ; er ſtarb 990 als Propſt in Mainz. Der dritte Ekkehart, ebenfalls Neffe des erſten, unterrichtete auf Hohentwiel die Kapläne der Herzogin, war ſpäter Dekan des Kloſters und ſtarb nach 1000. Der vierte endlich (um 980 bis um 1060) leidenſchaftlicher Anhänger der alten Zeit des Stiftes, aber vielſeitig gebildet, affektierte eine Klaſſizität, der er nicht gewachſen war, verachtete die Mutterſprache und ſetzte Ratperts Chronik in anekdotenhafter und vielfach unzuverläſſiger Weiſe fort. Sein Lehrer, Notker Labeo, ein dritter Neffe des erſten Ekkehart, wandte dagegen der deutſchen Mutterſprache eifrige Pflege zu, übte Muſik und kannte auch Mathematik und Aſtronomie. Ein älterer Notker, Pfefferkorn genannt, that ſich als Lehrer, Maler, Dichter und Arzt hervor. Das waren die letzten Männer, welche den idealen Ruhm des Kloſters auf ihren Schultern trugen. Nach ihnen zerfiel deſſen Zucht ſowohl als Bildung; die von Cluny in Frankreich aus verſuchte einſeitig asketiſche Reform der Benediktinerklöſter fruchtete in St. Gallen nichts, und ſchon um die Mitte des elften Jahrhunderts thaten die Mönche, was in anderen Abteien ſchon früher eingetreten war, ſie begnügten ſich mit dem Ruhme der Vorfahren, lockerten die Zucht, ließen die Schule verkümmern, vertauſchten die Feder mit dem Schwerte, und führten Fehden mit dem raubluſtigen Adel der Nachbarſchaft. Die Äbte ſelbſt zogen zu Roß und im Harniſch aus, gleich weltlichen Machthabern raubend und verheerend. Schon am Ende des elften Jahrhunderts konnten der Abt und die meiſten Mönche nicht einmal mehr ſchreiben; kein Tutilo oder Ekkehart rang mehr nach der Gunſt der Muſen.

In Süddeutſchland wetteiferten mit St. Gallen, ohne es zu erreichen, die Klöſter Reichenau im Unter- oder Zellerſee und Weißenburg im Elſaß (630 gegründet). In Norddeutſchland ſtanden ihnen zur Seite: Fulda, deſſen Gründung bereits (S. 120) genannt iſt, Korvei an der Weſer, das 822 als eine Filiale des galliſchen Kloſters Corbie an der Somme durch Ludwig den Frommen entſtand. Es fand ein lebhafter Verkehr zwiſchen dieſen und anderen Männerklöſtern ſtatt; nicht wenige Künſtler, Schriftſteller und Gelehrte finden wir in mehreren derſelben nacheinander als Schüler, Mönche oder Vorgeſetzte; den Kriſt-Sänger Otfried z. B. in Fulda, Reichenau, St. Gallen und Weißenburg.

Aber auch unter den Frauenklöſtern nahm eines, Gandersheim, 852 geſtiftet von Herzog Lindolf und Oda, den Großeltern König Heinrichs I., deren Tochter Hathumod die erſte Äbtin war, eine Stellung ein, durch welche es mit den Abteien der Männer im Ruhme idealen Strebens in die Schranken des Wetteifers trat. Es geſchah dies im zehnten Jahrhundert, in der Glanzzeit der Ottonen. Es iſt aber weſentlich nur ein Name, der dieſe Glanzzeit durch den Ruhm des Frauenkloſters Gandersheim verherrlichen hilft, der Name eines deutſchen Mädchens, deſſen Wagnis in der geſamten Geſchichte der Entwickelung unſerer Nation allein und ſondergleichen daſteht. Die Nonne Hrotſuit (lat. Hrotſuitha), in mundgerechterer Form Rotſuita, welchen altdeutſchen Namen ſie ſelbſt mit clamor validus, ſtarker Klang (oder lauter Zuruf) überſetzt, vertritt als lateiniſche (allerdings keineswegs klaſſiſche oder auch nur korrekte Schriftſtellerin) eine ganz eigenartige Erſcheinung der deutſchen Kulturgeſchichte, eine ſo eigenartige, daß ſie unlängſt den Verſuch veranlaßt hat, ſie als eine ein halbes Jahrtauſend nach ihrer Zeit (da ſie allerdings erſt entdeckt wurde) begangene Fälſchung darzuſtellen; welcher Verſuch freilich durchaus mißlungen und gründlich widerlegt iſt.

Rotſuita, deren Geburt um 930 fallen mag, während ihre Herkunft völlig unbekannt iſt, erhielt im Kloſter Gandersheim ſelbſt eine gelehrte Bildung nach dem Geſchmacke jener Zeit, welcher die klaſſiſchen Formen des alten Römertums mit dem Inhalte des chriſtlich-katholiſchen Glaubens zu verſöhnen und zu verſchmelzen, und damit der zugleich als heidniſch und barbariſch geltenden Volksſprache entgegenzuarbeiten ſtrebte. Es unterrichteten ſie erſt die ältere Nonne Rikkardis und danach, obſchon jünger als ſie, ihre Äbtin Gerberg, eine Nichte Ottos des Großen und Schweſter der Herzogin Hadewig, die wir aus St. Gallens Geſchichte kennen, und nicht die erſte vom königlichen Geſchlechte Sachſens, welche dort den Krummſtab führte. Es ſcheint in dieſem Hauſe die nämliche Begeiſterung für damals mögliches Wiſſen geherrſcht zu haben wie in demjenigen Karls des Großen, nur daß ſeine Frauen mit der Bildung nicht die Frivolität der Töchter des erſten Kaiſers, ſondern ſtrenge weibliche Würde verbanden.

Inneres der St. Michaeliskirche zu Fulda.

Rotſuitas ferneres Leben, ſowie die Zeit ihres Hinſcheidens iſt gänzlich in Dunkel gehüllt; wir kennen nur ihre Schriften. Wahrſcheinlich begann ſie an denſelben bald nach dem zurückgelegten zwanzigſten Jahre zu arbeiten. Die erſten derſelben waren acht Legenden; eine zweite Gruppe bilden ihre ſechs geiſtlichen Dramen, die erſten in Deutſchland verfaßten; den Schluß machten zwei epiſche Gedichte. Die Reihe dieſer Werke war vermutlich 973 geſchloſſen. Die Legenden und epiſchen Gedichte ſind in Hexametern, meiſt leoniniſchen, oft ſogar allitterierenden, teilweiſe auch, ſo wie die Widmungen dazu, in Diſtichen, die Dramen aber in einer bisweilen gereimten Proſa, ohne Szenenabteilung und Bemerkungen über Ort und Verlauf der Handlung geſchrieben. Die meiſten der Legenden ſind nach den betreffenden Heiligengeſchichten bearbeitet. In „Maria“, nach dem apokryphen Evangelium des Jakobus, finden ſich wunderliebliche Schilderungen, wie auf der Flucht nach Ägypten auf das Gebeiß des göttlichen Kindes eine Palme ſich neigt, den Flüchtlingen Früchte zu ſpenden und an ihrem Fuße ein Quell entſpringt, die Durſtigen zu laben, und wie dann in einem heidniſchen Tempel die ägyptiſchen Götter bei der Ankunft des Heilandskindes herabſtürzen und der Fürſt wie das Volk vor dieſem ſich beugen. Die Geſchichte des heiligen Gangolf iſt ſchon bedenklicher, indem ſie die ſehr derbe Strafe der ehebrecheriſchen Frau des Heiligen berichtet, welche, weil über den Tod und die Wunder am Grabe ihres Gatten ſpottend, kein Wort mehr ſagen konnte, ohne daß ihr ein gewiſſer Ton entfuhr. Die Dichterin fand dieſen Zug ſchon in ihren Quellen vor, ſtellte ihn aber auf komiſche Weiſe dar. Es iſt hier beizufügen, daß ſolche anſtößig ſcheinende Stellen der frommen Nonne, deren ſonſtige Dichtungen für die rührendſte jungfräuliche Reinheit ſprechen, nicht zum Vorwurfe gemacht werden dürfen. Jene Zeit war derber als die unſrige; und namentlich auf dem religiöſen Gebiete ſcheute man ſich nicht, das Laſter um ſo ſchwärzer zu ſchildern, je heller man die Tugend ſtrahlen laſſen wollte. Gerade bei Rotſuita handelt es ſich ſtets, wo ſie das Böſe malt, um eine Beſtrafung oder Bekehrung ſeiner Träger oder um die Verherrlichung ſeiner ſchuldloſen Opfer. Niemals läßt ſie es triumphieren, beſchönigt es oder zeichnet es in verlockender Weiſe. So enthält eine der Legenden, welche deshalb beſonderen Wert hat, weil ſie der Dichterin durch mündlichen Bericht aus dem mauriſchen Spanien zukam, daher auch mehr ergreifende Wärme verrät, als irgend ein anderes ihrer Gedichte, den Märtyrertod des gefangenen jungen Chriſten Pelagius, durch welchen er den widernatürlichen Gelüſten des Chalifen Abderrachman III. entging; eine Geſchichte, welche Spanien, Portugal und die Acta Sanctorum dankbar von der deutſchen Nonne annahmen. Drei Arbeiten derſelben, eine Legende, die der heiligen Agnes, und zwei Dramen, Abraham und Paſnutius, behandeln den Schutz bedrohter Jungfrauen und die Zurückführung Gefallener. Agnes wird, weil ſie die Liebe des Sohnes eines hohen römiſchen Beamten verſchmäht, in ein Lupanar gebracht, wo aber plötzlicher üppiger Wuchs ihres Haupthaares und ein Engel ſie ſchützen, ihre Verfolger ſich bekehren, der Nachfolger des Beamten aber ſie hinrichten läßt. Abraham und Paſnutius enthalten eine und dieſelbe Handlung; beide heilige Einſiedler führen eine Gefallene (und zwar erſterer ſeine Nichte), die ſie am Orte der Schande ſelbſt aufſuchen, zur Tugend zurück. Zwei Legenden haben den Bund mit dem Teufel zum Gegenſtande; beide Schuldige jedoch, Theophilus und der Sklave des Proterius, bereuen den verbrecheriſchen Schritt, erhalten durch Fürbitten Heiliger ihre Verſchreibungen zurück und enden als Bekehrte; es ſind die erſten Vorläufer der Fauſtſage. Als einen ſolchen zu „Romeo und Julia“ in chriſtlich-asketiſcher Form können wir das Drama „Calimachus“ betrachten, deſſen Held, ein Heide, die chriſtliche Druſiana, die Gattin eines Fürſten, liebt und ihr im Tode, den ſie erbetet, nachfolgt. Beide aber werden auferweckt und der Schuldige bekehrt ſich. Die übrigen Legenden und Dramen ſchildern den Tod von Märtyrern. Merkwürdig iſt in der Legende

des heiligen Dionyſius, in welchem Rotſuita zwei Männer des Namens verſchmelzt, wie der enthauptete Märtyrer mit dem Kopfe in den Händen den Weg nach ſeinem Grabe zurücklegt. Von den drei Märtyrerdramen feiert das erſte die Bekehrung des Gallicanus, eines Feldherrn Konſtantins, und in einem zweiten Akte den Tod der Heiligen Johannes und Paulus, welche ihn bekehrt hatten, unter Julian dem Apoſtaten; das zweite aber die Verſuche des Statthalters Dulcitius unter Kaiſer Diokletian, drei zum Tode verurteilte chriſtliche Jungfrauen zu verführen, worauf er aber durch ein Wunder in der Vorratskammer, in welche ſie geſperrt waren, ſo verblendet wird, daß er die Töpfe und Pfannen umarmt und ganz rußig herauskommt, ſo daß ſeine Diener vor ihm fliehen und die Thürhüter des Kaiſers ihn hinauswerfen; dann rächt er ſich durch den Martertod der Chriſtinnen. Ein ähnliches Kleeblatt führt uns vor das dritte Drama dieſer Art, „Sapientia", welches Namens Trägerin ihre drei jungen Töchter Fides, Spes und Caritas ſterben ſehen muß.

Die Dramen Rotſuitas waren niemals für die Aufführung beſtimmt; ihr Zweck war, der heidniſchen und oft ſittenloſen Dramatik des Terentius, deſſen Nachahmerin ſich die Dichterin nennt, eine chriſtliche und moraliſche gegenüberzuſtellen, beziehungsweiſe jene durch dieſe zu erſetzen.

Die dritte Gruppe der Werke unſerer Nonne iſt nicht mehr ſtreng geiſtlichen, ſondern geſchichtlichen Inhalts. Sie umfaßt die beiden epiſchen Gedichte von den Thaten Ottos des Großen und von der älteren Geſchichte des Kloſters Gandersheim. Jene Thaten beſang ſie im Auftrage der Äbtin Gerberg, wie man glaubt, auf den Wunſch des damals (965) erſt zehnjährigen Sohnes des großen Kaiſers Ottos II., und lieferte damit eine anerkannte (leider nicht vollſtändig erhaltene) Quelle zur Geſchichte ihrer Zeit, in welcher Eigenſchaft dieſelbe aber von dem verſifizierten Bericht über die Gründung des Kloſters der Dichterin übertroffen wird. Poeſie iſt in beiden Gedichten nicht zu ſuchen; in den Werken Rotſuitas überhaupt tritt dieſelbe hinter der religiöſen Tendenz und der Gelehrſamkeit zurück, welche letztere die Dichterin, an der Hand des Boëtius und anderer, auf Philoſophie (in Paſnutius) und ſogar auf Mathematik (in der Sapientia) erſtreckt.

Auf ihre und die ihr folgende Zeit ſcheint Rotſuita keinen Einfluß ausgeübt zu haben. Ihr Beiſpiel blieb ohne Nachahmung. Auch ihre geiſtliche Richtung, die der Myſtik nahe ſteht, hatte keine unmittelbare Nachfolge. Ganz andere Beſtrebungen vielmehr herrſchten in ihrem Zeitalter, demjenigen höchſten Glanzes des alten deutſchen Reiches unter den Königen und Kaiſern ſächſiſchen Stammes, das wir nun von der weltlichen Seite zu betrachten haben.

## Sechster Abschnitt.

# Die Glanzzeit des deutschen Kaisertums.

Konrad I. war der erste deutsche König; Heinrich I., in welchem die Franken das Reich den Sachsen überließen, der erste Mehrer und Verteidiger des Reiches; Otto der Große der erste deutsche Kaiser. Gleich Karl dem Großen erhielt Otto Beweise von Achtung von seiten ferner Monarchen. Die Könige Englands und Dänemarks, die zahm gewordenen Häuptlinge der Slawen und Magyaren buhlten ebenso um seine Gunst wie die Chalifen von Cordova und die Kaiser von Byzanz, und alle diese Machthaber sandten ihm Geschenke: goldene und silberne, eherne und kunstreich gearbeitete, gläserne und elfenbeinerne Gefäße, Teppiche, Balsam und Spezereien aller Art, seltene Tiere, wie Löwen, Kamele, Affen, Strauße u. s. w. Und wie Karl der Große zwischen Rhein und Elbe unter den Sachsen, so verbreitete und befestigte der letzteren Stammesgenosse Otto der Große das Christentum unter den Slawen zwischen Elbe und Oder und unter den Jüten der dänischen Halbinsel, und gründete in diesen weiten Gegenden neue Bistümer. Dänemark und Polen wurden christlich und zugleich dem deutschen Reiche als Lehen untergeben. Die Menschenopfer hörten auf und Zivilisation verdrängte die Barbarei.

Bei dieser Machtstellung Ottos war er, wie einst Karl der Große, thatsächlich Kaiser des Westens, noch ehe ihn der Titel dieser Würde schmückte. Es lag gewissermaßen in der Luft, daß dies kommen werde und müsse, und es fehlte als notwendige Voraussetzung dessen nach den damals herrschenden Begriffen nur noch der Besitz des Königreichs Italien. Die an dieses geknüpfte Kaiserkrone war ein wesenloser Schatten, seit sie mit dem Lande des Südens den Deutschen entfallen war; im Besitze eines Mannes wie Otto mußte sie wieder werden, was sie auf dem Haupte des großen Karl gewesen.

Die Politik Ottos, mit Hilfe der Kirche über den widerspenstigen Adel zu herrschen, mußte notwendig ihre Krönung in der Erwerbung der Kaiserwürde, in der endlichen Wiederherstellung des verwaisten römisch-deutschen Kaiserreiches nach einer Unterbrechung von fast drei Vierteln eines Jahrhunderts finden. Wie in Papst Johann XII. das Laster, so erlag in Benedikt V. auch die hierarchische Anmaßung dem in der deutschen Geschichte einzig dastehenden Otto. Höher konnte der deutsche Kaiser nicht steigen und kein anderer ist so hoch gestiegen; gerächt war durch ihn Armin, in dessen Heimat jetzt das Diadem der Cäsaren prangte, gerächt Widukind, dessen Enkel nun das Scepter seines fränkischen Überwinders trug. Ja der letztere hatte seinen kräftigsten Nachfolger im Schoße der von ihm überwundenen Sachsen gefunden, der an Umfang seiner Macht und in der Gabe, sie zu gebrauchen, auf allen Gebieten mit ihm wetteiferte.

Die sächsischen Kaiser nach dem großen Otto bieten viele Ähnlichkeit mit den Karolingern nach dem großen Karl dar; in beiden Dynastieen folgte auf einen die Größe des Hauses

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Erzreliefs am Portal des Doms zu Gneſen; Darſtellungen aus dem Leben des heil. Adalbert.
Aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Erzreliefs am Portal des Doms zu Gneſen; Darſtellungen aus dem Leben des heil. Adalbert.

Aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Digitized by Google

# Erläuterung der Reliefdarstellungen aus dem Leb

Diese Erzreliefs sind ein Werk der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und von doppeltem Interesse als bildliche Lebensgeschichte eines der hervorragendsten mittelalterlichen Heiligen und einflußreichen Zeitgenossen Kaiser Ottos III., wie auch als Kostüme- und Sitten-Bilder jener Zeit.

Der Künstler hat auf beiden Flügeln 18 Reliefs in gleich abgeteilten Feldern ausgeführt. Auf dem linken Flügel befinden sich 9 Bilder von unten aus gerechnet, welche das Leben des heil. Mannes von seiner Geburt an bis zu seinem Aufenthalte im römischen Kloster darstellen. Auf dem rechten Flügel ebenfalls 9 Bilder, welche die apostolische Thätigkeit des heil. Adalbert in Preußen darstellen.

Der unbekannte Künstler, welcher die Lebenschronik des heil. Adalbert in Erz darstellte, hat unzweifelhaft genaue Lebensbeschreibungen des Heiligen in Händen gehabt, auf Grund derselben Chronik soll hier die Bedeutung der einzelnen Bilder erklärt werden.

I. Das erste Bild links unten hat zwei Abteilungen. Unter dem Bogen auf der linken Seite dieses Bildes sitzt eine Frau auf einem Bette in der Tracht einer Matrone, welche von einer Magd bedient wird, und zweifelsohne die Mutter des heil. Adalbert nach dessen Geburt darstellt. Die zweite Hälfte veranschaulicht, ebenfalls unter einer Arkade, die Taufe des Kindes.

II. Das zweite Bild ist ganz entsprechend der damaligen Chronik des Jan Kanapan ausgeführt. Die Eltern des heil. Adalbert opfern ihren kranken Sohn Gott vor dem Priester im Beisein seiner Amme oder seines Wartemädchens. Das geschieht am Altar der allerseligsten Jungfrau Maria.

III. Dieses Bild stellt den Augenblick dar, in welchem die Eltern den heil. Adalbert zur Schule geleiten. Unter der linken Arkade sieht man die Mutter, den Vater und den Sohn in reichgeschmückten Kleidern, unter der rechten hingegen den Vorsteher der Schule, namens Ostryk. Dieser, mit einer Toga bekleidet, reicht dem Knäblein die Hand. Alledem sieht ein an die Mauer gestütztes Bäblein neugierig zu.

IV. Dieses Bild zeigt den vor der Kirche betenden heil. Adalbert derart, wie das in seiner Lebensbeschreibung zu lesen, daß er nachts barfuß mit entblößtem Haupte und in leichter Kleidung andachtsvoll die Kirchen besucht.

V. Hierauf wird der Augenblick dargestellt, in welchem Kaiser Otto II. mit dem Zepter in der Hand und der Krone auf dem Haupte auf dem Throne sitzend, dem heil. Adalbert den Bischofsstab einhändigt, d. h. daß er ihm die Investitur auf das Bistum Prag erteilt. Hinter dem Throne des Kaisers steht mit gezogenem Degen ein Schwertträger. Die Personen links seitwärts sollen das Gefolge des Kaisers und Geistliche darstellen.

VI. Der heil. Adalbert treibt kraft des über einem vom Teufel Besessenen gemachten Zeichens des heil. Kreuzes den bösen Geist aus. Den heil. Adalbert begleiten dabei zwei Geistliche. Die Augenzeugen seitens des Besessenen sind anscheinend drei Bürger. Nach den Aussagen der Biographen soll das Ereignis an demselben Tage Platz gehabt haben, an welchem dem heil. Adalbert die Kathedrale zu Prag übergeben worden ist. Der heil. Apostel wird hier im Bischofsschmuck mit dem Hirtenstab in der Hand dargestellt.

VII. Im siebenten Relief wird dargestellt, wie dem vor seiner Kathedrale schlafenden Bischofe sich Christus der Herr offenbart und ihm befiehlt, von seinem Lager aufzustehen, mit den Worten: „Ich bin der schon einmal verkaufte Jesus Christus. Jetzt wieder verkauft man mich den Juden (d. h. in den Personen armer Christen) und du schläfst noch?" Das Bild ist streng nach der Chronik des Kanapan dargestellt.

VIII. Hier ist die Ausführung des auf vorangeführtem Bilde dargestellten Befehles versinnbildet. Unvermögend, die armen Christen aus der Sklaverei allein befreien zu können, führt der Heilige, pontifikalmäßig bekleidet, vier derselben vor den Thron des böhmischen Fürsten Boleslaw II. und bittet diesen Monarchen, daß er ihm helfe jene Unglücklichen freizukaufen. Hinter dem fürstlichen Throne steht zur Wacht ein Krieger mit gezogenem Degen.

IX. Der h. Bischof, entmutigt durch das sündige Leben seiner Diözesanen und deren Widerstreben gegen seine Lehren, hatte die Bischofswürde niedergelegt, und war darauf samt seinem Bruder Radim nach Rom gereist, dort in das Benediktinerkloster des h. Alexius eingetreten, und übte sich daselbst in der Demut. Einstmals bediente er hier die Brüder im Speisesaal und trug Wein auf. Dabei bemerkte er einen auf dem Fußboden liegenden Gegenstand nicht, stolperte und fiel mit dem Gerät auf den Marmorfußboden, ohne auch nur etwas zerschlagen oder vergossen zu haben. So konnte er alles unversehrt den verwunderten Mönchen darreichen.

Digitized by Google

vorbereitenden Herzog (Karl Martell und Otto der Ältere) ein bahnbrechender König (Pippin und Heinrich I.), dann ein rieſenhaft großer Kaiſer (Karl und Otto) und auf dieſen eine Reihe von Schwächlingen, die mit einem anders gearteten, wieder emporſtrebenden Epigonen (Arnulf und Heinrich II.) endete. Immerhin zwar waren Otto II. und III. bedeutendere, namentlich gebildetere und idealer angelegte Charaktere, als Ludwig der Fromme und ſeine Söhne und Enkel (mit Ausnahme des wackeren Ludwig des Deutſchen); aber ihre Regierung war eine Weiberherrſchaft und dies drückt ihr den Stempel auf. Otto II. wurde weſentlich von ſeiner Mutter Adelheid und ſeiner Gattin, der Byzantinerin Theophano beherrſcht, und dieſer Einfluß vererbte ſich auf ſeine Söhne. Ottos II. Glück verließ ihn, ſobald er dem grauenvollen Verhängnis der mittelalterlichen Deutſchen nachgab, jenſeit der Alpen ein Ideal zu ſuchen, das niemals verwirklicht werden konnte, und die nationale Wahrheit einem kosmopolitiſchen Trugbilde aufzuopfern. Es war die wunderbar ſchöne, verführeriſche, aber mit tödlichem Gift erfüllte Märchenblume des Mittelalters, der dieſe für chriſtliche Weltherrſchaft glühenden Phantaſten nachjagten, bis ſie an ihren Dornen verbluteten. Otto III., der Enkel öſtlicher und weſtlicher Kaiſer, lateiniſch und griechiſch gebildet, und im Gedanken der Herſtellung eines großen römiſchen Reiches mit geiſtlich-asketiſcher Färbung erzogen, machte in dieſer Stimmung ſeinen Römerzug. Keinem Manne iſt das Reich ſo mühelos zugefallen wie dieſem Knaben. Jene phantaſtiſche Richtung nährten in ihm unabläſſig vom religiöſen Standpunkte der Böhme Adalbert oder Woytiech, der den Biſchofsſitz Prags verlaſſen, um Mönch zu ſein, und als Apoſtel der Preußen den Märtyrertod erlitt, und in politiſcher Beziehung der gelehrte Franzoſe Gerbert, Erzbiſchof von Reims, der mit ſeinem König zerfallen war und von Otto als Ratgeber erbeten wurde, welcher ihn zum Erzbiſchof von Ravenna erhob. Wie ſchon dieſe Einflüſſe zeigen — von deutſchem Geiſt und Sinn lebte in dieſem Mönchskaiſer nicht nur keine Spur, — er ſuchte vielmehr ſolchen mit Verachtung zu ertöten und fühlte ſich nur als Römer, in deſſen Adern griechiſches Blut wallte. Sein Plan ging dahin, Rom zur ſtändigen Hauptſtadt ſeines Reiches zu machen und einen ähnlichen Hof zu halten, wie ſeine byzantiniſchen Verwandten, deren ſteifes Zeremoniell mit den ſchwülſtigen Amtstiteln er auch einführte. Wie aber die Deutſchen durchſchnittlich von der verhängnisvollen Liebhaberei ihrer

Die Darſtellungen der Theophano mit der Beiſchrift imperatrix, und eines der Ottonen, mit der Beiſchrift rex, auf dem Deckel des Echternacher Evangeliariums im Großherzoglichen Muſeum zu Gotha.

Die Geſtalten ſind in Goldblech getrieben. Für die Höhe, auf welcher dieſe Kunſt Ende des zehnten Jahrhunderts in Trier, woſelbſt dieſe Handſchrift zwiſchen 983 und 991 entſtanden ſein dürfte, ſich befand, iſt der Deckel ein koſtbares Zeugnis. Das Werk ſoll von Otto III. dem Kloſter Echternach geſchenkt worden ſein.

Könige und Kaiſer für das welſche Land dachten, drückt etwas ſpäter der Hiſtoriker und Biſchof Thietmar von Merſeburg in den Worten aus: „... die Luft und die Bewohner jenes Landes ſtimmen doch nicht zu unſerer Natur. Viel Tücke und Hinterliſt herrſcht leider im Römerlande und in der Lombardei. Alle, die dorthin kommen, empfängt nur wenig Liebe; alles, deſſen dort die Fremden bedürfen, muß teuer bezahlt werden, und zwar immer noch mit Gefahr des Betrugs. Viele ſterben dort auch an Gift.“ Unſere Krieger waren immer froh, wenn ſie „die heimatlichen Gefilde wieder ſahen, die ſie ſo heiter anlachten.“

Statue Kaiſer Ottos I. am Dom zu Magdeburg.

Otto III. lebte in Italien ganz wie ein Pilger und Büßer und unter Mönchen, ohne deshalb ſeine unmögliche Reichsidee aus den Augen zu verlieren. Wäre es nach ſeinem Sinne gegangen, ſo wäre Deutſchland eine bloße Provinz des abendländiſchen Reiches geworden. Und in der That hat er in dem Beſtreben, die chriſtlich gewordenen Reiche Polen und Ungarn lediglich der Kaiſerkrone unterzuſtellen, ihr Vaſallenverhältnis zu Deutſchland aufgelöſt, indem er Polen den Tribut und Ungarn eine Königskrone ſchenkte und die Kirchenfürſten beider Länder von ihren deutſchen Oberen ablöſte. Die Folgen waren, daß beide ſich in allen Beziehungen ſelbſtändig machten, dieſe Eigenſchaft aber zu nichts eifriger verwendeten, als zu Anfeindungen Deutſchlands und Angriffen auf dasſelbe, obſchon ſie ihm und ſeinen Koloniſten alle ihre Kultur verdankten.

Mit dem frühen Tode dieſes unglücklichen, aber auch unklugen, vom undankbaren Welſchlande verlaſſenen und verratenen Jünglings, deſſen Leiche durch dasſelbe von den treuen deutſchen Kriegern nach der verachteten Heimat durchgehauen werden mußte, — war die Gefahr, welche dem deutſchen Reiche durch die Verſuche ſeiner Auflöſung in einem römiſchen Weltreiche drohten, auf erſchreckende Weiſe nahe gerückt. Was die Kaiſer thaten, das ahmten die kleineren Herren im Reiche nach. „Trachteten jene,“ ſagt Gieſebrecht, „nach der Erblichkeit der Krone, ſo ſie nach der Erblichkeit ihrer Lehen; gingen jene auf Eroberungen für das Reich aus, ſo faßten ſie die Abſchließung ihres Gebietes ſcharf ins Auge..... Daß ſie Beamte des Reiches waren, fingen dieſe Herzöge, Markgrafen und Grafen ſchon an zu vergeſſen; nicht der König mache ſie, meinten ſie, ſondern ſie den König ..... Treu dem Kaiſer als ihrem Lehnsherrn, ſolange ihr Intereſſe mit dem ſeinen gleichen Schritt ging, traten ſie, ein kraftvolles und ſtolzes Geſchlecht, bei der leiſeſten Verletzung ihrer vermeintlichen Rechte dem Geſalbten des Herrn keck gegenüber.“

Und das ganz Gleiche galt von den geiſtlichen Herren; ſie ſtrebten ebenſo nach weltlichem Beſitz, wie die anderen, und hatten vor dieſen noch den Vorteil voraus, im Namen eines Heiligen, ihres Schutzpatrons, zu empfangen, zu beſitzen und zu herrſchen und ſich auf ihr eigenes, mit dem Kaiſer an Erhabenheit wetteiferndes Oberhaupt, den Papſt, berufen zu können.

Während dieſe Ereigniſſe ſich abſpannen, lernte das deutſche Volk erſt allmählich ſich als ganzes fühlen und benennen. Im zehnten Jahrhundert war dies Gefühl und dieſer Name

Widmungsbild in dem Evangeliarium des Kaiſers Otto III.; in der königl. Bibliothek zu München.

Der Kaiſer thront in einer Halle, umgeben von je zwei Vertretern des weltlichen und des geiſtlichen Standes; vier Frauen, die Sclavinia, Germania, Gallia und Roma, als Perſonifikationen ihrer Länder und Völker, ſchreiten tributbringend auf den Kaiſer zu.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

noch nicht durchgedrungen, und man kannte das Reich noch immer nur als das fränkiſche. Erſt um 950 begann die Reichskanzlei Ottos I. die Deutſchen gemeinſam unter dieſem Namen zuſammenzufaſſen, und zwar in der Form „Teutonici“. In Italien wurde der Name früher gebräuchlich als in Deutſchland, dort war er um das Jahr 1000 allgemein, — hier wurde er es erſt im elften Jahrhundert nach und nach, und wechſelte dann mit „Theotisci“ ab; um 1080 findet ſich zum erſtenmale der Ausdruck „Teutonica patria“.

Marmorthron Karls des Großen; im Dom zu Aachen.

Früher als der Gebrauch eines gemeinſamen Namens machte ſich der Nationalſtolz der Deutſchen geltend, der indeſſen ebenſo ſtark auf der Anhänglichkeit an den König oder Kaiſer als Vertreter der Volkseinheit, als auf dem Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit beruhte. Johann von Gorze, der lothringiſche Mönch, ſagte dem Chalifen Abderrachmän in Cordova zu deſſen großem Mißvergnügen ins Geſicht: „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo kenne ich auf der Welt keinen König, der ſo viel Land und eine ſo tüchtige Ritterſchaft beſitzt, als unſer König (Otto der Große).“ Der Biſchof Lindprand von Cremona ſchrieb beim Anblick des ſchäbigen und häßlichen Byzantiners Nikephoros Phokas in ſein Tagebuch: „O meine erlauchten Herren Kaiſer (Otto I. und II.), ihr ſeid mir immer ſchön, immer glänzend, mächtig, gnädig und tugendreich erſchienen, aber um wie viel mehr von dieſem Augenblick an.“ Und das war keine Schmeichelei, denn es war wahr! Um ſo mehr aber, da derſelbe Geſandte auf ſein Volk ebenſo ſtolz war, als auf ſeinen Kaiſer. Auf die verächtliche Bemerkung des Byzantiners: „ihr ſeid keine Römer, ſondern nur Langobarden,“ war er ſo kühn, zu antworten: Romulus habe Rom mit ſchlechtem Geſindel gegründet und dieſes „Römer“ genannt, und fuhr dann fort: „ſolcher edlen Abkunft ſind diejenigen, die ihr die Herren der Welt nennt, die wir aber, d. h. die Langobarden, Sachſen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder (d. h. eben die Deutſchen, für die er aber 968 noch keinen allgemeinen Namen hatte), ſo tief verachten, daß wir im Zorn gegen unſere Feinde kein anderes Schimpfwort kennen, als ‚du Römer!‘ Denn Feigheit und Niederträchtigkeit, Geiz, Üppigkeit, Lug und Trug, kurz alle Laſter faſſen wir in dieſem einen Worte zuſammen.“ Ein anderes Mal dann: „Wenn du aber den Glauben der Sachſen jung und einfältig nennſt, ſo gebe ich dir darin recht; denn bei ihnen iſt er noch friſch und kräftig, nicht alt, verkommen und gleich einem ſchäbigen Rock wie hier.“ Und das alles ſagte ein germaniſcher, wenn auch romaniſch ſprechender Prieſter einem Monarchen ins Geſicht, der bei aller Filzigkeit und Ränkeſucht ein Held im Kriege war und ſolche Freimütigkeit daher leicht rächen konnte!

Es iſt denn auch bezeichnend, daß ſchon damals, in den erſten Zeiten des Reiches, das deutſche Volk die Kaiſerwürde ſeines Königs nicht von der Krönung durch den Papſt in Rom, ſondern lange vorher, ja ſelbſt dann, wenn eine ſolche gar nicht ſtattfand, von ſeinen

Thaten ableitete. Der ſächſiſche Geſchichtſchreiber Widukind betrachtete Karl den Großen während ſeiner ganzen Regierung als Kaiſer. Heinrich I. und Otto der Große wurden von ihren Kriegern, beide nach ihren großen Siegen über die Magyaren, als Kaiſer ausgerufen; natürlich nicht als römiſche, ſondern als deutſche Kaiſer, d. h. als Könige, die mächtiger waren als andere. Ebenſo wurde der König auch als ſolcher geehrt, wenn er, wie z. B. Heinrich I., nicht gekrönt war. Die Krönung aber, welche Otto I. wieder ins Leben führte, ging folgendermaßen vor ſich: Der König wurde in der Säulenhalle zwiſchen der Pfalz und dem Münſter in Aachen auf den Marmorthron Karls des Großen erhoben und empfing die Huldigung. Dann bewegte ſich der Feſtzug der Großen des Reiches nach dem Münſter, in deſſen Mitte der Erzbiſchof von Mainz dem Volke den König vorſtellte, das ihn mit jubelndem Zurufe empfing. Es wurden ihm dann von dem Kirchenfürſten unter paſſenden Zuſprüchen Schwert und Wehrgehäng, Mantel, Scepter und Stab überreicht; dann wurde er geſalbt und gekrönt, ſtieg auf den zwiſchen zwei Marmorſäulen erhöhten Thron, wohnte hier der Meſſe bei und begab ſich dann mit ſeinem Gefolge zum Königsmahl in der Pfalz, bei welchem ihn die Herzöge als die erſten „Miniſterialen“ des Reiches bedienten; dieſelben ſorgten zugleich für die Unterkunft und Verpflegung der Gäſte. Der von Lothringen bekleidete das Amt des Kämmerers, der von Franken das des Truchſeſſen, der von Schwaben das des Schenken und der von Bayern das des Marſchalks. Das Feſt ſchloß mit Geſchenken des freigebigen Königs an alle Teilnehmer. Das Zeichen der Kaiſerwürde war ſeit Otto I. der Doppeladler.

Die Reichsregierung war unter den ſächſiſchen Königen eine viel perſönlichere und daneben ungezwungenere, als unter den Karolingern. Dies folgte mit Notwendigkeit aus den viel länger im alten Germanentum verbliebenen Zuſtänden der Sachſen, denen noch die alten Stände, nicht aber die neuen feudalen Abſtufungen geläufig waren. Es gab keine regelmäßigen Reichstage und Kirchenverſammlungen mehr, ſondern nur wenn der König, der in beiden Verſammlungen eine entſcheidende Stimme hatte, ſolche zu wichtigen Beratungen zuſammenrief. Sein Sitz war bald da bald dort, und viel unſteter als jener der Karolinger, ja unter den Ottonen in ſpäterer Zeit faſt ebenſo oft in Italien als in Deutſchland. Bei Anlaß der großen Kirchenfeſte, Weihnacht, Oſtern und Pfingſten, deren Feier durch Könige und Kaiſer die damaligen Chroniſten ſtets gewiſſenhaft berichten, umgaben eine glänzende Verſammlung und rauſchende, fröhliche Feſte den Monarchen.

Das Verhältnis des letzteren zu ſeinem Volke war, wenigſtens unter Heinrich und Otto I., ein vorwiegend familiäres, väterliches. Kamen auch unter dem großen Otto zwei gefährliche Aufſtände vor, an denen beiden ſich ſeine nächſten Verwandten, Bruder, Sohn und Eidam, beteiligten, ſo trugen daran teils überquellende Thatenluſt, teils Aufreizungen einzelner übelwollender Perſönlichkeiten die Schuld. Beide traurige Vorfälle haben aber durch die wirklich faſt unglaubliche Güte des Kaiſers und durch die ergreifende Reue und nachhaltige Beſſerung der verführten Schuldigen, wie durch ihren frühen Tod auf dem Schlachtfelde oder in ſtrenger Pflichterfüllung eine Sühne gefunden, die uns gegen ſie mild ſtimmen muß. Mit Ausnahme dieſer beiden Kataſtrophen bot das Familienleben Ottos und ſeiner Nachkommen ein ungemein liebliches Bild rührender Anhänglichkeit und Treue dar und war ohne Zweifel ein Spiegel des damaligen durchſchnittlichen Verhältniſſes unter Verwandten von einiger Erziehung. Eine höchſt ſeltene Pietät knüpfte den großen Kaiſer an ſeine treffliche Mutter Mathilde, an ſeine Schweſtern Gerberg und Hedwig, an ſeinen ritterlichen Bruder Heinrich nach deſſen Ergebung und an ſeinen prieſterlichen Bruder Bruno, und wenn er dieſe ſeine Lieben nach langen Reiſen oder Kriegszügen wieder ſah, ſo war es ſtets ein herrliches Feſt. Ein wahres Idyll inmitten des Kriegsgetümmels war Ottos Liebe zu Adelheid, wie jene zu ſeiner erſten, früh geſtorbenen Gattin Editha, der Angelſächſin, eine ſelten innige war. Ebenſo liebevoll

Der Dom zu Aachen.

Digitized by Google

verhielt ſich Adelheid zu ihrem Sohne und Enkel, den beiden letzten Ottonen, und ſelbſt auf die aus verdorbenen Umgebungen hergekommene Fanariotin Theophano warf das Beiſpiel der deutſchen Häuslichkeit einen veredelnden Schimmer. Ottos Tochter aus erſter Ehe Liutgarde, die Gattin des zeitweiſe treuloſen Herzogs Konrad, welcher in der Magyarenſchlacht auf dem Lechfelde glorreich fiel, war demſelben in trüber Zeit vorangegangen, und es bezeichnete ihr ſtilles edles Weſen gewiß am beſten, daß eine ſilberne Spindel ihr Grab in einer Kirche zu Mainz ſchmückte.

Heinrich I. und Otto I. waren indeſſen nicht nur gütige, ſondern auch haushälteriſche Väter des Reiches. Sie übten weder Druck, noch Verſchwendung, noch ſuchten ſie ſich zu bereichern. Die Freien ließen ſich immer noch nicht beſteuern, und die Unfreien hatten ohnehin nichts zu verſteuern, ſondern nur Dienſte zu leiſten. Die Einkünfte des Reiches floſſen aus dem Ertrage der königlichen Güter, aus den Bergwerken, die Monopol waren, aus den Friedensgeldern und Bannbußen, aus Konfiskationen des Gutes Geächteter, aus Zöllen und Weggeldern, dem Münz- und Marktrechte; dann aus Ehrengeſchenken fremder Fürſten, ſo wie allderer, die ſich in ihren Angelegenheiten an den König wandten, aus den Tributen der unterworfenen Völker, namentlich der Slawen, deren Name durch ihre Unterwerfung zu dem der Sklaven wurde u. ſ. w. An Ausgaben erſparte das Reich durch die den Unterthanen obliegenden Dienſtbarkeiten und Laſten, die namentlich in Verpflegung des Hofes auf deſſen Reiſen und des Heeres auf deſſen Zügen beſtanden.

Statuen Kaiſer Ottos I. und ſeiner Gemahlin Editha im Dom zu Magdeburg.

Die Regierung der ſächſiſchen Könige war aus dem ſchon erwähnten Grunde nicht bureaukratiſch wie die der Karolinger. Die Königsboten, welche ehemals die untere Verwaltung beaufſichtigten, waren verſchwunden, und die Herzöge, welche ihrerſeits unter der unmittelbaren Aufſicht des Königs ſtanden und von ihm abhängig waren, regierten ſelbſtändig durch Vermittelung der Grafen. Es wurde nicht durch Kapitularien regiert wie früher, wenig geſchrieben, wenige Geſetze gegeben. Das Rechtsleben beruhte

auf der ungeſchriebenen Gewohnheit und Sitte des Volkes, und man vergaß die lateiniſchen Codices der früheren Zeit. Die Gerichte waren öffentlich. Die Herzöge ſaßen dem Landgerichte vor, die Grafen dem Gaugerichte, die Zentgrafen dem der Hundertſchaft: die „immunen“, von der Gaugrafſchaft unabhängigen geiſtlichen und weltlichen Herren oder ihre Vögte und Meier ihren eigenen Gerichten. Die letzteren aber wucherten immer mehr empor und ihre Zahl wie ihr Umfang fraß ſo unaufhaltſam und ſo gewaltig um ſich, daß zu Ende des zehnten Jahrhunderts nur wenig mehr von der Gauverfaſſung übrig blieb und auch dies nur in jämmerlicher Zerſplitterung.

Die beiſitzenden freien und rechtskundigen Schöffen „fanden“ das Urteil und die übrigen

Vom Grabmal der Kaiſerin Editha im Dom zu Magdeburg.

beiwohnenden Freien, der „Umſtand“ genannt, hatten beratende Stimme dabei und konnten das Urteil loben oder ſchelten. Im letzteren Falle gelangte die Sache an ein anderes Gericht, und wenn man darüber nicht einig wurde, an den König, der wieder durch Schöffen ſeiner Wahl das Urteil finden ließ. War dasſelbe nicht gut, ſo traten Schiedsrichter in die Breſche und ſprachen nach Willkür. Wollte aber der König dieſe nicht, ſo ordnete er das Gottesurtel durch den altgermaniſchen Zweikampf an. Ein ſolcher wurde 938 an dem zu dieſem Zwecke berufenen Reichstage zu Steele zwiſchen denen, welche den Enkeln, deren Väter geſtorben, das Erbe der Großväter beſtritten und denen, welche es ihnen zuzuwenden für recht hielten, ausgefochten, und die Sache der Enkel ſiegte, ſo daß mit denſelben ihre Oheime fortan teilen mußten. Der Reichstag hatte ein Schiedsgericht beſchloſſen, der König aber den Zweikampf angeordnet. Ja, derſelbe ließ 967 den Zweikampf an Stelle des Eides durch den

Reichstag zu Verona auch für Italien einführen. Es zweifelte damals kein Menſch, daß in ſolchen Fällen Gott den Ausgang zu gunſten des wahren **Rechtes** lenke. Noch weitere Arten des Gottesurtels oder Ordals waren damals üblich, wenn auch nicht nur im gerichtlichen Verfahren. So bekehrte ſich König Harald mit ſeinen Dänen, weil der Glaubensbote Poppo ein glühendes Eiſen trug, ohne daß es ihn verletzte. Über glühende Roſte ſchritten die, welche ihre Unſchuld beweiſen wollten, wie Heinrichs II. Gattin Kunigunde. Auch nahm man das Abendmahl in der Kirche darauf, daß man an einer That unſchuldig ſei: die Meinung war, daß der Schuldige dabei umkäme, was aber manche entſchieden mißbilligten.

Die damals üblichen Strafen für Verbrechen waren: Bußen, entehrende Handlungen, Ächtung, Verſtümmelungen und Tod. Herzog Eberhard wurde nach einem Landfriedensbruche, den er gegen ſeinen ungehorſamen Lehnsmann, den Sachſen Bruning, begangen, zu einer Buße von hundert Pfund Silber, die er in edeln Pferden zu entrichten hatte, ſeine Helfershelfer aber zu der damals öfter vorkommenden Schmach verurteilt, öffentlich Hunde nach der königlichen Pfalz in Magdeburg zu tragen. Bruning dagegen ging ſtraflos aus. Dieſe Ungerechtigkeit, wie ſie uns wenigſtens erſcheint, ſtachelte Eberhard, obſchon ihn der König nach erlittener Strafe beſchenkte, zu ſeiner Empörung auf. Hochverräter, ſelbſt königliche Verwandte, wie Heinrich, Liudolf und Konrad, wurden geächtet. Folgen der Acht waren Amtsverluſt, Konfiſkation der Güter, Verbannung und unter Umſtänden Tod. Letzteren erfuhren z. B. Thankmar, Ottos rebelliſcher Stiefbruder, und der trotzige und meineidige Überläufer zu den Wenden, Wichmann. Der König konnte die Acht jedoch aufheben und die Geſchichte zeigt, daß er es oft genug that, wenn die Schuldigen Reue bewieſen. Manche, welche dies nicht thaten, ſtarben durch Strang oder Beil. Heinrich II. ließ Räuber und Wegelagerer ſofort nach ihrer Ergreifung aufknüpfen. Wie es ſcheint, ſelten, und mehr in Italien als in Deutſchland, kamen Verſtümmelungen, wie Entmannung, Abhauen von Händen oder Fingern, Ohren oder Naſe, Ausſchneiden der Zunge, Ausſtechen der Augen u. ſ. w. als Strafe vor. Auch das Abſcheren der Haare und des Bartes war eine entehrende Strafe. Otto I. ſelbſt ſchwur bei ſeinem Barte, den er, freilich gegen ſächſiſche Sitte, lang wallend trug.

Ringſiegel Kaiſer Ottos I.

Die härteſten der genannten Strafen kamen immerhin meiſt im Kriege vor. Wie hoch man damals den Mut des Gegners achtete, zeigen die vielen Fälle, in denen man ſich mit dem Eide des Unterworfenen, ſelbſt des Verräters, ruhig zu ſein, begnügte. So oft aber wurden ſolche Eide gebrochen, beſonders von den Wenden, daß gegen dieſe alle Rückſicht aufhörte. Ja man nahm ihrer Treuloſigkeit gegenüber zur Liſt ſeine Zuflucht. So lud einſt Markgraf Gero dreißig Wendenhäuptlinge, die ſich gegen ſein Leben verſchworen, zu einem Male, trank ſie unter den Tiſch und ließ ſie dann töten. Im Jahre 955 wurden ſogar nach einer Schlacht ſiebenhundert gefangene Wenden enthauptet. Es mochte die Deutſchen beſonders erbittert haben, daß jene die gleichzeitige Magyarengefahr zu ihrem neuen Abfalle benutzt hatten. Kaiſer Konrad II. ließ (1035), „eine ſehr große Menge“ Heiden ebenſo (an Augen, Händen und Füßen)

Siegel des Markgrafen Gero.
Von dem Schenkungsbriefe für Gernrode vom Jahre 964.

+ IUDICIO VOME

Vollzug des Gottesurteils, dem die Kaiſerin Kunigunde zum Beweis ihrer ehelichen Treue ſich unterwarf.
Von zwei Biſchöfen geführt, überſchreitet ſie den glühenden Roſt. Der Kaiſer ſchaut traurig ſinnend zu. Im unteren Bilde ſteigt die Kaiſerin vom Roſt herab und legt ihre Hände verzeihend auf Heinrichs Haupt. Aus der Handſchrift „Henrici et Cunigundae vita“; in der Stadtbibliothek zu Bamberg.

Digitized by Google

verſtümmeln, wie ſie einem Chriſtusbilde gethan hatten, und wurde dafür in einem Gedichte als Rächer des Glaubens geprieſen. Verwüſten der im Feindeslande durchzogenen Gegend, „ſengen und brennen“, war damals und noch lange hernach unabänderlicher Kriegsbrauch.

Die Kriege jener Zeit wurden ſchon nicht mehr durch die alten Volksheere, ſondern durch **Ritterheere** geführt, zu denen **Heinrich** I. durch Einübung der königlichen Dienſtmannen den Grund gelegt hatte und die ſich im herrlichen Siege bei Riade 933 über das Raubgeſindel der Magyaren glänzend bewährten; eine That, mit welcher die Achtung der deutſchen Kraft im Mittelalter begann. Mit gleichem Glücke ſchlug Heinrich Slawen und Dänen. Aber auch Räuber und andere Verbrecher, wenn ſie tüchtig zum Kriege waren, verſchmähte er als Krieger nicht und bildete aus ſolchen in Merſeburg, wo ein Aſyl für ſie eröffnet war und ſie in der Vorſtadt angeſiedelt wurden, eine Schar, welche gegen die Wenden

ET SYRIAM SOBAL · ET CONVERTIT
IOAB · ET PERCVSSIT IDOMIN VAL
LE SALINARVM · XII MILIA

Auszug der Krieger. Aus dem Psalterium aureum zu St. Gallen. Tracht und Bewaffnung des zehnten Jahrhunderts.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Igit̃ heinricꝰ rex accep
ta pace ab ungariis ad nouē annos. q̃nta
prudentia uigilauerit in muniendā patͥā.
⁊ in expugnando barbaraſ nationes. ſupra
nr̃am ē uirtutē edicē. licet om̄imodis non
oporteat taceri. Et pͥmū quidē ex agrariis
militibꝰ nonū quēq; eligenſ in urbibꝰ habi
tare fecit. ut cet̃is ꝯfamiliaribꝰ ſuiſ octo ha
bitacula extrueret. frugū omniū t̃tiā par
tē exciperet ſeruaretq;. Cet̃i v̊ octo ſeminarēt
⁊ meterent. frugeſq; colligerēt nono. ⁊ ſuis
eas locis reconderent. Concilia ⁊ om̄s ꝯuentꝰ
atq; ꝯuiuia in urbibꝰ uoluit celebrari. in qͥbꝰ
extruendiſ die noctuq; oꝑam dabant. q̃tinꝰ
in pace diſcerēt. qͥd ꝯt̃ hoſtes in neceſſitate
facere debuiſſent. Vilia aut nulla ext̃ ur
beſ fuere menia. Tali lege ac diſciplina cū
ciueſ aſſuefacēt. repente irruit ſuꝑ ſlauoſ
qui dicunt̃ heuelli. ⁊ multiſ eos p̄liis fati
ganſ. demū hieme aſpͥma caſtris ſuper
glaciē poſitis. cepit urbē que dr̃ brenna
burg. fame ferro frigore. Cumq; illa urbe
potitꝰ omnē regionē. ſigna u̇tit ꝯtra dala
mantiā. aduͤſus q̃uiam olim reliqͥt ei pat̃
militiā. ⁊ obſidenſ urbē que dr̃ kietni.

Aus Widukinds von Corvey „Sächſiſche Geſchichten“ (um 967).
Facſimile der von Heinrichs I. Verteidigungsanſtalten handelnden Stelle. (Dresden, königl. Bibliothek.)

Digitized by Google

Erläuterungsblatt zu dem Facſimile aus Widukinds von Corvey „Sächſiſche Geſchichten“; um 967. Dresden, königl. Bibliothek:

Die von Heinrichs I. Verteidigungsanſtalten handelnde Stelle.

Transſcription:

I. Widukind, Res gestae Saxonicae I, 35.

Igitur Heinricus rex accepta pace ab Ungariis ad novem annos, quanta prudentia vigilaverat in muniendа patria et in expugnando barbaras nationes, supra nostram est virtutem edicere. liceat omnimodis non oporteat taceri. Et primum quidem ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit, ut ceteris consamiliaribus suis octo habitacula extrueret, frugum omnium terciam partem exciperet servaretque. Ceteri vero octo seminarent et meterent frugesque colligerent nono et suis eas locis reconderent. Concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus voluit celebrari, in quibus extruendis die noctuque operam dabant, quatinus in pace discerent, quid contra hostes in necessitate facere debuissent. Vilia aut nulla extra urbes fuere menia. Tali lege ac disciplina cum cives assuefaceret, repente irruit super Slavos qui dicuntur Hevelli, et multis eos preliis fatigans, demum hieme asperrima castris super glaciem positis cepit urbem, que dicitur Brenna burg fame, ferro, frigore. Cumque illa urbe potitus omnem regionem signa vertit contra Dalamantiam, adversus quam iam olim reliquit ei pater militiam et obsidens urbem que dicitur Rietsi —

Überſetzung:

Wie nun König Heinrich, als er von den Ungarn einen Frieden auf neun Jahre erhalten hatte, mit der größten Klugheit Sorge trug, das Vaterland zu befeſtigen und die barbariſchen Völker zu unterwerfen, dies auszuführen geht über meine Kräfte, obgleich ich es doch auch nicht ganz verſchweigen darf. Zuerſt nämlich wählte er unter dem mit Landbeſitz angeſiedelten Kriegsleuten jeden neunten Mann aus und ließ ihn in Burgen wohnen, damit er hier für ſeine acht Genoſſen Wohnungen errichte und von aller Frucht den dritten Teil empfange und bewahre; die übrigen acht aber ſollten ſäen und ernten und die Frucht ſammeln für den neunten und dieſelbe an ihrem Platze aufbewahren. Auch gebot er, daß die Gerichtstage und alle übrigen Verſammlungen und Feſtgelage in den Burgen abgehalten würden, mit deren Bau man ſich Tag und Nacht beſchäftigte, damit ſie im Frieden lernten, was ſie im Fall der Not gegen die Feinde zu thun hätten. Außerhalb der Feſten ſtanden keine oder doch nur ſchlechte und wertloſe Gebäude. Während er nun an ſolche Satzung und Zucht die Bürger gewöhnte, fiel er plötzlich über die Slawen her, welche Heveller genannt wurden, ermüdete ſie durch viele Treffen und nahm endlich bei einem ſehr heftigen Froſte, indem er auf dem Eiſe ſein Lager aufſchlug, die Feſtung, welche Brennaburg heißt, durch Hunger, Schwert und Kälte. Und als er mit jener Burg das ganze Land in ſeine Gewalt bekommen, wandte er ſeinen Marſch gegen Dalamantien, deſſen Bekriegung ihm ſchon vor Zeiten ſein Vater überlaſſen hatte, und indem er die Burg Rietſi belagerte

Digitized by Google

nach Belieben auf Raub ausziehen konnte und später gegen Böhmen tausend Mann stellte. Sie waren aber verachtet und keineswegs ehrlichen Kriegern (milites) gleich gehalten. Der gesamte Heerbann des Reiches zerfiel in die Abteilungen, welche die einzelnen Herzogtümer stellten. Je nach der Gegend des Krieges bildeten die nächstliegenden Länder den größten Teil des Heeres, so auf dem Lechfelde die Bayern (3/4) und die Schwaben (1/4), gegen die Wenden stets die Sachsen, gegen Frankreich die Franken und die Lothringer, soweit diese es nicht mit dem Feinde hielten. Nur selten waren alle Landesteile im Heere vertreten. Dasselbe zerfiel in Legionen zu etwa tausend Mann; acht solche schlugen die Magyaren bei Augsburg, zweiunddreißig zogen 946 gegen Frankreich, um den König Ludwig aus der Gewalt Hugos des Großen zu befreien. Die Soldaten unterschied man in Schwer- und Leichtbewaffnete: jene, der Kern des Heeres, dienten sämtlich zu Pferde, diese, häufig in Strohhüten statt der Helme, zu Roß und zu Fuß. Es war die Zeit der völligen Ausbildung eines Wehrstandes neben dem Nährstande der ansässigen Bürger und Bauern und dem Lehrstande der Geistlichkeit.

Mit dem Kriegswesen im engsten Zusammenhange stehen die befestigten Plätze, die Städte. Vereinzelt schon das neunte, in größerem Maße aber erst das zehnte Jahrhundert gab durch seine Grenzkriege in Deutschland Anlaß zur Entstehung weiterer Städte, als der schon zur Römerzeit im Süden und Westen des Landes vorhandenen. In dem von den Römern nicht unterworfenen Teile Deutschlands waren sie vor jener Zeit unbekannt. Die Zugehörigkeit des deutsch sprechenden Landes zum fränkischen Reiche und die Gewohnheit der älteren Monarchen überhaupt, ihren Wohnsitz zu wechseln und auf Wanderungen durch das Reich ihre Amtshandlungen auszuüben, rief an verschiedenen zerstreuten Orten königliche Pfalzen ins Leben, oft in ehemaligen Römerstädten mit Benutzung ihrer Mauern. Dort ließen sich um des Königs Palast dessen Beamte, Dienerschaft und Krieger nieder, und der Platz wurde gegen feindliche Angriffe befestigt. Dazu kamen noch Handwerker und Kaufleute zur Befriedigung der Bedürfnisse des Hofes. Zugleich aber entstanden in diesen Stationen, welche zur Römerzeit wohl meist christliche Märtyrer hatten sterben sehen, über deren Gräbern nach dem Siege des Christentums Kirchen, Klöster und Sitze von Bischöfen oder sonstigen höheren Geistlichen mit ihrer Hierarchie und Dienerschaft, welche ebenfalls der Gewerbe und des Handels bedurften. Dieser Doppelcharakter von Hof- und Kirchensitz führte eine Bevölkerung verschiedener Herkunft zusammen, die sich durch regen Verkehr bei Kauf und Verkauf auf den Plätzen vor Hof und Kirche näher trat. Bei den einen Orten indessen überwog der höfische, bei anderen der kirchliche Charakter; zu diesen gehören z. B. Mainz, Münster, Hildesheim, St. Gallen, zu jenen Nürnberg, Ulm, Frankfurt am Main und andere. Abweichend von diesen Gründungen sind die „Burgen", welche im Kampfe gegen feindliche Völker, besonders die Slawen des Nordostens, und jene Städte, welche an den Sitzen der Fürsten emporsproßten. Ansiedelungen ersterer Art, wovon Quedlinburg und Merseburg Beispiele sind, schuf namentlich Heinrich I. durch Anlegung von Kolonieen seiner Dienstleute in den alten und neuen Marken, wo Lehen sie zum Kriegsdienste verpflichteten.

Das Kennzeichen einer Stadt bildete die Umrahmung mit Mauern, Türmen und Thoren. Heinrich ordnete die Abhaltung aller Gerichtstage, Dinge und Gelage innerhalb der Mauern an, damit sich die sächsische Bevölkerung an diese Plätze, die sie anfangs als eine Einsperrung betrachtete, gewöhne und die bedrängten Grenzanwohner dort Zuflucht fänden. Immer der neunte Dienstmann mußte in der „Burg" für sich und die acht anderen, die indessen für ihn das Land bebauten, Wohnungen bereiten, und der dritte Teil des Felderertrages mußte in die Burg gebracht werden, außerhalb welcher keine dauerhaften Gebäude geduldet wurden. Dies Beispiel wirkte denn auch auf andere Gegenden und Plätze anregend.

Die von Hof oder Kirche oder von beiden abhängigen deutschen Städte waren Komplexe

von Wirtſchaften, und zwar noch vorwiegend ländlichen Stempels; ihre **Mauern umfaßten** noch Felder, Wieſen, Gärten und Weinberge. Die darin wohnenden **Handwerker** waren ſogar Leibeigene, welche je nach ihrem Fache Innungen unter Aufſehern oder Meiſtern (magistri) bildeten, die ihnen Unterhalt und Arbeitſtoff lieferten, und ihre Arbeit war ausſchließlich für ihre Herren, den Hof oder die Kirche beſtimmt. Anders befanden ſich die freien Grundbeſitzer und Kaufleute, welche ſich um Hof und Kirche anſiedelten; ſie ſtanden lediglich unter dem König, während die Leute des Hofes und der Kirche, dieſer zwei „immunen“ Körperſchaften, von den Vögten derſelben gerichtet wurden. Viele Städte begaben ſich freiwillig unter den Schutz der Biſchöfe oder Äbte, um fürſtlicher Willkür in Zeiten königlicher Ohnmacht zu entgehen; und als letztere wieder kräftigeren Monarchen wich, beſtätigten dieſelben gern, um die Macht der Fürſten zu ſchwächen, der Kirche ihre erworbenen Rechte und den Kirchenfürſten die Freiheit ihrer Güter von fremder Gerichtsbarkeit, ja ſie bewilligten ihnen ſogar unmittelbare eigene Gerichtsbarkeit auf ihren Gebieten, ſo wie das Recht der Münze, des Zolles, des Marktes und verſchiedener Abgaben in ihren Städten, ſo daß ſie nahezu unabhängige Reichsfürſten wurden, die in den Augen der Krone den großen Vorteil hatten, nicht erblich zu ſein.

Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg: Grabſtätte Heinrichs I. und ſeiner Gemahlin Mathilde.

Die geiſtliche Herrſchaft in den Städten beförderte den Wohlſtand derſelben; denn im Mittelalter war „unter dem Krummſtabe gut wohnen“, wenn man deſſen Glauben teilte. Die Abgaben und Dienſte, welche die freien Stadtbewohner dem geiſtlichen Herrn

Digitized by Google

zu leisten hatten, waren gering und nicht drückend, ja nicht einmal persönlich, sondern gemeinsam. Die Kaufleute von Straßburg z. B. verrichteten für den Bischof Botendienste und zwar auf seine Kosten.

Auch die Verhältnisse der Handwerker hatten sich verbessert: sie leisteten dem Stadtherrn nur eine gewisse Abgabe und bezogen im übrigen den Ertrag ihrer Arbeit für sich, welche durch ihren Wetteifer an Wert nur gewinnen konnte. Aber auch die Abgabe bestand gewöhnlich nur in der Frucht einer Arbeit, indem jede Innung dem Bedürfnisse des geistlichen Hofes aus dem von diesem erhaltenen Stoffe solche Gegenstände lieferte, welche sie erzeugte. Zu Straßburg z. B. besorgten die Kürschner für den Bischof die nötigen Felle und Pelze, die Schuster Lederfutterale, die Schmiede Nägel u. s. w. Dagegen kamen auch Leistungen vor, welche mit dem Gewerbe der Pflichtigen nichts zu schaffen hatten, ja oft recht seltsam und widerwärtig waren. Die Weinwirte Straßburgs z. B. mußten auf Verlangen des Bischofs die Aborte und Vorratskammern seiner Behausung reinigen. Die „Kirchenhörigen" endlich, welche keine Innungen bildeten, waren zu weit lästigeren und andauernderen Diensten verpflichtet, und ihr Nachlaß fiel an den Herrn, wenn sie ohne Erben starben.

Die bedeutendsten Städte Deutschlands waren am Ende des zehnten Jahrhunderts nach Aachen, das von Otto I. als erste kaiserliche Residenz diesseit der Alpen erklärt wurde, und den Erzsitzen Mainz, Köln und Trier, Magdeburg im Norden und Regensburg im Süden. Neben ihnen hatten als Pfalzen einen hervorragenden Namen Augsburg, Merseburg, Grona, Werla, als befestigte Orte Hamburg, Hildesheim und andere.

Die geistliche Färbung des Emporkommens der meisten Städte führt uns auf die kirchlichen Verhältnisse der Zeit überhaupt. Dieselben können füglich als die vorherrschenden Interessen des zehnten Jahrhunderts betrachtet werden. Selbst dessen größter Mann, Otto I., obschon er die Kirche nicht nur nicht in den Staat hinein regieren ließ, sondern selbst ihre römische Spitze seinem Willen und seiner Wahl unterwarf, war doch derselben in religiöser Hinsicht so sehr ergeben, daß fromme Werke, namentlich Gründungen von Kirchen, Klöstern und Bistümern, wenigstens in seinen älteren Jahren, zu seinen angelegentlichsten Sorgen gehörten. Freilich verband er damit nicht, wie seine Mutter, Gattinnen und Töchter, rein religiöse, sondern wesentlich politische Beweggründe, die in dem Bestreben gipfelten, mit Hilfe der Kirche, deren Macht über die Gemüter des Volkes und deren milde Regierung in ihren Gebieten er wohl zu schätzen wußte, — den unzuverlässigen Adel in Schranken und das Reich zusammen zu halten. Darum war auch unter seinen Verwandten sein geistlicher Bruder Bruno seine stärkste Stütze, während er sich auf seinen natürlichen Sohn (aus einer Jugendliebe mit einer Wendin) Wilhelm, den Erzbischof von Mainz, nicht unbedingt verlassen konnte. Doch waren beide Prälaten, sowie Erzbischof Heinrich von Trier, Brunos Schüler und des Hauses Verwandter, dem Reiche ergeben und berieten dessen Wohl nicht nur gemeinsam, sondern zogen für dasselbe auch in Waffen aus. Dies mußte für Otto von um so größerem Werte sein, als diesen Männern Leute vorangegangen waren, die sich bis zum Hochverrate verstiegen hatten, wie Friedrich von Mainz und andere, die im Lager des Königs mit dessen Feinden unterhandelten und sich sogar an Anschlägen auf sein Leben beteiligten.

Solche Thatsachen waren nicht zum Verwundern in einer Zeit, in welcher Sittenlosigkeit unter dem Klerus nicht nur nicht selten war, sondern durch das Beispiel von oben, von der römischen Spitze der Kirche zeitweise förmlich ermutigt wurde. Es mußte auf Reichstagen (in Frankfurt und Augsburg in den ersten Jahren der zweiten Hälfte des Jahrhunderts) den Geistlichen verboten werden, zu Jungfrauenraub u. s. w. die Hand zu

bieten, in wilder Ehe zu leben, die Klöſter ohne Erlaubnis des Abtes zu verlaſſen, mit Nonnen unkeuſch zu ſein; ſpäter (972 in Reims) auch: weltliche, bunte, enganliegende Kleider, goldgeſtickte Hüte, enge, ſpiegelhelle Schuhe mit Schnäbeln, koſtbares Pelzwerk u. ſ. w. zu tragen. Auch Nonnen und Pilgerinnen gaben manches Ärgernis, und Dienerinnen von Frauenklöſtern verlegten ſich auf Kuppelei und dergleichen. In Rom aber war das Treiben in jenem Jahrhundert ſo entſetzlich, daß ſelbſt ein ſo orthodoxer Biſchof wie Liudprand von Cremona den von Otto abgeſetzten Papſt Johann XII. mit den ſtärkſten Ausdrücken verurteilte. Daher fanden denn auch die gegen Ende des Jahrhunderts durch Majolus und Odilo von Cluny ausgehenden Bemühungen zur Herſtellung der verfallenen Kloſterzucht bei den deutſchen Königen und Biſchöfen bereitwilligeres Entgegenkommen als bei den Mönchen. Indeſſen hinderten jene Unfuge nicht, daß ſich gleichzeitig das Extrem kirchlichen Übereifers geltend machte. Es kam vor, daß nicht nur Männer in der Wildnis, ſondern auch Frauen bei einem Kloſter oder einer Kirche ſich in eine Zelle einſchloſſen; ſo eine gewiſſe Siſu am Harz, welche 64 Jahre, ſich kaſteiend, lebte und das von ihr abfallende Ungeziefer ſelbſt wieder anſetzte; — ferner in St. Gallen Wendilgarde, Gräfin vom Linzgau, während der Gefangenſchaft ihres Gatten bei den Magyaren, und die Büßerin Wiborada; freilich zankten dieſelben mit einander nach keifender Weiber Art, ehe die erſtere ihren Gatten wiederfand und die letztere von jenen wilden Eindringlingen in ihrer Klauſe erſchlagen wurde. Wendilgarde mußte ihr Gelübde kirchlich auflöſen laſſen, um wieder mit dem Heimgekehrten leben zu können und ſich aufs neue mit ihm vermählen, worauf ſie ihr nächſtes Kind der Kirche weihte; an der Frühgeburt desſelben ſtarb ſie; ihr Kind wurde ſpäter als Purchard I. Abt von St. Gallen. Solche fromme Frauen waren um ſo weniger damals ſelten, als ihnen vom Königshofe aus in Ottos Mutter Mathilde, ſeinen Frauen Editha und Adelheid, ſeiner Schweſter Gerberg, ſeinen Töchtern Liutgarde und Mathilde ein ebenſo erbauliches Beiſpiel der Frömmigkeit, Mildthätigkeit und Reinheit gegeben wurde, wie den Männern ſpäter in dem Böhmen Adalbert, dem Freunde Ottos III.

Die kirchliche Richtung jener Zeit bewegte ſich indeſſen zwiſchen den ſeltſamſten Widerſprüchen. Einerſeits war ſie bei den gebildeteren Kreiſen ſo wenig einſeitig, daß viele Klöſter, wie wir bereits geſehen, ſich zu den weitherzigſten, damals möglichen Geſichtskreiſen emporſchwangen; anderſeits verharrten ſelbſt ſolche, die ſich an dieſen Beſtrebungen beteiligten, im ſtumpfſten Aberglauben.

Die Liebhaberei für Reliquien dauerte ungeſchwächt fort und wird ſogar von Männern wie Heinrich und Otto I. berichtet. Letzterer war ganz glücklich über eine ihm vom Burgunderkönig Rudolf geſchenkte Lanze, in welche Nägel vom Kreuze Chriſti eingeſchlagen ſein ſollten und deren Verehrung 939 den Sieg Ottos bei Bierten über ſeinen abgefallenen Bruder bewirkt zu haben im Rufe ſtand. Namentlich aber kam damals der Mariendienſt in beſonderen Aufſchwung. Die ſchon erwähnte Rotſuita feierte die „jungfräuliche Gottesmutter“ überſchwenglich und ſtellte ſie der unreinen Eva gegenüber. Fromme Theologen, wie Paſchaſius Radbertus und Ratramnus, ergingen ſich tiefſinnig über die Art und Weiſe der Geburt Chriſti durch Maria, in Ausdrücken, die bei Profanen keineswegs als anſtändig gelten würden und mehr in das Gebiet der Phyſiologie als der Theologie paſſen. Der Biſchof Ulrich von Augsburg, Ottos I. Zeitgenoſſe, der nach dem Tode infolge eines der erſten förmlichen Kanoniſationsprozeſſe heilig geſprochen wurde, war beſonders eifrig in Stiftungen zum Ruhme der heiligen Jungfrau, von deren Glorienkrone ſtets auch ein Abglanz auf die ebenfalls jungfräulichen Nonnen fiel.

Schon damals und noch lange ging neben der begeiſterten Marienverehrung ihr ſchreiendes Gegenbild, der Teufelsglaube, einher. Der Chroniſt Thietmar, Biſchof

von Merseburg, erzählt ernsthaft, die vielfachen Kriege und Unruhen unter den drei Ottonen seien eine Folge davon gewesen, daß Heinrich I. auf Antrieb des Teufels seinen großen Sohn im Rausch erzeugt habe. Derselbe hatte auch Erscheinungen Verstorbener, freilich im Traume, hielt sie aber für wirkliche Offenbarungen aus dem Jenseits. Ebenso rühmte er es unter den Thaten des Bischofs Suidger von Münster, daß derselbe einen Besessenen durch das Kreuzeszeichen vom bösen Geiste befreit habe.

Höchst mannigfaltig äußerte sich sonstiger Aberglaube, sowohl christlicher, als in Überresten des Heidentums. Liudprand von Cremona bekämpfte feurig gegenüber dem Kaiser Nikephoros die Lehre des Patriarchen Eutychios, daß bei der Auferstehung nicht der wirkliche Leib, sondern ein scheinbarer Körper die Seele umgeben werde. Die abenteuerlichsten Meinungen herrschten bezüglich der Bedeutung von Naturerscheinungen. Die Jahrbücher von Quedlinburg leiteten von einem Nordlicht (993) den Tod dreier hervorragender Geistlicher ab. Eine Sonnenfinsternis verursachte 968 dem Heere Ottos I. in Kalabrien solchen Schrecken, daß die Leute glaubten, der Jüngste Tag breche an und sich überall verkrochen. Ein Ereignis gleicher Art sollte 989 den Tod der Kaiserin Theophano verkünden und Thietmar von Merseburg erzählt es so, obschon er die Ursache der Erscheinung kannte (IV., 10), und seine Zeitgenossen ermahnte, nicht zu glauben, daß die Sonne behext oder verschlungen werde. Richer, obschon er die Ursache der Mondfinsternis ebenfalls kannte, glaubte doch an die gleichzeitige Erscheinung kämpfender Heere am Himmel und hielt beide Phänomene für Vorbedeutungen von Seuchen und Fehden (927). Auch 935 berichtet er von feurigen Heerscharen am Himmel und blutroten Flammen in der Luft, welche eine ansteckende Krankheit und den Tod Heinrichs I. verkündet, ferner von einem furchtbaren Sturm und bösen Geistern, welche (944) eine Kirche auf dem Montmartre in Paris zerstört hätten, worauf ein Einfall der Normannen in die Bretagne erfolgte. Widukind weiß von wunderbarem Erscheinen des Kreuzeszeichens auf den Kleidern vieler Leute (958) u. s. w.

Wir haben indessen im vorigen Abschnitte bereits gesehen, daß weder die erwähnten Unsitten, noch der zuletzt dargelegte Aberglaube im zehnten Jahrhundert eine rege und großenteils unabhängige Geistesthätigkeit zurückdrängen konnten. Es waren namentlich die von Otto I. erhobenen Bischöfe, seinen feinsinnigen Bruder Bruno an der Spitze, welche damals die höheren idealen Bestrebungen, sowohl in den Klöstern als in der Welt, nach Kräften förderten, welches edle Wirken sie mit einer gesunden und werkthätigen Liebe zu dem erst werdenden deutschen Vaterlande verbanden. Diese Verbindung war es denn auch, welche den Feuereifer in diesen Männern entzündete, zugleich dem Christentum und dem deutschen Reiche den Norden und Osten der einst und teilweise damals noch von germanischem Blute bewohnten Erde zu erobern. So wurde sowohl in diese Länder, die heute endlich wieder ganz oder fast ganz deutsch oder wenigstens germanisch, als auch in jene, welche slawisch oder finnisch geblieben sind, durch Männer unseres Stammes die alles Menschenleben veredelnde Kultur und Bildung getragen. „Dem deutschen Krieger," sagt Giesebrecht, „folgte in die östlichen und nördlichen Zonen Europas der deutsche Priester, dem deutschen Priester der deutsche Kaufmann." „Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde." „In den Marken herrschten fortan deutsche Herren und deutsche Priester, deutsche Ansiedler kamen in das Land, und der Boden wurde unter deutsche Kriegsknechte verteilt." Jenseit der Marken aber blieben die Fürsten „im unbestrittenen Besitz ihrer Regierungsrechte, die in diesen noch unentwickelten Staaten durch die Verbindung mit dem Kaiser viel mehr gestärkt als geschwächt wurden."

Diese Bestrebungen waren keineswegs geeignet, eigentlich mönchisches, asketisches Wesen zu befördern, ja sie waren damit und sogar mit dem streng kirchlichen Denken überhaupt

unverträglich. Die deutſchen Biſchöfe jener Zeit waren „in der Mehrzahl fromme Männer, mit wahrhaft chriſtlichen Tugenden geſchmückt, feſt in Glauben und Hoffnung begründet; nach dem übereinſtimmenden Urteile der Zeitgenoſſen waren ſie am wenigſten von der ſittlichen Fäulnis angeſteckt, welche den hohen Klerus in faſt allen Ländern des Abendlandes ergriffen hatte.“ Dasſelbe galt denn auch, wie bereits gezeigt, von einem guten Teile der Klöſter unſeres Landes.

So war denn, wie Ruotger ſagt, der Hof Ottos eine Zufluchtſtätte aller tüchtigen Menſchen jener Zeit, und es herrſchte dort ſo große Weisheit, daß jene, die ſich früher gelehrt gedünkt, von dort zurückgekehrt, ſich ſchämten und von neuem zu lernen anfingen. Der Kaiſer ſelbſt lernte erſt nach dem Tode ſeiner erſten Gattin ſchreiben und leſen, aber ſo gut, daß er dann jedes Buch verſtand; auch ſprach er romaniſch und ſlawiſch, doch nur ſelten, und lieber deutſch. „Aus weiter Ferne ſchaffte er rätſelhaftes und wunderbares herbei ....: was Geſchichtſchreiber, Redner, Dichter und Philoſophen neues und großes verkündeten, unterſuchte er mit Lehrern der betreffenden Sprache aufs genaueſte, und wo ſich jemand durch ſchnellen, gewandten und umfaſſenden Geiſt als Meiſter bewährte, da wurde er in Demut ſein Schüler.“ Er war auch hier wie in allem der würdige Nachfolger Karls des Großen.

Es war unbeſtreitbar eine große Zeit, die ihre Wellen bis in unſere Gegenwart geworfen hat. Damals wurde Deutſchland eine Macht, damals ſchützte es Frankreich und Italien gegen weitere Einfälle barbariſcher Völker, deren Angriffe es auf ſich nahm und abſchlug, und verſchaffte ſo jenen Ländern eine ungeſtörte höhere Entwickelung, damals erhoben ſich, nicht zum wenigſten mit deutſcher Hilfe, Polen, Ungarn, Dänemark, Norwegen, Schweden zu Kulturſtaaten. Eine ſolche Zeit mußte ihre Gelehrten, und zwar auch außerhalb der bereits berückſichtigten Klöſter erzeugen. Freilich nur in der Sprache Roms, welche noch lange die heimiſchen Laute zurückdrängte und mit der deutſchen Kultur auch nach dem Oſten und dem Norden drang, wo ihre Zeichen die alten Runen mit ihrem heidniſchen Zauber auslöſchten. In Gold auf Purpurpergament bei feierlichen Anläſſen, ſonſt ſchlicht ſchwarz auf weiß ordneten dieſe Zeichen urkundlich die Angelegenheiten romaniſcher, germaniſcher, ſlawiſcher und finniſcher Völker, und es hatte in ſeiner Art etwas Großes, daß ganz Europa, ſoweit es den Glauben Roms teilte, amtlich in derſelben Zunge redete. Um ſo mehr hielten natürlich die Männer der Feder an derſelben feſt. An ihrer Spitze aber erblicken wir einen Mann, dem wir, als einer außerordentlichen Erſcheinung ſeiner Zeit, beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen. Es iſt Gerbert (als Papſt Silveſter II.), der Lehrer des unglücklichen letzten der Ottonen, zwar ein Franzoſe, aber von höchſt bedeutendem Einfluß auf die deutſche Kultur ſeiner Zeit. Um 950 in der Auvergne geboren, kam er durch die Gunſt des Grafen Borrell von Barcelona in die Schule des Biſchofs Hatto von Vich in der ſpaniſchen Mark. Daſelbſt wurden diejenigen Wiſſenſchaften gepflegt, welche die benachbarten Araber von den Spätgriechen erhalten und vor dem chriſtlichen Abendlande voraus hatten, nämlich Mathematik, Aſtronomie und Theorie der Muſik. Die Logik aber war dort unbekannt, die Gerbert dann in Italien, durch Vermittelung Ottos, bei Gerannus aus Reims erlernte, den er dagegen in Mathematik unterrichtete. Nach Frankreich zurückgekehrt, half er dem deutſchgeſinnten Erzbiſchof Adalbero von Reims die dortige Schule zur erſten des Landes erheben. Ihn nach Italien begleitend, lernte er dort, in der Umgebung Kaiſer Ottos II., den damals gelehrteſten Deutſchen, Otrik, den „Cicero Sachſens“ kennen, der die Schule Magdeburgs zu hohem Ruhme gebracht hatte. Die beiden Gelehrten hielten auf Verlangen des Kaiſers vor ihm und einer Verſammlung Gelehrter einen phyſikaliſch-philoſophiſchen Wettſtreit ab. Gerbert gehörte zu den erſten Abendländern, welche ſich tiefer in die klaſſiſchen Schriftſteller verſenkten, zu den erſten, welche die urſprünglich indiſchen, die ſogenannten

# Erläuterungsblatt

zu den

## Proben frühmittelalterlicher Schriften aus Manuſkripten der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.

Transcription und Überſetzung

**Runen.** St. Gallen. Stiftsbibliothek, cod. 270, p. 52.

**Iriſche Schrift.** St. Gallen, Stiftsbibliothek, cod. 451.; Martyrologium.

Kal. Jan. octabas domini et natales alamachi qui iubente alypio urbis prefecto cum diceret hodie octauae dominicae diei sunt cessate.

Am 1. Januar (iſt) die Oktav der Geburt des Herrn und der Geburtstag des (heil.) Almachius, welcher unter der Regierung des Stadtpräfekten Alypius (404 n. Chr.), als er ſagte: heute an der Oktav des Herrn ſind die Tage vorüber (nämlich die Tage der Gladiatorenkämpfe), . . . . von den Gladiatoren (die er trennen wollte) niedergemacht wurde.

**Langobardiſche Schrift.** St Gallen, Stiftsbibliothek, cod. 108; Pſalterium des Hieronymus.

Psalterium ita est quasi magna domus quae unam quidem habet exteriorem clavem in porta. In diversis vero intrinsecus cubiculis proprias claves habet; . . . . .

Der Pſalter iſt ſozuſagen ein großes Haus, welches außen nur einen Schlüſſel in der Thüre hat. Aber innen, in den Gemächern, hat es beſondere Schlüſſel; . . . .

**Merowingiſche Schrift.** St. Gallen, Stiftsbibliothek, cod. 214; Gregorii dialogi lib. II. Cap. V.

V. De aqua quam in montis vertice ex petra produxit.

Ex his autem monasteriis quae in eodem loco construxerat, tria sursum in rupibus montis erant, et valde erat fratribus laboriosum, semper ad lacum descendere, ut aquam haurire debuissent.

V. Von dem Waſſer, das er (Gregor) auf dem Gipfel des Berges aus dem Felſen gewann.

Von jenen Klöſtern, welche er an demſelben Orte erbaut hatte, waren drei oben in den Felſen des Berges, und es war für die Brüder ſehr anſtrengend, immer zum See hinabzuſteigen, um Waſſer zu ſchöpfen.

**Karolingiſche Schrift.** St. Gallen, Stiftsbibliothek, cod. 12; Proverbia Salomonis (Sprichwörter Salomos I. 5—8).

Audiens sapiens sapientor erit et intelligens gubernacula possidebit. Animadvertit parabolam et interpretationem verba sapientium et enigmata eorum. Timor domini principium sapientiae. Sapientiam atque doctrinam stulti despiciunt. Audi fili mi . . . . .

Durch Hören wird der Weiſe noch weiſer und der Einſichtige wird Selbſtbeherrſchung erlangen. Er verſteht die Parabeln und ihre Auslegung, die Worte der Weiſen und ihre Rätſel.

Die Furcht des Herrn iſt der Anfang der Erkenntnis. Weisheit und Belehrung verachten die Thoren. Höre mein Sohn . . .

KL IAN OCTABAS DNI
Et nat almachi · qui iubente
alypio urbis prefecto · cum diceret
hodie octauae dominicae dies sunt

Psalterium ita est quasi magna domus.
que unam quidem habet exteriorem
clauem in porta. In diuersis uero intra

UIDE AQUĀ QUAM IN MONTIS
UERTICE EX PETRA PRODUXIT

Audiens sapiens sapientior erit · et intelligens ·
gubernacula possidebit · Animum aduertet parabolā
et interpretationem uerba sapientium et enigmata
eorum · Timor dni principium sapientiae ·
sapientiam atq doctrinam stulti despiciunt · Audi fili mi

Proben frühmittelalterlicher Schriften; aus Manuſkripten der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

arabiſchen Ziffern kannten und anwendeten, zu den erſten, welche in das Weſen der Muſik eindrangen. Er verfertigte einen Himmelsglobus und richtete ihn ſo ein, daß er den Aufgang und Untergang der Sterne anſchaulich machte, ferner ein Inſtrument zur Berechnung der Tages- und Nachtlängen, eine Armillarſphäre mit den Bahnen der Planeten und eine ſolche mit Abſteckung der Sternbilder, eine Rechentafel (Abakus), eine Sonnenuhr nach Beobachtung des Polarſterns durch ein Sehrohr u. ſ. w. Ungebildete Kreiſe hielten ihn daher für einen Zauberer.

Zahlreicher als die Philoſophen waren indeſſen damals, infolge der wichtigen politiſchen Ereigniſſe, die Geſchichtſchreiber oder wenigſtens Chroniſten. Der Langobarde Liudprand, ſeit 962 Biſchof von Cremona, Italiener ſowohl in ſeiner boshaften, rachſüchtigen Schreibart, als in ſeiner klaſſiſchen Bildung und Neigung, aber entſchiedenſter Anhänger der kaiſerlich-deutſchen Politik und beſonders Ottos des Großen, ſchrieb das „Buch der Vergeltung“, eine Geſchichte der Jahre 888 bis 950, die Geſchichte Kaiſer Ottos I. 960 bis 964 (beide mit beſonderer Rückſicht auf Italien) und den Bericht über ſeine Geſandtſchaft nach Konſtantinopel 968 (er ſtarb um 972). In ſchwülſtiger Sprache feierte Ruotger den Erzbiſchof Bruno von Köln. Der Sachſe Widukind, Mönch von Korvei, verherrlichte in patriotiſchem Eifer die Geſchichte ſeines Volksſtammes und der Fürſten desſelben von fabelhaften Zeiten bis zum Tode Ottos des Großen, deſſen Sohn, Wilhelm von Mainz, ihn beſchützte und ſeine Arbeit förderte, die der Äbtin Mathilde von Quedlinburg, der Tochter des Kaiſers gewidmet wurde. Thietmar, Biſchof von Merſeburg, aus Grafenhäuſern ſtammend (geb. 976, † 1018), ſtellte weitſchweifig und ſchwerfällig, aber als höchſt ſchätzbare Quelle die Ereigniſſe von 892 (ausführlich nur von 936) bis kurz vor ſeinem Tode dar. Alle dieſe Chroniſten indeſſen ſind über die Geſchichte der Welt vor ihrem Leben höchſt mangelhaft unterrichtet, mengen Sage und Geſchichte durcheinander und erzählen mitunter rein erfundene Ereigniſſe.

Der Anbruch des zweiten Jahrtauſends der chriſtlichen Ära ſah das deutſche Reich, deſſen zwei letzte Kaiſer in jugendlicher Verblendung den Boden, auf dem ſie erwachſen, mit den Füßen weggeſtoßen, um ſich an wolkengleichen Phantomen anzuklammern, ſeiner Oberhoheit über die benachbarten Völker beraubt, die nun ihre eigenen Wege gingen. Die Eroberungen im Oſten der Elbe waren größtenteils durch die Wenden ſowohl dem Reiche als dem Chriſtentum wieder entriſſen; Frankreich hing nicht mehr, wie unter den letzten Karolingern, von der Gnade der ſächſiſchen Kaiſer ab, ſondern hatte mit den Nachkommen des trotzigen Hugo, den Kapetingern, eine ſelbſtändige Dynaſtie und durch dieſe auch ein Nationalgefühl erlangt; ja ſelbſt Italien, auf deſſen Beſitz die Anſprüche der Deutſchen an das Kaiſertum beruhten, hatte ſich von Otto III. noch vor ſeinem Ende losgeſagt und ſteuerte auf ein eigenes Reich los, indem es in Arduin von Ivrea einen König aufſtellte. Und, was das Schlimmſte, auch das deutſche Land war zerriſſen, nicht nur durch die wachſende Selbſtändigkeit der kleineren weltlichen und geiſtlichen Herren, ſondern auch durch den wiederholt erwachenden Streit um den Thron.

Heinrich II. von Bayern, welcher in dieſem Kampfe den Sieg gewann, ſchützte den emporſtrebenden Vaſſallen gegenüber das bedrückte Volk und ſtärkte die Einheit des Reiches. Ihrer Fehdeſucht zu ſteuern, erließ er Geſetze und gab ſowohl im Süden als im Norden „die erſten Beiſpiele beſchworener Landfrieden“. Dabei nahm er aber den großen Herren ihren Einfluß nicht. Statt perſönlich zu regieren wie die Ottonen, zog er die Herzöge und Grafen zur Geſetzgebung und Rechtspflege des Reiches bei, behielt ſich aber ſelbſt die entſcheidende Stimme vor. Die Kirche bereicherte er in hohem Maße, ſo daß ihren Beſitzungen eine Gaugrafſchaft nach der anderen zufiel, — ordnete ſich ihr aber keineswegs unter, ſondern hielt die Zügel des Reiches feſt; er war ebenſo ſtreng gegen unbotmäßige Klöſter,

wie gegen eigenmächtige Herren, und hob ihrer viele auf. Von den weltlichen Herren nahm er ſowohl Geldleiſtungen als Abtretungen von Liegenſchaften dafür entgegen, daß er ihnen die ererbten Lehen überließ.

Standbild Kaiſer Heinrichs II. am Dom zu Bamberg.

Der Nachfolger der Ottonen war ſomit ein Feſtiger und Mehrer des Reiches, — kein Mönch, wie die Legende ihn darſtellte. Vielmehr liebte er Pracht und Vergnügen, beſonders die Jagd und ritterliche Übungen. Unter ihm auch fand der Name der Deutſchen die erſte allgemeine Anerkennung, wuchs ihr Selbſtbewußtſein als mächtiges Volk, und begannen die übrigen Völker Europas, leider nicht auf die Dauer, vor ihrer Kraft zu zittern. Auch ſeine Gattin Kunigunde war wohl ſehr fromm, aber keine ausſchließliche Heilige, und unterſtützte das Wirken des Kaiſers in jeder Hinſicht.

Unter Konrad II., mit dem die ſaliſchen Franken die Krone neuerdings errangen, beſaß das Kaiſertum drei große Länder: Deutſchland, Burgund und Italien, ein vielſprachiges Gebiet, das nicht auf die Dauer zuſammenzuhalten war und daher noch viele lange und ſchwere Kämpfe herbeiführte, die ſchließlich mit ſeinem Zerfalle in die natürlichen Beſtandteile endeten. Dagegen iſt es Konrad gelungen, die verlorene deutſche Obmacht über die Wenden bis zur Oder wieder herzuſtellen und Polen ſeiner Lehnshoheit wieder zu unterwerfen.

In ſolchem Machtbeſitze iſt es erklärlich, daß Konrad denſelben ſeinem Hauſe zu erhalten ſtrebte. Er anerkannte ausdrücklich die Erblichkeit der Lehen, indem er von den großen Vaſallen dafür die doppelte Gegenleiſtung verlangte, ihren kleinen Vaſallen ebenfalls Erblichkeit zu gewähren und dieſe auch der Krone zuzugeſtehen. Damit ſicherte er zugleich ſich den Anhang der kleinen Edelinge und ſeiner Familie das Reich. Schon 1028 hatte er ſeinen elfjährigen Sohn Heinrich (III.) zum König wählen und in Aachen krönen laſſen, ſorgte für eine wahrhaft königliche Erziehung desſelben in Kenntnis des Staates, der Kirche und der Wiſſenſchaft, und überließ ihm ſchon früh ſelbſtändige Regentenhandlungen, ja belehnte ihn mit den meiſten erledigten Herzogtümern, und zwang die meiſten übrigen Verwandten, damit ſie ihm nicht im Wege ſeien, ins Kloſter zu gehen. So ſteuerte er auf den Einheitſtaat los; nicht nur auf einen geiſtlichen, wie ſein Vorgänger, ſondern auf einen

Digitized by Google

konſequent durchgeführten. Ohne Zweifel hätte die Entwickelung des deutſchen Reiches in dieſer Richtung ihren Fortgang gehabt, wenn nicht deſſen Verhältnis zum Papſttum eine ſo unheilvolle Wendung genommen hätte. — Konrad war ebenſo fromm wie Heinrich II., und beide haben, ohne es zu wiſſen und zu wollen, gleich ihren Vorgängern durch ihre Freigebigkeit die Kirche zu dem den Staat auflöſenden Element herangezogen, das ſie immer mehr wurde. Heinrich hatte mehr Bistümer gegründet, Konrad baute mehr Kirchen; jener war ſelbſt Theolog geweſen; dieſer mußte kirchliche Angelegenheiten ſeiner Gattin Giſela überlaſſen, deren Sohn aus erſter Ehe, der abenteuerliche und vielbeſungene Herzog Ernſt von Schwaben, im Aufſtande gegen den Stiefvater tragiſch unterging, — behielt aber die volle Macht über die Kirche in ſeinen Händen, ohne für ihre Organe etwas zu fühlen oder dieſelben zu ſchonen; denn er war ein rauher Kriegsmann, der keine Gefahr noch Strapazen ſcheute. Und dieſe Willkür machte die Kirche ebenſo widerſpenſtig, wie jene Freigebigkeit ihre Macht vermehrte. Es fehlte im Verhältnis zwiſchen Staat und Kirche an Maß und Ziel, an richtigem Blick in die Zukunft.

Heinrich III., genannt der Schwarze (wegen ſeiner dunkeln Geſichtsfarbe), deſſen Erziehung bereits erwähnt iſt, beurkundete durch ſeine Tugenden, wie durch ſeine Hünengeſtalt ſeinen Beruf zur königlichen Würde. Seine Studien hatten eine ideale Richtung in ihm gezeitigt, welche aus ſeiner Scepterführung hervorleuchtete, ihn aber nicht vor Unduldſamkeit bewahrte. Während er den Mörder eines Juden blenden und verſtümmeln ließ, wurden angebliche Manichäer in Goslar gehängt. Dabei huldigte er einer asketiſchen Richtung nach Art Ottos III., die aber keineswegs ſo weit ging, daß er ſich von Prieſtern oder Weibern oder ſonſt jemandem hätte lenken laſſen. Stets behielt er ſeinen eigenen Willen, wenn auch in einer milderen Form als ſeine beiden Vorgänger, wie er denn 1044 alle Majeſtätsverbrecher begnadigte. Und das war, ſoweit dies von einem Einzelnen abhängen kann, der richtige Weg, das zu erreichen, was Heinrich III. anſtrebte, nämlich die Oberherrſchaft des Kaiſertums über das Abendland, welchem Ziele Otto I. ſo nahe geweſen war, einerſeits und eine gründliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern anderſeits.

Standbild der Kaiſerin Kunigunde am Dom zu Bamberg.

Es war ſein größter Fehler, es war eine nur durch ſeine übereifrig-religiöſe Richtung erklärliche Kurzſichtigkeit, daß er durch dieſe Kirchenreform ſein Reich zu ſtärken wähnte, während ſie nicht nur die Kirche ſtärkte, ſondern zur Herrſchaft dieſer über das geſetzloſe Reich führen mußte, ſobald einmal ein ſchwacher Kaiſer und ein ſtarker Papſt nebeneinander regierten.

An Veranlaſſungen zu dieſer Reform fehlte es nicht. Am Ende des zehnten Jahrhunderts herrſchte allgemeine Klage über die Sittenloſigkeit eines großen Teiles der Geiſtlichkeit, über die Auflöſung klöſterlicher Zucht (ſ. oben S. 147 f.), ſo wie über die Vergebung geiſtlicher Würden durch Verkauf und aus anderen weltlichen Rückſichten; ja es kam noch vielfach vor, daß Abteien ſich in der Hand von Laien befanden. Bekennt ja ein ſo frommer Mann wie Biſchof Thietmar von Merſeburg über ſich ſelbſt: er habe das Grab eines Amtsbruders öffnen und deſſen Gebeine hinauswerfen laſſen, um dasſelbe ſeiner Schwägerin einzuräumen; nennt ja derſelbe die Schonung der Stadt Buduſin (Bautzen) im Wendenkriege eine „unglückſelige“ Maßregel! Ebenſoſehr konnte uber den Verfall der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit in geiſtlichen Kreiſen geklagt werden, — doch dieſen Punkt nahm die angeſtrebte Reform um ſo weniger in ihren Plan auf, als dieſe Thätigkeit ja ketzeriſche Richtungen begünſtigte, die zu Anfang des elften Jahrhunderts Verfolgungen von Juden und angeblichen Manichäern herbeiführten. Der Zuchtmangel (Nikolaitismus genannt) und der Stellenhandel (Simonie) waren die Hauptteile des Programms der kirchlichen Reform. Ein ſchlimmes Beiſpiel im erſteren Punkte gab der Biſchof Megingaud von Eichſtädt, ein Verwandter des bayeriſch-ſächſiſchen Hauſes. Das Fluchen und das übermäßige Eſſen waren ſeine Hauptleidenſchaften, und die geiſtlichen Handlungen für ihn ein läſtige, nicht ſchnell genug abzumachende Beſchwerde. Er ließ ſich die Erlaubnis zu einer Anzahl von Flüchen geben und dieſe, da ſie raſch erledigt war, erneuern; ferner Speiſen in der Kirche aufſtellen, um den Gottesdienſt abzukürzen und die Tafelzeit zu beſchleunigen. Die Biſchöfe Wolfgang von Regensburg, der auch in dieſer Würde ein Mönch blieb, und Piligrim

Das Kaiſerhaus zu Goslar.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Grabmal Kaiſer Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin Kunigunde.

Von Tylmann Riemenſchneider (1460—1531). Im Dom zu Bamberg.

Digitized by Google

von Passau bemühten sich, in Bayern solchen Übelständen abzuhelfen, und Heinrich II. unterstützte diese Bestrebungen. Dieser Kaiser suchte in allen Dingen die alten Kirchengesetze zu Ehren zu bringen; er stellte die verfallenen Sendgerichte wieder her, mittels welcher die Bischöfe zu gewisser Zeit in den verschiedenen Teilen ihrer Sprengel das kirchliche und sittliche Leben unter den Angehörigen derselben zu prüfen und Vergehen in dieser Richtung zu bestrafen hatten. Unter jenem Kaiser sammelte der zeitweise als Einsiedler lebende Bischof Burchard von Worms 1012—1023 die Kirchengesetze, um ihre Befolgung aufzufrischen. Bischof Meinwerk von Paderborn (seit 1009) war auf alle Weise bedacht, alles, selbst das Reich zu berauben, um sein Stift zu bereichern, und zugleich so ungebildet, daß der fromme Monarch ihm den nicht besonders frommen Streich spielen konnte, zur Strafe für seine zudringliche Habgier in seinem Meßbuche bei einem Gebete für des Königs Eltern in den Worten „pro famulis et famulabus“ (für die Diener und Dienerinnen, d. h. Gottes) das fa auskratzen zu lassen, so daß der Bischof für Maulesel und Mauleselinnen betete. Als er den blasphemischen Spaß merkte, ließ der kecke Bischof dessen Urheber, den königlichen Kapellan geißeln!

Am meisten wirkten in der Reform des Klosterwesens die schon (oben S. 148) erwähnten Bestrebungen der Äbte von Cluny, besonders als sich ihrer Papst Benedikt VIII. kräftig annahm. Es wurde durch dieselben schon frühe die Ehe der Geistlichen durchaus in eine Linie mit geschlechtlichen Vergehen derselben gesetzt und mit den letzteren zur sogenannten „nikolaitischen Ketzerei“ gerechnet. Mit der Tendenz ihres Eheverbotes geriet die Kirche in den fatalen Widerspruch, eine und dieselbe Handlung bei den Weltlichen als Sakrament und bei den Geistlichen als Verbrechen zu betrachten, und dieser Punkt ist es, der ihr den meisten und größten Abfall zu allen Zeiten zugezogen hat. Jener Benedikt war es, der 1018 den lombardischen Bischöfen die Trennung ihrer Ehen befahl und ihren Kindern ehrliche Geburt abzusprechen begann. Heinrich II. bestätigte diese Anordnungen. „Er gebot, freigeborene Weiber, die mit unfreien Klerikern eine Ehe eingingen, öffentlich auszupeitschen und dann in die Verbannung zu schicken; er entsetzte kaiserliche Richter, welche die Söhne unfreier Priester für frei erklären würden, ihres Amtes, verurteilte Notare, die solchen Priestersöhnen durch irgend welche von ihnen ausgestellte Urkunden zu freiem Eigentum verhälfen, zum Verlust der rechten Hand und zum Schadenersatz . . . .“ Sowohl in Italien als in Deutschland wurde dies durchgeführt; die Verfügung über Ehen freier Priester mit freien Frauen behielt der Papst einer Kirchenversammlung vor.

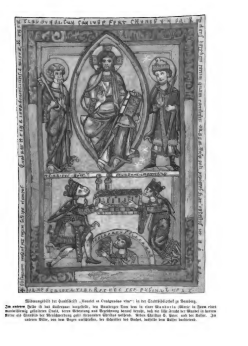
Zwar hatte Heinrich III. schon 1044 jede Erteilung kirchlicher Würden und geistlicher Grade um Geld im Reiche verboten; aber erst unter dem dritten der von ihm eingesetzten deutschen Päpste, unter Leo IX., seit 1049, gewann die Reform bestimmte Aussichten, sowohl durch die aufopfernde Thätigkeit des Papstes, als durch die Unterstützung des Kaisers und namentlich durch die Hilfe des Subdiakons Hildebrand, der schon früh, als junger Mönch, die glänzenden Anlagen gezeigt hatte, die ihn später zu dem größten Manne seiner Zeit stempelten. Leo IX. zögerte nicht, gegen Simonie und Nikolaitismus und damit auch gegen die Priesterehe einzuschreiten. Er umgab sich mit tüchtigen Männern, die ihm halfen, die bis dahin noch nicht völlig durchgeführte Alleinherrschaft des Papsttums in der abendländischen Kirche zur Wahrheit zu machen. Unter ihnen war Hildebrand stets der bedeutendste und war nach des Papstes Tod, obschon noch nicht dessen Nachfolger, der thatsächliche Lenker der Kirche.

Nach Heinrichs III. Tode wurde die kirchliche Reform ausschließliche Sache des Papsttums, und um so mehr ihr Zweck lediglich die Herrschaft der Kirche über die Staaten und Völker, und was sie umfaßte, diente nur diesem Zwecke. Längst zielte das Papsttum darauf hin; auch zu der Zeit seiner Abhängigkeit vom Kaisertum hegte es diesen Gedanken stetig und

wartete, bis seine Zeit herannahte; und die Bischöfe waren nicht nur von demselben Geiste beseelt, sondern trachteten häufig genug danach, die Stellung kleiner Päpste zu erklimmen. Diesem hierarchischen Streben kam in hohem Maße die religiöse Richtung und Stimmung entgegen, welcher sich die Kaiser ungeachtet und unbeschadet ihrer Gewaltherrschaft in kirchlichen Dingen hingaben. Oft genug und tief genug demütigten sie sich in religiöser Hinsicht vor denen, die in kirchlich-politischer Hinsicht von ihnen gemaßregelt wurden. Heinrich II. fiel vor der Reichssynode in Frankfurt wiederholt auf die Kniee und bat sie „in beweglichster Weise" um ihre Einwilligung zur Errichtung seiner und Kunigundens Lieblingsschöpfung, des Bistums Bamberg, die der Bischof von Würzburg, als in seine Rechte eingreifend, zu hintertreiben gesucht hatte. Der erwähnte Fluchbischof Megingaud, sein Vetter, erlaubte sich gegen diesen Kaiser die ärgsten Grobheiten und weigerte sich selbst vor ihm aufzustehen. Bischof Eigilbert von Freising, der Erzieher Heinrichs III., durfte dem mächtigen Konrad II., der ihm die Unterstützung des dem Kaiser verhaßten und danach auch entsetzten Herzogs Adalbero von Kärnten verwies, die heftigsten Schmähungen ins Gesicht sagen. Dem stolzen Heinrich III. wagte Bischof Wazo von Lüttich in einem Streite, bei dem sich beide auf ihre Salbung beriefen, zu sagen: „Du bist gesalbt zum Töten, ich um lebendig zu machen, und so viel besser Leben als Tod, so viel höher steht meine Salbung als deine". Derselbe Bischof aber sagte ein andermal: „Sollte der König mir jemals so zürnen, daß er mir das rechte Auge ausreißen ließe, so würde ich doch das linke nur zu seinem Vorteile und in seinem Dienste gebrauchen."

Neben diesen Demütigungen von Kaisern zu bestimmten Zwecken und aus besonderen Veranlassungen gingen andere von rein mystisch-religiöser Bedeutung einher. Von dem nach der Weltherrschaft begierigen Heinrich III. sagt Giesebrecht (II. S. 383 f.): „Unter dem Frohlocken des Sieges, noch auf dem Schlachtfelde sah man diesen König sich im Gebet vor Christus beugen; kehrte er mit dem siegestrunkenen Heere dann in die Heimat zurück, so war sein erstes Geschäft, Gott die Ehre des Sieges zu geben; von Kirche zu Kirche, von Altar zu Altar zog er mit seinen Kriegern barfuß und in härenen Kleidern. Eine asketisch-phantastische Richtung durchdrang sein ganzes Wesen, wie man sie seit Otto III. an keinem Kaiser gekannt hatte. Niemals legte er die Abzeichen des Königtums an, ohne vorher einem Priester zu beichten und die auferlegten Bußen zu leisten. Die Geißelung begann damals als regelmäßige Bußübung von strengen Mönchen gefordert zu werden, und selbst diese ließ sich der stolze König von Priesterhand gefallen!" Auch sein Gegner Gottfried von Lothringen ließ sich (öffentlich!) geißeln und trug zur Buße Steine bei einem Kirchenbau herbei. Die Normannen, die im Kampfe um Benevent Leo IX. geschlagen hatten, fielen vor dem Besiegten nieder, küßten seine Füße und baten ihn um Vergebung ihrer Sünden! Diese Demut der Fürsten und Krieger mußte die bereits gekennzeichnete Selbstüberhebung der Priester nähren und nach dem Abtreten des starken Kaisers dessen schwachen Nachfolger auch auf dem Gebiete des Reiches zu den Füßen der Geistlichen niederwerfen. Viele der unbändigsten Räuber warfen zagend ihr Schwert fort, wenn sie die Kirche mit dem Banne bedrohte, und entsagten dem weltlichen Leben. Zurückziehung in Klöster und Pilgerfahrten, selbst nach Palästina, gingen mit dieser Richtung unablässig Hand in Hand.

In einem Punkte aber war unzweifelhaft die Geistlichkeit berechtigt, höhere Verdienste in Anspruch zu nehmen als die Weltlichkeit. Sie war es, die, wenn auch nicht durchweg, doch in großem Teile, freilich mit Unterstützung der Krone, aber ohne solche von seiten des Adels, für Verbreitung der Kultur in Gegenden sorgte, die derselben noch entbehrten. Durch die Stiftung des Bistums Bamberg, welche Heinrich II. erzwang, ist das vorher öde und nur spärlich von Slawen bewohnte Ostfranken und ein Teil Böhmens dem Anbau und dem



Widmungsbild der Handſchrift „Henrici et Cunigundae vita“: in der Stadtbibliothek zu Bamberg.

Im unteren Felde iſt das Kaiſerpaar dargeſtellt, den Bamberger Dom dem in einer Mandorla (Glorie in Form eines mandelförmig geſtalteten Ovals, deren Bedeutung und Bezeichnung darauf beruht, daß die ſüße Frucht der Mandel in hartem Kerne als Sinnbild der Menſchwerdung galt) thronenden Chriſtus weihend. Neben Chriſtus S. Peter und der Kaiſer. Im unteren Bilde, von dem Bogen umſchloſſen, der Schreiber des Buches, dasſelbe dem Kaiſer darbietend.

Deutſchtum gewonnen, die Gründung Nürnbergs und anderer wichtiger Orte vorbereitet worden. Biſchof Bernward von Hildesheim wirkte ebenfalls viel für den Anbau ſeiner Diözeſe und Verſchönerung ihrer Wohnorte und ſchützte dieſelben gegen Angriffe von Barbaren; er war überdies kunſtreicher Erzgießer.

Auch die Miſſion des Chriſtentums unter den Heiden des Nordens und Oſtens wurde durch die Geiſtlichkeit befördert, und ſie war damals zugleich eine Miſſion höherer Kultur. Bruno von Querfurt, ein ſächſiſcher Edeling, eiferte dem heiligen Adalbert von Prag nach. Vom Papſte Silveſter II. (Gerbert) zum Erzbiſchof unter den Heiden ernannt, zog er durch Rußland zu den wilden Petſchenegen, bekehrte ſie, ſandte Glaubensboten nach Schweden, deſſen König Olaf die Taufe mit Tauſenden ſeines Volkes annahm, und ſtarb 1009 als Märtyrer unter den wilden Preußen wie Adalbert. Die Erzbiſchöfe von Hamburg und Bremen wirkten fortwährend für die Bekehrung des Nordens; ihre Wirkſamkeit reichte mit Hilfe der chriſtlichen Dänen bis tief nach Norwegen hinein, und Erzbiſchof Adalbert (ſtarb 1072) wirkte für den Glauben nicht nur in den ſeiner Diözeſe immer noch eingereihten drei nordiſchen Reichen und über die Inſeln des Nordens bis nach Island und Grönland hin, ſondern belebte auch die infolge der langwierigen Kriege lange Zeit erlahmte Miſſion unter den Wenden wieder, wo die einſt zerſtörten Kirchen aufs neue erſtanden: ein Werk, welches der Obotritenfürſt Godſchalk, der aus einem blutigen Chriſtenverfolger ein eifriger Verbreiter des Kreuzes geworden, kräftig förderte, bis er 1066 von den neuerdings ſich gegen Chriſten- und Deutſchtum erhebenden Wenden erſchlagen wurde, welches Schickſal alle Chriſten und Deutſchen unter namenloſen Greueln teilten. Das Kreuz und die Kultur gingen im Wendenlande abermals zu Grunde und die ſchon ſo weit gediehene Arbeit mußte ſpäter von neuem in Angriff genommen werden.

Unter Adalbert wurde Helgoland, das bis dahin Farria hieß, entdeckt und auf der damals fruchtbaren, acht Meilen langen und vier Meilen breiten Inſel ein Kloſter angelegt, das ſelbſt die Seeräuber achteten, woher ſie ihren neueren Namen („heiliges Land") erhielt.

Nach gleicher Macht wie die Geiſtlichkeit auf dem kirchlichen, ſtrebte der Adel auf dem ſtaatlichen Gebiete, nur daß die Ziele beider Stände in entgegengeſetzten Richtungen lagen, das des Klerus in einer alle nationalen Unterſchiede nivellierenden Einheit des Glaubens, das des Adels aber in einer jede nationale Organiſation zerreißenden Selbſtändigkeit der Herrengebiete. Wie die Kirche, ſo brauchte auch der Adel nur auf einen ſchwachen Monarchen zu warten, um ſein Ziel zu erreichen und über das Königtum zu triumphieren. Die Fehden- und Raubzüge, in denen ſeine Glieder dieſem Ziele näher kamen, erlitten faſt keine, die Aufſtände gegen das Reich ſeltene Unterbrechungen. Ein Zeitgenoſſe ſagt (1015) über die Folgen dieſer Greuel: „Welche Zeiten! Man verflucht das Leben und fleht um nichts als den Tod. Die Städte ſind entvölkert, die Dörfer und Höfe eingeäſchert, die Wälder und Gärten verwüſtet, die Weinberge ausgerodet. Krieg, Hungersnot, Peſtilenz und Feuer rafft das Volk maſſenweiſe hin. Viele Edle ſind verarmt und an den Bettelſtab gebracht. Die Gotteshäuſer ſtehen ringsum verödet." Und nicht nur etwa weltliche Ritter, nein, auch Biſchöfe und Äbte, ſogar Äbtinnen unternahmen Raub- und Mordzüge. So ſetzte z. B. Sophie, Äbtin von Gandersheim, die Schweſter Ottos III., ein Heer gegen den Biſchof Bernward von Hildesheim in Bewegung, der mit dem Erzbiſchofe Willigis von Mainz (1002) um die Kirchenhoheit über das Kloſter der Nonnenwerth eine lange Fehde führte.

Solche Zuſtände konnten der öffentlichen Sittlichkeit nicht förderlich ſein. Schon im Anfange des elften Jahrhunderts klagt Thietmar über zunehmende Verbrechen; die damaligen Jahrbücher erzählen ſogar von Gatten- und Sohnesmörderinnen. Die in Lothringen verehelichte Sächſin Adela, die Mutter des Biſchofs Meinwerk von Paderborn, häufte 1015

bis 1018 Mord auf Mord und Fehde auf Fehde, bis ſie mit ihrem ruchloſen Gatten **Balderich** (unbeſtraft!) im Bettel verkam. In Reichenhall überfielen 1037 zwei Brüder mit einem gedungenen Haufen Volkes ihren Oheim, töteten ihn und verbrannten ſeine ſechs Söhne mit deren Kindern und der übrigen Menge, im ganzen fünfzig Menſchen in einem Hauſe.

PAVPERES
PROPTER CONIVGIVM NON ILLVC PERGERE POSSVM.

Volkstrachten gegen Ende des zehnten Jahrhunderts.
Darſtellung zur Parabel vom Gaſtmahl; Malerei in dem Evangeliar aus Echternach. Gotha, Herzogl. Bibliothek.
Als Darſtellung des Bettlertums jener Zeit.

Selbſt Vergnügungen hatten einen rohen Charakter. Sogar bei Hoffeſten beluſtigte ſich der hohe und niedere Pöbel an der Todesangſt eines vagabundierenden Gauklers, den ſeine Genoſſen mit Honig beſtrichen und von Bären belecken ließen.

Der Sittlichkeit konnte es auch nicht vorteilhaft ſein, daß die Kirche ihre Anſichten über die Ehe der Welt aufdrängte. Nicht weniger nachteilig als die von Rom aus angeſtrebte Eheloſigkeit der Geiſtlichen (Cölibat) wirkte die Beſchränkung der Ehen unter Verwandten. Bis zum dritten Grade ließen ſich die bezüglichen Verbote noch rechtfertigen; aber damals wurden ſie bis zum ſiebenten Grade ausgedehnt, und Heinrich II. gab ſich dazu her, gegen angeblich Schuldige in dieſer Richtung eifriger einzuſchreiten, als ſelbſt die Biſchöfe thaten. So wurde gegen den Grafen Otto von Hammerſtein und ſeine ſchöne Gattin Irmingard, weil ſie verwandt waren, 1018 der Kirchenbann verhängt und vom Kaiſer eine Fehde gegen das Paar angehoben, in welcher die Liebenden 1020 unterlagen und ins Elend geſtoßen wurden, was ſie aber keineswegs bewog, ihren Bund aufzugeben. Obſchon Otto wankte, ruhte Irmingard, welche die Liebe mit Rachedurſt an ihren Feinden erfüllte, nicht, bis ſie vom Papſte Dispens erhielt. Traurig iſt nur, daß die deutſchen Biſchöfe ihren Fanatismus gegen Rechte der Natur und der Liebe zur nationalen Oppoſition gegen Roms wachſende Allmacht in Sachen der Religion hinaufſchraubten. So wurde auch die Ehe Konrads II. mit Giſela von Schwaben wegen Verwandtſchaft der Gatten angefeindet; daher Aribo von Mainz der Königin die Krönung verweigerte, Piligrim von Köln aber aus Eiferſucht auf den Mainzer ſie vollzog. Übrigens wurde der Widerſtand gegen Ehebünde oft durch Entführungen vereitelt. Herzog Bretiſlaw von Böhmen entführte 1029 Judith von Schweinfurt aus dem Kloſter, in dem ſie erzogen wurde. Markgraf Werinher, Vetter des Biſchofs Thietmar, entführte Reinhilde von Beichlingen ſogar gegen ihren Willen, ſtarb aber an den Wunden, die er im Kampfe mit den Verfolgern erhalten.

Eine ebenſo beklagenswerte Folge der beſtändigen Fehden, wie die Abnahme der Sittlichkeit, war die Zunahme der Armut. Neben dem ausgeſuchteſten Luxus, der an den Tafeln und Höfen der Kaiſer, Fürſten und Prälaten und ſogar des niederen Adels herrſchte, gerieten die Bauern in immer drückendere Abhängigkeit von weltlichen und geiſtlichen Herren, und ihr Leben war ebenſo traurig als dunkel; die damalige Geſchichtſchreibung erwähnt ihrer nicht einmal. Dagegen gedenkt ſie der Bettler, die ſich natürlich aus jenen armen Leuten rekrutierten, an den heiligen Orten umherzogen, ſich blind, lahm, ſtumm oder beſeſſen ſtellten, vor den Altären oder Gräbern der Heiligen im Angeſichte des Volkes ſich wälzten und mit Fäuſten ſchlugen und dort ſich für geheilt erklärten, um Almoſen zu erhalten. Häufige Brände und Seuchen infolge mangelhafter Sicherheits- und Geſundheitsmaßregeln verſchlimmerten dieſe Zuſtände noch mehr.

In weit beſſere Lage als die Bauern ſchwangen ſich die Städte und ihre Bürger empor, namentlich durch den Handel, der aber in den Rheinlanden meiſt in den Händen der Juden lag, die nicht nur von ſeiten der Könige, ſondern ſelbſt der Biſchöfe mit Vorrechten beſchenkt wurden. Es iſt bezeichnend, daß ihre Lehren unter Chriſten häufig Verbreitung fanden, was für eine ausgedehnte tiefe Abneigung gegen die Übertreibungen der kirchlichen Dogmen und den Druck der päpſtlichen Gebote ſpricht. Dort, am Rheine, blühte der Handel mit England; im Süden, namentlich in Augsburg, mit Italien; in Regensburg und Magdeburg mit den Slawen; in Bremen und anderen Orten mit den ſkandinaviſchen Ländern. Bamberg wurde durch Heinrich II. gehoben; Speier durch Konrad II.; Goslar durch Heinrich III. Die beiden letzteren Kaiſer und viele Biſchöfe unternahmen großartige Bauten von Paläſten, beſonders aber von Kirchen, leider durch Mißbrauch des armen Volkes zu Frondienſten, und es entſtand damals die deutſche Baukunſt durch Überhandnahme des Stein-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

8

9

2

10

6

4

3

1

5

12

7

11

Siegel deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters

Erläuterung zu der Tafel:

## Siegel deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters.

1. 2. Bleibulle von Karl d. Großen. (Nach einem Abdruck in der National-Bibliothek zu Paris.) Umſchrift der Vorderſeite: IHV NATE DI CARLUM DEFENDE POTENTER; im Felde des Kaiſers Kopf. Rückſeite: GLORIA SIT XPO REGI VICTORIA CARLO; im Felde als Monogramm KAROLVS.

3. Königsſiegel Lothars I.; verkleinert. (Nach Photographie eines Abdruckes im britiſchen Muſeum zu London.)

4. Kaiſerſiegel Lothars I.; verkleinert. (Ebd.)

5. Königsſiegel von Konrad I.; verkleinert. (Ebd.)

6. Königsſiegel von Heinrich I.; verkleinert. (Ebd.)

7. Kaiſerſiegel von Otto III.; verkleinert. Umſchrift: † OTTO DI GRATIA ROMANORVm IMPerator AVGustus. (Ebd.)

8. Königsſiegel Heinrichs IV. — Der König ſitzend auf einem Stuhle ohne Rücklehne, unten zwei Rundbogen. Auf dem Haupte die Perlenkrone, in der Rechten Adlerſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: † HEINRICUS DI GRA REX. (Nach Heffner.)

9. Königsſiegel von Konrad IV. (Auch als König von Jeruſalem.) Umſchrift: † CVRAD DIVI AVGTI IMPIS FRIDERICIFILI DI GRA ROMAOR J. REGE. ELECT; im Felde: HER-S JERLM. (Nach Heffner.)

10. Kaiſerſiegel von Friedrich I. — Der Kaiſer auf einem Stuhle mit gebogener, perlenbeſetzter Rücklehne; zu den Seiten zwei Säulen mit Rundbogen, oben mit einer Kugel bedeckt. Von der ſpitz zulaufenden Krone hängen Perlenſchnüre herab. Obergewand und der das Unterkleid, die Tunica, zuſammenhaltende Gürtel ſind mit Edelſteinen beſetzt. In der Rechten das Lilienſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: † FREDERIC DEI GRA ROMANOR. IMPERTOR AVGS. (Nach Heffner).

11. 12. Goldene Kaiſerbulle Friedrichs II. (Auch als König von Jeruſalem und Sicilien.) — Avers: Der Kaiſer auf einem Stuhle mit Rücklehne; in der Rechten das Scepter mit Doppelkreuz, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: FRIDERIC DI GRA ROMANOR IMPATOR ET SEP AVGV; im Felde die Fortſetzung ST ET REX JERLEM SICILIE. Revers: Viertürmiges Thorgebäude mit der Umſchrift ROMA CAPVT MVNDI REGIT ORBIS FRENA ROTVNDI. Es iſt dies die ſogenannte goldene Bulle von Zeitz von 1237. (Nach Heffner.)

baues an Stelle des Holzbaues, den man der häufigen Brände wegen immer mehr verließ. Es brannten damals ganze und halbe Städte ab (so Mainz, Regensburg und Hildesheim 1046), und die Brände der Kirchen waren ungefähr so häufig wie heute die der Theater.

Für die Entwickelung deutscher Sitte und Bildung im Mittelalter ist von besonderer Wichtigkeit die Thatsache, daß während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts in dieser Richtung Einwirkungen von Frankreich her auf Deutschland Platz zu greifen begannen. Um dies zu würdigen, ist nicht zu vergessen, daß in Frankreich wie in Italien die Reste der römischen Kultur niemals untergegangen waren, während sie in Deutschland, das ja nur zum kleinen Teile römisch gewesen, nur spärlich vertreten waren, auch nur im Westen und Süden, während der Norden noch im germanischen und der Osten gar im slawischen Halbbarbarentum verharrte. Einen ganz bedeutenden Anteil an dieser Erscheinung hatte die 1043 vollzogene Vermählung Heinrichs III. mit Agnes von Poitou, der Tochter des Herzogs Wilhelm des „Großen" von Aquitanien, des damals mächtigsten jener Vasallen, die dem machtlosen König von Frankreich ebenso hoch über den Kopf wuchsen, wie in Deutschland ihre Würdegenossen vom König-Kaiser überragt wurden. Es war das gerade umgekehrte Verhältnis zwischen beiden Ländern, verglichen mit demjenigen im 15. bis 18. Jahrhundert. Der damalige Zustand Frankreichs kann am besten, ähnlich demjenigen Polens in jener späteren Zeit, als Adelsanarchie bezeichnet werden. Unumschränkt herrschte das Faustrecht und die Fehde zum Zwecke der Bereicherung. Wer etwas besaß, war die Zielscheibe des Treibens jener, die etwas gewinnen wollten, und so wurden auch die Klöster aus Asylen der Frömmigkeit und Wissenschaft zu Burgen des Waffengetümmels, die der reformatorischen Mönche von Cluny nicht ausgenommen. Indessen hatten sie dabei den Vorteil, daß bei der Strenggläubigkeit jener Tage ihre geistlichen Waffen mit den weltlichen an Wirksamkeit wetteiferten, daß das Volk aller Stände auf Reliquien ebenso fest baute wie auf Wurfmaschinen und den Bannfluch ebenso sehr fürchtete wie das Schwert und die Brandfackel.

Diese Zustände hatten eine vorherrschende Stimmung zur Folge: die Sehnsucht nach Frieden. Je nach dem Bildungsgrade, dem Temperament und der Lebensart der Leute nahm aber diese Sehnsucht eine verschiedene Gestalt an: hier erblickte man den wahren Frieden in der stillen Übung der Religionspflichten, dort in der fröhlichen Kunst der Dichtung und der Töne, anderswo wieder in der ernsten Beschäftigung mit dem Wissen. Alles aber stimmte darin überein, daß Maßregeln ergriffen werden müßten, um alle Gewaltthaten und allen Friedensbruch zu verpönen. Synoden faßten Beschlüsse in diesem Sinne, womit sie auch solche gegen die Simonie und, dem asketischen Zuge der Zeit gemäß, auch gegen die Priesterehe verbanden. In dieser Form aber fanden die Beschlüsse, so große Verbreitung ihnen auch zu teil wurde, keine dauernde Nachachtung, und man sah sich genötigt, den allgemeinen Frieden (1041) in einen solchen für gewisse Zeiten zu verwandeln, der den Namen „Gottesfriede" (Treuga Dei) erhielt und der Fehdesucht in Frankreich nur die Zeit von Montag früh bis Mittwoch Abend jeder Woche übrig ließ. Die Männer von Cluny bewirkten die Annahme dieses Gesetzes auch im kaiserlichen Burgund. In Italien fand es keinen, in Deutschland nur im Westen einigen Anklang. Die Folge war, daß sich in Frankreich und Burgund ein gesitteteres Leben Bahn brach. Man nennt einen damals lebenden Ritter Geoffroy de Pruilly als Urheber gewisser Regeln des Kampfspieles, aus denen die Turniere hervorgegangen sein sollen. Solche feinere Sitte, mit ihr aber auch, wie dies gewöhnlich geschieht, Überfeinerung und Verweichlichung brachten nun die neue Königin Agnes und ihre romanische Umgebung an den deutschen Hof, und Heinrich III. fand großes Gefallen an diesen Einwirkungen, wenn auch nicht in vollem Umfange; denn wälschen Gauklern und Spielleuten, welche die Hochzeit zu „verherrlichen" suchten, verweigerte er jede

Belohnung. Weit mehr Unterſtützung als irgend welche weltliche Sitten fanden bei ihm die Beſtrebungen von Cluny, und es war bezeichnend, daß er ſofort nach ſeiner Vermählung, wenn auch nicht den franzöſiſchen Gottesfrieden, doch etwas ähnliches, ja dem urſprünglichen Plane ähnlicheres, nämlich einen allgemeinen Landesfrieden in Deutſchland und Italien befahl. In dauernder und ausgedehnter Weiſe iſt freilich keine dieſer Anordnungen befolgt worden, wenn auch dies unter Heinrich III. in größerem Maße geſchah als ſonſt wann.

Davids Chorführer. Miniatur in einem Pſalterium aus dem Ende des elften Jahrhunderts in der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig. Als Darſtellung von Spielleuten des 11. Jahrhunderts.

Die Miniaturmalerei dieſer Zeit ſteht durchaus noch unter dem Einfluß der karolingiſchen Schule; man vergleiche die im vierten Abſchnitte abgebildeten Miniaturen.

Digitized by Google

In dieſe Friedenzeit nun fällt ein merkwürdiger Übergang in der Entwickelung der deutſchen Kultur. Es war die Mitte des elften Jahrhunderts die Zeit, in welcher die Deutſchen der in ihrem Lande herrſchenden lateiniſchen Litteratur überdrüſſig zu werden begannen und ſich auf eine Wiederbelebung des Schrifttums ihrer Mutterſprache vorbereiteten, und zwar in der mittelhochdeutſchen Form, welche damals allmählich an die Stelle der althochdeutſchen trat. Damals entſtand, zwar noch lateiniſch, was die Sprache, aber deutſch und im Geiſte einer neuen Zeit gedacht, was die Auffaſſung und den Inhalt betrifft, ein verſifizierter Roman, der erſte ſeit dem Ausatmen des klaſſiſchen Altertums, der aber nicht vollſtändig auf uns gekommen iſt, Ruodlieb betitelt. Er ſchildert die Abenteuer eines Ritters ganz in der Art der ſpäteren Ritterromane und Ritterepen. Neben der fortdauernden Derbheit des zehnten Jahrhunderts finden wir darin bereits Anfänge der höfiſchen Art des zwölften, namentlich in der Achtung vor den Frauen. Ein Mönch von Tegernſee hat ihn geſchrieben, aber keineswegs in asketiſchem, ſondern in humanem Geiſte und bisweilen ſogar in mutwilliger Weiſe. Damals ſetzte der Abt Williram von Ebersberg die Beſtrebungen des St. Gallers Notker in Pflege der deutſchen Sprache fort und miſchte in ſeiner Überſetzung und Erklärung des Hohen Liedes lateiniſch und deutſch untereinander (1065); damals entſtand das erſte bekannte mittelhochdeutſche Gedicht durch Ezzo von Bamberg, auf das wir zurückkommen werden; damals ſchrieb man auch die erſten deutſchen Predigten, und 1070 kennen wir die erſte, freilich noch vereinzelte deutſche Urkunde.

Arbeitender Mönch am Schreibepult.

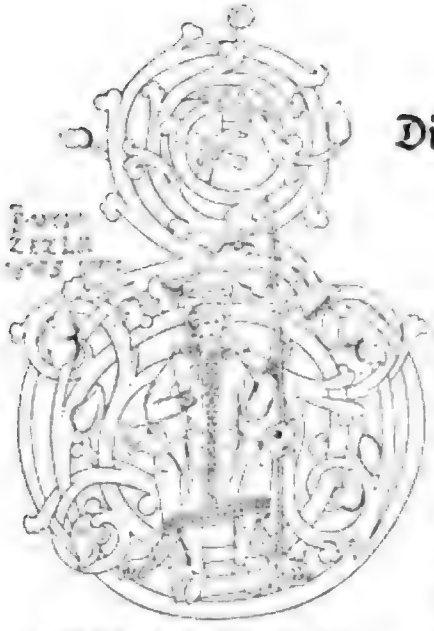
In der rechten Hand die Feder, in der linken das Radirmeſſer; als Tintenfaß dient ein durch den Rand des Pultes geſtecktes Horn. Aus dem Martyrologium von 1138 der königlichen Bibliothek zu Stuttgart

Es war allerdings auch die Zunahme des Fehdeweſens, welche zum Rückgange des Studiums der Sprache Roms in Deutſchland beitrug, und der Natur der Sache gemäß war damit eine Abnahme der Gelehrſamkeit und des wiſſenſchaftlichen Lebens verbunden, welcher Thätigkeit die deutſche Sprache noch lange nicht gewachſen ſein konnte. Schon mit dem Ende des erſten chriſtlichen Jahrtauſends verſiegte das geiſtige Schaffen der Klöſter, welche mit in die Fehden hineingeriſſen wurden; in der erſten Zeit des zweiten Jahrtauſends klagte Graf Udalrich, der Stifter des Kloſters Ebersberg († 1028) darüber, daß die Edelleute nicht mehr wie ehemals die Geſetze leſen könnten (die ja lateiniſch abgefaßt waren). Nur vereinzelt beſuchten deutſche Geiſtliche die gelehrten Schulen Italiens und Frankreichs, wo die herrſchende romaniſche Zunge keine Eile hatte, ſich von der Mutterſprache loszureißen und gefeierte Lehrer, wie Berengar von Tours, Lanfrank aus der Lombardei u. a., Aufſehen erregten. Zwar beſtanden in Deutſchland gute Kloſter- und Stiftsſchulen fort, unter denen namentlich das von Heinrich II. mit trefflicher Bibliothek beſchenkte Bamberg, damals mit Athen verglichen, hervorleuchtete, — und leiſteten nichts Geringes, aber auch nichts Außerordentliches, nichts, was in Proſa oder Verſen, ſo gewandt beide oft waren, über die Bedürfniſſe der Kirche hinausging. Davon auszunehmen ſind höchſtens die damaligen Geſchichtswerke, welche größtenteils im Geiſte der neuen großen Zeit gedacht ſind, die über Deutſchland aufging und in deſſen Angehörigen das Bewußtſein nährte, der erſten Nation

der Welt anzugehören, welcher ſich an Macht keine andere vergleichen konnte und welche daher auch keiner längeren Unterwerfung unter das Joch einer fremden Sprache zu bedürfen glaubte. Doch haben dieſe Hiſtoriker oft ſonderbare Anſichten über ältere Zeiten. Wipo z. B. hielt die Kaiſer Veſpaſian und Titus für Chriſten, indem er (Kap. 33) erzählte, ſie hätten, „um den Herrn zu rächen, dreißig Juden für ein Goldſtück verhandelt, weil die Juden Chriſtum für ebenſo viele Denare verkauft hatten.“

Ein fahrendes Fräulein; als Zeitbild aus dem 12. Jahrhundert. Darſtellend die hl. Pelagia in einem Initialbuchſtaben in einem Paſſionale aus Kloſter Zwifalten; um 1180. In der Kgl. Bibliothek zu Stuttgart.

Unter dieſen Geſchichtſchreibern nennen wir die hervorragendſten, abſehend von den zahlreichen Bistums- und Kloſterannalen ohne pragmatiſche Behandlung des Stoffes. Thankmar und Wolfher ſchrieben das Leben der Hildesheimer Biſchöfe Bernward und Godehard als Augenzeugen und mit ſteter Rückſicht auf die gleichzeitige allgemeine Geſchichte des Reiches, in wenig ausgebildeter, doch von klaſſiſcher Bildung zeugender Sprache. Bedeutender iſt das Leben des Kaiſers Konrad II. von deſſen geiſtlichem Hofmanne, einem der Erzieher ſeines Sohnes, dem Dichter Wipo, der aber mehr Heinrich III. verherrlichte, als ſeinen Vater und erſterem ſein Buch widmete, das von Sachkenntnis und Bildung zeugt. Hermann oder Herimann, der Krüppel (contractus) genannt, Mönch zu Reichenau, aus gräflichem Geſchlechte Schwabens (1013—1054), bearbeitete annaliſtiſch die Ereigniſſe von Chriſti Geburt an, ausführlich und klaſſiſch aber nur von 1039—1054, d. h. die Zeit Heinrichs III. Sein Beiſpiel wirkte ſehr anregend, doch herrſchte ſeit der Mitte des elften Jahrhunderts die Heiligengeſchichte oder wenigſtens die Geſchichte frommer Perſonen zum Zwecke des Betriebs ihrer Heiligſprechung vor. Für die Beziehungen Deutſchlands zum Norden iſt die Hamburg-Bremiſche Kirchengeſchichte des Domherrn Adam von Bremen, welcher in Magdeburg gebildet war und in Bremen unter Erzbiſchof Adalbert (oben S. 158) als Lehrer wirkte (es waren die zwei bedeutendſten Schulen Norddeutſchlands), von großer Wichtigkeit.



Aus dem Wyschehrader Evangeliar der Universitätsbibliothek in Prag.

## Siebenter Abschnitt.

# Die Kultur im Zeitalter des Kampfes zwischen Papst- und Kaisertum.

Der Zustand des Reiches nach dem allzufrühen Hinschiede Kaiser Heinrichs III. kann nicht besser geschildert werden, als mit den Worten des Zeitgenossen Adam von Bremen (III. 33): „Durch das Abscheiden des Papstes Leo IX. und des Kaisers ward nicht nur die Kirche in Verwirrung gesetzt, sondern auch der Staat schien zu Ende zu gehen .... Zur Lenkung des Reiches gelangten durch die Erbfolge ein Weib und ein Kind, zu großem Nachteile für das Gemeinwesen. Denn die Fürsten, welche es mit Unwillen verwarfen, daß sie durch weibliche Gewalt eingeschränkt oder durch eines Kindes Herrschaft regiert werden sollten, errangen zuerst ihre alte Freiheit wieder, um nicht unter dem Joche der Knechtschaft zu bleiben; dann begannen sie einen Wettstreit miteinander, wer unter ihnen der mächtigste wäre, und endlich nahmen sie kühn die Waffen und versuchten ihren Oberen und König abzusetzen.“ Außer den Fürsten war es noch eine andere Macht, welche, gleich ihnen durch das Reich groß geworden, den Mangel eines Mannes auf dem Throne benutzte, um den letzteren umzuwerfen und für sich Freiheit, d. h. unbedingte Herrschaft zu erringen, nämlich das Papsttum.

Ein lateranisches Konzil 1059, meist aus Italienern bestehend, an dem keine Deutschen teilnahmen, anerkannte Papst Nikolaus II. und verstieß Benedikt X., nahm dem römischen Adel, Klerus und Volk das Recht der Papstwahl, um es den Kardinälen ausschließlich zu übertragen, setzte die Mitwirkung des Kaisers bei der Wahl zu einer bloßen Form herab, verbot die Priesterehe, indem es verheiratete Geistliche von jeder kirchlichen Handlung ausschloß, und entzog die Geistlichen jeder weltlichen Gerichtsbarkeit und jeder Wahl durch Weltliche. Bei diesem Anlasse war es wohl auch, daß die Doppelkrone als Schmuck des Papstes eingeführt wurde, in dem Sinne, daß dieser allein über Kaiser- und Königtum zu verfügen habe. Damals auch wurde Hildebrand, der Schöpfer aller dieser Errungenschaften, Archidiakon der römischen Kirche, Abt von St. Paul und faktischer Lenker der Kurie, und trug über seiner Mönchskutte prachtvolle Gewänder, ohne deshalb die mönchische Denkart aufzugeben.

Sein Streben konnte in keine passendere Zeit fallen, das Reich, das er seiner Macht zu unterwerfen trachtete, in keine schlimmeren Zustände versinken. Für ein Königskind von sieben Jahren regierte eine Frau, deren Schönheit, Bildung, Tugend und Frömmigkeit ihr

den Mangel an jener Kraft nicht ersetzen konnte, welche manche andere Regentinnen der Geschichte ausgezeichnet hat. So sind den universellen Zielen des nicht nur für sich, sondern für die Kirche ehrgeizigen Priesters in wirksamster Weise die partikularistischen Tendenzen des deutschen Adels zu Hilfe gekommen. Der Landesfriede wurde gebrochen, die französische Adelsanarchie auf deutschen Boden verpflanzt, und was unter den letzten Kaisern nur vorübergehend gewagt, aber immer bald unterdrückt worden, das geschah jetzt in blutigen Fehden unaufhörlich, und keine Macht war da, dem schmählichen Unfug, der das Land verwüstete, Einhalt zu gebieten. Soviel aber auch namentlich die deutschen Bischöfe durch diese Zustände zu leiden hatten, so fanden sie doch den Mut, gegen die Beschlüsse jenes lateranischen Konzils zu protestieren und den Papst wegen derselben zu entsetzen und zu bannen. Es geschah dies unter der Leitung des Erzbischofs Anno von Köln, eines überaus frommen und wohlthätigen Mannes, der Kirchen und Klöster reich beschenkte und täglich vierundzwanzig Bettlern die Füße gewaschen haben soll. Sein Wagnis, das Reich zu beherrschen, dessen Königskind er raubte, sein Kampf um die Herrschaft mit dem ehrgeizigen Adalbert von Bremen, der erst mit dem Tode beider endete, kann uns hier weniger beschäftigen, als der die Kultur der Zeit zeichnende Charakter beider Kirchenfürsten. Indem Anno zwischen den beiden Priesterherrschaften im Norden und Süden der Alpen eine Verständigung in dem Sinne herbeizuführen suchte, daß die Beschlüsse des lateranischen Konzils (von einer Synode in Augsburg 1062) anerkannt wurden, hat er das Kaisertum an das Papsttum verraten und trägt den Hauptteil an der Verantwortlichkeit für die entsetzlichen Ereignisse, die sich von da an Schlag auf Schlag folgten. Ein schlimmes Vorzeichen derselben war der Kampf, der zu Pfingsten 1063 im Dome zu Goslar um den Vorrang im Sitze zwischen den Leuten des Bischofs von Hildesheim und des Abtes von Fulda entbrannte, wobei Bischof Hezilo selbst die Seinigen mit Stentorstimme anfeuerte, „sich nicht durch die Heiligkeit des Ortes vom Gebrauche der Waffen abschrecken zu lassen", worauf Tote und Verwundete fielen und der Königsknabe mit Not durch die gegen seine Mahnungen taube rasende Meute dem tempelschändenden Blutbade entrann. Niemand wurde für dieses empörende Verbrechen gestraft!

Adalbert aber, so viele Verdienste er sich auch um Ausbreitung des Christentums erwarb, ein so übelberufenes Regiment führte er zu Hause. Sein Bewunderer Adam erzählt selbst, wie er nach irdischem Ruhm und Ansehen strebte, sich mit Schmeichlern, Traumdeutern und Neuigkeitsjägern umgab; gegen Gaukler, Quacksalber und Schauspieler freigebig war; versprach, was er nicht besaß; sein Volk mit Söldnern und Auflagen drückte; vom Raube der Armen lebte, indem seine „sehr frommen" Stellvertreter im Bistum wie Wölfe hausten; wie er in Zornesausbrüchen seine Leute, selbst Geistliche schmähte und blutig schlug, sich als Patriarch des Nordens, ja als künftigen Papst begrüßen ließ, den Tag verschlief, die Nacht aber mit Spiel und Tafeln verbrachte, ohne indessen selbst unmäßig zu sein.

Heinrich IV. endlich, in völlige Abhängigkeit von den Fürsten, namentlich den Erzbischöfen, geraten, welche abwechselnd die Regierung leiteten —, Heinrich, dessen teils verfehlte, teils vernachlässigte Erziehung sich inzwischen rächte, empörte sich unter diesem Druck, aber weil er ihn nicht abwerfen konnte, „bildeten sich Mißtrauen und Verschlagenheit tief seinem Charakter ein, schlimme Eigenschaften, welche für ihn und andere die Quellen unsäglicher Leiden wurden." Aus Mangel an ernster Beschäftigung ergab er sich, gleich den übrigen Fürsten seiner Zeit, dem Waffenspiel und argen Ausschweifungen, welchen letzteren seine erzwungene Ehe mit Bertha von Susa Schranken setzen sollte, die ihren Zweck aber nicht erfüllte, da er sich von der ungeliebten Frau ferne hielt, von der er sich später scheiden lassen wollte, die er aber, als dies durch den Widerspruch Roms mißlang, schätzen und lieben lernte.

Ein Bild der damaligen Zustände lieferten die Trierer, als sie einen Erzbischof, den ihnen Anno in der Person seines Neffen aufdrängen wollte, kurzweg ermordeten und unbeerdigt liegen ließen, wofür sie niemand strafte; auch versuchte Anno umsonst eine von ihnen vorgenommene Neuwahl in Rom kassieren zu lassen, – ja noch mehr: während der Neugewählte das Pallium erhielt, mußte der im Auftrage des Königs zur Wahrung der Reichsrechte Italien bereisende Anno in Rom Kirchenbuße thun, weil er mit einem Gegenpapste verhandelt hatte. So verhöhnte Rom das schwach gewordene deutsche Königtum, in dessen Land die Anarchie wieder herrschte und „niemand wußte, wer das Regiment führe".

In den geschichtlichen Quellen tauchen häßliche Bilder damaliger Sitten vor uns auf. Der Sachse Otto von Nordheim, damals Bayerns Herzog, war von einem Abenteurer angeklagt, ihn zum Morde des Königs gedungen zu haben, leugnete es, weigerte sich aber, mit dem Ankläger den Zweikampf des Gottesurtels auszufechten. Da wurde er geächtet, und der König selbst wetteiferte mit den Feinden des Herzogs, dessen Güter zu verwüsten, was dieser reichlich vergalt. Sein italienischer Schwiegersohn Welf von Este verstieß die Gattin, erhielt das Herzogtum und heiratete eine andere, verriet aber nach kurzem den König und trat auf die Seite des von ihm so schwer beleidigten Schwiegervaters, der neuerdings abgefallen war!

Zu spät faßte Heinrich IV., der unglückliche Epigone eines glorreichen Geschlechtes, Fuß auf der einsamen, unfruchtbaren Felseninsel seines Königtums; sie war rings umtobt von feindlichen Wogen, die ihn zu verschlingen drohten und schließlich auch verschlangen. Keine dieser Wogen aber zischte drohender, als die des sich riesig erhebenden und nicht mehr niederzudrückenden Papsttums.

Am schwierigsten stand es mit Hildebrands Bestrebungen Deutschland gegenüber; es hielt schwer, unser Land dem Scepter Roms zu unterwerfen, und ist auch niemals in vollem Umfange gelungen. Viel wirkte damals in dieser Richtung die Thätigkeit der Cluniacenser, wie die Wundersucht des Volkes, und die Macht Roms erzielte durch diese Mittel immerhin Fortschritte, die es durch die von seinen Synoden erlassenen Gesetze um so eher befestigen konnte, als es an einer Reichsgesetzgebung fehlte. Zu statten kam ihm ferner trefflich die Simonie, welche Heinrichs Räte, in Deutschland wie in Italien, offen trieben. Ging es so fort, so konnte ein Zusammenstoß zwischen Reich und Kirche nicht ausbleiben, und er ließ auch nicht auf sich warten, sobald Hildebrand, unter Mißachtung der hergebrachten Formen, durch völlig unregelmäßige Wahl (1073) Gregor VII. geworden war, noch ehe er die Priesterweihe besaß. Aber seine Gebote fanden nicht sofort Gehorsam. „Der gesamte Priesterstand," sagt der Mönch Lambert von Hersfeld, „erhob sich gegen das Cölibatgebot mit heftigem Unwillen; sie riefen laut, der Mann sei ein völliger Ketzer und seine Lehre unsinnig, da er ..... die Menschen mit gewaltsamer Forderung zwingen wolle, nach Art der Engel zu leben und, indem er der Natur ihren gewohnten Lauf verweigere, der Unzucht und Zwietracht die Zügel lockere; fahre er so fort, so wollten sie lieber das Priestertum als die Ehe aufgeben" u. s. w. Sogar die Mönche von Cluny erklärten sich gegen den Papst. Die Suffraganbischöfe der Erzdiözese Mainz empörten sich auf der Synode zu Erfurt 1074 offen gegen die Zumutung, sich entweder von ihren Frauen oder von ihrem Amte zu trennen, und sie nebst anderen Bischöfen weigerten sich, einer Citation „dieses gefährlichen Menschen," wie sie den Papst nannten, nach Rom wegen Simonie zu folgen. Der Papst erließ die schärfsten Befehle nach Deutschland gegen die Duldung simonistischer und verheirateter Geistlichen, suspendierte Bischöfe und exkommunizierte königliche Räte. Zugleich (an der Fastensynode von 1075) verbot er die Investitur der Bischöfe und Äbte durch Laien, damals eines der wichtigsten und ältesten königlichen Rechte, das sich kein Monarch gutwillig rauben lassen konnte, wenn er sich nicht bei seinen Unterthanen um alles Ansehen bringen wollte

Ja, Gregor ging noch weiter als der falſche Iſidor! Er ſprach förmlich aus: „Der Papſt allein kann ſich der kaiſerlichen Inſignien bedienen; ſeine Füße allein haben alle Fürſten zu küſſen; ſein Name allein darf in dem Kirchengebet genannt werden, und kein Name in der Welt iſt ſeinem zur Seite zu ſtellen; ihm iſt erlaubt, Kaiſer abzuſetzen und Unterthanen von der Pflicht gegen abtrünnige Fürſten zu entbinden.“

Mit all dieſem traf er aber niemanden empfindlicher als König Heinrich, der weder das Inveſtiturverbot beachtete, noch ſeine exkommunizierten Räte entließ.

Was unter Otto dem Großen und den drei letzten Kaiſern unerhört geweſen, trat nach dem unerquicklichen Schauſpiele der wechſelſeitigen Ächtung und Entſetzung von Papſt und König ein. Während es in Italien mit der Sache des Papſtes höchſt mißlich ſtand, die Lombardei faſt ganz von ihm abfiel und die Normannen ihn bedrängten, nahm dieſe Sache einen ungeheuern Aufſchwung in Deutſchland, vereinigten ſich die ihr ergebenen Fürſten, d. h. faſt alle in Tribur mit Legaten und Mönchen, und die Biſchöfe wetteiferten, ſich den Bann von den Schultern abnehmen zu laſſen. Im nahen Oppenheim aber weilte der ganz gebrochene König und wurde nicht müde, ſeinen Feinden demütige Botſchaften zu ſenden, um die Würde, deren er ſich ſo unwürdig zeigte, behalten zu können. Er mußte ſeine Lage vollſtändig verkennen, um ſo weit zu kommen; das allein Würdige wäre geweſen, mit ſeinem noch ſo geringen Anhange den Kampf auf Leben und Tod gegen ſeine Widerſacher aufzunehmen, und wenn er nicht ſiegen konnte, ehrenvoll zu erliegen. Für einen ſich wegwerfenden König konnte das Reich, für dieſes ein ſolcher König keinen Wert mehr haben. Seine Sache war verloren, und in der That wurde er mit all ſeinen Bitten und Verſprechungen, die er doch nie gehalten hätte, von denen, die vom Papſte im Meineid beſtärkt waren, ſchnöde abgewieſen, bis ſie ihm endlich die ſchmähliche Bedingung ſtellten, ſich innerhalb eines Jahres nach dem Banne dem Papſte unbedingt zu unterwerfen, widrigenfalls er ſeine Würde verlöre.

Gregor VII. ſollte auf Einladung der Fürſten im Februar 1077 nach Augsburg kommen, um dort über den Gebannten zu richten. Letzterem lag daran, dies zu vereiteln; er floh aus Speier, eilte im Winter unter unſäglichen Beſchwerden mit Weib und Kind über die Alpen, verſchmähte die begeiſterte Waffenhilfe der Lombarden und zwang den auf ſeiner Nordreiſe in Mathildens Felſenſchloſſe Canoſſa zurückgebliebenen Papſt, ſeine bekannte Buße anzunehmen. Kein Zurechtrücken verdeckt dieſe Schmach; es war ein geſchickter Schachzug, ja, aber einerſeits iſt und bleibt es eines Ehrenmannes unwürdig, was dort vom 25. bis 28. Januar geſchah, und zwar von beiden Seiten, hier durch unmännliche und unkönigliche Erniedrigung, dort durch herzloſe Härte, während es anderſeits für Heinrich ohne allen Nutzen war. Der wackere Gieſebrecht, dem wir in all dieſem folgen, ſagt daher mit Recht: „Als Heinrich vor dem Thore von Canoſſa im Büßerhemde vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutſchen Kaiſertums und eine neue Glorie bildete ſich um das Haupt des römiſchen Biſchofs; Blutſtröme ſind in mehr als hundertjährigen Kämpfen vergoſſen worden, um das Andenken an dieſelben zu tilgen, aber ſie haben es nimmer vermocht.“

Trotz Canoſſa dachten die deutſchen Fürſten, ſo ſehr die Nachricht von dem Ereignis ihre Pläne ſtörte, nicht von ferne daran, den Losgeſprochenen in die frühere Würde wieder einzuſetzen. Auch der Papſt blieb trotz Canoſſa dabei, der eigentliche Herr Deutſchlands zu ſein und beharrte darauf, über die Alpen zu ziehen und die Angelegenheiten des nördlichen Landes ohne Rückſicht auf den von ihm wieder anerkannten König zu ordnen.

So war die Demütigung von Canoſſa ſchon nach wenigen Tagen wert- und nutzlos geworden; denn die deutſchen Fürſten warteten nicht auf den Papſt, und der Reichstag in Forchheim, nicht vollzählig verſammelt, wählte im März, in Anweſenheit und unter Zuſtimmung päpſtlicher Legaten, Gregors Anhänger, Heinrichs Schwager und Feind, Rudolf

von Schwaben zum König. Der Bürgerkrieg wütete zwiſchen zwei Ohnmächtigen, die dem Schiedſpruche des Papſtes unterlagen. Zum zweiten Male wurde der rechtmäßige König gebannt und Deutſchland von einem wälſchen Prieſter ſeinem Gegner geſchenkt!

Alles was Heinrich IV.. ſtatt in Canoſſa ſich zu beugen, damals hätte thun ſollen, that er zu ſpät: die Lombarden um ſich ſammeln, Städter und Bauern bewaffnen, die widerſpenſtigen Herzöge und Biſchöfe abſetzen, und ſo vollzog er auch, was damals das Dringendſte geweſen wäre, erſt jetzt nach dem zweiten, ſtatt nach dem erſten Banne, nämlich die Aufſtellung eines Gegenpapſtes in dem Erzbiſchof Wibert von Ravenna an Stelle des „rebelliſchen Mönches Hildebrand.“ Über Rudolf und ſeine Anhänger wurde der Bann ausgeſprochen. Rudolf ſiegte zwar bei Hohenmölſen über Heinrich, fand aber den Tod in der Schlacht. Das Volk ſah ſeine abgehauene Rechte als Strafe des Meineids an, und ſein Fall war eine ſchlimme Sache für den Papſt. Ebenſo konnte man Heinrichs Kaiſerkrönung in Rom durch Wibert und Gregors Tod in der Verbannung als Sühne für Canoſſa betrachten. Doch dem kurzen Erfolge Heinrichs folgte freilich neues Unglück bis zu ſeinem Ende, worunter das ſchwerſte wohl war, daß Gregors Freundin, die fromme und keuſche Markgräfin Mathilde von Toscana, ſeinen älteſten Sohn Konrad zur Empörung gegen den Vater und ſeine übel gewählte zweite Gattin Adelheid (eine Ruſſin) zu ſkandalöſen Anklagen gegen den Gatten anſtiftete. Der tiefgebeugte Monarch war ſchon vor dem Tode ſo gut wie vergeſſen, denn größere Ereigniſſe, als ſeine Leiden, traten auf die Bühne der Weltgeſchichte.

REX HOC RODVLF PATRV PRO LEGE PEREMPTVS
PLORANDUS MERITO CONDITVR IN TVMVLO
REX ILLI SIMILIS SI REGNET TEMPORE PACIS
CONSILIO GLADIO NON FVIT A KAROLO
QVA VICERE SVI RVIT HIC SACRA VICTIMA BELLI
MORS SIBI VITA FVIT ECCLESIAE CECIDIT

Grabplatte Rudolfs von Schwaben, im Chor des Domes zu Merſeburg. Bronzegußwerk in Flachrelief aus dem Ende des 11. Jahrhunderts. (Nach Hefner.)

Es war eine Zeit des überquellenden Glaubenseifers, eine Zeit, wie ſie ſein mußte, um ein ſolches rieſiges Phänomen der Weltgeſchichte zu erzeugen, wie es die damals beginnenden

Kreuzzüge waren. Es herrſchte wachſender Mißmut darüber, daß der Kaiſer den von ihm beabſichtigten Kreuzzug nicht zu ſtande brachte und die Aufrechthaltung des Reichsfriedens ihm nicht gelang, indem blutige Fehden bald wieder überhand nahmen. Während ſeiner Anweſenheit in Regensburg wurde Graf Sieghard von Burghauſen durch einen Haufen Miniſterialen, die er mittels gerichtlicher Urteile beleidigt, überfallen und enthauptet. Graf Konrad von Beichlingen wurde auf der Straße von gemeinem Volk ermordet. Die Hauptſache aber war für die Fürſten, daß Heinrich ſie nicht nach Belieben ſchalten ließ, und ſo bildete ſich unter ihnen eine neue Verſchwörung, deren williger Mittelpunkt bald der zweite der meineidigen Söhne des Monarchen, der gemütloſe und herrſchſüchtige Heinrich (V.) wurde. Heuchleriſch ſagte er ſich, obſchon nichts weniger als religiös geſtimmt, von dem „Gebannten“ los und huldigte dem franzöſiſchen Papſte Urban II., deſſen Anhänger ihm zuſtrömten und der auch jetzt wieder den Meineid ſchützte. Dann begann der Elende den Krieg gegen den Vater, wie einſt Lothar und Liudolf. Ohne ſich zu ſchlagen, ſuchten Vater und Sohn einander nur zu überliſten; ſogar bei perſönlichen Zuſammenkünften durch gegenſeitige Thränen, Fußfälle und Verſprechungen, die keiner zu halten dachte, bis der Sohn ſich als der Schlauere erwies, den Vater gefangen nahm, einkerkerte, hungern und durſten ließ und damit zur Abdankung zwang. Heinrich IV. ſtarb 1106 ſanft, wenn auch im Banne: ſelbſt ſeinem Leichnam gönnte die Kirche keine Ruhe!

Nun warf Heinrich V. die Maske ab, die er den Fürſten und dem Papſte gezeigt, und handelte immer offener als ein Deſpot, dem ſich alles beugen mußte, nicht als ein launenhafter wie ſein Vater, bei dem Verzagtheit mit Thatkraft abwechſelte, ſondern als ein eiſerner, unnachſichtiger: er war gefürchtet und daher der Mann, um Canoſſa zu rächen! Aufs neue mußte der Kampf um die Inveſtitur entbrennen zwiſchen dem König, der ſie fortwährend übte, und dem Papſte, der ihr Verbot mit den ſchärfſten Drohungen erneuerte; und zwar dann am ſicherſten, wenn ſich Heinrich in Rom die Kaiſerkrone holen wollte, wozu er ſich unverweilt rüſtete, obſchon ſeinen Zeitgenoſſen vor Kometen und anderen „Himmelszeichen“ graute und Wendeneinfälle vor dem Verlaſſen des Landes warnten. Aber dasſelbe war einig, und man ſah ein gutes Vorzeichen darin, daß der Blitz in des Königs Schlafgemach zu Goslar ſchlug, ohne ihn zu treffen.

Durch Liſt und Gewalt errang Heinrich V. auf ſeinem Römerzuge Kaiſerkrone und Inveſtitur, und konnte, als er heimkehrte, Italien als ein größtenteils wieder erobertes Land betrachten, und es iſt ein verſöhnender Zug, daß er 1111 die Leiche ſeines unglücklichen Vaters prachtvoll im Dome zu Speier beſtatten ließ. Aber auch ihm war Bann und Bürgerkrieg nicht erſpart, bis endlich nach langen Unterhandlungen mit Calixtus II. der Wormſer Vertrag 1122 zu ſtande kam, nach welchem der Kaiſer auf die Inveſtitur mit Ring und Stab verzichtete, hingegen die Wahlen der deutſchen Prälaten in ſeiner Gegenwart ſtattfinden und eine beſondere Belehnung mit den Regalien durch das Scepter in Deutſchland der Weihe vorangehen, in Italien ihr nachfolgen ſollte. Es war die erſte Urkunde einer Trennung von Kirche und Staat ſeit dem Beſtande des Chriſtentums! Der Kaiſer wurde hierdurch ohne Buße vom Banne frei und das Ereignis wurde mit Jubel durch ein Friedensfeſt gefeiert. Das Konzil im Lateran beſtätigte das „Wormſer Konkordat“ im folgenden Jahre. Das Papſttum war durch dasſelbe vom Kaiſertum unabhängig geworden und hatte hierdurch die Kraft erlangt, ſeine Reformen ungeſtört über das Gebiet der Kirche zu verbreiten. Eine wichtige Folge dieſer Löſung war auch, daß Italien enger mit Rom verbunden und ſein politiſcher Zuſammenhang mit Deutſchland gelockert wurde. Endlich hat der Wormſer Vertrag dazu geführt, daß auch die übrigen Differenzen zwiſchen Papſt- und Kaiſertum ausgeglichen, und bis dies gelang, in manchem heißen Strauß ausgefochten werden mußten. Aus dieſen

Umſtänden ergiebt ſich von ſelbſt, daß bei der Sache nur das Papſttum gewonnen, das Kaiſertum aber verloren hatte; jenes ſah ſeitdem die Einheit, dieſes die Zerſplitterung und den Unfrieden auf ſeinem Gebiete wachſen; denn die unbedingte Herrſchaft des Reiches über die Kirche war, wenn auch kein unfehlbares, doch ein ſehr wirkſames Mittel zum inneren Frieden geweſen; jetzt hatten die partikulariſtiſchen Beſtrebungen ſtets einen Halt an den klerikalen und umgekehrt. Noch weiter verſchlimmert wurden dieſe Verhältniſſe durch die Thatſache, daß die Herzogtümer und Grafſchaften durch die ſchwache vormundſchaftliche Regierung für Heinrich IV. und durch deſſen Kampf mit dem Papſttum ihren bereits entſtellten älteren Charakter noch vollends verloren. Die Herzogtümer, vorab Bayern und Schwaben, wurden beinahe ſelbſtändige Staaten und die Grafen eigene Herren, die ſich nicht mehr nach den Gauen, deren Richter ihre Vorfahren geweſen, ſondern nach ihren Stammburgen nannten und deren Verwandte den Grafentitel ebenfalls führten. Zugleich wurden wenigſtens die weltlichen unter den kleineren Herrſchaften völlig den Herzögen untergeben und hierdurch der königlichen Oberhoheit entfremdet, während in Frankreich gleichzeitig die umgekehrte Entwickelung Platz griff und der Weg zur Einheit des Landes und zur Beſeitigung der Vaſallenhoheiten eingeſchlagen wurde; eine Entwickelung, welche der geniale Abt Suger von St. Denis ins Leben rief und nach raſtloſem Fortgange Ludwig XIV. vollendete. Unter dieſen trüben Ausſichten für Deutſchland ſtarb Heinich V. 1125, erſt 43 Jahre alt, kinderlos und unbetrauert. Das Ausſterben des ſaliſchen Kaiſerhauſes bildete, namentlich durch die Beilegung des Inveſtiturſtreites, einen Wendepunkt in der deutſchen Geſchichte, der uns veranlaßt, einen Blick auf die Zuſtände des Reiches unter den vielbewegten Regierungen Heinrich IV. und Heinrich V. zu werfen.

penitentie et om̃s fideles.

Städtiſche Trachten des 12. Jahrhunderts. Prozeſſion.
Malerei in dem Luſtgarten der Äbtiſſin Herrad von Landsberg. Zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts

Als die beiden Mächte des abendländiſchen Reiches, Kaiſer und Papſt, im elften Jahrhundert ſich entzweiten, ſchwand für die Städte das Glück, deſſen ſie (ſiehe oben Seite 146) unter dem Krummſtabe genoſſen hatten, dahin. Die Biſchöfe traten zu großem Teile, zeitweiſe faſt alle, auf die Seite Canoſſas; die Städter aber lernten ſich als Deutſche fühlen und

Digitized by Google

ſtanden zu ihrem Könige. Ihr Wohlſtand hatte ſo zugenommen, daß ſie der geiſtlichen Herrſchaft nicht mehr bedurften. Die Städte wuchſen raſch an; um die älteſten Teile (Altſtädte) reihten ſich neuere (Neuſtädte). Jüngere Söhne der Edelleute, Bauern und Hörige ließen ſich darin nieder, und ſie alle lernten erkennen, daß die eigene Arbeit ſie frei machte und vorwärts brachte, diejenige für die Kirche aber, die einen ſo demütigenden Beigeſchmack hatte, für ſie entbehrlich war. Die Innungen der Bürger ſandten daher ihre wehrhaften Mannen dem deutſchen Könige zu Hilfe gegen ſeine fürſtlichen und prieſterlichen Feinde, und der König lohnte es ihnen mit Rechten und Freiheiten. Die Freien unter den Bürgern, dem Kerne nach Kaufleute, ſtrebten nach Anteil an der Regierung, die Handwerker und Unfreien nach voller perſönlicher Freiheit. Dies wurde ihnen der Hauptſache nach am Anfange des zwölften Jahrhunderts gewährt und Kaiſer Friedrich I. (der Rotbart) fügte dazu noch die Freiheit aller Städter vom Beſthaupt und Gewandrecht, d. h. von dem den Biſchöfen und Fürſtäbten zuſtehenden Rechte auf das beſte Stück Vieh oder Gewand der Verſtorbenen. Die Städte erhielten eigene Gerichtsbarkeit und die früher leibeigenen Handwerker ihre Freiheit; wie das Verhältnis zur Kirche die Bürger wohlhabend gemacht, ſo brachte dasjenige zum Reiche ihnen Reichtum, und die Luft der Städte machte von da an jeden frei. Der biſchöfliche Rat, in welchen eine zunehmende Anzahl Bürger Eingang fand, wurde zum Stadtrate; in der Folge aber wuchs derſelbe an; ein engerer Ausſchuß („kleiner Rat“) beſorgte mit den jährlich wechſelnden Bürgermeiſtern die dringenderen Geſchäfte und berichtete darüber an den weiteren („großen“) Rat, der aus 100, 200 oder 300 Mitgliedern beſtand und die eigentliche Regierung, auch oberſtes Gericht der Stadt war; natürlich mit weſentlich verſchiedener Verteilung der Befugniſſe in den einzelnen Städten. Als die erſte unter denſelben galt damals allgemein Köln, mit dem zunächſt Mainz, Worms, Speier und Straßburg wetteiferten; außerhalb des Rheinlandes ſchwangen ſich Augsburg, Ulm, Regensburg, Nürnberg, Goslar empor; doch verkamen und verſchwanden bereits auch ſonſt vielgenannte Städte, z. B. Tribur bei Mainz (zuletzt 1119 genannt), während Fürſten mit Hilfe von Kaufleuten weitere kleinere Städte bauten, ſo z. B. die Zäringer 1120 Freiburg im Breisgau und gegen Ende des Jahrhunderts im burgundiſchen Üchtlande Freiburg und Bern. „In jeder Stadt bildete ſich durch die Gewohnheit ein beſonderes Recht aus, welches im Laufe der Zeit aufgezeichnet, ſpäter auch auf Städte neuer Gründung übertragen werden konnte.“ Man begann nun auch, obſchon für die Städter der Name „Burger“ oder „Bürger“ ſich erhielt, zwiſchen Städten und Burgen zu unterſcheiden; dieſe, bloß für Kriegsmannſchaften des Adels berechnet, ſchoſſen ebenſo häufig empor wie jene und wurden als Raubburgen ſowohl ihnen als den Bauern gefährlich. So entſtanden z. B. damals Trifels und Drachenfels am Rhein, die Wartburg und der Kyffhäuſer in Thüringen u. ſ. w.

Judas mercator
Libra
Ein Kaufmann: Malerei im Luſtgarten der Herrad von Landsberg.

Die Wartburg.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine weitere bedeutsame Erscheinung der Zeit des beginnenden Kampfes zwischen Reich und Kirche waren die Kreuzzüge. Die Deutschen spielten zwar in denselben nicht die Hauptrolle, die sie vielmehr den Romanen Italiens und später besonders Frankreichs überlassen mußten, aber nahmen doch lebhaften Anteil daran, und dies um so mehr, als der Landweg der Kreuzfahrer durch den Hauptteil, nämlich den Süden ihres Landes führte. Die Kreuzzüge haben eine doppelte große Bedeutung; nämlich einerseits als Episode des uralten Kampfes zwischen Europa und Asien um die Herrschaft über das Mittelmeer, eines Kampfes, welcher seit dem Entstehen des Islam noch besonders zu einem Ringen zwischen diesem und dem Christentum wurde, und sodann als Aeußerung des im elften Jahrhundert unter den Christen des Abendlandes lebendig gewordenen schwärmerisch-religiösen Sinnes, welcher auch zu den Erfolgen des Papsttums gegenüber der weltlichen Macht so unendlich viel beigetragen hat. Derselbe war es auch, der (in Bamberg) das erste bekannte mittelhochdeutsche (mit lateinischen Versen vermischte) Gedicht hervorrief, dessen Text der Priester Ezzo im Auftrage seines Bischofs, dessen Musik aber der Priester Willo schuf, und dessen Inhalt die heilige Geschichte im Hymnentone volkstümlich darstellt. Diese Stimmung führte zunächst zu einer Vermehrung der Wallfahrten nach dem heiligen Lande, und sodann erhielten die letzteren durch die Fortschritte der Seldschukken in Vorderasien und durch das Beispiel der Kämpfe gegen die in Spanien und Sizilien eingedrungenen Sarazenen einen kriegerischen Charakter. Der erste Pilgerzug nach Palästina, der einen solchen annahm, fällt schon vor die Zeit der Kreuzzüge, d. h. der auf Eroberung ausgehenden Unternehmungen dieser Art, und bestand meist aus Deutschen, mit Kirchenfürsten an ihrer Spitze. Es waren (1064 und 1065) der Erzbischof Siegfried von Mainz, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg und Utrecht und die nachherigen Bischöfe Hermann von Bamberg und Altmann von Passau, die mit angeblich 12000 Menschen auszogen, Jerusalem erreichten, aber größtenteils aufgerieben wurden und nur in einem kleinen Reste glücklich zurückkehrten. Man vollführte solche Pilgerfahrten vielfach zur Sühne für begangene verbrecherische Thaten; denn noch wurden selbst Morde, namentlich von Hochstehenden begangene, nicht mit dem Tode bestraft. Gregor VII. beabsichtigte, mit Hilfe König Heinrich IV. 1074 und 1075 einen ersten Kreuzzug nach dem heiligen Grabe, um dieses zu erobern; aber der ausbrechende Kampf zwischen beiden Machthabern vereitelte diesen Plan. Bekanntlich ist derselbe am Ende des elften Jahrhunderts auf Antrieb Papst Urbans II. (nicht Peters von Amiens, wie die Sage früher meinte) in Ausführung gebracht worden. Der Eremit Peter führte jedoch 1096 einen der Vortrabe des ersten Kreuzheeres nach dem Osten, welche Scharen fast nur schlechtes Gesindel und Verbrecher aller Art aus Frankreich, Deutschland und anderen Ländern umfaßten, sich teilweise durch die damals zuerst auftretenden scheußlichen Judenschlächtereien, besonders am Rhein, hervorthaten, und in Ungarn, Griechenland und Kleinasien jämmerlich zu Grunde gingen. Schwerere Verluste, weil an besserem Menschenmaterial, erlitt Deutschland auf dem ersten siegreichen Kreuzzuge 1097 bis 1099, auf welchem der Herzog von Niederlothringen, Gottfried von Bouillon, der erste christliche Herrscher der heiligen Stätten, seine Scharen führte; noch schwerere aber auf dem ersten völlig vernichteten Kreuzzuge 1101, auf dem unser Land durch den bayrischen Herzog Welf, die Markgräfin Ida von Österreich und mehrere Bischöfe und Grafen vertreten war. Bei Anlaß jener Judenmetzelei der ungeordneten Kreuzfahrerhaufen zeigte sich Kaiser Heinrich IV. in einem erfreulichen Lichte, indem er gegen die Frevler, unter denen der Erzbischof Ruthard von Mainz eine hervorragende Rolle gespielt hatte, sehr energisch einschritt. Die vom Klerus und Pöbel zur Taufe gezwungenen Juden aber schützte Heinrich und gestattete ihnen, gegen Wiberts Willen, die Rückkehr zum Glauben ihrer Väter.

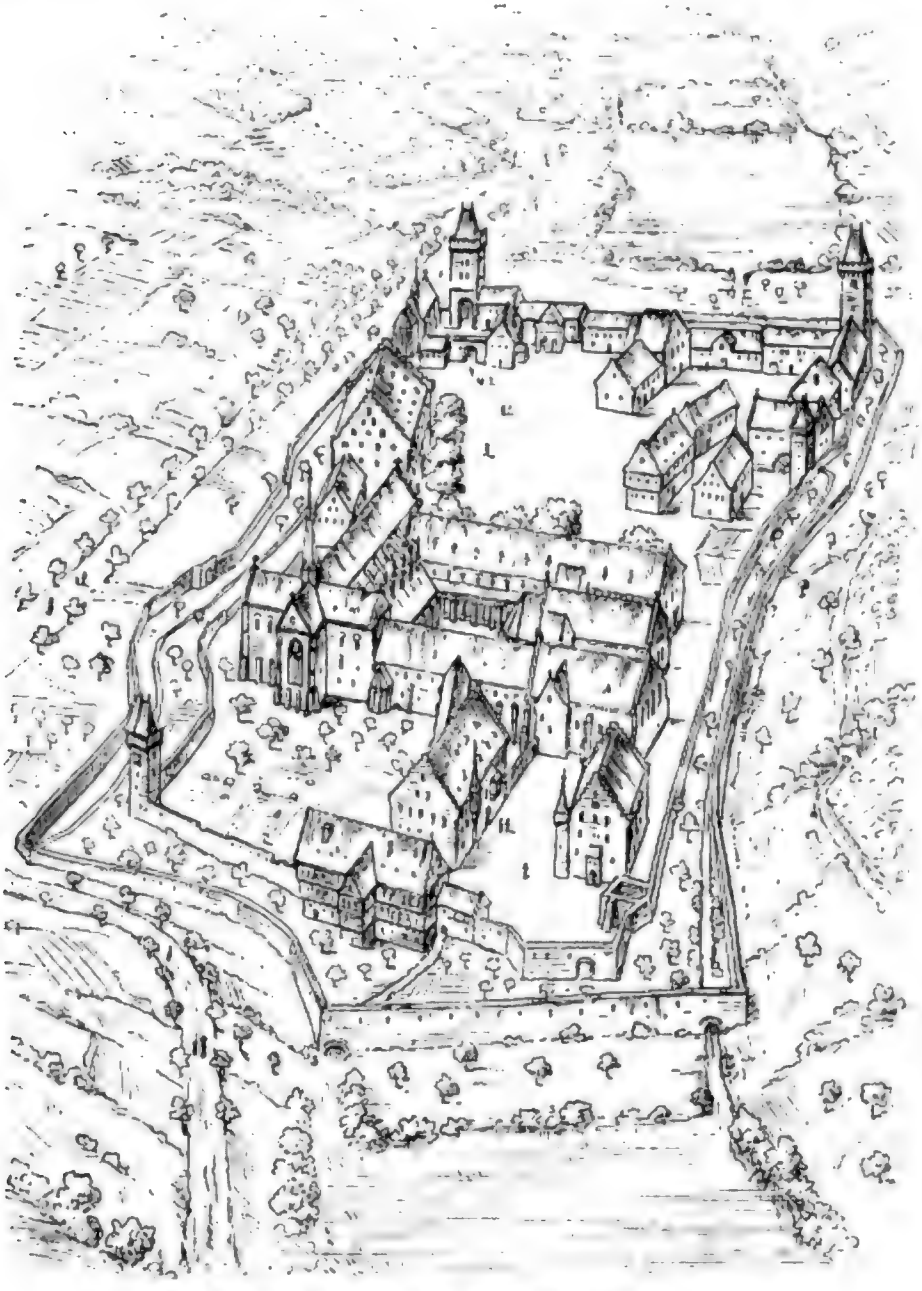
Aber nicht nur Exzeſſe gegen die Juden, ſondern Zügelloſigkeiten aller Art wurden durch die Kreuzfahrten begünſtigt, deren Teilnehmer ſich alles erlauben durften, ſolange dieſe Züge unter geiſtlicher Leitung und daher vom weltlichen Geſetze ausgenommen waren. Der ohnehin unheilbare Zuſtand der Ordnung im Reiche verſchlimmerte ſich deshalb fortwährend; namentlich auch durch die Unbotmäßigkeit der Fürſten, ſogar gegen den ſtrengen Heinrich V. Dieſe Herren ließen es daher, wenn gerade Friede war, geſchehen, daß ihre unbeſchäftigten wilden Söldner, „Reiter“ genannt, als Räuber das Land unſicher machten; namentlich die Kirchen und Klöſter ausplünderten, die Geiſtlichen, wie die Leute der heimgeſuchten weltlichen Herrſchaften mißhandelten und überhaupt alles verwüſteten, gerade wie es die Fürſten, ihre Herren, in den zahlloſen Fehden ſelbſt thaten. Es iſt nur zum Verwundern, daß unter dieſen Zuſtänden und bei der zugleich herrſchenden Sittenloſigkeit das deutſche Reich nicht nur ſich erhielt, ſondern wiederholt einen neuen Aufſchwung nahm und ſelbſt in dem nach Losreißung ſtrebenden Italien immer wieder von neuem Fuß faßte.

Tracht der Juden in Deutſchland im 12. Jahrhundert.
Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsberg.

Der ſchwärmeriſch-religiöſe Geiſt, der die Kreuzzüge nach dem Morgenlande leitete, machte ſich indeſſen zu gleicher Zeit auch in der Heimat geltend; namentlich in Männern, die für die Kirche kämpften und in ihrer Art bedeutende Erfolge erzielten. Ein ſolcher Mann war Wilhelm, Abt von Hirſchau (ſeit 1070), nicht nur Theolog, ſondern wie Gerbert, auch Aſtronom, Mechaniker und Muſiker, aber begeiſtert für die Reform der Kirche und beſonders des Kloſterlebens. Sein Kloſter machte er unabhängig und ſtellte es unmittelbar unter Rom, das er beſuchte und wo er ein entſchiedener Gregorianer wurde. Hirſchau wurde „das deutſche Cluny“; dort wurde zum erſtenmale die Einrichtung der „dienenden Brüder“ ins Leben gerufen, welche, Leute verſchiedenen Standes, vom Fürſten bis herab zum Hörigen und Leibeigenen, durch die niedrigſten Dienſte im Kloſter ihren demütigen und kirchlichen Sinn an den Tag legten. Dieſe Neigung nahm ſo gewaltig zu, daß neue Klöſter mit Laienkolonien angelegt werden mußten und ſich bald nicht nur über ganz Schwaben verbreiteten, ſondern in allen deutſchen Ländern Eingang fanden, überall aber ſich am Kampfe auf ſeiten des Papſttums gegen das Kaiſertum beteiligten. Ja es entſtanden, beſonders in Schwaben, Vereine von Männern, die ihre Frauen, und von Frauen, die ihre Männer verließen und, wie bei den Buddhiſten, unter der Leitung von Mönchen „Brüder- und Schweſterſchaften des gemeinſamen Lebens“ bildeten, die ganze Gemeinden umfaßten und deren Glieder das Volk zum Kampfe gegen die Staatsgewalt und für die Kirche aufregten.

Ein Mann dieſer Art war auch Otto, ſeit 1103 Biſchof von Bamberg, verſöhnlich und friedliebend und dem unglücklichen Heinrich IV. treu bis beinahe zuletzt, ſo eifrig er auch für die Ideen Gregors und gegen die Inveſtitur kämpfte. Er erhob ſein Biſtum aus einer Zeit des Verfalls zu neuer Blüte und ließ, ſelbſt Architekt, den 1081 abgebrannten Dom unter Heinrich V. ſchöner und ſolider herſtellen, neue Kirchen und Klöſter bauen, ſo wie

Burgen zu ihrem Schutze, und gab ihnen Ordnungen nach dem Muster sowohl von Cluny und Hirschau, als des neu entstandenen Cistercienser- und Prämonstratenserordens. Er breitete aber seine Thätigkeit viel weiter aus. Er wirkte durch Verbindungen in Böhmen und Polen für höhere Kultur und, sechzig Jahre alt, ging er (1124), vom Herrscher Polens eingeladen, nach dem eben unterworfenen, aber noch heidnischen Pommern, verbreitete hier das

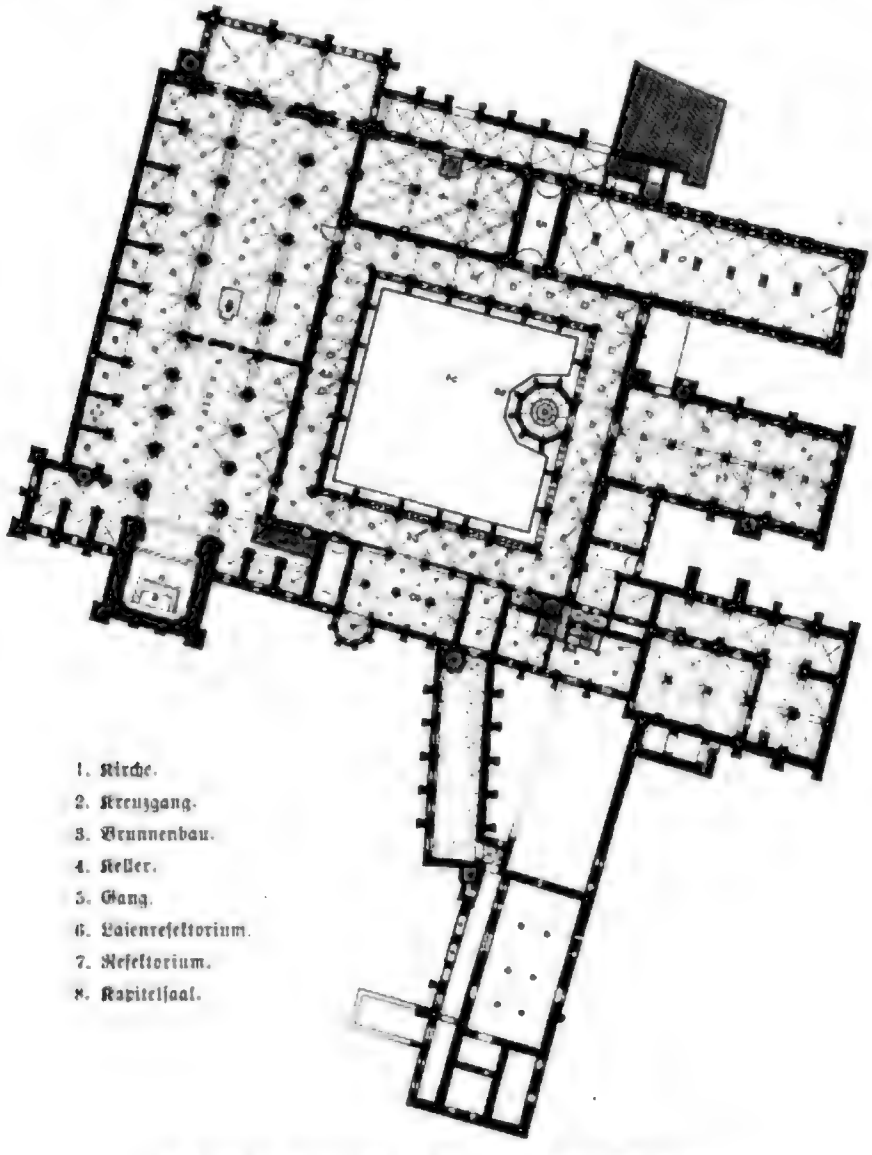


Die Cistercienser-Abtei Maulbronn. (Jahreshefte d. württ. Altert.-Ver.)

Christentum, teilweise mit heftigem Widerstande kämpfend, zerstörte heidnische Götzen und Tempel in Stettin und anderen Städten, schaffte die heidnischen Sitten, wie Vielweiberei, Kindermord und Sklaverei ab und baute und weihte Kirchen. Glücklich kehrte er 1125 nach Bamberg zurück.

Die bereits unter Heinrich III. (s. oben S. 161) begonnene Einwirkung Frankreichs auf unser Land und weiterhin nahm noch größere Ausdehnung an, seitdem die französischen

Normannen England und Süditalien erobert und in den neuen chriſtlichen Staaten des Orientes die Oberhand gewonnen hatten. Es ging von dort aus ſowohl die höchſte Aufklärung, die das Mittelalter erreichte, in Abälard, als die äußerſte Kirchlichkeit, die damals wucherte, in Bernhard von Clairvaux, dem Helden der 1098 ans Licht getretenen Mönche von Citeaux (Ciſtercienſer), unter deren deutſchen Klöſtern wohl Maulbronn in Schwaben (ſeit 1148) den erſten Rang einnahm. Aber auch Deutſche wirkten in dieſer Richtung auswärts. Bruno aus Köln gründete 1086 bei Grenoble den




Grundriß der Kloſterkirche der Ciſtercienſer-Abtei Maulbronn.

Orden der Kartäuſer und Norbert aus Xanten 1120 in Prémontré bei Laon den der Prämonſtratenſer. Kein Wunder, daß darunter der Keim aufklärender Geiſtesbildung verkümmern und für einſtweilen erſterben mußte, freilich nur ſcheinbar, um nach Jahrhunderten wieder aufzuleben. Selbſt das Rittertum wurde ja mönchiſch in den Johannitern und Templern, die der Kampf gegen den Islam hervorrief, doch ohne deshalb den ritterlichen Charakter zu verlieren, der vielmehr ſpäter wieder der vorherrſchende in dieſen Orden wurde. Dieſes allgemeine Überwuchern der Religion und Theologie im Übergange vom elften zum

Vorhalle (Paradies) vor der Kloſterkirche in Maulbronn.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

zwölften Jahrhundert drängte natürlich die übrigen Geiſtesthätigkeiten, ſowohl die profane Wiſſenſchaft als die weltliche Dichtung zurück, und ſowohl der Adel, als die Klöſter waren in geiſtiger Beziehung kaum noch Schatten deſſen, was ſie in der Zeit der Ottonen geweſen. Der Mönch Lambert nennt den Mönchsnamen zu ſeiner Zeit (1063 und 1071) „ſehr übel berüchtigt“ und erzählt von ſeinen Mitbrüdern Geſchichten, die als ihre größten Sorgen die materiellen und weltlichen um Geld und Gut erſcheinen laſſen und zeigen: daß in den Klöſtern damals oft nichts weniger als Friede und Tugend herrſchten; Aufruhr und Parteiung nicht ſelten waren; Teufels-, Aber- und Wunderglauben von den Mönchen dem Volke eingeimpft wurden. Nur die Überlieferung des Wechſels der menſchlichen Thaten im Laufe der Zeit ſtand wie faſt immer unter einem ausnahmsweiſe günſtigen Sterne und hielt ſich ſtandhaft gegen den Strom der Zeitſtimmung, der jede eine Feder führende Hand in den Dienſt des ſtrengen Regimentes der triumphierenden Kirche Roms zu ziehen drohte. Die zweifellos beſten Berichte über die Zeit Heinrichs IV. verdanken wir Lambert, dem Mönche von Hersfeld (ſeit 1058), die, freilich eingenommen für Anno von Köln und gegen den König, 1077 abgebrochen ſind. Im Sinne Roms ſchrieben auch Herimanns von Reichenau Fortſetzer: ſein Mitbruder Berthold (als Quelle ſchätzbar bis 1080) und Bernold, der als Geiſtlicher in Konſtanz, St. Blaſien und Schaffhauſen lebte (bis 1100). Geradezu ſkandalöſe Schmähſchrift auf Heinrich IV. iſt Brunos (eines Geiſtlichen in Magdeburg und Merſeburg) „Buch vom Sachſenkriege“ (1065—1081); das Gegenteil davon, eine blinde Lobhudelei des Kaiſers, das anonyme „Leben Heinrichs IV.“ Einen antipäpſtlichen Standpunkt nehmen unter Heinrich IV. und V. die Weltchroniken des Marianus in Mainz und des Siegbert von Gembloux (ſtarb 1112), einen päpſtlichen dagegen die des Abtes Ekkehard von Aura (bis 1125) ein. Zahlreiche Biographieen und Annalen vervollſtändigen dieſe wichtigſten Quellen zur Zeitgeſchichte des unglücklichſten Kaiſers und ſeines harten Sohnes.

Drei Ritter als Wächter am Grabe Chriſti.
Malerei in einem Gebetbuche aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig

Die Wahl eines Nachfolgers des letzteren im Jahre 1125 hatte durchaus den Charakter und die Tendenz, alles Streben nach Erblichkeit der Krone zu beſeitigen und dieſe von der Kirche und den Fürſten abhängig zu machen. Die letzteren legten dieſe Abſicht deutlich an den Tag, indem ſie den hartnäckigſten Führer der für das Papſttum und gegen das Kaiſertum kämpfenden Sachſen zum König wählten, nämlich den damals ſechzigjährigen Herzog Lothar, früher Grafen von Supplinburg.

Für den weiteren Verlauf des Kampfes zwiſchen Papſt- und Kaiſertum war es von einer für Deutſchland ſchlimmen Bedeutung, daß Lothar eine Abhängigkeit ſeiner Würde vom Papſte zugeſtand und ſich von ihm Rechte verleihen ließ, die bis dahin als unbeſtrittene des Kaiſers galten. Als aber die Krone nach Lothars Tod an ſeinen anfänglichen Feind und ſpäteren Kampfesgenoſſen, an den Staufer Konrad III. fiel, da wurde (1137) der Kampf der Welfen und der Ghibellinen geboren, in welchem der Kampf zwiſchen Papſt- und Kaiſertum, zwiſchen Wälſch- und Deutſchland zu beiden Seiten der Alpen fortlebte.

Hippolyt von Pferden zerrissen.
Initialbuchstabe in einem um 1180 im Kloster Zwiefalten (an der schwäbischen Alp) geschriebenen Passionale. Königl. Bibliothek zu Stuttgart.

## Achter Abschnitt.

# Das Zeitalter des Rittertums und des Minnedienstes.

Zu der genannten Wendung der Dinge war indessen die Regierung König Konrads III. nur eine Einleitung. Die nachher so scharfen Gegensätze zwischen Staufern und Welfen bildeten sich erst nach und nach aus; nur eines war beständig und sich stets gleich, die Fehdelust und Fehdeführung: freilich nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Dabei war indessen erstaunlich, was die Hingabe an ein Ideal auch damals vermochte. Das Ideal jener Zeit aber war das Ziel der Kreuzzüge, die Befreiung des heiligen Grabes. Als Edessa dem Kreuze verloren ging und Bernhard von Clairvaux mit seines Glaubens Stärke einen neuen Kreuzzug predigte und neue Judenverfolgungen unterdrückte, hörten die inneren Fehden wie mit einem Schlage auf (leider nicht auf die Dauer), und auch König Konrad nahm das Kreuz, ohne der Abneigung des Papstes zu achten, der ihn sein Schwert lieber gegen die widerspenstigen Römer hätte ziehen sehen (1117). Der unglückliche Ausgang des Kreuzzuges Konrads im Vereine mit Ludwig VII. von Frankreich ist bekannt; weniger Unglück, aber mehr Erfolg hatte der gleichzeitige erste Kreuzzug gegen die Heiden des Nordostens, der die auch hierin sonderbündischen Sachsen nach Pommern führte. Es wurde Lübeck auf den Trümmern eines Wendendorfes als deutsche Stadt gegründet, Pommern und Mecklenburg auf die Dauer dem Christentum gewonnen. Heinrich der Löwe, der sich auf diesem Zuge die ersten Sporen verdiente, sicherte dabei Holstein und sein Gegner, Albrecht der Bär, Brandenburg für Deutschland, welches nach den neuen Erwerbungen zahlreiche Ansiedler aussandte, vor denen bald fast alles Wenden- und alles Heidentum bis über die Oder hinaus verschwand. Es entstanden im deutschen Lübeck die Keime des Hansabundes. Es begannen damals auch die deutschen Ansiedelungen in Siebenbürgen, und das slawische Schlesien, welches (um 1160) durch Kaiser Friedrichs I. Vermittelung eigene Fürsten aus dem polnischen Hause der Piasten erhielt, gewann seitdem durch deutsche Ansiedler seinen jetzt weit überwiegenden germanischen Charakter.

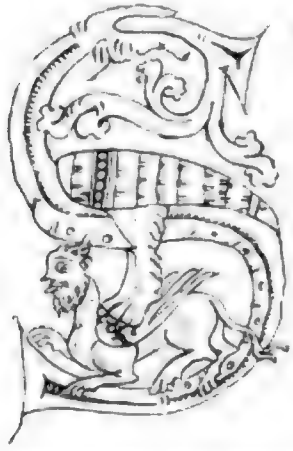
Durch diese Thatsachen erstarkte mächtig das deutsche Wesen, während dagegen das deutsche Reich an Fehden zu kranken fortfuhr, welche namentlich die Welfen zu schüren nicht müde wurden. Zur Zeit des Todes Konrads überwogen in Europa das Papsttum auf religiösem und Frankreich auf politischem und geistigem Gebiete; Bernhard von Clairvaux verband die Richtungen beider Mächte in seiner gewaltigen Persönlichkeit; die

Reiterſtatue König Konrads III. im Dom zu Bamberg.

Digitized by Google

ſchwachen Päpſte ſeiner Zeit und Abt Suger von St. Denis, der damalige Richelieu, lauſchten ſeinen Worten, und mit ihnen der deutſche König und das ganze Abendland. Freilich war es von dieſem Lauſchen noch weit bis zur Erhebung des Klerus aus ſeinem Hängen an irdiſchem Gewinn auf die ſchwindelnde Höhe gottähnlichen Prieſtertums, die in dem Ideal des heiligen Bernhard lebte; und in Wirklichkeit war die beſtechliche und dabei anmaßliche römiſche Kurie der allein maßgebende höchſte Gerichtshof der katholiſchen Welt, dem ſich, wenn auch oft knirſchend, zuletzt alles beugte, weil er die Wage der Vergeltung im Jenſeits in den Händen zu haben behauptete.

Kaum aber waren, ſämtlich bald nach dem unglücklichen „zweiten“ Kreuzzuge, Bernhard, Suger und Konrad hingeſchieden, ſo erhob ſich, faſt genau ein Jahrhundert nach ſeiner Erniedrigung zur Zeit des Todes Heinrichs III., das Deutſchtum zu neuem Erwachen und zu einer neuen Periode der Triumphe über das Wälſchtum.



Initialbuchſtabe in der Handſchrift Vita Sanctorum, aus Kloſter Windberg.
Zweite Hälfte des zwölften Jahrh. München, Königl. Bibliothek.

owohl das Reich, dieſe feſte Form des Vaterlandes, als das Volk durch ſeinen treueſten Ausdruck, die Mutterſprache, nahmen teil an dieſem Aufſchwung, der uns in all ſeinen Richtungen nun näher beſchäftigen wird.

Der große Träger dieſes Aufſchwunges war der neue König Friedrich I., der Rotbart, von einem ſtaufiſchen Vater und einer welfiſchen Mutter um 1122 geboren, deſſen Wahl ganz Deutſchland jubelnd begrüßte. Seine glänzende Erſcheinung, ſeine Liebenswürdigkeit im Umgange und ſeine Freigebigkeit mußten alles für ihn einnehmen, während ſeine unerbittliche Gerechtigkeit, die durch keine Milde gezügelt wurde, durch die öftere Härte ihrer Ausübung vielfachen Anſtoß erregte. Auf ſeinem Römerzuge war er daher im Zerſtören von Städten und Burgen rebelliſcher Vaſallen nur zu eifrig. Jene rauhe Zeit kannte nur rauhe Mittel, Gehorſam zu erzwingen, und ſelbſt jene, welche ſolche Maßregeln, gegen ſich gerichtet, fürchteten und verwünſchten, ſtanden nicht an, ſie gegen andere anzuwenden.

Den heimgekehrten Kaiſer beſchäftigte neben der Herſtellung des während ſeiner Romfahrt vorzüglich von Kirchenfürſten geſtörten Landfriedens ſeine zweite Vermählung mit Beatrix von Hochburgund, die nicht nur als eine ſeltene Schönheit, ſondern auch als ein Vorbild aller weiblicher Tugenden gefeiert wurde. Mit der Anordnung allgemeinen Friedens war zum erſtenmale ſeit dem Beſtande des Reiches ein Strafgeſetz verbunden. Auf Tötung während des Friedens wurde Todesſtrafe, auf Verwundung Verluſt der Hand, auf geringere Verletzungen Geldbußen geſetzt, Diebſtahl unter fünf Schillingen mit Rutenſtreichen, darüber aber mit dem Strange bedroht. Ferner wurde amtliche Feſtſtellung des Getreidepreiſes verordnet, die Jagd auf andere als ſchädliche Tiere und das Erſcheinen vor Gericht in Waffen verboten, den Reiſenden mäßige Wegnahme von Getreide am Wege und jedem ſein Bedarf an Gras und Waldlaub geſtattet u. ſ. w. Friedrich nahm ſich bei dieſen Beſtimmungen, wie in allem, Karl den Großen (den er heilig ſprechen ließ) zum Muſter und legte großen Wert darauf, als Friedensſtifter angeſehen zu werden. Freilich, die Fehden hörten darum nicht auf, wurden aber ſeltener und vieles ward beſſer im Reiche und deſſen Anſehen wieder bedeutender nach außen; Polen und Dänemark anerkannten ſeine Hoheit und in den Wendenländern befeſtigten ſich Chriſtentum und deutſche Herrſchaft für immer. Ja faſt alle europäiſchen Könige und der byzantiniſche Kaiſer ehrten Friedrich durch Geſandte und Geſchenke.

Erfreut durch dieſe Erfolge, wählte der letztere zum Verkündiger ſeines Ruhmes den damals wohl gelehrteſten und federgewandteſten Deutſchen, ſeinen Stiefoheim Biſchof Otto von Freiſing, den der Tod allzufrüh (1158) von ſeinem Werke abrief und deſſen weniger fähiger Fortſetzer, der Domherr Ragewin, nur von 1156 bis 1160 gelangte. Ottos Werke (Weltgeſchichte und Geſchichte Friedrichs I.) zeichnen ſich durch philoſophiſche Auffaſſung und trefflichen Stil vor allen früheren des Mittelalters aus; aber es mangelt ihnen an Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Urteils.

Aber auch Friedrich I. war das Schickſal nicht erſpart, mit dem Papſttum in Streit zu geraten. Legaten Hadrians, der an ihn Befehle zu richten begann, wagten es, den Papſt ſeinen Vater und die Kardinäle — ſeine Brüder zu nennen und ihn zu erinnern, daß die Krone ihm vom Papſte verliehen ſei. Unter den 1157 in Beſançon verſammelten Fürſten rief das einen ſolchen Sturm der Entrüſtung hervor, daß einer derſelben (man glaubt, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach) gegen den Legaten Roland das Schwert zückte. Der Kaiſer ſchützte die Boten Roms, ſchickte ſie aber ſofort nach Hauſe und erklärte öffentlich ihre Behauptungen als Lüge. Faſt die ganze burgundiſche Geiſtlichkeit ſtand auf ſeiner Seite, und die deutſche, welche der Papſt zu bearbeiten ſuchte, antwortete ihm deutlich in reichstreuer Weiſe.

Die grauenhafte Zerſtörung Mailands, 1162, mehr durch Italiener als durch Deutſche betrieben und vollzogen (der diejenige des gleichgeſinnten Crema voran gegangen), war ein gräßliches Beiſpiel der damals im Kriege allgemein herrſchenden Unmenſchlichkeit, die in den Augen des ſtrengen Kaiſers nur als gerechte Vergeltung erſchien. Die indeſſen hauptſächlich hierdurch bewirkte Zunahme des kaiſerlichen Anſehens in Italien war dem Papſte nicht recht. Es erfolgte ein Schisma; die kaiſerliche Partei wählte des Kaiſers Freund Oktavian als Viktor IV., die antikaiſerliche den genannten Roland als Alexander III., beides unter wüſten Szenen. Beide Päpſte bannten einander, und abermals wurde der Meineid gegen das Reich geheiligt. Das ganze Abendland und ſeine Kolonien in Syrien ſpalteten ſich, nicht nach Überzeugung von der Rechtmäßigkeit eines der beiden Nebenbuhler, ſondern aus politiſchen Gründen; wer dem Kaiſer günſtig war, entſchied ſich für Viktor; wer nicht, namentlich alle Franzoſen, für Alexander. Nur die Parteiſtellung erweckte Intereſſe; der Kirchenbann aber war bereits ſo verbraucht, daß er auf keiner von beiden Seiten auch nur beachtet wurde, geſchweige denn etwas bewirkte, — ſo ſehr war der Nimbus Roms — nicht hundert Jahre nach Canoſſa — ſchon wieder geſchwunden! Namentlich dem Kaiſer ſchadete der Bann nichts, — niemand fiel von ihm ab und ſelbſt die Anhänger Alexanders fuhren fort ihn zu achten. Dies aber noch mehr ſeit dem Untergange Mailands, als er mit dem Plane umging, ganz Italien dem Reiche zu unterwerfen, ja dem ganzen Abendlande Geſetze zu geben; ein Streben, bei dem ihn mit Rat und That, im guten wie im ſchlimmen, ſein Reichskanzler, der Kölner Erzbiſchof Graf Reinald von Daſſel, unterſtützte.

Aber Friedrich ſah die Unmöglichkeit des Erreichens ſeiner hochfliegenden Plane keineswegs ein, und auch ſeine Nachfolger nach Jahrhunderten nicht; die Aufopferung der deutſchen Kräfte für idealiſtiſche Utopien dauerte daher hartnäckig fort. Und die außergewöhnliche Kraft ihres Trägers, des damaligen Kaiſers, gegenüber dem die Kirche ſchwächenden Schisma mußte zu dieſer hartnäckigen Fortſetzung des ausſichtsloſen Kampfes um die Weltherrſchaft anſpornen; eines Kampfes, in dem der „Rotbart“ bald den römiſchen Papſt, bald das freiheitsluſtige Italien, bald den griechiſchen Kaiſer, bald die großmachtſüchtigen Welfen im eigenen Lande, bald das neidiſche Frankreich zum Feinde hatte oder gar eine Verbindung mehrerer dieſer Gegner fürchten mußte, ohne jedoch jemals den Mut des echten deutſchen Mannes zu verlieren, der ihn ſtets auszeichnete. Als der Kaiſer aber (1176) durch einen Fehler in der Kriegführung bei Legnano

den Lombarden erlag, brachten ihn ſeine ſchismamüden geiſtlichen Fürſten dazu, ſich — widerwillig genug — Alexander III. zu nähern. Er machte in Venedig Frieden mit ihm und wurde vom Banne frei; der unbedeutende Gegenpapſt mußte abtreten. Wie jeder Friede mit Rom war aber auch dieſer ein Sieg der Kirche; ſie war völlig frei, aber doch noch von den deutſchen Waffen abhängig, ohne welche der römiſche Adel ihr nicht gehorchte. In Deutſchland dagegen galt der Kaiſer als Sieger; er nahm dem undankbaren Heinrich dem Löwen ſeine weiten Gebiete bis auf das kleine Braunſchweig und verbannte ihn. Nun war die Zeit der noch vor kurzem ſo mächtigen alten Herzogtümer vorbei; an ihre Stelle traten die zahlloſen weltlichen und geiſtlichen Fürſtentümer, und die Organiſation Deutſchlands nach Stämmen wurde durch diejenige nach Kleinſtaaten abgelöſt. Der Kaiſer war nun wieder mächtiger, ſolange er ſtark war; ein ſchwacher König aber mußte dem vielköpfigen Fürſtentum erliegen. Die Staufer beſaßen Franken, den Kern des Reiches, und ihr eigenes Schwaben, darin beſtand ihre Stärke, wie in dem Geiſte ihrer Glieder.

Fürſtliche Feſttafel des 13. Jahrhunderts mit Unterhaltung durch Spielleute, Tänzerinnen und Gaukler.
Wandgemälde im Dom zu Braunſchweig, woſelbſt das Bild den Tanz der Herodias darſtellt.

Mit den Lombarden ſchloß 1183 der Kaiſer in Konſtanz Frieden auf der Grundlage der Selbſtverwaltung ihrer Städte, und ſo hatte hier die Freiheit und die Menſchlichkeit geſiegt. Es trat der Höhepunkt der Macht des Rotbarts ein, welchen 1184 großartige Feſte bei Mainz feierten, denen 70 000 Ritter, auch aus Frankreich, Burgund und Italien beiwohnten. Noch höher ſtieg ſein Glück durch die Verlobung ſeines Sohnes Heinrich mit Konſtanze, der Erbin Siziliens, die ſeinem Hauſe die Herrſchaft über faſt ganz Italien ſicherte, zum großen Mißvergnügen der damaligen ohnmächtigen und kurzlebigen, wenn auch ſtreitluſtigen Päpſte. Das wiederhergeſtellte Mailand feierte die Hochzeit mit königlicher Pracht und das junge Paar erhielt die Krone Italiens.

Im Glanze des Glückes und heldenhaft, wie er gelebt, endete auch der Kaiser. Es ist bekannt, wie er den Kreuzzug, der das jammervoll verlorene Jerusalem wieder gewinnen sollte, führte, aber an der Pforte des heiligen Landes in tückischen Fluten (1190) unterging. Es war ein tragisches Geschick für das Reich und die gesamte Christenheit.

Der Kreuzzug Friedrich Barbarossas war der erste, welcher nicht von Geistlichen geleitet war, sondern einen rein weltlichen und kriegerischen Charakter trug; auch war er derjenige, in welchem die beste Manneszucht herrschte; scheiterte er dennoch und hat er dennoch eine unberechenbare Menge deutschen Blutes gekostet, so hatte dies seinen Grund in der bei allen Kreuzzügen nach dem Morgenlande schwer wiegenden Thatsache, daß die Christen dort in einer ihnen fremden Umgebung und ohne die Möglichkeit sofortiger Verstärkung nach Verlusten, die Orientalen aber unter völlig entgegengesetzten Verhältnissen kämpften. Jedenfalls aber hat der traurige Tod des Kaisers an der Schwelle des Erfolgs der christlichen Sache einen ebenso schweren Schlag versetzt, als es für die Sarazenen und ihren großen Führer Saladeddin eine Rettung aus schwerer Bedrängnis bedeutete und auch von ihnen in diesem Lichte aufgefaßt wurde. Ein gewichtiger Grund des Mißlingens der Kreuzzüge überhaupt lag aber in der Uneinigkeit zwischen den christlichen Nationen, deren Selbstbewußtsein damals immer höher stieg. Diese Erscheinung nahm so gehässige Formen an, daß bei der Belagerung von Ptolemais die Deutschen ihres Mißgeschickes wegen von den Franzosen, welche stets die Führerschaft der Kreuzzugsbewegung beanspruchten, in der empörendsten Weise hintangesetzt und verhöhnt wurden, obschon die einzigen wirklichen Thaten des unglücklichen „dritten“ Kreuzzugs nicht ihnen, sondern den Engländern Richards Löwenherz zu verdanken waren. Der Mißerfolg des ersten disziplinierten Kreuzzuges hat denn auch so mächtig gewirkt, daß seitdem keiner mehr mit größeren Heeresmassen nach dem heiligen Lande gelangte und selbst die kleineren Züge, die noch dahin vorgenommen wurden, nur mit den furchtbarsten Anstrengungen zu stande kamen.

Nach dem Aufbruche Friedrichs I. zu seiner verhängnisvollen Ostfahrt hatte sein ältester Sohn, der zweite große Staufer, Heinrich VI., 24 Jahre alt, das Ruder des Reiches in die Hand genommen. Sein schwächlicher Körper barg einen ungemein hochstrebenden Geist, vielleicht den am höchsten strebenden unter allen deutschen Kaisern und Königen. Unter ihm herrschte meist Frieden in Deutschland und ihm gelang die Eroberung des Reiches „beider Sizilien;“ aber auch das übrige Italien gehorchte ihm, und er herrschte unbestritten von Helgoland bis Malta! Ja er plante nicht nur, alle abendländischen Könige zu seinen Vasallen zu machen, das Reich Karls des Großen wieder herzustellen, zu welchem Zwecke er Richard Löwenherz gegen Frankreich unterstützte, und Sizilien mit dem älteren Reiche zu einer erblichen Monarchie zu verbinden, sondern sogar das byzantinische Reich zu gewinnen und damit das einstige römische Weltreich in erweitertem Umfange herzustellen und den Islam niederzuwerfen. Schon wurden im Orient die Fürsten von Cypern und Armenien seine Lehensmänner. Durch Anordnung eines Kreuzzugs gewann er jedoch den widerwilligen Papst nicht, wie er hoffte; in Deutschland und Italien erhob sich Opposition gegen seine Pläne, und während sein Kreuzzug, den er nicht mitmachte, unglücklich verlief, starben mit ihm (1197) alle seine hochfliegenden Ideen; ja mit seinem Tode ging die Vorherrschaft im Abendlande vom Kaisertum, das sie unter seinem Vater und ihm besessen, wieder an das Papsttum über, da Heinrich nur ein Kind hinterließ und 1198 der größte Papst nach Gregor VII., Innocenz III., auf die Weltbühne trat. Er wurde Reichsverweser Siziliens für den jungen Friedrich (II.), und er konnte um so eher seinen Willen in ganz Italien geltend machen, als Deutschland in Anarchie verfiel und zwei Könige, der Staufer Philipp, des Rotbarts jüngster Sohn, und der Welfe Otto IV., der des Löwen, sich den Thron streitig machten.

Die Zerteilung Deutſchlands unter zwei Könige endete 1208 mit Philipps Ermordung durch die frevelnde Hand Ottos von Wittelsbach, der auf der Flucht getötet wurde. Daß aber der überfromme, im Gegenſatze zu dem deutſch und frei geſinnten Philipp papſtfreundliche Welfe, als er des toten Gegners Tochter Beatrix freite, auch die ſtaufiſche Politik gegenüber dem Papſte zu der ſeinigen machte und (1218) im Banne ſtarb, von dem er ſich durch Geißelungen loszumachen ſuchte, ſowie daß gegen ihn vom Papſte ein Staufer aufgeſtellt wurde, der ſpäter ſelbſt wieder als der gefährlichſte Gegner Roms auftrat, iſt ein neuer Beweis der Unmöglichkeit einer wenn auch von noch ſo vielen bedeutenden Geiſtern verſuchten Verſöhnung zwiſchen römiſchem und deutſchem Weſen.

Rüſtung und Bewaffnung im 12. Jahrhundert: Erſtürmung des Thorturmes einer Burg.
Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsberg.

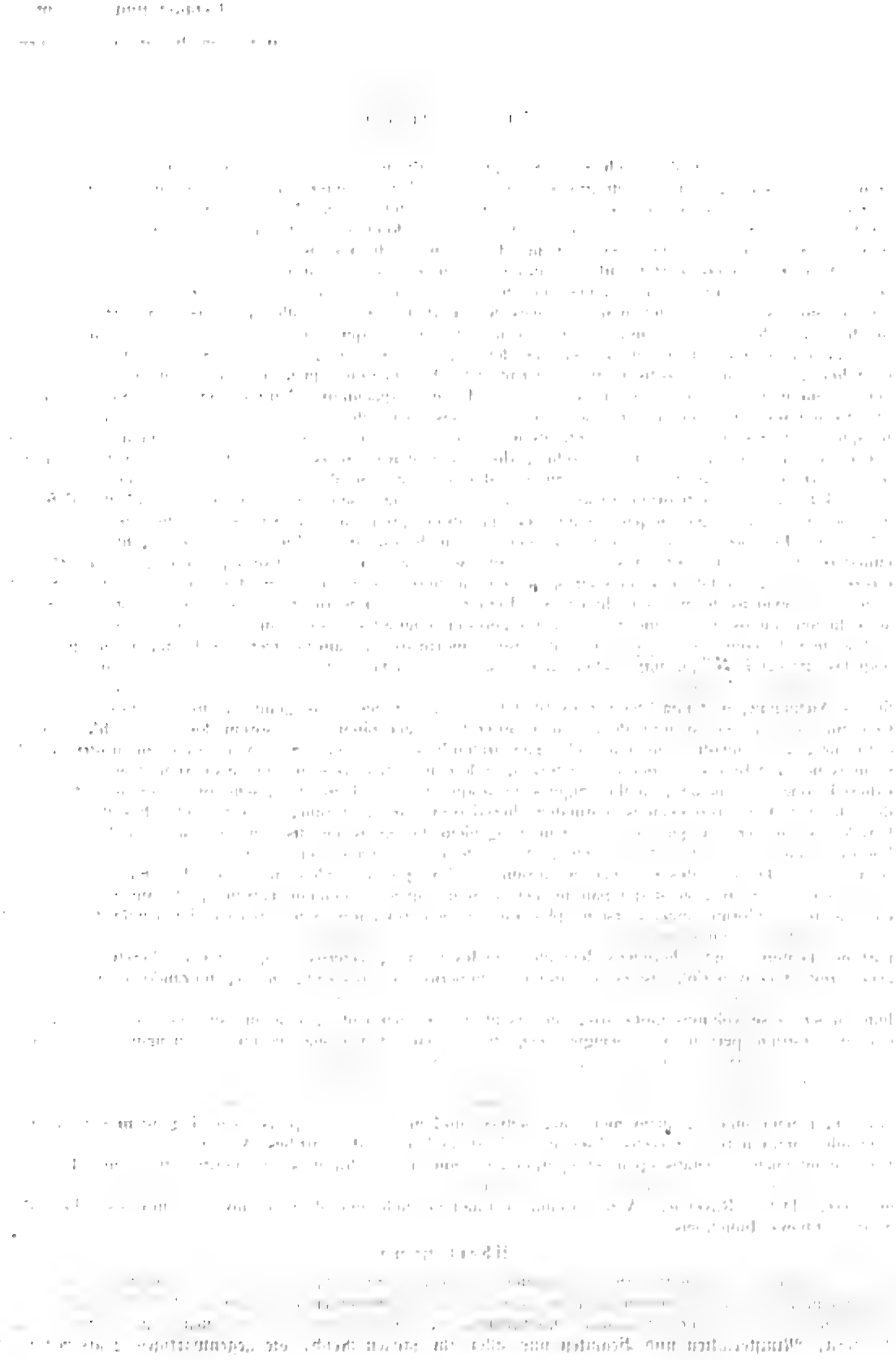
Der Gegenſatz zwiſchen dieſen Extremen war niemals ſo ſchreiend geweſen, als er ſeit Innocenz III. zu Tage trat. Durch den von ihm angeordneten „Kreuzzug“ gegen die Albigenſer begann dieſer Papſt das ärgerliche Werk, die Idee der Kreuzzüge nach dem Morgenlande zu entſtellen und ihre Fortſetzung unmöglich zu machen. Durch die Gründung der Inquiſition 1215 und die Beſtätigung der Bettelorden (Franziskaner und Dominikaner) trübte er ebenſoſehr die Reinheit des Chriſtentums. Es erwachten wieder aufs neue neben Ketzer- und Judenverfolgungen Wunderſucht, Reliquiendienſt, kopf- und bodenloſe Schwärmerei. Einer der ſprechendſten Ausdrücke dieſer krankhaften Zeitſtimmung war der in ſeinem Verlaufe ſo entſetzliche, namentlich auch Deutſchland heimſuchende Kinderkreuzzug, der vielleicht, verbunden mit altheidniſchen Vorſtellungen, zu der Sage vom Auszuge der Kinder mit dem Rattenfänger aus Hameln Anlaß gab. Innocenz III. ſelbſt war ſo abergläubig, daß er den Islam für das „Tier der Offenbarung“ hielt und erklärte: von den 666 Jahren, die er zu leben habe, ſeien bereits 600 verfloſſen. Seine Zeitgenoſſen aber waren ſehr läſſig in Annahme des Kreuzes nach dem fernen Oſten, — konnten ſie ihr

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google



Digitized by Google

## Transcription:

Fridericus Dei gratia Romanorum imperator et semper augustus, Jerusalem et Siciliae rex. Dilectis principibus suis, venerabilibus archiepiscopis, episcopis aliisque prelatis ecclesiarum, ducibus, marchionibus, comitibus, baronibus, scultetis, burggraviis, advocatis, judicibus, ministerialibus, officialibus et universis per totum imperium constitutis presentes litteras inspecturis, fidelibus suis gratiam suam et omne bonum. Commissi nobis celitus cura regiminis et imperialis cui dante domino presidemus fastigium dignitatis, materialem quo divisim a sacerdotio fungimur gladium adversus hostes fidei et in exterminium heretice pravitatis exigunt exerendum, ut vipereos perfidie filios contra dominum et ecclesiam insultantes tamquam materni uteri corrosores in judicio et justitia persequamur, maleficos vivere non passuri, per quorum scientiam seductricem mundus inficitur et gregi fidelium per oves has morbidas gravior infligitur corruptela. Statuimus itaque sanctientes, ut heretici, quocumque nomine censeantur, ubicumque per imperium ab ecclesia dampnati fuerint et seculari judicio assignati, animadversione debita puniantur. Si qui vero de predictis postquam fuerint deprehensi, territi metu mortis redire voluerint ad fidei unitatem, juxta canonicas sanctiones ad agendam penitentiam in perpetuum carcerem retrudantur. Preterea quicumque heretici reperti fuerint in civitatibus, oppidis seu locis aliis imperii per inquisitores ab apostolica sede datos et alios orthodoxe fidei zelatores, hii qui iurisdictionem ibidem habuerint, ab inquisitorum et aliorum catholicorum virorum insinuationem eos capere teneantur et captos artius custodire, donec per censuram ecclesiasticam condempnatos dampnabili morte perimant, qui fidei et vite sacramenta dampnabunt. Simili quoque pena plecti censemus omnes, quos ad fovendum hereticorum errorem callidi hostis astutia suscitat advocatos et parat illicitos defensores, maxime cum facinus quos inquinat equet, nisi monitione premissa destiterint et eorum vite duxerint consulendum. Eos preterea, qui convicti in uno loco de heresi ad alia loca se transferunt, ut cautius possint effundere virus heretice pravitatis, debitam vindictam subire censemus. Ubi super hoc per viros ab eodem errore conversos ad fidem necnon alios, qui eos de heresi convicerunt, quod in hoc casu licite concedimus faciendum, evidens testimonium habeatur. Item mortis sententie duximus adicendos, si quos hereticorum ad iudicium tractos in extremo vite periculo heresim abiurantes postmodum de falso juramento constiterit et fide mentita convinci ac eos contigerit eiusdem morbi spontaneam incurrere recidivam, ut ibi dampnabilius iniquitas sit mentita et penam debitam mendacium non evadat. Omne insuper proclamationis et appellationis beneficium ab hereticis receptatoribus et fautoribus eorundem penitus amovemus volentes, ut de finibus Alemannie, in quibus semper extitit fida fides, heretice labis genimina modis omnibus deleantur. Ceterum quia quanto maiora divino nutu miserationis accepimus et altiorem locum pre filiis hominum optinemus, tanto devotiora debemus obsequia gratitudinis conferenti. Si quando igitur in nostri maledicos nominis nostri culminis excandescat auctoritas, si lese maiestatis reos in personis eorum et suorum liberorum exheredatione dampnamus, multo dignius iustiusque contra divini blasphematores nominis et catholice detrectatores fidei provocamus eorundem hereticorum receptatorum, fautorum et advocatorum suorum heredes et posteros usque ad secundam progeniem beneficiis cunctis temporalibus, publicis officiis et honoribus imperiali auctoritate privantes, ut in paterni memoria criminis continuo merore tabescant. Vere scientes, quia Deus zelotes est peccata patrum in filios potenter ulciscens, nec id a misericordie finibus duximus excludendum, ut si qui paterne heresis non sequaces latentem patrum perfidiam revelarint, quacumque reatus illorum animadversione plectatur predicte privationi non subiaceat innocentia filiorum. Ad hoc notum fieri volumus universis, priorem et fratres ordinis predicatorum de Prem. pro fidei negotio in partibus Teutonie contra hereticos deputatos, fideles nostros, ceteros quoque qui ad hereticos iudicandos accesserint et convenerint, nisi eorum aliqui ab imperio sint proscripti, eundo, morando et redeundo sub nostra et imperii speciali defensione receptos et quod eis apud omnes sub ope ac recommendatione fidelium imperii esse volumus inoffensos, universitati vestre mandantes, quatinus quocumque et apud quemcumque vestrum pervenerint, benigne recipiatis eosdem et personas eorum ab incursu hereticorum eis insidiantium conservantes indempnes, omne consilium, ducatum et auxilium impendatis pro tam acceptis eorum domino negociis exequendi, hereticos vero, quos deprehenderint et ostenderint ipsi vobis in iurisdictione vestra, singulari capientes diligentia custodia detinendos, donec post ecclesiastice dampnationis indicium penam subeant, quam merentur, scituri quod in executione ipsius negocii gratiam coram Deo et laudabile coram nobis conferetis obsequium, si ad abolendam de partibus Alemannie novam et insolitam heretice infamiam pravitatis opem et operam una cum eisdem fratribus prestiteritis efficacem. Et si quis foret exinde negligens et remissus, inutilis coram domino et in conspectu nostro poterit merito culpabilis apparere. Datum Ravenne. Anno domini incarnationis millesimo ducentesimo tricesimo secundo. Mense Martii. Quinte Indictionis.

## Übersetzung.

Friedrich, von Gottes Gnaden Kaiser der Römer und allzeit Mehrer (des Reiches), König von Jerusalem und Sizilien, seinen geliebten Fürsten, den ehrwürdigen Erzbischöfen, Bischöfen und anderen Prälaten der Kirchen, den Herzögen, Markgrafen, Grafen, Baronen, Schultheißen, Burggrafen, Vögten, Richtern, Ministerialien und Beamten und allen im ganzen Reich, die gegenwärtiges Schreiben sehen,

## ordnung Kaiser Friedrichs II.

Originalurkunde im Staatsarchiv zu Bremen

seinen Getreuen Gnade und alles Gute. Die Sorge für die uns vom Himmel aufgetragene Königsherrschaft und die Hoheit der uns von dem Herrn verliehenen kaiserlichen Würde gebieten uns das weltliche Schwert, das wir getrennt von dem Priestertum führen, gegen die Feinde des Glaubens und zur Ausrottung ketzerischer Schlechtigkeit zu ziehen, damit wir die Schlangensöhne des Unglaubens, die den Herrn und die Kirche beleidigen wie Entweiher des eigenen Mutterleibes, mit gerechtem Urteil verfolgen und die Bösewichter nicht leben lassen, durch deren verführerische Wissenschaft die Welt vergiftet und die Herde der Gläubigen durch diese räudigen Schafe angesteckt wird. Wir bestimmen daher, daß Ketzer, wie sie auch immer benannt sein mögen, wo irgend im Reich sie von der Kirche verdammt und dem weltlichen Gericht überwiesen sind, mit der gebührenden Strafe belegt werden. Wenn aber von den Genannten welche nach ihrer Ergreifung aus Furcht vor dem Tode zu der Glaubenseinheit zurückkehren wollen, so sollen sie den kanonischen Satzungen gemäß, um Buße zu thun, zu lebenslänglicher Haft eingeschlossen werden. Ferner sollen, wenn Ketzer in Städten, Flecken oder anderen Orten des Reiches durch die vom apostolischen Stuhle bestellten Inquisitoren und andere Eiferer für den rechten Glauben aufgefunden sind, diejenigen, welche daselbst die Gerichtsbarkeit haben, auf Anzeige der Inquisitoren und anderer katholischer Männer gehalten sein dieselben gefangen zu nehmen und streng in Haft zu halten, bis sie dieselben, durch kirchlichen Spruch verurteilt, dem Tode der Verworfenen überliefern als solche, welche ihrerseits die Sakramente des Glaubens und des Lebens verwarfen. Gleiche Strafe, meinen wir, muß alle diejenigen treffen, welche die Verschlagenheit des arglistigen Feindes zum Schutz ketzerischer Irrtümer anstiftet und zu unerlaubter Verteidigung derselben bestimmt, zumal da sie der sie besudelnden That gleichkommt, wenn sie nicht auf vorherige Ermahnung abgestanden und ihr Leben zu retten beschlossen haben. Ferner sollen diejenigen, welche, an einem Orte der Ketzerei überführt, sich nach anderen Orten begeben, um ungestörter das Gift ketzerischer Verderbtheit auszusprengen, die gebührende Strafe erleiden, wenn hierüber von Leuten, die von demselben Irrtum bekehrt sind, oder auch von solchen, welche sie der Ketzerei überführen, was wir in diesem Falle für unerlaubt erklären, ein bestimmtes Zeugnis vorliegt. Dem Tode verfallen erklären wir dann diejenigen Ketzer, welche vor Gericht gezogen in Gefahr des Lebens die Ketzerei abschwören, dann aber des Meineides und der Lüge in betreff des Glaubens überführt freiwillig rückfällig in dieselbe Krankheit geraten, auf daß die Ungerechtigkeit recht zu eigener Verdammnis gelogen habe und die Lüge der gebührenden Strafe nicht entgehen möge. Obenein entziehen wir jegliche Wohlthat des Aufrufs und der Appellation den Schützern und Begünstigern der Ketzer, da wir willens sind aus den Grenzen Deutschlands, wo der Glaube immer rein gewesen ist, die Keime des ketzerischen Unkrautes auf alle Weise auszutilgen. Weil wir aber im übrigen vom Himmel so viel Barmherzigkeit erfahren haben und hoch über die Menschenkinder gestellt sind, sollen wir zum Dank dem, der uns das verliehen hat, um so demütiger Gehorsam leisten. Da wir nun, wenn unser erhabener Zorn gegen die, welche unsern Namen geschmäht haben, entbrennt, die der Majestätsbeleidigung Schuldigen in ihren Personen und ihre Kinder zur Enterbung verdammen, so verfahren wir würdiger noch und viel gerechter gegen die Schmäher des göttlichen Namens und die Verkleinerer des katholischen Glaubens, indem wir die Erben und die Nachkommen der Schützer, Begünstiger und Schirmherrn der Ketzer bis in die zweite Generation aller weltlichen Güter, öffentlichen Ämter und Ehren kraft kaiserlicher Autorität berauben, auf daß sie in Erinnerung an das Verbrechen des Vaters in dauernder Trauer dahinschwinden. In Wahrheit wissend, daß Gott ein eifriger Gott ist, der die Sünden der Väter an den Söhnen gewaltig heimsucht, haben wir auch das dem Umfang unserer Barmherzigkeit nicht entziehen zu müssen gemeint, daß diejenigen Söhne, welche ohne die väterliche Ketzerei zu teilen den heimlichen Unglauben des Vaters enthüllen, wie ihre Schuld auch bestraft werden möge, als unschuldig der vorerwähnten Beraubung nicht unterliegen sollen. Dazu wollen wir, daß allen bekannt werde, daß wir den Prior und die Brüder des Predigerordens von Bremen, die in Glaubenssachen gegen die Ketzer Bevollmächtigten für Deutschland, unsere Getreuen, und auch die übrigen, welche zur Aburteilung von Ketzern gehen und zusammenkommen, mit Ausnahme der etwa von dem Reiche geächteten, im Hingehen, Verweilen und Zurückkehren unter unsern und des Reiches besondern Schutz nehmen und daß es unser Wille ist, daß sie überall unter dem Schutze und dem Schirm der Getreuen des Reichs unbehelligt sein sollen, indem wir euch allen anbefehlen, daß ihr sie, von wo und zu wem immer sie kommen mögen, freundlichst aufnehmet und ihre Personen vor den Angriffen der ihnen auflauernden Ketzer unbeschädigt bewahret, ihnen Geleit und Hilfe gewähret für die Verrichtung dem Herrn so wohlgefälliger Geschäfte, die Ketzer aber, welche sie ergreifen oder euch anzeigen in dem Bezirk eurer Gerichtsbarkeit, ergreifet und mit besonderem Fleiß festhaltet, bis sie nach dem kirchlichen Verdammungsurteil die verdiente Strafe erleiden, indem ihr wisset, daß ihr in Vollstreckung dieses Geschäftes Gnade bei Gott erwerbet und löblichen Gehorsam vor uns erweist, wenn ihr zur Vertilgung der neuen und ungewohnten Schande der Ketzerei zugleich mit eben jenen Brüdern thatkräftig Hilfe leistet, und daß wer sich darin nachlässig und saumselig zeigt, vor Gott und vor unseren Augen mit Recht schuldig erscheinen kann. Gegeben zu Ravenna. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1232 im Monat März. In der fünften Indiktion

Digitized by Google

Heil ja, nach ſeiner eigenen Anweiſung, viel müheloſer auf den Zügen gegen die Albigenſer verdienen!

Nach Ottos Tod unbeſtrittener König, hatte Friedrich II., der bereits 1215 das Kreuz genommen, heiß zu kämpfen zwiſchen dem Drängen des Papſtes Honorius III. nach Ausführung des Kreuzzuges und der Gleichgültigkeit ſeiner Fürſten gegen denſelben, die das Unternehmen ſtets vereitelte. Raſtlos und redlich bemühte er ſich, dasſelbe zu ermöglichen, während das Damoklesſchwert des Bannes über ihm hing. Nur durch eine Kirchenbuße erkaufte er den Aufſchub ſeiner Zuſage; nur durch blutige Geſetze gegen die Ketzer erlangte der religiös indifferente und daher auch gegen eine von der Kirche abweichende Theologie gleichgültige Monarch die Kaiſerkrone. Durch dieſe Geſetze verfiel jeder, der ein Jahr lang im Kirchenbann war, auch in die Acht des Kaiſers. Ketzer ſollten zu ewiger Ehrloſigkeit, Acht, Güterverluſt, und ihre Kinder zum Verluſte des Erbrechts verurteilt und ſelbſt die Verdächtigen, die ſich nicht innerhalb eines Jahres über ihre Rechtgläubigkeit ausweiſen konnten, ebenſo Hehler, Gönner und Verteidiger der Ketzer, gleich letzteren behandelt werden. Alle Gerichtsbeamten ſollten bei Antritt ihres Amtes einen Eid leiſten, die Ketzer zu verfolgen u. ſ. w. Ja ſpäter befahl der Kaiſer ſogar, alle als Ketzer Überführten zu verbrennen oder ihnen die Zunge auszuſchneiden! Gregor IX. ſetzte das gehäſſige Spiel ſeines Vorgängers, den Kaiſer für die allgemeine Abnahme der Kreuzzugsbegeiſterung verantwortlich zu machen, in noch ſchrofferer Weiſe fort. Es half nichts, daß Friedrich durch ſeine zweite Ehe die Anſprüche auf Jeruſalems Krone erbte, — in ſeinen Reichen wurden die Kreuzprediger nur verſpottet, und lediglich Geſindel verſtand ſich dazu, ſeine Haut für eine bereits verlorene Sache zu Markte zu tragen. Endlich, nachdem Friedrich bereits (1227) aus Italien abgefahren war, aber wegen Krankheit zurückkehrte, bannte ihn Gregor IX. unter dem Vorwande, er verſtelle ſich, verbunden mit einer Reihe falſcher Beſchuldigungen, — und verſetzte hierdurch den Kreuzzügen den Todesſtoß!

Hic deripit galeam.

Rüſtung und Bewaffnung im 12. Jahrhundert. Rechts nimmt ein Ritter dem anderen den Helm ab.
Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsberg.

Die Energie des gebannten Kaiſers war es aber, welche erreichte, was kein Papſt je

erreicht, die unblutige Erwerbung Jeruſalems. Friedrich II. ſetzte ſich in der Grabeskirche die Krone auf, während der Papſt das Reich Sizilien verwüſten ließ und Jeruſalem mit dem Interdikt belegte. Dies Verhalten verſchuldete es, daß Friedrichs Erwerbung keine längere Dauer hatte. Der Friede zwiſchen dem Papſte und dem zurückgekehrten Kaiſer in San Germano 1230 konnte das Ungeheuerliche nicht gut machen, denn er verſtärkte nur in Italien die Macht der Kirche, in Deutſchland die der Fürſten, und verſchärfte die Ketzerverfolgung. Von nun an ſollten alle verurteilten Ketzer mit dem Tode, nur wer widerrufe, mit lebenslänglichem Gefängnis, im Rückfalle aber ebenfalls mit dem Tode beſtraft werden; ebenſo wie die Begünſtiger der Ketzer, deren Nachkommen bis ins zweite Geſchlecht ehr- und rechtlos ſein ſollten, mit Ausnahme der Kinder, welche — ihre Eltern anzeigten! Die Vollſtreckung dieſer in Deutſchland 1232 eingeführten Blut- und Brandgeſetze wurde den Dominikanern übertragen. Das nämliche Jahr ſah auch die Schmach des ſogenannten Kreuzzugs gegen die Stedinger, dieſen echt deutſchen Bauernſtamm, deſſen Ketzerei in der Verweigerung ungerechter Zinſen und Zehnten an den Erzbiſchof von Bremen beſtand, und der den fanatiſchen Herren, die ihn für die Kirche unterdrücken wollten, heiß genug machte, bis er nach zwei Jahren der Übermacht erlag. In ganz Deutſchland flammten die Scheiterhaufen in ſo entſetzlicher Weiſe, daß Leute aus dem bis zur Verzweiflung gequälten Volke den furchtbaren Ketzerrichter Konrad von Marburg, den Beichtvater der heiligen Landgräfin Eliſabeth von Thüringen, 1233 bei Marburg erſchlugen. Aus Rache wütete der Papſt noch ärger gegen die Ketzer und alle, die dafür galten, d. h. gegen alle, die nicht unbedingte Anhänger Roms waren. Biſchof Konrad von Hildesheim wirkte als ſein fanatiſcher Kreuzprediger. Aber endlich ſchritten König Heinrich, des Kaiſers Sohn, der für ſeinen ſtets in Italien weilenden Vater Deutſchland verwaltete, und die Fürſten gegen die Ketzerſpürer ein, entriſſen ihren Krallen mehrere Opfer, unter anderen die Grafen Sayn und Solms, und entzogen ihnen die Ketzerbeurteilung. Dieſer Schritt war aber nicht nach dem Sinne Friedrichs, der durchaus orientaliſche Ideen von der Monarchie hatte, die Mohammedaner liebte, in Sizilien

Holzſtandbild der heil. Eliſabeth im Dom zu Magdeburg.
Späterer Zeit angehörig.

REIDERLANDIA
SMALAGONIA
FIVELGONIA
HUNESGONIA

Unterwerfung der Frieſen unter den Biſchof von Münſter. Wandgemälde, 40 Fuß lang, im Dom zu Münſter in Weſtfalen. Aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Die Frieſen ſind in Gruppen nach Vertretern verſchiedener Gaue angeordnet. Sie bringen als Geſchenke Haustiere, Butter und Käſe, die beiden knieenden Häuptlinge mit Goldſtücken gefüllte Schalen dar.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Jn namen gotes Amen. Wir Cůnrat ~ romischen kunic erwelt von der gotes gnade. unde erbe
des kunincriches ze Jerusalem. Tůn kunt allen den die disen brief iemmer gesehent. Daz wir
Folcmaren von Kemenathen. unde unser stat ze Bůren alsus verscheiden unde an ander. sole

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Google

## Erläuterungsblatt zu dem Facſimile der Urkunde,

## durch welche König Konrad IV. den Vergleich der Stadt Kaufbeuern mit Folcmar von Kemenathen beſtätigt. 25. Juli 1240. Älteſte deutſche Königs-Urkunde.

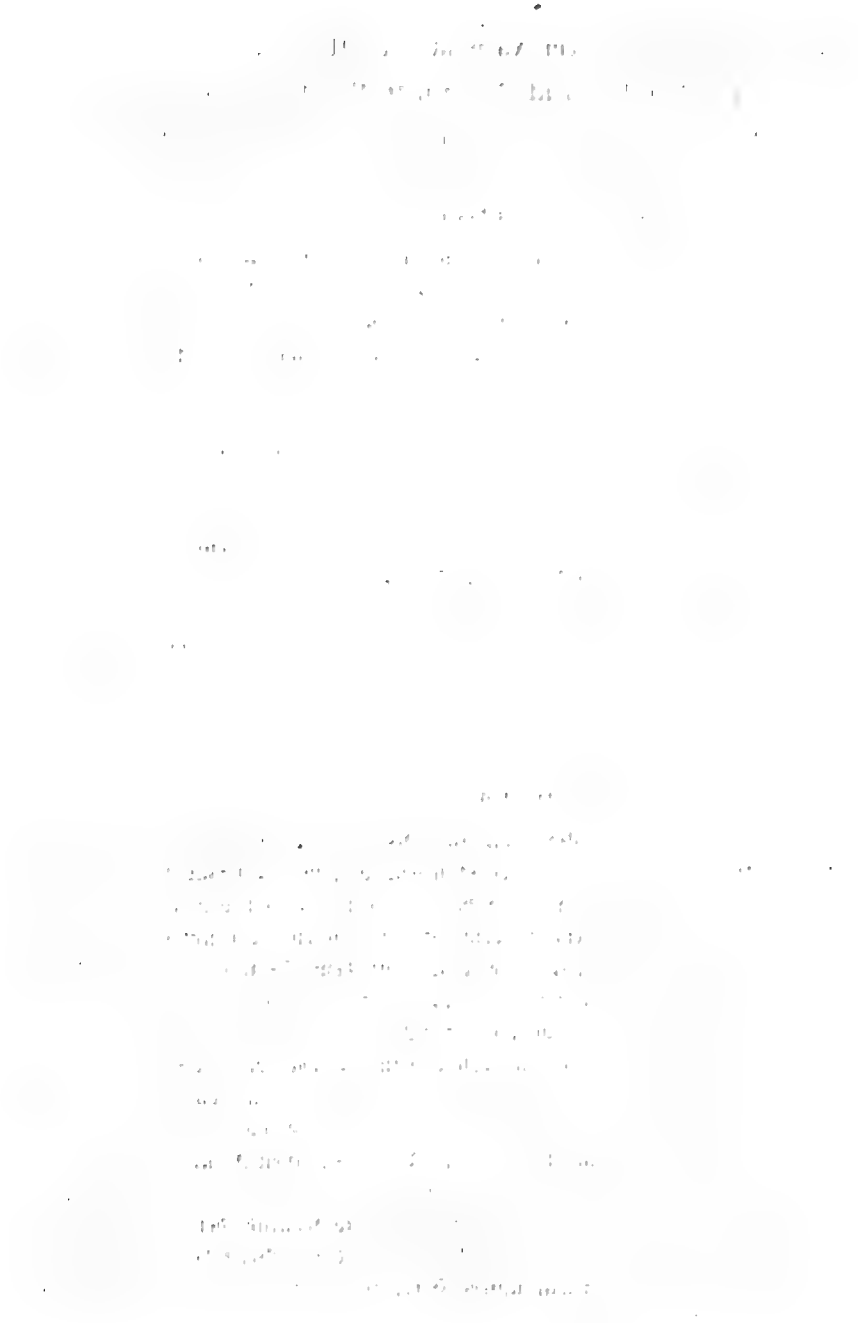
### a. Transſcription:

(In) Namen gotes. Amen. Wir Cuonrat in Romschen Kunc erwelt von der gotes gnade vndt erbe des Kuncriches ze Jerusalem tvn kunt allen den die disen brif iemmer gesehent, dat wir folcmaren von Kemenathen vndt vnser stat ze Büern alsus verschieden vnder ein ander. Folcmar hat gegebin den burgaeren vnde der stat ze wider wehsel den hof, den hern hermannes was, des phaffen, der da lit nidenan an der stat vnder den barmin vnd als sin staingrûebe gat vf an den geworfen wec vnd die rihte an den anderen berc vnde dannan an sin selbes zun, vnde swaz in den zvûenin iezû begriffen ist, daz sol er bûwen vnd sol och mit buwe nit me begriffen. Da wider swaz bûerere gemeinde hant, daz sol och sin volcmars gemeindt vnd swaz er oder sine nachkomelinge hant, daz sol och bûeraer gemeindt sin, vnd swaz nit an buwe lit, da sûlte ein getraten sin beidenthalp von der burc unz an die stat vnd von der stat unz an die burc vnd ist och also gescheiden swaz Buraeren schaden vf dem iren geschiht mit gewalte vnd wizzentlich, daz sol man in gelten vndt bezern, als reht ist vnd sol doch der schait danach streite sin. Hier an was Conrad der schenke von Wintherstet vnser getruwer vnd Conrad der Lütkirchaer, der Amman von Büren, vnd dat diz staets belibe, so hiezen wir disen brief besigeln mit vnserm insigel. Diser brif ist gegeben vnd geschriben von unsers herren geburtlichen tage tusend zweihundert vnde fierzech iar. Innan Höwotse. An Sante Jacobs-Tage saeliche*) amen.

### b. Überſetzung:

Im Namen Gottes. Wir Konrad erwählter römiſcher König von Gottes Gnaden und Erbe des Konigreichs Jeruſalem thun kund allen, die dieſen Brief ſehen, daß wir Folcmar von Kemenathen und unſere Stadt zu Beuern alſo mit einander verglichen haben. Folcmar hat den Bürgern und der Stadt in Tauſch gegeben den Hof, der Herrn Hermann dem Pfaffen gehörte, der unterhalb der Stadt liegt unter den Barmen (?) und ſoweit ſeine Steingrube reicht auf dem Dammweg in der Richtung auf den andern Berg und von dannen an ſeinen Zaun hin, und was in der Umzäunung jetzt begriffen iſt, das ſoll er bebauen, ſoll aber mit Anbau nicht weiter um ſich greifen. Was dagegen die Bauern von Gemeindeland haben, das ſoll auch Folcmars Gemeindeland ſein und was er oder ſeine Nachkommen haben, das ſoll auch der Bauern Gemeindeland ſein und was nicht bebaut liegt, das ſoll geteilt ſein von beiden Seiten von der Burg bis an die Stadt und von der Stadt bis an die Burg und iſt alſo geſchrieben. Was den Bauern an Schaden geſchieht auf dem Ihren mit Gewalt und wiſſentlich, das ſoll man ihnen entgelten und erſetzen, wie es recht iſt, und es ſoll demnach kein Streit darüber ſein (?) Hierbei war Konrad der Schenk von Wicterſtetten unſer Getreuer, und Konrad der Leutkirchner, der Amtmann von Beuern. Und auf daß dies dauernd bleibe, ließen wir dieſen Brief beſiegeln mit unſerm Inſiegel. Dieſer Brief iſt gegeben und geſchrieben nach unſres Herrn Geburt tauſendzweihundertundvierzig Jahre. Im Heumonat. Am St. Jakobstag. Amen.

*) Verſchrieben für ſuelige.



Digitized by Google

ein Harem hielt und dabei die „Einheit der Kirche“ gern als Mittel zur Beherrſchung der Menſchen ergriff. Es kam ihm gelegen, daß Heinrich in vielen Dingen ſich unfähig zeigte; er drohte ihm mit der Acht und, den Papſt an ſeiner Seite, mit dem Banne, kam nach Deutſchland, den rebelliſchen Sohn zu bekämpfen, unterwarf ihn und nahm ihm ſeine Krone. Aber die Strafe, mit der er gedroht, traf zum zweiten Male ihn ſelbſt! Der Papſt erhob neue Anklagen gegen ihn, die meiſt auf Benachteiligung von Kirchen, Klöſtern und Orden gingen und erfunden oder übertrieben waren, und bannte ihn 1239. Ein ärgerlicher Schriftenwechſel brachte die entſetzlichſten Vorwürfe beider Häupter der Chriſtenheit gegeneinander zu Tage. Aber der Bann ſchadete dem Kaiſer nichts; ſein Hof in Palermo war und blieb der glänzendſte und geſuchteſte in Europa und nicht einer ſeiner Anhänger fiel von ihm ab!

Um Deutſchland freilich kümmerte er ſich wenig; doch war es unter ihm und in ſeiner Anweſenheit, daß (1235) der Reichstag in Mainz die erſten deutſchen Geſetze erließ. Auch als Innocenz IV., Innocenz III. an Kraft ähnlich, auf dem Konzil in Lyon 1245, dem meiſt nur Franzoſen und keine Deutſche beiwohnten, ſich anmaßte, den Kaiſer wegen „Meineides, Kirchenſchändung, Verdachts der Ketzerei“ u. ſ. w. abſetzen zu laſſen, machte dieſes wenig Eindruck; ſogar der fromme und „heilige“ Ludwig IX. von Frankreich blieb Friedrich II. gewogen und dieſer ſtarb 1250 zu Fiorentino im Vollbeſitze ſeiner Würden, ruhig und geachtet. Jubelte auch Innocenz IV. laut über dieſen Tod, ſetzte er auch die neue Art von Kreuzzügen gegen den neuen König Konrad IV. († 1254) ebenſo wie gegen den Vater fort, — der zweihundertjährige Kampf zwiſchen Papſt- und Kaiſertum war damit zu Ende und an ſeine Stelle trat, mittels der von den Päpſtlichen aufgeſtellten „Pfaffenkönige“, jene traurige zwanzigjährige Zeit der Verwirrung und Rechtloſigkeit, welche man mit dem Namen des Interregnums brandmarkt. Das langmütige deutſche Volk aber vergaß Friedrichs Wüten gegen ſeine Mitketzer, vergaß ſeine Gefühlloſigkeit gegen ſein Stammland und behielt nur ſeinen Kampf gegen das verhaßte Römertum im Gedächtnis, daher die altheidniſche Sage von den in Berge entrückten Göttern und Heroen zunächſt mit Bezug auf ihn im Kyffhäuſer lokaliſiert wurde; erſt ſpäter bezog man ſie auf ſeinen Großvater, den Rotbart, von dem, weil er im fernen Morgenlande das Leben verlor, geglaubt wurde, er lebe noch fort.

Rittertracht um 1218 — 20.

Skulpturen im Kapellchen zum heiligen Grabe im Dome zu Konſtanz.

Das Zeitalter des Kampfes zwiſchen Papſt- und Kaiſertum und der Kreuzzüge war zugleich dasjenige der Entwickelung und Ausbildung des ſogenannten ritterlichen Geiſtes, d. h. einer Gemütsrichtung, welche in der Schwärmerei für die Religion, für Frauenliebe und für kriegeriſche Thaten ihre gleichzeitige Befriedigung ſuchte und fand. Es iſt aber keineswegs anzunehmen, daß dieſe Schwärmerei in dem Maße geherrſcht habe, um jene drei Ideale ſtets in ihrer Reinheit erſcheinen zu laſſen. Auch in jener Zeit des Rittertums war die Religion nicht frei von Fanatismus und Aberglauben, die Frauenliebe nicht von Roheit und Zuchtloſigkeit, das kriegeriſche Leben nicht von Verzagtheit in Augenblicken der Notwendigkeit energiſchen Handelns. Aber es herrſchte im ganzen und großen eine dieſe Mängel vielfach verdeckende Verfeinerung der Sitten, mit welcher dann wieder in manchen Dingen eine gewiſſe Verweichlichung der Menſchen verbunden war.

Armiger
herodeſ rex

Höfiſche Trachten im 12. Jahrhundert. Aus dem Luſtgarten der Äbtiſſin Herrad von Landsberg.

Solche Verfeinerung war eine der Folgen jener bereits (oben S. 161) erwähnten, im elften Jahrhundert beginnenden Einwirkung der Kultur Frankreichs auf andere Länder, namentlich aber auf Deutſchland. Die Erlernung franzöſiſcher Sitte und Sprache und das Reiſen nach Frankreich wurden zur Modeſache und gehörten notwendig zum „guten Ton“. Dieſen letzteren nannte man damals, nach dem Franzöſiſchen courtoisie, Höveſchheit, d. h. das den Höfen geziemende, das höfiſche Leben, wovon noch unſer „höflich“ ſtammt, während „hübſch“ eine Zuſammenziehung davon iſt. Den Gegenſatz zum höfiſchen Weſen bildete das ländliche, gewöhnliche, wie im franzöſiſchen villain, villenie, — dörfiſch, Dörperie genannt. Die Art der Äußerung des höfiſchen Weſens hieß „Zucht“, wovon das Negativum nicht den jetzigen unlautern Sinn, ſondern denjenigen der Unbildung, der Ungeſchliffenheit hatte.

An den Höfen war daher das Vorbild des höfiſchen Weſens und der „Zucht“ zu finden, und nach dieſem Vorbilde richtete ſich die Zucht der ritterlichen Familien, die Erziehung

ihrer Söhne und Töchter. In jenen wurden die Träger des ritterlichen Weſens, in dieſen die Trägerinnen des Minnedienſtes zu den Pflichten angeleitet, welche jenes Zeitalter von den männlichen und weiblichen Mitgliedern der höheren Geſellſchaft verlangte. Die Hauptſache waren dabei für die Männer Leibes- und Waffenübungen, namentlich Waidwerk und Fechtkunſt, für die Frauen feine Handarbeiten, Haushaltungskunde und Anſtandsübung. Des Leſens und Schreibens waren Damen im ganzen öfter kundig, als weltliche Männer. Die Kenntnis der franzöſiſchen Sprache, dieſes weltlichen Latein, war für beide Geſchlechter der „haute volée“ unentbehrlich; überdies lernten Knaben und Mädchen freiwillig nicht ſelten die alte Sprache Roms in damals üblicher Form und ſogar manchmal (byzantiniſches) Griechiſch. Hauslehrer und Lehrerinnen brachten beiden Gruppen der Zöglinge dieſe Kenntniſſe bei, welche dann ihre Vollendung durch den Aufenthalt an einem fürſtlichen Hofe erhielten, der den lernenden jungen Mann, den „Knappen“, zu Botendienſten und anderen Aufträgen, namentlich zur Bedienung der Gäſte verwendete.

Schwertleite.

Der Fürſt legt dem Jüngling das Schwert um, währenddeſſen man ihm die Sporen anlegt. Brünne, Schild und Speer werden bereit gehalten. Aus einer Handſchrift des 13. Jahrh. London, Brit. Muſ.

Der Knappe war der werdende Ritter und erhielt die Würde eines ſolchen, infolge erwieſener Tüchtigkeit, bei einem Feſte oder nach einer Schlacht durch die Schwertleite, deren Hauptſache die Umgürtung mit dem Schwerte, nicht der ſogenannte Ritterſchlag war, der lediglich dem Knappen die bei dieſer Feier erhaltenen Lehren einſchärfen ſollte; ähnlich wie ehemals bei dem Setzen von Grenzſteinen anweſende Knaben geohrfeigt wurden, um ſich noch als Männer an die Handlung zu erinnern. Jene Lehren aber waren: „der Ritter ſei hochgemut im Unglück, anſtändig gegen ſeine Verwandten, freigebig gegen alle, tadellos im höfiſchen Geiſte und ehrenfeſt in männlichen Tugenden. Er ſoll täglich die Meſſe hören, für den chriſtlichen Glauben das Leben einſetzen, die Kirche von ihren Feinden erlöſen, Witwen und Waiſen beſchützen; an keinem ungerechten Streite teilnehmen, keine unbilligen Dienſte leiſten und für jeden Unſchuldigen den Zweikampf ausfechten. Er ſoll dem römiſchen Kaiſer gehorchen, das Reich achten, kein unrechtes Gut erwerben und überhaupt vor Gott und Menſchen unſträflich leben.“ Der Knappe gelobte feierlich, dieſe Ritterpflichten zu erfüllen.

Der Zutritt zum Rittertum ſtand jedem Freien offen, deſſen Vater nicht ein Geiſtlicher oder Bauer war. Es wurden damit die drei Stände (oben S. 145) ſorgfältig auseinander gehalten und nahezu eine Art Kaſtenweſen geſchaffen. Dem Ritter aber war eine glänzende Laufbahn eröffnet; er war von den Höfen, von der Kirche, und was nicht als das mindeſte galt, von den Frauen vor jedem Weltlichen bevorzugt.

Wie der Ritter außen, im „feindlichen Leben“, ſo waltete die Dame im Hauſe. Die Frauen der Ritterzeit kannten alle weiblichen Arbeiten, wußten aber ſehr wohl zu unterſcheiden, welche derſelben ſich für ſie ſchickten und welche ſie geziemender unter ihrer Aufſicht

Standbild einer fürſtlichen Witwe im Dom zu Naumburg; in der Tracht der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

den Mägden überließen. Die Fertigung der Kleider für ſich und ihre männlichen Angehörigen, ſowie das Sticken von Figuren aller Art war ihrer würdig, — das Spinnen und Weben nur von feineren Sachen und etwa zu kirchlichen Zwecken, wie denn die heilige Eliſabeth von Thüringen aus Frömmigkeit Wolle zu Mönchskutten ſpann und aus Demut ihrer Dienerſchaft Kleider wob.

Ein weitläufiger ungeſchriebener, doch bisweilen dichteriſch bearbeiteter Kodex regelte das Anſtandsleben der Damen. Es galt für unſchicklich, daß eine ſolche mit großen Schritten ging, lebhaft geſtikulierte, die Blicke erhob und umherſchweifen, die Kleider nachſchleppen ließ, Männer anredete, laut ſprach oder lachte u. ſ. w. Bei dem damaligen Mangel an Ärzten wurden auch mediziniſche Kenntniſſe von den Frauen erwartet, um Kranken und Verwundeten die nötigſte Hilfe zu leiſten, zu welchem Zweck ſie ſelbſt Salben und andere Heilmittel bereiteten, Wurzeln und Kräuter ſammelten u. ſ. w.

Sehr feinfühlig war jene Zeit in Hinſicht der Frauenſchönheit. Ihre Dichterwerke verlangen vom ſchönen Weibe, daß ſeine Geſtalt mäßig hoch, die Haare goldblond und glänzend, „in natürliche Locken gekräuſelt“, die Augenbrauen dunkel und nicht zuſammenſtoßend, die Augen hell leuchtend, die Wangen roſig angehaucht, die Lippen weich und feurig rot, die Zähne ſchneeweiß und gleich geſtellt, die Ohren klein und rund ſeien u. ſ. w. Ähnliche Anforderungen ſtellen die Dichtungen auch an das ſtärkere Geſchlecht. Rothaarigen, buckligen und häßlichen Menſchen traute man nichts Gutes zu.

Im Verhältnis der Geſchlechter gegeneinander galten ſtrenge Regeln der Höflichkeit. Beim Eintreten in einen Raum ſtanden Herren und Frauen vor einander auf; die Anrede war aber Sache der erſteren. Einen Ritter nannte man „Herr“, einen Knappen „Jungherr“ (Junker), eine junge Dame, gleichviel ob vermählt oder nicht,

„Jungfrau“, eine ältere in beiden Fällen „Frau“. Eine ledige Dame wurde „maget“ genannt, natürlich nicht so angeredet.

So abgemessen aber im Anstande das Verhältnis der Geschlechter öffentlich war, so wenig wußte dasselbe im geheimen großenteils etwas von Schüchternheit oder allzu großer Gewissenhaftigkeit. Wohl keine Litteratur ist so reich an lüsternen Situationen und losen Abenteuern wie diejenige der Zeit, von der wir sprechen. Der ritterlichen Gesellschaft mangelte es an ernster Beschäftigung; was konnte sie neben dem Waffenhandwerk mehr anlocken als das Aufsuchen verliebter Erlebnisse in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die grundsätzliche Moral stand noch auf sehr unentwickelter Stufe; man glaubte der Religion mit äußerlicher Befolgung der kirchlichen Gebräuche genug zu thun, und dies um so mehr, als die Geistlichkeit damals, nachdem sowohl die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit der Klöster, als die Reformbestrebungen von Cluny vergessen und verschollen waren, mit keinem guten Beispiele voranging! Wohl geht aus allen zeitgenössischen Angaben hervor, daß in Deutschland noch mehr Sittsamkeit zu finden war, als in den Nachbarländern (namentlich in Frankreich), wie schon die herrlichen Frauengestalten des Parzival und der Nibelungen zeigen; allein auch in unserem Lande fehlte es nicht an leichtfertigen Herren und leider auch Damen, und selbst hier wurden die Gesetze der Ehe vielfach eingebrochen und durch sittenloses Treiben verletzt, das sich um 1200 auch auf die Geistlichkeit, Bischöfe wie Mönchs- und Nonnenklöster erstreckte. Im Ritterstande aber wurde die Gastfreiheit der Burgen oft durch Vorkommnisse beleuchtet, in denen sich Zuchtlosigkeit und Naivetät zu vermengen scheinen.

Unter den Rittern war weder Ehebruch noch thatsächliche Vielweiberei verpönt, ausgenommen in den Augen der beleidigten Gatten, welche die Zerstörer ihrer Hausehre töten oder verstümmeln durften. Intime Verhältnisse, sogar Verheirateter, mit anderen Personen, sogenannten „Amien“, die wieder oft Ehefrauen waren, wurden nicht nur gesellschaftlich, sondern selbst gesetzlich (vom Sachsen- und Schwabenspiegel) anerkannt. Ja solche Personen wurden von ihren Standesgenossinnen nichts weniger als verachtet, und je schwierigere Abenteuer ein Ritter in dieser Richtung bestand, um so höher stieg auch der Ruhm seiner Tapferkeit. Solche Ritter trugen Hemden, Ärmel, Tücher u. s. w. ihrer Angebeteten am Leibe oder an den Waffen in Turnier und Schlacht und die letzteren waren stolz, diese Sachen in zerrissenem Zustande abermals zu tragen. Ganz vereinzelt jedoch stehen in dieser Beziehung die hinlänglich bekannten Tollheiten des Ritters Ulrich von Lichtenstein. Es gab scherzhafte Gesetzbücher der Liebe; das Dasein ernster „Liebeshöfe“ ist jedoch längst als Fabel erwiesen, soviel man auch damals über verwickelte Liebesbändel grübelte.

An einer Lichtseite dieses dunkeln Treibens der ritterlich-höfischen Gesellschaft fehlte es indessen nicht. Bei aller Leichtfertigkeit war Gewaltanwendung allgemein verpönt und kam wohl fast nur im Kriege vor; im Frieden unterlag sie der Todesstrafe oder anderer schwerer Buße. Ebenso darf man nicht glauben, daß hohe reine Liebe selten gewesen; die großen deutschen Epopöen jener Zeit beweisen das Gegenteil, und selbst verbotene Verhältnisse hatten oft einen tief ergreifenden und rührenden Zug. Im ganzen und großen aber war wohl die Gesellschaft besser als ihr Ruf, und ihre Neigung für anstößige Erzählungen wohl größer, als daß eine derselben entsprechende Lebensweise damit Schritt halten konnte.

Eine gute Seite jener Periode war die Reinlichkeit. Wahrscheinlich nicht ohne Einwirkung des Morgenlandes durch die Kreuzzüge waren Bäder ein unentbehrliches Bedürfnis für die sämtlichen Glieder der höheren Stände geworden und bildeten einen wesentlichen Teil sowohl des gewöhnlichen Lebens der höfischen Gesellschaft, als namentlich der Gastfreundschaft. Daß dabei Jungfrauen den ritterlichen Ankömmling bedienten, ja daß Männer und Frauen in Gesellschaft badeten — soviel bekannt stets in Wannen — ist

wohl eher naiv als unanſtändig zu finden, wenn man die Zeit nimmt, wie ſie war. Nur extreme Heilige mißachteten das Bad als ſündhaft. Auch beim gewöhnlichen Waſchen wurde die größte Reinlichkeit beobachtet; Nägel, Zähne, Kleider, alles unterlag derſelben; Kämme, Bürſten und Spiegel (dieſe allerdings von geringem Umfang, aber mit geſchnitztem Rahmen und in elfenbeineren Kapſeln verwahrt) fehlten in keiner edeln Familie. Schöne, mit Ritter- und Liebesſzenen geſchmückte Käſtchen verwahrten die Toilettengegenſtände. Falſche Haare und Schminke waren den Damen nicht unbekannt, doch den Männern ein Greuel.

Spiegelgehäuſe; franzöſiſche Elfenbeinſchnitzerei des 14. Jahrhunderts.
Erſtürmung und Übergabe einer Minneburg darſtellend. London, South Kenſington Muſeum.

Die Kleidung der höfiſchen Geſellſchaft müſſen wir des Zuſammenhangs der Jahrhunderte wegen in einen folgenden Abſchnitt verweiſen und geben hier zu den Wohnungen derſelben, den Burgen oder Schlöſſern und zu dem Leben über, das ſich in denſelben abſpielte.

Wie die Pfahlbauer der Urzeit durch die Wogen der Seen, denen ſie ihre Holzgerüſte anvertrauten, ſo ſuchten im Mittelalter die Ritter durch feſte Steinmauern, womöglich auf Berghöhen oder wenigſtens Hügeln, oder auch gleich jenen ihnen unbekannten uralten Vorbildern in Gewäſſern und Sümpfen auf natürlichen oder künſtlichen Inſeln ſich gegen die in ihrer Zeit noch herrſchende Unſicherheit auf Weg und Steg zu ſchützen. Wir haben bereits erwähnt, wie ſeit dem zehnten Jahrhundert, als die feſten Plätze in deutſchen Landen ihr Daſein begannen, dieſelben ſich einerſeits in Städte mit aufblühenden Gemeinweſen freier

Digitized by Google

Burg Eltz bei Münſtermaifeld im Elſaß; zum Teil aus dem 12., Hauptbau aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

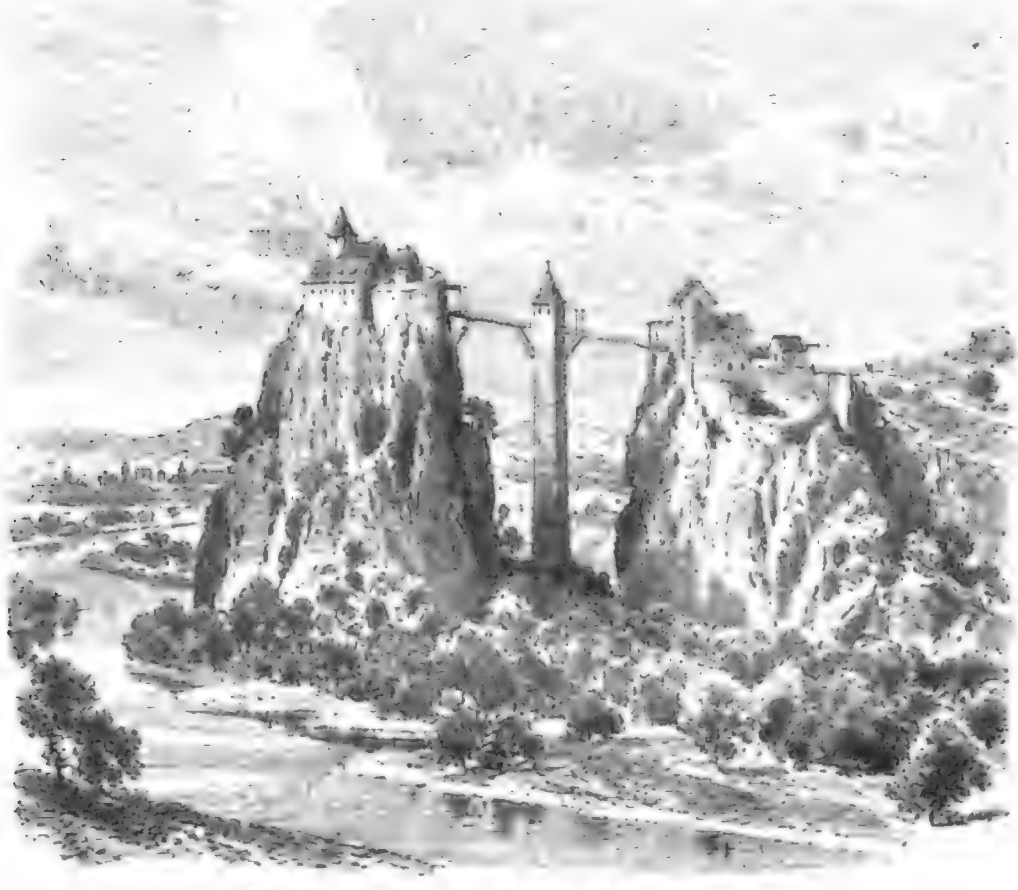
Bürger, anderſeits in vornehmlich der Verteidigung gewidmete Burgen ſpalteten. Doch blieb, wie dort, ſo auch hier dieſer Zweck nicht der einzige. Die Burgbeſitzer hatten Familien, und der heilige Herd des Hausweſens machte ſich auch in ihren Kreiſen geltend und gab dem Ritterweſen eine Weihe, ohne die es eben nichts als eine in gewiſſem Grade organiſirte Gemeinſchaft von Raufbolden geworden wäre. Es iſt bereits gezeigt, wie nur die Frauenminne, ungeachtet ihrer Ausſchreitungen, das Rittertum zu einer maßgebenden Erſcheinung in der Kulturgeſchichte ſtempelte — zu einer eigentümlich gearteten Geſellſchaftsgruppe, in welcher ſich nicht nur Anſtand und Sitte, ſondern auch, wie wir weiterhin ſehen werden, die Kunſt des Sanges, die „frohe Wiſſenſchaft“ zu einer den Geiſt ihrer Zeit beherrſchenden Macht erhoben hat.

Lucer
na
ar
dens
ſigm
bene
eint
lacē
Rex ſalemon requi-
eſcit in lectulo
id ē in eccla.

Ein fürſtliches Ruhebett.
Aus dem Luſtgarten (Hortus Deliciarum) der Äbtiſſin Herrad von Landsperg. ca. 1165 begonnen, 1175 vollendet.

Die Hauptſache bei den Burgen war wie geſagt die Feſtigkeit, womöglich Uneinnehm-

barkeit. Schloß Wildenſtein an der Donau war z. B. auf zwei ſpitzen Felskegeln errichtet, zwiſchen denen ein hoher Turm ſtand, den Zugbrücken mit beiden Kegeln verbanden, ſo daß im Notfalle beide iſoliert werden konnten. Schloß Fleckenſtein im Elſaß war einer Felsſpitze ſo angepaßt, daß Mauer und Fels zuſammengewachſen ſchienen und der mehrere Kirchtürme hohe Hauptteil der Burg majeſtätiſch über die kleineren Felskegel emporſah, die ihn und die zwiſchenliegenden Nebengebäude ſchützend umgaben und ſelbſt wieder von einem Waſſergraben eingeſchloſſen waren. Die Wartburg in Thüringen, der Hohentwiel in Schwaben, der Kynaſt in Schleſien waren weitere Beiſpiele beinahe unerſteiglicher Felſenneſter. Der Zugang zu allen Burgen wurde von den für jene Zeit äußerſt geſchickten Feſtungs-



Schloß Wildenſtein an der Donau. (Nach A. Schultz)

baumeiſtern ſo ſchwierig wie möglich gemacht; Graben und Mauern mit Zinnen und Schießſcharten, und beſonders Türme, die feſteſten Stützen des Baues, mußten das Erdenklichſte leiſten; ſo notwendig Thore den Städten, ſo unbequem waren ſie den Burgen, und man ſchützte ſie durch Zugbrücken und Fallgitter, ſo gut es eben ging; außerdem bewachte ſie der Thorwächter unabläſſig. Der Hauptturm, deutſch Bergfried, franzöſiſch Donjon, der die ganze Anlage überragte, war auf die längſte Verteidigung eingerichtet, und man ſuchte ihn noch zu halten, wenn alles Übrige genommen war. Daher lag ſein Eingang in bedeutender Höhe (20—40 Fuß über dem Boden) und war nur durch Leitern, bewegliche Treppen oder von gleicher Höhe herüberführende Zugbrücken zugänglich. Die Geſtalt des Bergfrieds war verſchieden, bald nach römiſcher Art viereckig, bald nach deutſcher rund, bald wieder anders oder von gemiſchter Anlage. Das untere Geſchoß diente ſehr verſchiedenen Zwecken, nämlich einerſeits zur Verwahrung

des Burgſchatzes und anderſeits zu derjenigen der Gefangenen. Reſte alter Schlöſſer zeigen noch deutlich genug, daß die ſchauerlichſten Beſchreibungen dieſer dunkeln und feuchten, verpeſteten und von Ungeziefer wimmelnden „Burgverließe“, in welche die unglücklichen Bewohner an Stricken hinab gelaſſen und angekettet wurden, kaum übertrieben ſind. Natürlich brachte man vornehme Gefangene, wenn nicht ein beſonderer Haß vorlag, in beſſeren Räumen des oberen Turmteils unter. Hier wohnte früher der Burgherr, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber meiſt in beſonders liegendem Gebäude des Burgeinfanges, dem „Palas“.

Schloß Fleckenſtein im Elſaß. (Nach A. Schultz.)

Zu oberſt im Turme hauſte der Turmwächter, der alles überblicken konnte, was ein- und ausging oder dies verſuchte. Der Palas enthielt je nach den Mitteln des Burgherrn Säle, Zimmer, Kammern, Kapelle, Küche u. ſ. w., der Mauereinfang einen Garten, Turnierplatz, Ställe u. ſ. w. Von der ſorgfältigen und oft kunſtvollen Bauart des Palas zeugen noch die Faſſaden der Burgpaläſte zu Gelnhauſen, zu Goslar, auf der Wartburg und andere.

Der Ritterſaal wurde bei Reichen mit Marmorplatten oder mit Tonflieſen getäfelt, auf welch letzteren Figuren von Tieren, Pflanzen, Wappen und dergleichen eingegraben und mit farbigem Kitt geſchmückt wurden. Die Beleuchtung der Säle richtete ſich nach der Gefahr der Beſchießung; je geringer dieſe, um ſo größer baute man die Fenſter, deren Niſchen bei der bedeutenden Dicke der Mauern ſehr tief gingen und mit Bänken verſehen

Digitized by Google

waren, auf die man Kiſſen legte, ſo daß dieſe Räume kleine Kammern bildeten und zu lauſchigem Darinſitzen und Plaudern einluden. Größere Fenſter beſtanden aus mehreren durch Säulchen getrennten Bogen nebeneinander. Der Verſchluß war ſehr mangelhaft, da Glasfenſter noch ſelten vorkamen, ſo daß es bei den ebenfalls unvollkommenen Heizeinrichtungen in den Sälen nie recht warm war, was wohl viel zu der beſtändigen Lobpreiſung des Frühlings von ſeiten der damaligen Dichter beitrug. Nachts übernahmen ſowohl hängende Kronleuchter als ſtehende Leuchter die Aufgabe der Fenſter. Die Wände und Decken wurden mit Blumen, bisweilen auch mit Szenen aus dem Ritterleben bemalt, bei feſtlichen Gelegenheiten erſtere mit geſtickten Teppichen, welche mit Vorliebe Gegenſtände der Romandichtung darſtellten, ſowie mit Schilden und anderen Waffen behängt. Solche Teppiche, oft ſeidene, mit Gold durchwirkte, breitete man auch auf den Boden und ſtreute ſeltſamer Weiſe noch Blumen darauf, wodurch ſie notwendig litten. Tiſche, Stühle und Bänke wurden meiſt nur zum Zwecke der Mahlzeit in den Saal gebracht und nachher wieder weggetragen. Hohe Perſonen ſaßen bei Audienzen und Amtshandlungen auf „Faltſtühlen“, die nach und nach zu Lehnſtühlen wurden (daraus das franz. fauteuil und das jetzige mißverſtändliche „Feldſtuhl“).

PLAN
der
WARTBURG
im XI. Jahrhundert
(1067 - 1075 erbaut).
A Vorburg:
a Fahrweg
b Äusseres Thor
c Mauer eines späteren Aussenwerkes
d Zugbrücke
e Thorturm
f Ritterhaus
g Lutherzimmer
h Ringmauer mit Umgang
B Hofburg:
i Palas oder Landgrafenhaus (Grundriss der II. Etage)
1 Landgrafenzimmer
2 Sängersaal
3 Capelle
4 Gallerie
5 Torzimmer
6 Freitreppe (Grädem)
k Kemnate
l Bergfried (Hauptturm)
m Thorhalle
n Dirnitz
o Garten
p Marstall
q Zwinger:
r Südturm
s Zeughaus
t Brauhaus
u Badehaus
v Cisterne
Maßstab 1:1650.
10 5 0 10 20 30 40 50
Meter
A
B
S
W
O
N

In dieſen Räumen nun ſpielte ſich das gewiſſermaßen öffentliche Leben des Rittertums ab. Das vertraulichere der Familie hatte die beſcheideneren Wohnzimmer zum Schauplatze, welche, wenn heizbar, nach dem Kamin „Kemenäten“ (caminatae) hießen und entſprechend dem Saale mit Gemälden, Teppichen und Blumen geſchmückt wurden. Gewöhnlich fielen Wohn- und Schlafzimmer derjenigen Perſonen, für die ſie beſtimmt waren, zuſammen.

Das wichtigſte Ereignis in der Familie eines Burgherrn war immer die Geburt eines Sohnes, welche, beſonders wenn es der erſte war, mit großem Jubel gefeiert wurde. Auch die Taufe war ein großes Feſt; man beeilte ſich indeſſen nicht damit und ließ ſie oft mit dem erſten feierlichen Kirchgange der Wöchnerin zuſammenfallen; das Kind wurde nackt in das Taufbecken eingetaucht, worauf man ihm ein weißes Taufhemd anzog. Nach einem

Digitized by Google

Feſt- und Waffenſaal der Wartburg.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Roman jener Zeit wurde, was wohl großenteils Phantaſie iſt, früher die Amme ſtets aus der nächſtunteren Rangklaſſe genommen, z. B. für Königskinder eine Herzogin (?), für Herzogskinder eine Gräfin u. ſ. w., ſchon damals aber meiſt nur noch eine Bürgerin oder Bäuerin, und man klagte, daß damit das „adelige Blut“ verdorben werde. Kleine Kinder bis zu ſieben Jahren durften die Geſellſchaft und ſelbſt den elterlichen Tiſch nicht beläſtigen; ſie wuchſen ziemlich wild und frei, nicht nur im Zimmer, ſondern auch in Feld und Wald auf; erſt nach jenem Alter begann die Erziehung, deren Hauptzüge bereits erwähnt ſind.

Waren Söhne und Töchter herangewachſen, ohne der Kirche gewidmet zu ſein, worüber Gelübde der Eltern oder das Schickſal jüngerer Geburt entſchieden, ſo ſuchten ihnen die Eltern — gewöhnlich, wenn ſie hohen Standes waren, nicht ohne Zuſtimmung des Königs — den Gatten oder die Gattin. Dies verhinderte aber nicht, daß Söhne auch ſelbſtändig wählten, wozu ſie vom vierzehnten Jahre an das geſetzliche Recht hatten. Die Formen der Verlobung beſtanden im Eheverſprechen, in Überreichung von Geſchenken, Ringwechſel oder Eidesablegung. Der Eintritt ins Kloſter, lange Abweſenheit, ſchwere Krankheit oder Verſtümmelung oder Entdeckung verbotener Grade der Verwandtſchaft löſten die Verlobung auf.

Saal in der Burg Elz; bei Münſtermaifeld.

Ebenbürtigkeit war die Hauptſache bei Eingehung der Ehe; doch begann ſchon in unſerem Zeitalter bei verarmten Edelleuten das Geld eine Rolle zu ſpielen und zu Verbindungen mit reichen Leuten geringerer Abkunft anzulocken. Die erwählten Genoſſinnen der Throne, wobei gewöhnlich die Politik das Intereſſe der Verbindung mit einem mächtigen oder reichen Hauſe und die Hoffnung auf große Güter und Lehen den Ausſchlag gab, wurden mit Pracht und Glanz abgeholt und die Hochzeit mit blendenden Feſten gefeiert.

Der Empfang Iſabellas, der Schweſter Heinrichs III. von England und Braut Kaiſer Friedrichs II. in Deutſchland (1235) wird folgendermaßen beſchrieben: Die hohe Braut landete in Antwerpen. Aus Köln kamen ihr alle Prieſter der Umgegend in feierlichem Aufzuge entgegen, mit koſtbaren Ornaten bekleidet, brennende Kerzen tragend, unter Glocken-

geläute Lieder der Freude ſingend. Unter ihnen befanden ſich alle Künſtler und Meiſter jeglicher Art von Muſik mit ihren Inſtrumenten. Als in Köln ihre Ankunft bekannt wurde, zogen, mit Blumen und Putz geſchmückt, in Feſtkleidern gegen zehntauſend Bürger auf koſtbaren Pferden aus der Stadt ihr entgegen und führten Ritterſpiele auf. Auch Schiffe wurden ihr entgegengeführt, nämlich auf Wagen mit verdeckten Rädern und Pferden, darin Geiſtliche auf Orgeln ſpielten. Der Zug ging durch die Hauptſtraßen von Köln. Die Kaiſerin nahm Hut und Mantel ab, um den Neugierigen ihren Anblick zu gönnen; im erzbiſchöflichen Palaſte fand ſie Aufnahme und die ganze Nacht ſangen und muſizierten vor ihr junge Mädchen, unter die ſie ſich ſelbſt miſchte.

Bei ſolchen Anläſſen, wie auch bei Einzügen ſiegreicher Truppen, bei fürſtlichen Beſuchen und dgl. wurden die Städte, in denen die Feſte ſtattfanden, gründlich gereinigt, Straßen und Häuſer mit Guirlanden und Teppichen geſchmückt, Triumphbogen errichtet u. ſ. w.

Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg.

Die Hochzeitsfeier fiel nicht ſelten mit der Verlobung zuſammen; in älterer Zeit fand auch bei jener keine andere Zeremonie ſtatt als bei dieſer. Seit der Ausbreitung des Chriſtentums über weitere Gegenden verlangte jedoch die Kirche zur Gültigkeit der Ehe den Segen des Prieſters, aber lange noch mit ſo wenig allgemeinem Erfolge, daß die volkstümlichen Heldengedichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts noch keine kirchliche Trauung erwähnen, ſondern dies den höfiſchen Ritterepopöen überlaſſen. „Hochzeit“ (hohe Feſtzeit) hieß überhaupt jedes große Feſt, und die Hauptſache dabei war die Vertilgung von möglichſt viel Speiſe und Trank bei ungeheuerer Luſtigkeit. Solche Feſte dauerten viele Tage, bisweilen einen Monat lang, und die Gäſte wurden neben der Bewirtung noch mit Geſchenken an koſtbaren Kleidern, Schmuck u. ſ. w. überhäuft. Dieſelben waren oft ſo zahlreich, daß ſie in Zelten wohnen mußten. „Die Banner der Herren, die Schilde der Ritter wurden vor deren Herbergen aufgepflanzt und ausgehängt;

Dauid rex
herodes

Höfiſche Trachten im 13. Jahrhundert. Aus dem Luſtgarten der Äbtiſſin Herrad von Landsberg.

die Troßbuben durchzogen lärmend und Futter für ihre Roſſe, Eſſen und Trinken für ſich und ihre Herren heiſchend, die Stadt. Aber nicht nur die eingeladenen Gäſte drängten ſich da; von nah und fern waren Scharen Schauluſtiger zugeſtrömt und es hatten ſich Haufen von fahrenden Leuten, Sängern, Muſikern, Akrobaten u. ſ. w. zuſammengefunden, die bei einem ſolchen Feſte eine reiche Ernte zu halten hofften… Der Bräutigam zog, von Spielleuten begleitet, ein und die Häuſer waren ihm zu Ehren mit prächtigen Stoffen behängt. Frauen und Mädchen in ihrem beſten Putze ſaßen an den Fenſtern oder auf den Söllern, den Gaſt feſtlich zu empfangen.“

Ludus monstrorum.

Spielende Edelknaben. Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsperg.

Nach der kirchlichen Trauung eines fürſtlichen Paares wurde eine große Prozeſſion abgehalten; voran gingen Prieſter mit Lichtern, Weihrauchfäſſern, Reliquienſchreinen, ſingend; ihnen folgten der König und ſein junges Weib. Nach der Rückkehr des Zuges in die Kirche wurde eine Meſſe gehalten. Nach derſelben „kehrte der Hochzeitszug unter Muſik in den Palaſt zurück, wo man zum Feſtmahle ſchritt. Die Spielleute muſizierten dabei; draußen

drängte ſich die Menge; es herrſchte eine allgemeine lärmende Heiterkeit. Dann teilte man Geſchenke an die Spielleute aus: ſeidene Stoffe, Silber und Goldgeſchirre, Maultiere und Streitroſſe, Pelzwerk u. ſ. w. Der Bräutigam hatte ſchon vorher den Hofdamen der Braut Geſchenke geſandt. Die Geſellſchaft erfreute ſich daran, den Kampfſpielen zuzuſchauen, oder ſie ſahen ſich das Schloß und ſeine ſchön geputzten Säle an, und ſo, bis der Abend anbrach ..... Dann wurde mit Muſik, von den Freunden geleitet, die Braut in die Brautkammer geführt .....“

hic regali capharn

Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsperg.

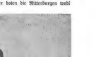
Es wurden damals Perſonen bisweilen ſchon als Kinder miteinander verheiratet, und auch dieſe geleitete man zum gemeinſamen Lager („alse iz ein zeichen suolde sin, ein fuorspil und ein bilde“).

Das eheliche Leben war nun freilich nicht ſo romantiſch wie die Hochzeit und wie die Liebesverhältniſſe. Seine Frau zu züchtigen, war bei dem Manne nichts Seltenes und auch gar nicht verpönt, ebenſowenig das Schlagen ſogar erwachſener Kinder von ſeiten der Eltern.

Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsperg.

Eine hochſtehende Familie bedurfte natürlich einer zahlreichen Dienerſchaft, die teils aus Leibeigenen, teils aus freiwilligen Dienſtboten, bei Fürſten ſogar aus Edelleuten beſtand; zu ihr gehörten auch Narren und Zwerge, deren oft ſchlechte Scherze man gegen gehörige Trachten Prügel duldete. Man duzte nicht nur alle Diener, ſondern alle tiefer Stehenden, der König alſo alle, während ſowohl Kinder die Eltern, als jedermann ſeine Vorgeſetzten mit „Ihr“ anredete. Die heilige Eliſabeth ließ ſich aus Demut von ihren Mägden duzen, wie ſie ſich auch von ihrem Beichtvater, dem Ketzerverfolger Konrad von Marburg (oben S. 188), ſchlagen ließ.

Das Leben auf den Ritterburgen war ein mannigfaltigeres, als man ſich wohl meiſt denkt. Die Burgherren beſchränkten ſich durchaus nicht auf turnieren und bankettieren, auf Fehden und Abenteuer, ſondern hatten auch ihre Güter zu beaufſichtigen und waren wohl meiſt im kleinen ähnliche Landwirte, wie Karl der Große es einſt geweſen. Aber die geſellige Unterhaltung ging daneben her und mußte es auch. In jener Zeit waren Gaſthäuſer ſelten, ja in unſerem heutigen Sinne gar nicht vorhanden, etwa wie noch heute im



Orient außerhalb der teilweiſe europäiſierten Städte. Am meiſten von Reiſenden als Obdach benutzt waren die Klöſter, für Reiſende höheren Standes aber boten die Ritterburgen wohl weit mehr, ſchon des angenehmen dort waltenden weiblichen Elementes wegen. Doch mußte der Gaſt am Burgthore die Trutz- und in der Burg auch die Schutzwaffen ablegen, die ſorgfältig aufbewahrt wurden; auch ſein Pferd erhielt gute Pflege. So waren bedeutendere Schlöſſer wohl faſt beſtändig von Gäſten beſucht. Aber weder das Leben und Treiben der Wirte noch der Gäſte war ſtets von Vorwurf frei; es gab für ſie drei gefährliche Klippen, die drei „Weh'“: Weiber, Wein und Würfel, die leicht zu Ausſchreitungen führten; das erſte iſt bereits berührt, das zweite bedarf keines näheren Eingehens, da dieſe Leidenſchaft (ob ſie nun Wein oder Bier betraf) im deutſchen Vaterlande ſtets eine ebenſo unverbeſſerliche wie verderbliche war. Die Würfel endlich ſtellten das dar, was man heute „Spielhöllen“ nennt; ſie waren nicht ſelten der Ruin ganzer Familien und Geſchlechter und daher in anſtändiger Geſellſchaft verpönt. Dieſe zog das Bretſpiel (heute Damenſpiel) vor; viel feiner aber war das aus Indien ſtammende Schachſpiel (Schachzabel), und demgemäß auch oft mit faſt unglaublichem Luxus verbunden. Die Schachbretter waren oft aus Gold und Silber oder Elfenbein, die Figuren aus Elfenbein oder Ebenholz oder gar aus Edelſteinen, beide auch von ſolcher Größe, daß ſie Gedichten zufolge bei plötzlichem Überfalle während des Spieles als Schilder und Wurfgeſchoſſe dienen konnten. Mehr zur körperlichen Bewegung eigneten ſich Kugel- und Ballſpiele und die noch weit beliebteren Tänze. Gegen letztere eiferte die Geiſtlichkeit weit mehr, als ſie bei der notoriſchen Hingabe an die drei „Weh“ vieler ihrer Glieder vom Erzbiſchof bis zum Kloſterbruder herab berechtigt ſein mochte. Höhere geiſtige Genüſſe boten die Dichterwerke der Zeit, denen wir beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken werden. Fahrende Sänger waren daher auf den Burgen ebenſo gern geſehen wie irrende Ritter, oder oft noch lieber, und bei Feſten war den Spielleuten, wie auch Gauklern, Taſchenſpielern und Kunſtreitern, eine große Rolle vorbehalten, in welcher ſich ihnen freilich auch gemeine Poſſenreißer zugeſellten, die im Eſſen und Trinken ebenſo erſtaunliches leiſteten wie an Frechheit und Zudringlichkeit.

ismahelite.

Troßknecht mit Packpferd und Maultier. Aus d. Luſtg. d. Herrad v. Landsperg.

Mädchentracht. Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsperg.

Google

Ein großes Vergnügen für die Ritterſchaft war die Jagd, und zwar eines, das zugleich den praktiſchen Zweck hatte, die damals in Deutſchland noch ſtark hauſenden wilden Tiere, Auerochſen, Elentiere, Wiſente, Eber, Bären, Wölfe und Luchſe auszurotten und die von ihnen unſicher gemachten Wälder und Sümpfe der Kultur zu gewinnen. Auch lieferte jenen Herren und ihren Familien die Jagd den hauptſächlichſten Teil ihrer Fleiſchnahrung. Die Jagdleidenſchaft brachte auch mit ſich, daß es ein beliebter Gebrauch wurde, ſeltene Tiere einzufangen, zu halten und womöglich zu zähmen. Fürſten und andere Herren hielten oft Tiergärten, Zwinger, ja ganze Menagerieen. Kaiſer Friedrich II. trug durch ſeine Verbindungen mit dem Orient beſonders zu dieſer Liebhaberei bei; er verſchenkte Löwen und Leoparden und führte auf Reiſen Kamele mit. Auch die Damen liebten es, Papageien, Singvögel, Rehe, Hirſche, Eichhörnchen u. ſ. w. zu halten.

Bilder aus dem Ritterleben in der ſogen. Maneſſe'ſchen Handſchrift: Lieder der Minneſänger aus der Zeit der Hohenſtauffen; im 14. Jahrhundert geſammelt von Rüdger Maneſſ von Maneck. (Nach v. d. Hagen.)

Zur Jagd auf laufende Tiere wurden Hunde, zu der auf fliegende bis zur Einführung der Feuerwaffen Falken verwendet. Beide Tiere waren daher ſehr beliebt; keiner Dame ſogar fehlte ihr Schoßhund oder ihr Falke (man denke an Kriemhild). Der Jägermeiſter war eine wichtige Perſon im Dienſte hoher Herren. Auch Damen nahmen am Waidwerke teil, ſie und die Herren in grüner Tracht, zu Pferde, mit Sporen an den Füßen, einem Rufhorn aus Gold oder Elfenbein am Gürtel, Wurfſpeere, Armbrüſte oder Bogen in den Händen, den Falken auf der Fauſt, das Windſpiel an der Leine, die Männer mit dem Schwert an der Seite, das ſie überhaupt nie ablegten. Außer den oben genannten ſchädlichen Tieren wurden Füchſe, Haſen, Hirſche, Vögel verſchiedener Art gejagt. Die Erlegung eines Hirſches war der größte Triumph des Jägers, ſeine Zerlegung die größte Kunſt des Jägermeiſters, die an Triſtans Beiſpiel in Gottfrieds Meiſterwerk dargelegt iſt. Die Be-

Digitized by Google

handlung, Abrichtung und Verwendung der Jagdfalken aber war eine förmliche Wiſſenſchaft, die in Friedrich II. ſogar eines kaiſerlichen Vertreters ſich rühmen konnte, und der Falkner war eine Perſönlichkeit, von der man wichtigere Eigenſchaften verlangte als von manchem Hofbeamten. Es wurde überhaupt ein wahrer Kultus mit dem „edeln“ Raubvogel („Federſpiel“ genannt) getrieben.

Die allerbeliebteſte Beluſtigung des Ritterſtandes aber waren die Turniere, der eigentliche Anlaß, den Ritter in der Geſamtheit ſeiner Eigenſchaften zu zeigen. Wir haben bereits (oben Seite 161) erwähnt, daß ſie franzöſiſchen Urſprungs waren; das erſte Turnier, von dem man in Deutſchland weiß, fand 1127 zu Würzburg ſtatt. Päpſte und Konzilien haben dieſe Übungen wiederholt verboten, aber mit um ſo weniger Erfolg, als die Kaiſer und Könige ſie meiſt begünſtigten, weil ſie dieſelben als eine tüchtige Vorübung ihrer Ritter für den Krieg und als den beſten Anlaß betrachteten, unter ihnen die ausgezeichnetſten Kämpfer kennen zu lernen. Umſonſt auch wurden die Teilnehmer gebannt und den Gefallenen ein ehrliches Begräbnis verweigert.

Bilder aus dem Ritterleben in der ſogen. Maneſſe'ſchen Handſchrift: Lieder der Minneſänger aus der Zeit der Hohenſtauffen; im 14. Jahrhundert geſammelt von Rüdger Maneſſ von Maneck.

Das Turnier oder Turnei war ein Prachtfeſt, bei dem der Kampf auf Leben und Tod, um den es ſich dabei ſtets handelte, durch Entfaltung des möglichſten Glanzes gewiſſermaßen eine Milderung erhielt, ganz ähnlich in dieſer Beziehung wie bei den Gladiatorenſpielen des römiſchen Amphitheaters. Zahlloſe Ritter wurden bei dieſer Schauſtellung getötet, oder erſtickten durch Hitze und Staub (ſo bei einem Turnier in Neuß im Mai 1241 ihrer hundert). Selbſt Fürſten erfuhren dieſes Schickſal; ſo erlag 1268 Markgraf Johann von Brandenburg einer zu Merſeburg erhaltenen Wunde, 1290 in Nürnberg Prinz Ludwig von Bayern und andere. Verlor der Beſiegte nicht das Leben, ſo büßte er doch Pferd, Waffen und Rüſtung ein und mußte überdies ſeine Perſon durch ein Löſegeld dem Sieger abkaufen, wenn nicht dieſer

Google

aus Großmut auf dieſe Vorteile verzichtete. Sonſt war der Preis, den der Sieger davon trug, gering: ein Falke, ein paar Windhunde, ein Kranz, ein Gürtel oder gar Küſſe von einer Anzahl Mädchen, bisweilen aber, wie wenigſtens die Dichter berichten, die Hand einer reichen Erbin. Die Hauptſache indeſſen war die Ehre; dem Sieger winkte eine glänzende Laufbahn im Fürſtendienſte, aber auch unbeſtrittenes Glück in der Minne. Allein es fehlte nicht an Leuten, die, wie die Athleten der entarteten Zeit von Hellas, ein Gewerbe aus der Teilnahme an Turnieren machten und ſich damit bereicherten, oder auch, wie der verrückte Ulrich von Lichtenſtein, ihrer Raufluſt und Prahlſucht fröhnten. Die Damen wohnten, herrlich geſchmückt, dem blutigen Spiele ſtets zahlreich bei; Ritter ſtrömten maſſenhaft herzu und Fürſten erſchienen ſogar mit Heeresmacht. Den Ruhm der teilnehmenden Herren verkündeten lautrufend eigens dazu gedungene Landſtreicher, die ſich erſt ſpäter in feſt angeſtellte und ziviliſiertere „Herolde" verwandelten. Auch fand ſich das Heer der „fahrenden Leute": Krämer, Muſikanten, Schauſpieler, Gaukler, Bettler und wohl auch Diebe und Dirnen, in endloſen Scharen ein. Die Einleitung zum Turniere bildete am Vorabend des Feſtes das zwangloſere „Tjoſtieren", wobei nur ſtumpfe Lanzen gebraucht, aber in Maſſe gebrochen und Verletzungen, ſelbſt tödliche, nicht vermieden wurden, ſo daß hierdurch dem Turnier ſelbſt nicht wenig Eintrag geſchah. Bei demſelben kämpfte indeſſen nicht Mann gegen Mann, ſondern Schar gegen Schar; es war eine Reiterſchlacht im Frieden. Beim Turnier in Frieſach 1224 fochten 400 Ritter unter Herzog Leopold von Öſterreich gegen 300 unter Markgraf Heinrich von Iſtrien. Vor dem Beginne des Straußes wurde eine Meſſe geleſen und jede Feindſeligkeit (die aus Ubermut des Siegers, Rache des Beſiegten oder älterem Haß entſtehen konnte) verboten. Der Platz für den Kampf war einfach genug beſchaffen: ein eingefriedigter ebener Platz vor einer Stadt oder einem Schloß, oder, wo dieſe fehlten, mit einer Tribüne für die vornehmen Zuſchauer, namentlich die Damen. Unter Trompetenſchall, Trommelſchlag und Feldgeſchrei ſtürzten die Kämpfenden aufeinander, meiſt in dem Gedanken, für die Angebetete zu fechten, und ſtritten bis zur Kampfunfähigkeit oder Dunkelheit, ſelten jedoch mehr als einen Tag lang. Mit einem Abgeworfenen, aber noch kampffähigen Gegner ſetzte der Sieger abſteigend das Gefecht zu Fuß, mit Streitkolben oder Schwert fort. Dann wurden die Toten und Verwundeten aufgeleſen, die Heilgebliebenen oder bloß Gepufften nahmen ein Bad und die Sieger ſandten die Unterlegenen ihren Damen zur Verfügung über das Schickſal derſelben zu.

Turnier. Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsperg.

Wir haben bereits des „Gottesfriedens“ (Treuga Dei, oben Seite 161) gedacht; was dieſe fromme Veranſtaltung verhindern ſollte, waren Turniere im großen, Verſchärfungen dieſes „Vergnügens“ in blutigem Ernſt, die Fehden. An dieſen Unternehmungen, euphemiſtiſch „Reiſen“ oder „Heimſuchungen“ genannt, beteiligten ſich ſowohl ehrliche Ritter aus Abenteuerluſt, als Schurken mit und ohne Ritternamen zum Zwecke gewiſſenloſeſter Räuberei, die ſogen. Raubritter, und zwar nur mit ſcharfen Waffen, gegen den erſten Beſten, den ſie trafen oder aufſuchten. Blieb der Beſiegte am Leben, ſo mußte er „Sicherheit“ bieten, d. h. ſich auf Gnade und Ungnade ergeben; that er es nicht, ſo wurde er kurzweg ermordet. Ulrich von Lichtenſtein wurde in ſeinem eigenen Schloſſe von zwei Elenden, die er für ſeine Freunde hielt und bewirtete, überfallen, gebunden und über ein Jahr lang gefangen gehalten. „Die Leiche des Getöteten blieb liegen, bis ein Mitleidiger ſie begrub oder Leute zur Beſtattung herbeiholte. Wachte Einer bei dem Leichnam, ſo zog er mit dem Schwerte einen Kreis um denſelben, die böſen Geiſter zu bannen. War ein Kirchhof nahe, ſo beerdigte man die Leiche auf ihm; die Rüſtung wurde an einen Baum in der Nähe des Grabes aufgehängt.“ So verſchwiſterten ſich Grauſamkeit und Aberglaube, und wären nicht Kunſt und Litteratur jener Zeit geweſen, wir wären verſucht, in dieſen Rittern lediglich — geharniſchte Wilde zu erblicken.

Mardocheus
Hester
Rex
Aman

Fürſtliche Tafelgeſellſchaft. Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsperg.
Über der runden Tafel: Waſchung der Hände nach dem Speiſen.

Solche Zeiten der wilden Kampfluſt waren einem hohen Alter nicht günſtig. Auch jene Ritter, welche aus Turnieren, Fehden und Kriegen lebend hervorgingen, mußten bald aufgerieben werden durch die erlittenen Strapazen. Dazu kam die durch die Kirche eingeprägte Furcht vor jenſeitigen Strafen für Zuchtloſigkeit aller Art. Die letzten Tage eines alten Ritters vergingen daher oft unter Bußübungen und endeten mit der Empfangnahme der Sakramente. War der Tod eingetreten, ſo wurde die Leiche des Vornehmen einbalſamiert und die Eingeweide in einer Kirche beſonders beſtattet. Den Leichnam ſelbſt hüllte man in Seidenſtoffe ein und legte ihn auf die koſtbare Totenbahre. Fürſten lagen auf dieſer im vollen Ornate mit der Krone auf dem Haupte; man ſtellte ſie in der Kirche aus und umgab ſie mit Leuchtern. Oft wurden die Leichen hoher Perſonen weggeführt, um an einem beſtimmten Orte beſtattet zu werden, je nachdem es die Angehörigen für gut fanden oder ſie ſelbſt angeordnet hatten. So wurde Anna, die Gattin Rudolfs von Habsburg, die 1281 in Wien ſtarb, nach Baſel gebracht. „Ihr Haupt wurde mit einem weißſeidenen Schleier umhüllt,

eine vergoldete Krone ihr aufgeſetzt. Darauf wurde ſie in den aus Buchenholz gefertigten Sarg gelegt, die Hände auf der Bruſt gefaltet und dann der Sarg mit Eiſenbeſchlägen verſchloſſen. Mit vierzig Pferden wurde ſie nach Baſel geführt, begleitet von zwei Dominikanern, zwei Franziskanern und ſo vielen Damen, als drei Wagen tragen konnten; ihnen ſchloſſen ſich etwa 400 Männer an.“ Fand kein ſolcher Transport ſtatt, ſo wurde bei Vornehmen meiſt ein Steinſarg verwendet und ihr Beſtattungsplatz war vor einem Altare, wenn ſie nicht aus Demut einen geringeren wählten. Eine Steinplatte oder ein Denkmal bezeichnete die Stelle, meiſt mit kurzer Inſchrift, und die Waffen des Toten wurden darüber aufgehängt. Als würdigeres Denkmal galt ein über der Grabſtätte errichteter Bau, Tumba genannt, in Form eines Sarkophags, oft mit dem darauf liegenden Bilde des Toten, der wie lebend erſchien, bald aus Stein gehauen, bald in Erz gegoſſen, urſprünglich bemalt und vergoldet, und des ſehr oft ein Phantaſiebild ohne alle Ähnlichkeit mit dem Toten war. Solche Statuen, namentlich aber, ohne Grabſtätte, die den Stiftern der Kirchen gewidmeten, ſtanden auch oft an der Kirchenwand, in Niſchen derſelben oder an Säulen und hielten mit Vorliebe ein Modell der Kirche im Arme.

Um die verſtorbenen Angehörigen trauerte man in viel kräftigerer Weiſe als heutzutage, ob auch innerlich wahrer, iſt eine Frage. Das damals übliche Heulen, Bruſtſchlagen, Haarausraufen, Kleiderzerreißen erinnert mehr an die Gewohnheiten des Altertums und der Naturvölker, als daß es einen echten Eindruck machte. Dazu paßt, daß mit der Raufluſt jener Tage die Ohnmachten und Thränenſtröme, die den tapferſten Helden und würdigſten Männern bei jeder, oft nicht einmal ſehr bedeutenden Gemütserregung zu Gebote ſtanden, ſehr ſeltſam kontraſtierten.

Sehen wir nun zu, welchen Anteil die Ritterſchaft des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts an der höheren idealen Bewegung ihrer Zeit genommen hat.

Grabmal Heinrichs des Löwen und ſeiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunſchweig.

Neunter Abſchnitt.

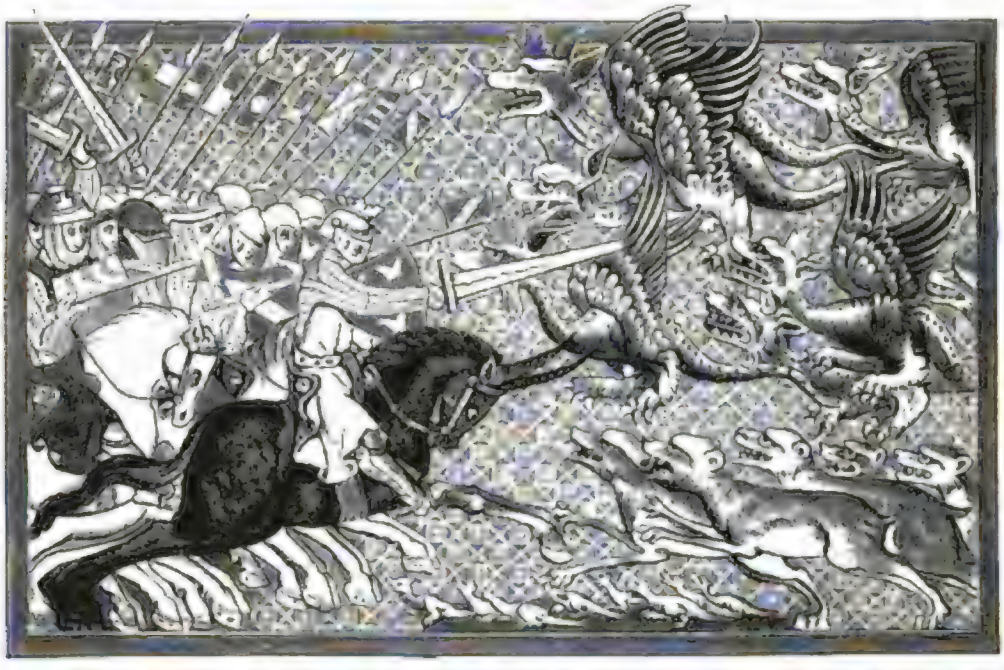
Die deutſche Litteratur- und Kunſtblüte des Mittelalters.

Initialbuchſtabe in dem um 1215 geſchriebenen Pſalter des Landgrafen Hermann von Thüringen. Stuttgart, Königl. Handbibliothek.

So war das ganze Leben der ſogenannten Ritterzeit, abgeſehen von ſeinen nur allzu realiſtiſchen Ausſchreitungen, phantaſtiſch; es ſtrebte nach niemals zu erringenden Idealen, welche zwiſchen dem ſublimſten kirchlich-asketiſchen und dem materiellſten ſenſualiſtiſchen Element, zwiſchen Extremen alſo der höchſten Selbſtverleugnung und des derbſten Genuſſes hin und her ſchwankten. Die Dichtung jener zwei Jahrhunderte hat daher, wie auch ſchon früher und noch ſpäter, mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen, niemals ihren Stoff aus dem wirklichen Leben oder der wahren Geſchichte, ſondern beinahe alle ihre Nahrung aus einem ſolchen Gemiſch von Sage und mißverſtandener oder falſch aufgefaßter Wahrheit geſchöpft, in welchem ſie jenen verſchiedenartigen Idealen näher zu kommen hoffen mochte. In Gedichten dieſer Tendenz und dieſes Inhaltes, oder, wie man ſie damals abweichend von der heutigen Bedeutung des Wortes nannte, in „Romanen“ (weil ſie ihren Stoff meiſt aus der romaniſchen Litteratur bezogen) ſchwelgte die ganze Zeit bis zum Exzeſſe. Dieſe „Romane“ waren indeſſen ſchwierig zu bekommen, weil wenig Leute außer den Geiſtlichen mit der Kunſt des Schreibens vertraut, auch die Geiſtlichen aber in derſelben ſeit geraumer Zeit weſentlich zurückgegangen waren und überdies gegen ſo weltliche und ſündhafte Erzählungen mit Macht eiferten, und dies um ſo mehr, als ſelbſt entſchieden fromme Ritterromane, wie z. B. unſer unvergleichlicher Parzival, neben dem religiöſen auch das ſinnliche Leben feierten und in der Religion offenbare ketzeriſche Anwandlungen verrieten. Waren ja im ganzen Mittelalter die ſogenannten Ketzer ſtets die frömmſten Leute. Gerade die Schwierigkeit aber, Exemplare dieſer Romane zu erhalten, reizte dazu, ſie ſich zu verſchaffen, und der arme Heinrich von Veldeke mußte dies bitter erfahren, als ihm der Graf Heinrich von Schwarzburg ſeine unvollendete „Eneide“ entwendete und erſt nach neun Jahren zurückgab, was freilich zum Ruhme des Dichters weit mehr beitrug, als irgend eine Reklame, ja geradezu ihn, den Niederdeutſchen, „zum Vater der höfiſchen Dichtung in Deutſchland“ machte.

Digitized by Google

Mit der Dichtung iſt ſeit der Mitte des zwölften Jahrhunderts in Deutſchland eine mächtige Umwandlung vor ſich gegangen. Der hundertjährige Prozeß des Verdrängens der lateiniſchen durch die deutſche Sprache im Reiche der Muſen (oben S. 163) nahte ſeinem Ende, — langſam und allmählich nur, aber ſicher. Vagierende Sänger und Dichter bezeichneten den Schluß dieſer Übergangsſtufe. Je nach Bedürfnis, je nachdem ihnen Brot und Wein winkten, ſangen ſie den „Pfaffen“ lateiniſche, den Rittern deutſche Schnurren vor, großenteils ſehr loſe Liebes-, Trink- und Spiellieder, Scherze aller Art, bei denen alle Stände ſchlimm weg kamen, ohne es übel zu nehmen. Es gilt dies namentlich von den Mönchen, wenn z. B. der Dichter ſagt: Monachi sunt nigri et in regula sunt pigri, bene cucullati et male coronati etc. Sehr freimütig urteilt er über Rom: Roma capit singulos et res singulorum, Romanorum curia non est nisi forum. Romae sunt venalia jura senatorum et solvit contraria copia nummorum. Man findet hier in Liedern, die an



Alexander im Kampfe mit Drachen und anderen phantaſtiſchen Untieren. Miniatur in einer Handſchrift des „Pfaffen Lambrecht“ vom dreizehnten Jahrhundert. Brüſſel.

das unſterbliche „Gaudeamus igitur“ anklingen, die Wurzel, aus welcher unſere beliebteſten Studentenlieder, ſoweit ſie nicht neueren Dichtern entſtammen, entſproſſen ſind. Wir haben dieſe ſpätlateiniſchen Sänger großenteils in der Umgebung Kaiſer Barbaroſſas und ſeines mächtigen Grafen Daſſel, wohl namentlich auf den italieniſchen Feldzügen zu ſuchen und finden ſie, wie ſie ihre hohen Gönner auf die überſchwenglichſte Weiſe anſingen und — anbetteln, während ſie über das Papſttum und ſeinen Anhang die Lauge des unerbittlichſten Spottes ausgießen, und zwar im Namen des gläubigſten Chriſtentums, mitten zwiſchen frommen Liedern und Trauerklängen über das Unglück der Kreuzzüge und den Verluſt Jeruſalems! Die lateiniſchen Metra ſind ſämtlich nicht mehr nach antiker Art, ſelbſt die leoniniſchen Hexameter verſchwinden neben den auf moderne Weiſe gereimten Verſen; die deutſchen Gedichte befinden ſich noch in der Minderzahl, aber weiſen bereits bedeutende Fortſchritte in der Form wie im Inhalte auf. Nicht ſelten ſind auch beide Sprachen vermiſcht.

Seit den großen Erfolgen Kaiſer Friedrichs (oben S. 181) gegenüber dem Wälſchtum erhob ſich die deutſche Sprache immer zuverſichtlicher und mit immer wachſendem

Gelingen zu einer zweiten Litteraturblüte, welche wir aber, ſoweit es ſich um die Reichhaltigkeit des Vorhandenen handelt, als die erſte betrachten müſſen. Noch nicht in dieſe Blütezeit gehörten die Gedichte der „Pfaffen“ Konrad und Lambrecht, welche ſich auf Überſetzungen franzöſiſcher Werke beſchränkten und der erſte Karl den Großen und Roland, der zweite aber den Heldenjüngling Alexander von Makedonien zum Helden wählte, dabei aber jener den Fanatismus der erſten Kreuzzüge, dieſer dagegen die während des Verlaufs derſelben Platz greifende Humanität und Toleranz gegen Andersgläubige zum Ausdrucke brachte. Es folgten ihnen eine Menge Nachahmer mit gleicher Freude an Abenteuern, an raſcher und bunter Handlung, an derben Späßen. Am höchſten unter ihnen ſtehen die unbekannten Verfaſſer des „Herzog Rother“ und des „Herzog Ernſt“, nicht nur, weil ihre Sprache würdig und ihre Darſtellung gewandt und bilderreich iſt, ſondern namentlich auch, weil ſie ſelbſt dichteten, nicht bloß überſetzten. Die Kreuzzüge mit ihren wechſelnden Schickſalen, mit ihren kühnen Fahrten nach wenig bekannten Ländern weckten die Phantaſie zu nicht nur lebhaften, ſondern ſelbſt barocken und bizarren Schöpfungen, zu Erfindungen fabelhafter Völker von abſonderlicher Beſchaffenheit, zu „Odyſſeen“ von höchſt mannigfaltiger

Alexander im Kampfe mit ſechshändigen menſchenähnlichen Geſchöpfen und Schweinen mit furchtbaren Zähnen.

Alexander im Kampfe mit phantaſtiſchen Geſchöpfen von Menſchengeſtalt mit Pferdeköpfen und rieſigen Reißzähnen.
(Aus derſelben Brüſſeler Handſchrift.)

Digitized by Google

Überflutung ſeltſamer Einbildungskraft. Es treten ſomit mehrere Umſtände, die einer dichteriſchen Blüte günſtig ſein mußten, in glücklicher Verbindung zuſammen, welche ohne die Kreuzzüge dieſe Entwickelung kaum genommen hätten, nämlich die Ausbildung der Phantaſie, die der religiöſen Duldſamkeit und die der ſelbſtändigen, von fremden Vorbildern immer unabhängigeren Schöpferkraft des deutſchen Geiſtes, der zwar während der Kämpfe im Morgenlande ſtete Zurückſetzung von ſeiten der Romanen erfuhr, aber doch durch die gleichzeitigen Großthaten ſeiner Kaiſer mächtig ergriffen und angefeuert werden mußte.

Eine doppelte Richtung nahmen die Erzeugniſſe dieſer aufblühenden Muſe des deutſchen Mittelalters; wir können ſie als die national-germaniſche und die chriſtlich-kosmopolitiſche unterſcheiden; beide erwieſen ſich als gleich unabhängig vom römiſch-kirchlichen Machtgebot. Der Schauplatz beider Richtungen läßt ſich nicht ſtreng ſcheiden; im allgemeinen aber war naturgemäß der volkstümliche deutſche Heldenſang mehr im ſächſiſchen Norden und im öſterreichiſchen Südoſten zu Hauſe, wohin romaniſche Einwirkung, welche einen vorwiegend geiſtlich-ritterlichen Charakter trug, nicht ſo bald und ſo leicht dringen konnte, wie nach dem ſchwäbiſch-rheiniſchen Südweſten, wo ſie ja bereits ſeit mehr als einem Jahrhundert Aufnahme gefunden hatte. Was ſodann die Stände betrifft, ſo iſt es begreiflich, daß die auf der Volksſage ruhende Dichtung mehr das Volk, die Bürger und Bauern, die auf dem ritterlichen Romanismus aufgebaute Abenteuerpoeſie aber mehr die höfiſchen Kreiſe ergriff, während die Geiſtlichkeit aus ſchon angegebenen Gründen ſich gegen beide Richtungen mehr oder weniger ſchroff, ſtets aber, als gegen ein weltliches Treiben, ablehnend verhielt. Sie hatte, wie wir ſahen, unter den ſpäteren Karolingern mit Mühe und Not die Erinnerungen an das heidniſch-nationale Heldentum vernichtet und begünſtigte erſt, weil der romantiſche Zug der Zeit ſich nicht unterbinden ließ, die höfiſch-romantiſche Dichtung, welche ja ihre Mitglieder Konrad und Lambrecht begründeten; aber ſpäter mußte ſie auch hier durch ketzeriſche Gedanken ihre Macht paralyſiert und ſomit ihre Erwartungen bitter getäuſcht ſehen und ſich von dieſen unbotmäßigen weltlichen Schöpfungen zurückziehen. Trotzdem aber hat ſie, oder hat wenigſtens der Kampf mit ihr einen gewiſſen Einfluß auf die weltliche Dichtung erlangt und bewahrt, und dieſer Einfluß hat aus der nationalen Dichtung alle Erinnerung an die heidniſche Mythologie verbannt und die höfiſche Dichtung wenigſtens chriſtlicher geſtaltet, als ſie es vielleicht ſonſt geworden wäre.

Aus dunkler Urzeit unbeſtrittener Herrſchaft der heidniſch-germaniſchen Mythe hat ſich die leuchtende Krone der Schaffenskraft des deutſchen Volkes, die Nibelungenſage, durch die Jahrtauſende hin entwickelt (ſ. oben S. 37). Die Spitze dieſer Entwickelung hat ſie im Laufe des zwölften Jahrhunderts erreicht in der Geſtalt des „Nibelungenliedes," des echteſten deutſchen Nationalepos, das mit Recht als die deutſche Ilias oder das deutſche Mahabharata gilt. Abgeſehen von der darin erzählten Begebenheit, der keine wirklich geſchehene entſpricht (da der Untergang der Burgunder von Worms im fünften Jahrhundert wohl den Gedanken, nicht aber den Inhalt dazu gab), ſpiegelt das Epos auf die treueſte Weiſe den Geiſt und die Kultur Deutſchlands in der Zeit ſeines urſprünglichen Entſtehens wider; denn die Verfaſſung, unter der es ſpielt, iſt nicht die des zwölften, ſondern noch die des ſechſten Jahrhunderts. Wie der Dichter hieß, iſt ein ungelöſtes Rätſel, ob er am Rhein oder an der Donau lebte, eine nicht zu beantwortende Frage, ob ſein Werk als Ganzes oder aus verſchiedenen Rapſodieen und aus welchen geboren wurde, ein Gegenſtand gelehrter Grübelei. Für uns iſt das deutſche Volk der Dichter, das deutſche Land die Heimat des Gedichtes, und deſſen Epiſoden, wie ſie ſich aus der Vergleichung mit ſeiner älteren, vom Rhein nach dem Norden gewanderten Geſtalt ergeben, ſeine natürlichen Teile, ſein Geiſt aber und der Charakter der handelnden Perſonen die Hauptſache. Die ſonnenhafte

Reinheit des Helden Siegfried, deſſen früheres Verhältnis zu Brunhild die chriſtliche Bearbeitung als anſtößig beſeitigt hat, ſteht unveränderlich, in jugendlicher Göttergeſtalt da, während die ihn umgebenden Perſonen den Wogen nachgeben, welche das Meer der menſchlichen Geſchicke um ſie auftürmt. Freilich iſt ſein Tod und deſſen tückiſche Vorbereitung ebenſo die Urſache der Wandlung im Weſen der übrigen, wie der Untergang des leuchtenden Tagesgeſtirnes die Stimmung der Menſchen ändert. In Brunhild, der urſprünglichen weiblichen Ergänzung Siegfrieds, geht die mindeſte Wandlung vor ſich. Durch Täuſchung ſchwach geworden, kehrt ſie durch die Enttäuſchung zur Kraft des Mannweibes zurück; aber leider hat das mittelhochdeutſche Lied ihre Entwickelung verſtümmelt und das heldenhafte Ende der Walküre ausgemerzt. Ihr Spiegelbild, ihre andere Seite, Kriemhild, hat am wenigſten gelitten; ſie ergänzt jenen Ausfall, wird durch den Schmerz um des Geliebten Mord und durch die Luſt nach Rache aus einem frommen und minnigen Frauenbild zu einer zweiten Brunhild, ſtatt zu einem Ungeheuer, wie die ältere Sage in ihrer Berſerkerart dichtete, und kehrt ſo in ihr Gegenbild zurück.

Fürſtentracht der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.
Thüringiſches Fürſtenpaar; Statuen im hohen Chor des Doms zu Naumburg.

Digitized by Google

In Hagen, dem großartigſten Charakter des Liedes, zeigt ſich das nächtliche Gegenſtück des ſonnigen Siegfried nach ſeiner ganzen Furchtbarkeit. Vaſſallentreue macht ihn (den urſprünglichen Bruder des Burgunderkönigs), freilich in Begleitung des Golddurſtes, zum nicht nur reueloſen, ſondern geradezu thatgierigen, dämoniſchen Mörder, läßt ihn aber auch wie einen Helden trotzig und des blutigen Ausganges bewußt dem Untergang entgegenſtürmen und mannhaft ſterben. Neben dieſen Hauptcharakteren hat die übrigens nicht ſtets ſich gleiche Kunſt des Dichters oder der Dichter noch eine Menge Menſchenbilder geſchaffen, die den unerbittlich tragiſchen Gang des altehrwürdigen Sagenſanges teils erklären, teils aber zu erheitern ſuchen. Die Verchriſtlichung des heidniſchen Mythos iſt eine ſehr mäßige; es kommt einiges von Gott und von der Kirche vor; das Papſttum und die Geiſtlichkeit, wie alle Zeremonieen bleiben dem Gange der Ereigniſſe fern. Es weht, da doch das alte Aſentum vergeſſen iſt, etwas wie der arianiſche Geiſt der Völkerwanderung durch die Nibelungenſtrophen, und doch klingen wieder darin die Ungarnkämpfe der Salier- und Stauffenzeit, der Reiſeweg der deutſchen Kreuzfahrer und der ritterliche, thatenluſtige Geiſt des höfiſchen Zeitalters an.

Zu den Kämpen, welche im letzten Teile des Nibelungenepos einander in oft ziemlich eintöniger und ermüdender Weiſe gleichſam zum Sport niedermetzeln, gehören auch zwei, welche der Geſchichte entnommen ſind und welche die germaniſche Heldenſage den Eigenſinn hat, einander beizugeſellen, obſchon der eine erſt nach dem Tode des anderen geboren iſt, nämlich den Hunnen Attila (Etzel) und den Oſtgoten Theoderich (Dietrich). Beide ſind in ihrem Charakter entſtellt, und in einer Reihe gleichzeitiger und ſpäterer Gedichte iſt der Hunne aus einem blutigen Wüterich zu einem friedlichen König von germaniſchem Typus, der Gote aus einem kulturbefördernden Monarchen zu einem herumziehenden Ritter und Raufbold umgeſtaltet. Die Hauptrolle ſpielt natürlich „Dietrich von Bern“ (d. h. Verona), dem Rieſen, Ungeheuer und Ritter regelmäßig erliegen, und ihn begleitet ſein ſtets getreuer Stallmeiſter, der alte Hildebrand, der uns ſchon vier Jahrhunderte früher (oben S. 118) begegnet iſt. Im „Roſengartenliede“ und anderen iſt die verlockende Gelegenheit nicht vermieden, die beiden größten Kämpen der Heldenſage, Siegfried und Dietrich ſamt ihren Genoſſen ſich miteinander meſſen zu laſſen, und bei dieſer Gelegenheit lernen wir eine höchſt originelle Figur, einzig in ihrer Art, kennen, den kampfluſtigen Mönch Ilſan, Hildebrands Bruder, der in ſeinem Kloſter alles untereinander bringt, daher gerne mit Schwert und Schild entlaſſen wird und im Streit eine ebenſo komiſche als derbe Rolle ſpielt. Die Kämpfe der Völkerwanderungsreiche ſind hier, der Hauptſache nach vergeſſen, in einen Nebenbuhlerſtreit der Franken und Goten verwandelt, der vielleicht in einer dunkeln Erinnerung fußen mochte, daß die Vorherrſchaft der germaniſchen Welt nach dem Untergange der Goten an die Franken übergegangen iſt. Und ſo ſind in weiteren Gedichten des höfiſchen Zeitalters eine Menge Ereigniſſe jener über ein halbes Jahrtauſend älteren Zeit mit den merkwürdigſten geographiſchen und hiſtoriſchen Schnitzern durcheinander geworfen worden.

Den Kämpfen zu Lande dies- und jenſeit der Alpen ſtehen ſolche zwiſchen däniſchen und normanniſchen Seekönigen in dem niederländiſchen, auf einer Sage der jüngeren Edda beruhenden Epos „Kudrun“ gegenüber, einem Werke von hoher ſittlicher Tendenz, in dem die Treue über alles Mißgeſchick ſiegt. Von der Nordſee ſtammend, wurde es um 1200 in Öſterreich von unbekannter Hand in einer der Nibelungenſtrophe ähnlichen Versart neu bearbeitet, und der alles durchdringende Einfluß der Kreuzzüge verriet ſich in der Umſchaffung eines Königs Siegfried von Morland in einen Herrſcher vom „Mohrenland.“ Mit der Odyſſee, mit der man „Kudrun“ zuſammengeſtellt, hat ſie keinerlei Ähnlichkeit; dagegen ſteht ſie an poetiſchem Werte über dem Nibelungenliede und hoch über den Dietrichsgedichten, obſchon es ihr nicht gelang, die Volkstümlichkeit des erſteren zu erwerben, weil

## Facſimile aus dem Nibelungenliede.

St. Gallen, Stiftsbibliothek Cod. 857.

### Handſchrift aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts.

Nach Zarncke's Ausgabe Anfang der 23. Aventiure. Strophe 1—19.

(Kriemhilt hat ſich mit Etzel vertheiratet und überredet ihn nun, ihre Brüder kommen zu laſſen, an denen ſie ſich rächen will.)

Mit viel großen Ehren, das iſt wahr, wohnte ſie bei dem König bis in das ſiebente Jahr. Zu dieſer Zeit genas die Königin eines Sohnes; darob wurde König Etzel froher als er je geweſen.

Sie ließ nicht ab, darauf zu dringen, daß Etzels Kind getauft wurde nach chriſtlichem Gebrauche. Es wurde Ortlieb genannt und darüber war große Freude im ganzen Lande Etzels.

Frau Kriemhilt befliß ſich Tag für Tag, durch ſo große Tugenden ſich auszuzeichnen wie einſt Frau Helche (Etzels erſte Gattin). Die Sitte des Landes lehrte ſie Herrat, die verwaiſte Jungfrau, die ihrer Herrin heimlich großes Leid nachtrug.

Den Fremden und den Einheimiſchen war ſie wohl bekannt. Sie ſagten, daß nie eine beſſere und mildere Frau eines Königs Land beſeſſen, und das bekräftigten ſie als wahr. Dieſes Lob beſaß ſie bei den Hunnen bis in das dreizehnte Jahr.

Nun hatte ſie wohl erforſcht, daß ihr niemand widerſtand, wie es bisweilen eines Königs Recken dem fürſtlichen Weibe thun, und daß ſie allezeit zwölf Könige (d. h. Vaſſallen) vor ihr ſah, und ſie gedachte manches Leides, das ihr zu Hauſe geſchah.

Auch gedachte ſie mancher Ehren vom Nibelungenland, deren ſie dort genoſſen, und die ihr Hagens Hand mit Sigfrids Tode geraubt hatte; (ſie dachte,) ob ihm dies von ihrer Seite nicht zum Leide gereichen ſollte.

(Sie dachte,) ob ſie ihn in das Land bringen könnte. Ihr träumte, daß ihr Bruder Giſelher mit ihr Hand in Hand ginge und daß ſie ſich oft küßten. Vieles was im ſanften Schlafe erſchien, wurde ſpäter in Thaten ausgeführt.

Ich glaube, der böſe Feind riet das Kriemhilden, daß ſie von Giſelher ſchied, den ſie ſo liebte im Burgunderland; da netzte ſich ihr Gewand mit heißen Thränen.

Es lag ihr im Herzen ſpät und früh, wie man ſie ohne Verſchulden dazu brachte, daß ſie einen heidniſchen Mann (Etzel) minnen mußte. Dieſe Not hatten ihr Hagen und Günther verurſacht.

Von dieſen Gedanken kam ſie ſelten ab. Sie dachte: „ich bin ſo reich und habe ſo großes Gut. Daß ich meinen Feinden noch ein Leid zufüge, dazu wäre ich doch gegenüber Hagen gerne bereit."

„Nach den Lieben jammert oft mein Herz. Und die mir leides thaten, bei denen möchte ich ſein; dann würde wohl meines Geliebten Leib gerächt, was ich kaum erwarten kann," ſprach Etzels Weib.

Des Königs Mannen thaten ihr alles zu liebe, ſoviel Recken ihr dienten, das war wohl gethan. Ihr Kämmerer war Ekkewart, was ihm viele Freunde ſchaffte. Der Kriemhilt Willen konnte keiner widerſtehen.

Sie dachte zu allen Zeiten: ſie wolle den König bitten, daß er ihr dies gönnte in gütlicher Art, daß man ihre Verwandten in der Hunnen Land brächte; den argen Willen der Königin bemerkte dabei niemand.

Da ſie eines Nachts bei dem König lag, der ſie wie gewohnt umfing, die edle Frau, die er wie ſich ſelbſt liebte, da dachte das herrliche Weib ihrer Feinde.

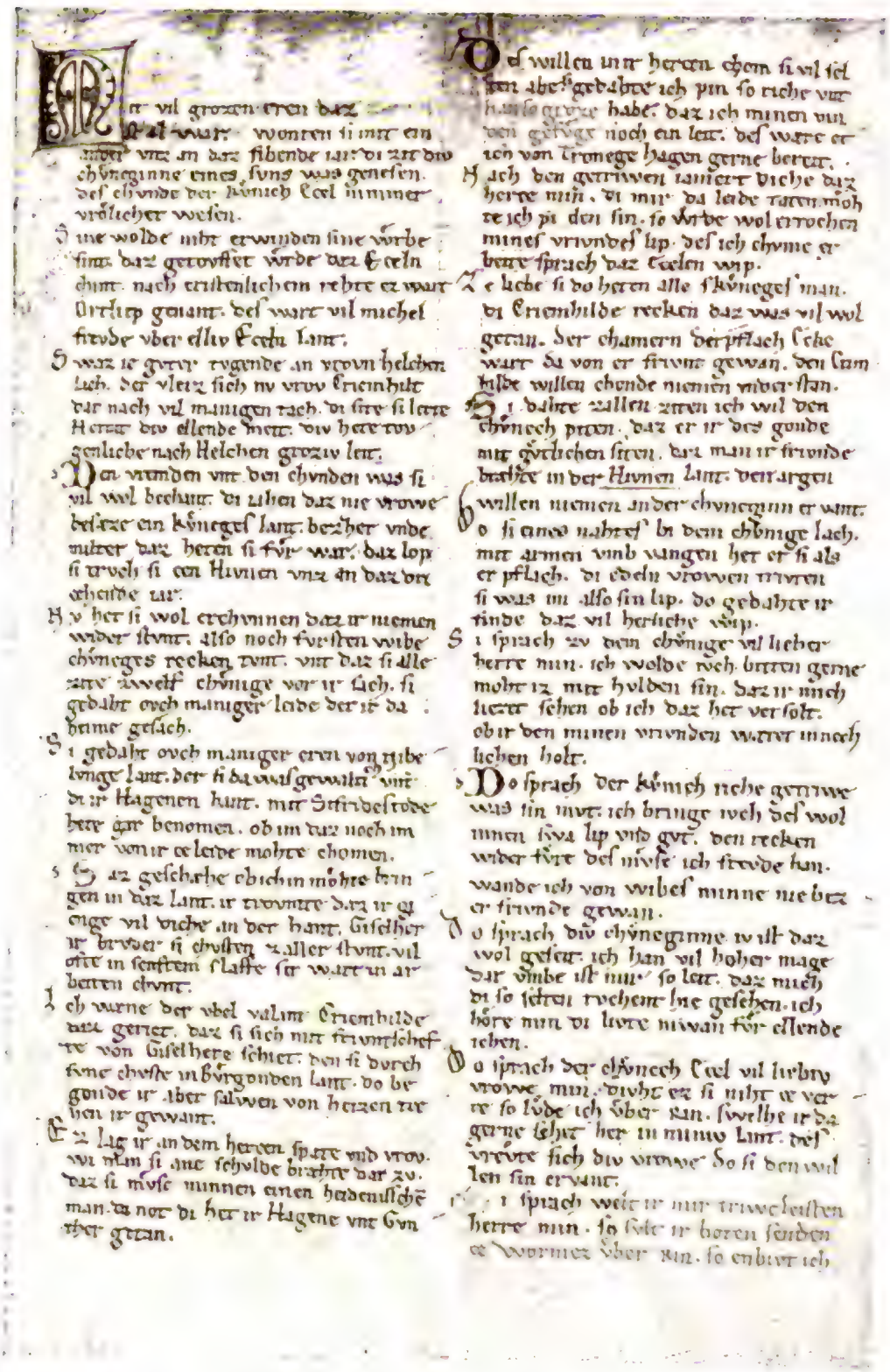
Sie ſprach zu dem König: „Mein lieber Herr, ich möchte euch bitten, wenn es erlaubt wäre, daß ihr mich, wenn ich das verdient habe, ſehen ließet, ob ihr meinen Verwandten noch hold wäret."

Da ſprach der reiche König — liebevoll war ſein Sinn, —: „ich thue euch alles gern; über alles, was den Recken gutes widerfährt, freue ich mich, da ich durch Weibes Minne nie beſſere Verwandte gewann."

Da ſprach die Königin: „ſo ſei euch das geſagt, ich habe viel hohe Verwandte, darum iſt mir ſo leid, daß mich dieſe ſo lange nicht geſehen und ich ſie nur als Fremde betrachten muß."

Da ſprach der König Etzel: „meine liebe Frau, däucht es ihnen nicht zu fern, ſo lade ich über den Rhein Alle, die ihr gerne hier in meinem Lande ſähet." Darüber freute ſich die Frau, da ſie ihren Willen erreicht hatte.

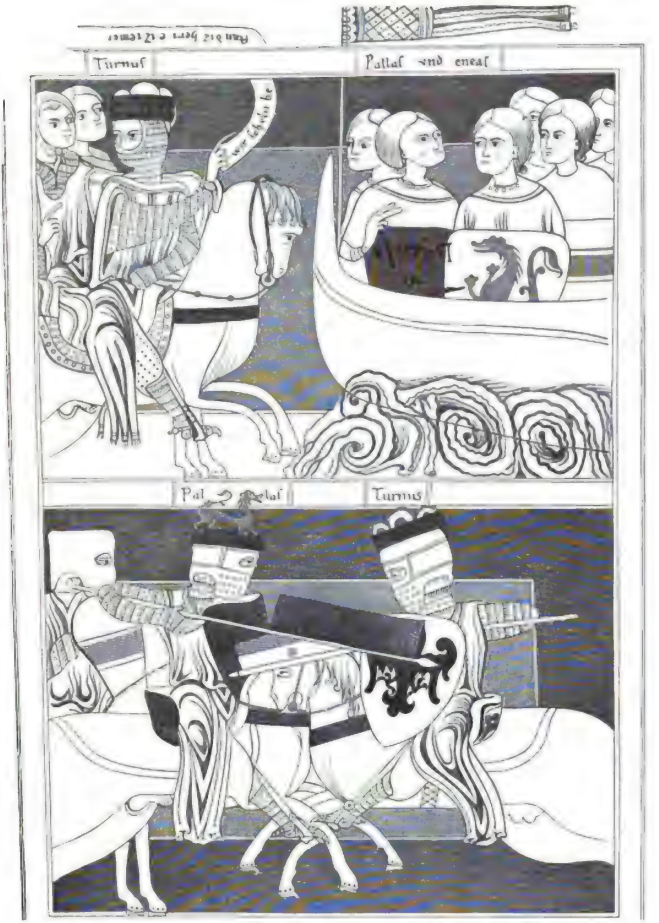
Sie ſprach: „Wollt ihr mir Liebe beweiſen, mein Herr, ſo ſendet Boten nach Worms über den Rhein; dann entbiete ich (meine Verwandten, zu denen ich mich hingezogen fühle, und es kommt in unſer Land manch edler guter Ritter.")



Facsimile einer Seite aus dem Nibelungenliede.

Originalgröße. Handschrift aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts. St. Gallen, Stiftsbibliothek.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY




Aus der Eneidt des Heinrich von Veldecke. Handſchrift um 1180; Berlin, Kgl. Bibliothek. Rüſtung und Tracht zu Ende des zwölften Jahrhunderts.

ihr Stoff außerhalb der nationalen Heldenſage ſteht, und ebenſowenig gelang es ihr, dem Strome der aus der Fremde eingeführten romantiſch-höfiſchen Epik ein Halt zu gebieten. Die letztere lag zu tief im Geiſte des Rittertums begründet und mußte ſich daher ihren Weg bahnen.

Zwar haben auch die Dichter der Nibelungen und der Kudrun dem höfiſchen Geiſte gehuldigt und, wohl ſelbſt Ritter, ihrer Freude am Tjoſtieren und Turnieren hellen Aus-

Digitized by Google

druck verliehen; aber wie die geſamte höfiſche Sitte, wie die Turniere und alles was damit zuſammenhing, aus dem Lande der Mode, aus Frankreich kam, ſo mußten auch die „Romane," die bei den Rittern und ihren Damen das meiſte Glück machten, jenſeit der Vogeſen gewachſen ſein. Freilich haben die gelungenſten unter ihnen in deutſcher Zunge einen ſo herrlichen Gehalt und Klang bekommen, wie ihn ſich die franzöſiſchen Reimſchmiede, denen der Stoff entnommen war, niemals hätten träumen laſſen. Mit Überſetzungen begannen die deutſchen Bearbeiter der franzöſiſchen Romane, teils Ritter, teils Bürger, mit unſterblichen Dichterwerken vollendeten ſie ihre glänzende Laufbahn.

Wir haben bereits Heinrich von Veldeke als den Vater der höfiſchen Dichtung in Deutſchland bezeichnet. Der fröhliche und harmloſe Lebemann wurde es, indem er die für die höfiſche Dichtung charakteriſtiſchen kurzen Verspaare mit dem reinen Reim einführte, und damit die Aſſonanz verdrängte, die auf die Allitteration der älteren Zeit gefolgt war und indem er einen Stoff zur Bearbeitung wählte, der als klaſſiſcher allgemeines Intereſſe erweckte, weil man die Trojaner als Väter der Römer betrachtete und das „römiſche Reich" den Deutſchen gehörte. Veldeke nannte nämlich ſein Heldenpaar Aeneas und Dido und ließ es in Karthago dulden und lieben, während ihre Lebensart und Tracht die der Zeitgenoſſen des Dichters waren. Landgraf Hermann von Thüringen war der Mäcen des letzteren, der aus einer franzöſiſchen Bearbeitung des Vergil ſchöpfte, an die er ſich enger ſchloß, als dieſe an den römiſchen Dichter. Und ſo wurde das Einſtrömen der Klaſſizität durch den franzöſiſchen Kanal Mode; Heinrichs Nachfolger beſangen die Argonauten, den troiſchen Krieg, die mythologiſchen Verwandlungen nach Ovid u. ſ. w., teilweiſe allerdings mit Germaniſierung der griechiſchen und römiſchen Namen und Geſtalten. Denn die antiken Stoffe errangen ſich nach Veldeke nicht mehr die Gunſt, die dieſem zu teil geworden, und man taſtete nach anderen herum. Erſt im Übergange vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert aber war mit dieſem Taſten Gelingen verbunden und erhielt die Nation wieder einen wahren Dichter in Hartmann von Ouwe, einem Schwaben, Dienſtmann des Herrn von Ouwe und Kreuzfahrer. Nicht ungebildet, zeigte er ſich auch vielſeitig, als Lyriker wie als Epiker, und letzteres wieder auf verſchiedenen Pfaden. Wir nennen zuerſt jene ſeiner Werke, welche eigene Wege wandeln. Gregorius oder der guote ſündaere, wohl nach einem altfranzöſiſchen Gedichte, malt in erſchütternden Zügen ein grauenhaftes Familiengeſchick: der Held, Sohn der ſträflichen Liebe eines Geſchwiſterpaares und als Kind ausgeſetzt, heiratet ſpäter, aus der Fremde kommend, ohne es zu wiſſen, ſeine Mutter. Aber die Milde des wahren Chriſtentums ſchließt die furchtbare Tragik des Ödipus und der Jokaſte aus und läßt Gregor nach ſiebzehn Jahre langer Buße, die er auf einem Meeresfelſen angeſchmiedet verbringt, begnadet werden, zum Papſt emporſteigen und auch ſeiner Mutter Gnade erwerben. Hartmanns bekannteſtes Werk, der „Arme Heinrich", nach einer mageren lateiniſchen Quelle, iſt die Geſchichte eines Ritters aus dem Geſchlechte, dem der Dichter diente, der durch Krankheit eine Art Hiob wird, aber durch die Großmut, mit der er das Anerbieten eines Mädchens, ihn durch ihr Herzblut zu heilen, verſchmäht, Geneſung und in ſeiner Retterin ein treues Weib findet. Auch hier waltet die vom Dichter in ihrer Reinheit erfaßte chriſtliche Barmherzigkeit und Selbſtverleugnung.

Vor und nach dieſen beiden ergreifenden moraliſch-poetiſchen Erzählungen ſchuf Hartmann von Ouwe die zwei erſten jener Ritterromane, die dem höfiſchen Weſen den treueſten Ausdruck gaben und die deutſche Litteratur dieſer Richtung auf die höchſte Stufe erhoben. Die beiden Erſtlinge dieſer Epenreihe waren Erek und Iwein; ſie eröffneten die dichteriſche Feier jener Gruppe romantiſcher Abenteuer, die ſich um den halbmythiſchen Britenherrſcher Artus, um ſeine „Tafelrunde" von unvergleichlichen Helden und um das

Aus dem Pſalter des Landgrafen Hermann von Thüringen. Stuttgart, Königl. Handbibliothek.

Im oberen Bilde ein Baum, aus deſſen Blattwerk Menſchenköpfe hervorſchauen, links neben ihm eine diademgeſchmückte Frau, vielleicht die zweite Gemahlin des Landgrafen, Sophie, und ein Mädchen, ihre Tochter Irmengard; auf der anderen Seite Landgraf Hermann und ſein Sohn Hermann. Der im unteren Teile des Bildes thronende mächtige Greis iſt Abraham; das Kind in ſeinem Schoße ein Symbol für die Seele eines abgeſchiedenen Gerechten, vielleicht die der erſten Gemahlin Hermanns; zu ſeinen Seiten vier Frauen, von denen eine in fürſtlicher Tracht, welche dem Kinde goldene Äpfel darreichen. Der Darſtellung liegt die bibliſche Verheißung an den Gerechten (Pſalm 92) als Gedanke zu Grunde. (Nach Janitſchek.)

Myſterium des „heiligen Gral“ bewegten. In denſelben ergoß ſich der franzöſiſche Kanal zur Abwechſelung aus keltiſcher (bretoniſcher), ſtatt aus antiker Quelle in den vorher ſo klaren See des deutſchen Schrifttums, und trübte ihn, ſo herrliches er dieſem Zufluß auch verdankte, durch eine gewiſſe ſteife Manier, ein mittelalterliches Rokoko, durch Einförmigkeit

Digitized by Google

und Verſchwommenheit in der Charaktermalerei und durch die einem lockeren, in der Liebe ungezügelten Leben dargebrachten Huldigungen. Der Franzoſe Chreſtien von Troyes war Hartmanns Original; denn letzterer beſchränkte ſich noch, wie Veldeke, auf Überſetzung, doch mit Milderung derber Ausdrücke und Weglaſſung trivialer Details und frivoler Auffaſſungen; kurz, die Ritterromane wurden durch ihn nicht nur dem Worte, ſondern auch dem Sinne nach deutſch. Aber weil der Stoff nicht deutſch war, litt die Arbeit durch die Übertragung an Schwulſt, Unnatur und Manieriertheit, und konnte den Nibelungen und der Kudrun nicht von ferne zur Seite treten. Die franzöſiſchen Ritterromane waren realiſtiſch, ihre deutſchen Nachbildungen idealiſtiſch. Gegenüber der Jugendarbeit „Erek, ‚der Wunderaere'“ zeigt indeſſen Hartmanns „Iwein“ oder „der Ritter mit dem Löwen“ namhafte Fortſchritte an Ruhe, Harmonie, Schönheit der Sprache und Wahrheit der Schilderung, und es kommen nicht mehr ſo unerhörte Weitläufigkeiten vor, wie z. B. in Erek die etwa ein halbes Tauſend Verſe einnehmende Schilderung des Reitpferdes Enitens, der Gattin des Helden. So iſt Hartmann von Ouwe im „Iwein“ derjenige deutſche Dichter, welcher im Ritterromane das meiſte Maß bewahrt, ſich der geringſten Ausſchreitungen ſchuldig gemacht hat, ein Ruhm, der ſodann beiden Nachfolgern, ſo ſehr ſie in der Erfindungsgabe und Gedankentiefe über ihm ſtehen, nicht zugeſtanden werden kann. Wir meinen Wolfram und Gottfried, die beiden hellſten Sterne am deutſchen Dichterhimmel des Mittelalters. Beide haben neue Gedankenwogen in der unergründlichen See der Poeſie aufgeworfen; aber ſie haben den keltiſchen Strom der Zeit nicht verlaſſen, ſondern ihm nur neue Seiten abgewonnen. Während indeſſen Wolfram, der uns einen zweiten Sagenkreis jenes Stromes, den des heiligen Gral, eröffnet, daneben noch in dem erſten, dem des Königs Artus, ſtehen bleibt, führt uns Gottfried gleich in einen dritten, dem er ſich vollſtändig hingiebt, nämlich in den von Triſtan und Iſolde, in deſſen Bearbeitung ihm allerdings, noch vor Veldeke, Eilhard von Oberge, doch bloß als Überſetzer, vorangegangen war. Die Gralſage iſt das hohe Lied des Glaubens, die Triſtanſage das der Liebe, und dies ſind auch Wolframs und Gottfrieds Dichtungen geworden. Wie aber jener ſich aus der Ritterwelt der Romane in himmliſche Sphären erhob, in die ihm zu folgen kein Sterblicher mehr als wünſchen konnte, und unter dem Bilde der Gralburg das unermeßliche Weltall mit ſeinem geheimnisvollen Schöpfer und Herrſcher zu malen ſuchte, verweilte dieſer in dem ebenſo unlösbaren Rätſel des Menſchenherzens und verſenkte ſich in den Mikro- ſtatt in den Makrokosmos. Wie der Sänger des Glaubens die Erhabenheit, ſo beherrſchte derjenige der Liebe die Wahrheit des Lebens. Dabei iſt merkwürdig, daß keiner dieſer beiden Dichterfürſten des Mittel-

Aus der Maneſſe'ſchen Handſchrift der Minneſinger.
(Nach v. d. Hagen.)

alters dem religiöſen Diktate ſeiner Zeit den Nacken beugte; vielmehr erblicken wir neben Wolfram, dem frommen Häretiker, der weder vom Papſte noch von der Dreieinigkeit ſpricht, dem ſtreng ſittlichen Monotheiſten, in Gottfried den glaubensloſen Welt- und Lebemann, den frivolen Pantheiſten.

Wolfram von Eſchenbach, ein Ritter niederen Ranges und von geringen Glücksgütern, aus Bayern oder Franken, führte ein Wanderleben, und auch er genoß die Gunſt des Landgrafen Hermann auf der Wartburg, die ein ebenſo fröhliches und zugleich geiſtreiches Leben ſah, wie nach ſechshundert Jahren die kleine Hauptſtadt des Hauſes, ja derſelben Linie, welcher die Burg gehört. In dieſes ältere „kraftgenialiſche“ Treiben wird auch der „Sängerkrieg“ verlegt, in deſſen Bericht Wolfram eine Hauptrolle ſpielt; aber nach

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.
Miniature in der Maneſſe'ſchen Handſchrift. Vierzehntes Jahrhundert. Nationalbibliothek zu Paris.

Hermanns Tod, als die Wartburg eine Stätte „heiliger Übungen“ wurde, verſchwanden ſowohl die ritterlichen Sänger, als die ſchmarotzenden Dichterlinge aus dem klaſſiſchen Felſenſchloß. Wolfram konnte weder leſen noch ſchreiben und dichtete ſeine unſterblichen Werke aus dem Gedächtnis und zwar auf der Grundlage des Chreſtien von Troyes und des angeblichen Provençalen (in Wahrheit Franzoſen) Guyot, deren Mutterſprache er häufig in ſein Deutſch mengt. Sein hier allein in Betracht kommendes Werk, der vor 1216 vollendete Parzival, eines der großartigſten Werke der Weltlitteratur, gehört wie geſagt, zugleich der Artus- und der Gralſage an. Die letztere feiert in dem Gefäß (graal, gréal, provençaliſch grazal — Schüſſel), deſſen ſich Jeſus beim Abendmahl bedient haben und in dem auch ſein Blut aufgefangen ſein ſoll, das Geheimnis des Glaubens an die Gnade Gottes, welche die Beſitzer des Kleinodes, d. h. eben des Glaubens, das in einer wunderbaren Burg (dem Himmel), von den Templeiſen (ſeligen Heerſcharen) aufbewahrt wird, über alle Maßen mit Glück beſchenkt.

Digitized by Google

Artus und der Gral, zwiſchen denen der Held lange ſchwankt, ſtellen den Gegenſatz des weltlichen und des geiſtlichen Rittertums, d. h. der Sinnlichkeit und des Glaubens dar; jenes vertritt Gawan, der auch im „Iwein“ eine Rolle ſpielt, dieſes Parzival ſelbſt in ſeiner ſpäteren Entwickelung, die auf ſein jugendliches unſicheres Taſten nach dem Ideal folgt. Darum beſteht auch das Epos eigentlich aus zweien ſolchen, deren Helden die genannten beiden ſind, deren Abenteuer ſich nach dem von ihnen vertretenen Standpunkte ſcharf ſcheiden. Sucht aber Parzival Gott und findet ihn nach harten Prüfungen, ſo iſt er darum kein Asket, ſondern erreicht ſein Ziel als verheirateter Gralkönig, und ſeine Liebe zu Condwiramurs (d. h. coin de vrai amour, Stempel der reinen Liebe) iſt ſo herzinnig und rein, ſein Wiederfinden der Geliebten nach langer Trennung ſo überaus keuſch und lieblich geſchildert, wie dies in einem die Liebe ſo hoch haltenden und zugleich ſo oft mißbrauchenden Zeitalter nur möglich war. Dabei tritt die tolerante Tendenz des zweiten Kreuzzüge-Jahrhunderts ſo ſcharf zu Tage, daß der Dichter einen „Heiden“ (d. h. Mohammedaner) zu ſeines Helden Bruder erhebt und das Leben des Orients mit dem des Occidents auf die gleiche Stufe ſtellt, eine Tendenz, welche noch weit ſchärfer in des Dichters letztem Werke „Willehalm“ (dem gegen die Araber kämpfenden heiligen Grafen Wilhelm von Aquitanien) hervortritt, deſſen Vollendung des Dichters Tod um 1220 hinderte.

Wolfram ſchließt ſich in ſeiner echt chriſtlichen Verſöhnungsidee eng an Hartmann von Ouwe an und ſteht mit dieſem der kirchlichen Unduldſamkeit ebenſo fern als der troſtloſen antiken Schickſalsidee. Den Vertreter der letzteren finden wir dagegen, als den einzigen des deutſchen Mittelalters, in Wolframs mehrerwähntem Widerpart, in dem Realiſten Gottfried von Straßburg, dem bürgerlichen und gelehrten Sänger, der den Adel mißachtet, das Turnierweſen und alle ritterliche Übung umgeht, der die nach weltlicher Liebe Strebenden der Sage gemäß ebenſo tragiſch hätte untergehen laſſen müſſen, wenn er das Werk vollendet hätte, wie das Altertum ſeine Helden, und der dabei gleich den alten Hellenen alles hell und durchſichtig ſchildert, während ſein Gegner, den er des „Findens wilder Mären“ und des „Wilderns in den Mären“ beſchuldigt, allzu oft an Dunkelheit des Ausdrucks leidet und eine Schule hinterließ, die bei geringerer Begabung in Schwulſt und Ziererei unterging. Eine glänzende höfiſche Welt umgiebt das glückliche Sünderpaar Triſtan und Iſolde; überhaupt iſt das Kolorit der Dichtung durchaus franzöſiſch, welche Sprache Gottfried ungemein ſtark verwendet, ja ſogar in dem Maße, daß er ſein Vaterland, als hätte er die ſpätere Zwitterſtellung ſeines Elſaß geahnt, nur mit dem wälſchen Namen (Almanje) bezeichnet, während Wolfram ſich ſtets als guter Deutſcher bekennt. Franzöſiſch iſt in ſeinem Werke die Leichtigkeit, mit der über die Ehe und die Moral hingeſchritten wird, franzöſiſch iſt die witzelnde Freigeiſterei, die über die Gottesurteile ſpottet, franzöſiſch das am Hofe herrſchende lockere Leben. Aber die Tiefe der, obzwar unerlaubten, Leidenſchaft, die Reinheit der Sprache und Ausdrucksweiſe ſelbſt in den bedenklichſten Lagen und die Farbenpracht der Schilderung ſind wahrhaft deutſch, und der alte Elſäſſer hat ſeine weſtfränkiſchen Vorbilder tief in den Schatten geſtellt. Unnütze Spielereien in Versbau und Allegorieen brachte der Dichter einem damals auftauchenden Zeitgeſchmacke zum Opfer.

„Triſtan und Iſolde“ entſtand um 1210 und blieb unvollendet. Warum? Das iſt uns ebenſo unbekannt, wie es der beiden großen Dichter Lebensumſtände alle leider ſind. Verzehrte wohl den Sänger die Leidenſchaft, die er an ſeinem Heldenpaare ſo unnachahmlich ergreifend geſchildert? — — — Er blieb der einzige in ſeiner Art; die Wirkſamkeit ſeiner Schule artete in geiſtloſe Trivialität aus. Sein Werk iſt von Hermann Kurtz in gelungener Weiſe neudeutſch vollendet.

Zahllos iſt die Menge der Nachahmer und Nacheiferer beider großen Sänger, aber klein

## Facſimile aus Wolframs von Eſchenbach Parzival.

St. Gallen, Stiftsbibliothek Cod 857.

### Handſchrift aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts.

(Die Worte „Wolfram von Eſchenbach" am Rande ſind von der Hand des Geſchichtſchreibers Egidius Tſchudi von Glarus, aus deſſen Nachlaß die Handſchrift nach St. Gallen kam.)

Nach Bartſch's Einteilung II. Buch, Vers 1624 bis III. Buch, Vers 15.

(Königin Herzeloide hat, 14 Tage nach der Botſchaft vom Tode ihres Gatten Gahmuret, den Parzival geboren. Seine Schönheit und künftige Stärke wird geſchildert.)

. . . . . ſein Herz trug männliche Stärke. Die Königin hatte ſo ſehr Verlangen nach ihm, daß ſie ihn ſehr oft küßte. Sie ſprach zu ihm mit größter Zärtlichkeit: „guter Sohn, teurer Sohn, ſchöner Sohn!"

Die Königin nahm da ohne Zaudern ihre liebliche Bruſt und ſchob ſie ihm in ſein Mündchen. Sie ſelbſt war ſeine Amme, die ihn unterm Herzen getragen hatte. An ihr Herz zog ſie ihn und von ihr floh der Kummer. Ihr däuchte, ſie hätte Gahmuret durch Bitten wieder in ihre Arme gebracht. Sie vergaß nicht etwa aus Leichtſinn ihre Mutterpflicht und Demut zierte ſie. Frau Herzeloide ſprach ſinnig: „Die höchſte Königin bot Jeſus ihre Bruſt, der in menſchlicher Geſtalt für uns am Kreuze einen herben Tod erlitt und ſeine Treue für uns bewies. Wer ſein Zürnen gering anſchlägt, deſſen Seele wird ſchwer Frieden erlangen, ſo keuſch er auch ſein möchte. Davon weiß ich wahres zu ſagen." Die Herrin des Landes begoß ſich mit dem Tau ihres Jammers; ihre Augen regneten auf den Knaben. Bald konnte ihr Mund ſeufzen und bald lachen. Sie freute ſich über ihres Sohnes Geburt und bald wieder ging ihr Scherz in den Wogen ihrer Trauer unter.

Wer von den Frauen beſſer ſpricht als ich, dem laſſe ich das (dieſen Vorzug) ohne Haß. Gern würde ich hören, was ihnen Freude macht. Nur *einer* bin ich nicht bereit, treu zu dienen. Mein Zorn erwacht ſtets von neuem gegen ſie, ſeit ich ſie treulos ſah. Ich bin *Wolfram* von *Eſchenbach* und ein leidlicher Sänger und halte meinen Zorn gegen ein Weib, die mir ſo ſchweres Unrecht angethan, wie mit einer Zange feſt und kann nicht anders als ſie haſſen. Darum werde ich angefeindet; o weh, warum thun ſie das? Obgleich aber mir ihr Haß weh thut, den ſie mir nachtragen, weil ich eine Frau angriff, wobei ich das rechte Maß überſchritt, was wohl nicht mehr vorkommen wird, ſo ſollen ſie ſich doch nicht übereilen und mir zu nahe treten, denn ſie finden mannhaften Widerſtand. Ich habe dieſen nicht verlernt und könnte ſie (die Gegner) nach ihrer Geberde und ihrem Benehmen wohl beurteilen. Einem keuſchen Weibe will ich gern der Verkünder ſeines Lobes ſein und ihr Leid ginge mir zu Herzen.

Der Ruhm deſſen iſt gering, der ſich allen Frauen einfach unterwirft. Die, welche gerecht gegen mich iſt, welche nicht blind und taub iſt, die werde ich nicht beleidigen; denn ritterlich iſt meine Art. Würde mich eine Frau bloß des Sanges wegen lieben, obſchon ich meine Kraft ſparte, ſo hielte ich ſie nicht für weiſe. Wenn ich eines guten Weibes Minne ſuche, ſo ſoll ſie mir ihre Huld nicht ſchenken, ohne daß ich mit Schild und Speer ſie verdienen will. Wer ohne Rittermut nach Minne begehrt, der wagt ein hohes Spiel. Wollten es die Weiber nicht für Schmeichelei halten, ſo wollte ich fortfahren, in dieſem Gedichte unbekannte Geſchichten zu erzählen. Wer das von mir will, der erwarte kein (gelehrtes) Buch, da ich der Buchſtaben nicht kundig bin, deſſen ſich genug andere im Eingang ihrer Werke rühmen. Dieſes Gedicht fährt ohne das Steuer der Gelehrſamkeit. Wenn man es für ein (gelehrtes) Buch hielte, würde ich mich mehr ſchämen, als wenn ich ohne Bedeckung im Bade ſäße.

(Drittes Buch.)

Es ſtimmt mich traurig, daß ſo manche ſich Weib nennt. Ihre Stimmen ſind alle hell, aber viele ſind falſch und wenige ohne Falſchheit; ſo teilen ſie ſich. Daß ſo verſchiedene Weſen denſelben Namen (Frauen) tragen, das thut mir weh im Herzen. Weiblichkeit, dein wahres Weſen iſt mit Treue verbunden. Genug ſind ihrer, welche die Armut verachten; wer aber durch Treue in ſie verfiel, deſſen Seele entgeht dem Höllenfeuer. Ein Weib ertrug ſie mit Ausdauer (folgt nun die Geſchichte der ihrer Herrſchaft verluſtigen Herzeloide und ihres Sohnes).

Digitized by Google

Faksimile einer Seite aus Wolframs von Eschenbach Parzival.
Originalgröße. Handschrift aus dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts. St. Gallen, Stiftsbibliothek.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ihre Begabung und gering ihr Gelingen. Sie ſanken zuletzt zu Reimchroniſten herab; originell iſt nur, daß Rudolf von Ems in ſeinem indiſchen Prinzen Joſafat, vielleicht ohne es zu ahnen, das Leben des großen Nirwana-Denkers Buddha beſang, und daß Konrad von Würzburg einen ſeiner dichtenden Vorgänger, den Verfaſſer des Artusromans „Wigalois“, Ritter Wirent von Grafenberg, zum Helden eines epiſchen Gedichtes machte, welchem als herrliche Frau die „Welt“ erſcheint, die er beſungen, vorne blendend ſchön, aber im Rücken ein von Ungeziefer und Wunden wimmelndes Schreckbild, worauf er, erſchüttert, als Kreuzfahrer Buße thut. Konrad machte ſich mit dieſer Allegorie zum Organ des geiſtlichen Eiferns gegen die weltliche Dichtung, deſſen wir oben (S. 209) gedachten, einer Richtung, welche zu den Folgen der Vorteile gehörte, die das Papſttum im Kampfe um die Inveſtitur über den Staat errungen hatte.

Die Kirche ſtellte daher jener „ſündhaften“ Litteratur eine Flut von Legenden und bibliſchen und überhaupt geiſtlichen Dichtungen, z. B. die vom Theophilus, dem damaligen Fauſt*), entgegen und wußte ſelbſt der weltlichen „Kaiſerchronik“ eine geiſtliche Färbung zu verleihen. Dieſe dichtenden Kleriker rangen nicht nach dem Lorbeer, ſondern nach der Dornenkrone des Märtyrers, und ihre Werke ſind meiſt vergeſſen. Nur einer kann ein Dichter genannt werden, der frühere Ritter und ſpätere Laienbruder Heinrich von Mölk in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Er richtete die Spitze ſeiner Satire gegen alle Stände und verſchonte ſelbſt ſeinen eigenen nicht, deſſen Laſter ja ſeiner Sache den empfindlichſten Schaden zufügten. Dabei malte er die „Welt“ in abſchreckendſter Weiſe und wirkte beſonders mit ergreifenden Hinweiſungen auf den Tod. Aber alles war von geringem Erfolg. So wenig wie die Legenden den Romanen, ſo wenig konnte die Verherrlichung Marias dem Minnegeſang den Rang ablaufen, ungeachtet ſelbſt Weltliche, wie z. B. ein geiſtloſer, obſchon gelehrter Nachtreter Wolframs, Albrecht von Scharfenberg, in das nämliche Horn ſtießen! Intereſſant iſt, daß ſeine ausführliche Schilderung der Gralburg zu Bauten ähnlicher Art Anlaß gab. Durch ihre Beſchäftigung mit der Poeſie wurde ſo die Kirche ſelbſt weltlich, ſtatt die Weltlichkeit zu unterdrücken. Aber ſie hat ſie immerhin, wie angedeutet, geiſtlich angekränkelt.

All dieſes zeigte ſich auch auf dem lyriſchen Gebiete. Dasſelbe ſtellt ſich uns im deutſchen Mittelalter als ein Wald von Zwergbäumen, den Minneſingern, dar, aus welchem eine einzige mächtige Eiche oder wohl eher Linde hervorragt, — Walther von der Vogelweide. Der lebensluſtige Sänger, den Herzog Friedrich von Öſterreich-Babenberg begünſtigte, den Kaiſer und Gegenkaiſer abwechſelnd beſchenkten und im Stiche ließen, irrte im ganzen Reiche umher, bis er von Friedrich II., deſſen ungerechte Bannung er wie kein anderer gegeißelt hat, ein kleines Lehen erhielt. So oft er auch, durch Armut gezwungen, in inneren Kämpfen die Fahne wechſelte, — ein guter Deutſcher iſt er ſtets ebenſoſehr geblieben, als trotz allen Verſuchungen ein warmer Kämpe guter Sitte, und ein feuriger Verehrer echter Weiblichkeit und züchtigen Frauenlebens; er hat, bei aller Frömmigkeit, der „ſtreitenden Kirche“ nicht nur nie gehuldigt, ſondern raſtlos die religiöſe Freiheit verfochten. Walthers Lebensanſchauung ſteht im Gegenſatze zu der franzöſierenden, bald ſchwärmeriſchen bald frivolen Liebelei ſeiner Zeit. Sein Naturgefühl iſt wahr, während das der damaligen Mode verkünſtelt war oder auch von ihr geradezu verachtet wurde. Er war in vielem ein Geſinnungsgenoſſe Wolframs und beide ſchätzten einander hoch. Zu ſeinem unſterblichen Vorteil aber unterſchied ſich Walther von den auf franzöſiſcher Grundlage

*) Theophilus iſt das Kind einer Äbtiſſin, er wird von einem Einſiedler erzogen, dann aber kommt er zu hohen Ehren, ſoll ſelbſt Biſchof werden. Aus Demut ſchlägt er die Würde aus. Als er aber durch den an ſeiner Statt gewählten Nachfolger zurückgeſetzt wird, bedauert er die frühere That der Demut. Er ſucht bei einem Zauberer Hilfe. Dieſer beſtimmt ihn, ſich dem Teufel zu über-

arbeitenden Dichtern; er ſtand, gleich den Sängern der Nibelungen und der Kudrun, auf eigenen Füßen; er war ganz er ſelbſt und ganz deutſch. Auch die übrigen Minneſinger, deren Bilder und Verſe uns die in Zürich angelegte Maneſſe'ſche Handſchrift überliefert, haben viel Schönes geſchaffen; doch original ſind wenige, wie der Tanzdichter Neidhart von Reuenthal und der Humoriſt Tannhäuſer, der die Überſchwänglichkeiten des Minnedienſtes verhöhnte und ein Held der Mythe geworden iſt.

Noch ſchneller als die Epik entartete die Lyrik des deutſchen Mittelalters. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verſchwand die dichteriſche Kraft des Adels, zugleich mit ſeinem durch Kreuzzüge, Fehden und Turniere geſchwächten Reichtum, dahin. Wer noch etwas beſaß, ergab ſich dem Wohlleben oder ſchenkte es, weltmüde, der Kirche, die ihm ein Aſyl bot; wer nichts mehr hatte, wurde Raubritter oder Söldner oder „Pfaffe", d. h. Mönch, Chorherr oder gar dienender Kloſterbruder. Die durch zunehmende Prachtbauten und Glanzzeremonien verweltlichte Kirche begegnete auf halbem Wege der durch wüſte Zeitereigniſſe genährten Weltflucht, und die weltliche Dichtung flüchtete ſich meiſt unter die Bürger der Städte, wo ſie aber zur gereimten und geſungenen Proſa verknöcherte. An die Stelle der Minneſinger traten die Meiſterſänger, Dichter im Schurzfell und im Kaufmannsrocke. An die Stelle der Epik und Lyrik trat, ſelbſt unter einem Teile des Adels, die Didaktik, welche die Welt über ihre Pflichten belehren zu müſſen glaubte. Unter ihren Trägern ragt einer achtunggebietend hervor, den wir nur unter ſeinem Dichternamen Freidank kennen, — ein Wanderer und paläſtinamüder Kreuzfahrer unter Friedrich II., ein begeiſterter Reichs- und Kaiſerfreund, ein Gegner der emporſtrebenden Fürſten ſowohl, als des ſich überhebenden Papſttums. Seine „Beſcheidenheit" geißelt mit ſcharfen Hieben den Ablaß und die mechaniſche Beichte, den Wucher und alle Laſter; ſein Standpunkt iſt aber nur mäßig tolerant; er bekämpft Juden, Heiden und Ketzer, doch ohne ſie zu verdammen, weil ſonſt „der tiuvel daz groezer her" hätte. Thomaſin von Zirclaria, ein deutſch ſchreibender Domherr von Aquileja und faſt hundert Jahre nach ihm der Schulmeiſter Hugo von Trimberg in Bamberg eiferten gegen die „Lügen" der Ritterromane und halfen ſo der Proſa an Stelle der Poeſie die Wege bahnen.

Noch weit mehr aber als die lehrhafte Dichtung wucherte die Novellenſchreiberei empor, welche ſich auf das bis dahin vernachläſſigte wirkliche Leben warf und es draſtiſch ſchilderte. Der Wiener Bürger Stricker, auch Epiker, der hervorragendſte in dieſem Fache, geißelte

---

antworten, um durch deſſen Macht in den Beſitz aller Ehren und Würden geſetzt zu werden. Theophilus ſinkt immer tiefer; mit dem Teufel bringt es ihn nur in Streit, daß er von der Wohlthätigkeit nicht laſſen kann. So findet er den Weg zur Reue; die hl. Maria vermag es, ihm die Urkunde, in der er ſich dem Teufel verſchrieb, wieder zu verſchaffen, und ſo iſt ſchließlich ſein Ende ein gutes, ſeine Seele wird von Maria in den Himmel geleitet.

Zur Erläuterung des Bildes.

Oben (Pauperibus dona dedit ut viteque corona) noch auf vorhergehender Seite.

1) Da der Teufel den Theophilus vom Almoſengeben zurückhalten will, merkt er, wie er betrogen ſei.
Hinc sublimetur, a demone mox inhibetur.
Ex hoc cognovit quod per contraria vovit.

2) Er fleht Maria um Hilfe an.
Tristis obinde pie repetens altare Mariae.
Ut succurrat ei petit ex ratione fidei.

3) Wie Theophilus am Altar ſchläft, bringt ein Engel auf Befehl Marias die Unterſchrift zurück.
Huicque manuscriptum tulit angelus hunc que relictum.
Cepit ad altare prostratum sic reparare

4) Theophilus geſteht dem Biſchof alles.
Angelicumque datum praesul totumque reatum.
Post haec cognovit. velut hunc confessio vovit

5) Bild des Abtes.
Summe codex iste per me placeat tibi Christe
Abbas dictus eram Cůnradus cum faciebam.

6) Bild des Schreibers.
Hunc vice scriptoris ob spem coelestis amoris.
Perfeci librum. diviuis laudibus aptum.

Propicietur nobis deus (hält 5) et pia virgo Maria (hält 6).

Darſtellung aus der Geſchichte vom Zauberer Theophilus; die Fauſtlegende des Mittelalters. Miniatur-Malerei aus des Mönchs Konrad Matutinalbuch; München, Kgl. Bibliothek.*)
Mitte des dreizehnten Jahrhunderts im Kloſter Schiern angefertigt.

in ſeinem „Pfaffen Amis“ geiſtliche Unſitten ſeiner Zeit, ſowie die Edelleute als Feinde des Kaiſers und Bauernſchinder.

So war am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein bemerkenswerter Umſchwung im

Digitized by Google

geiſtigen Leben, und zwar vornehmlich Deutſchlands, eingetreten. Benutzen wir denſelben, um auf jene Gebiete der Kultur, die durch dieſe Zeitwende nicht unmittelbar berührt wurden, ſondern nur allmähliche Übergänge in ihrer Entwickelung zeigen, einige Blicke zu werfen.

Eigentümlich und der Erwähnung wert ſind die durchaus von theologiſchen Vorſtellungen beherrſchten „wiſſenſchaftlichen“ Anſichten jener Zeit. Es wurde damals, allerdings ſchon ſeit den Zeiten Bedas, aber allgemein erſt ſpäter berechnet, die Welt ſei am 18. März und den fünf folgenden Tagen erſchaffen worden; es war dabei angenommen, der im Anfange der Geneſis geſchaffene Himmel ſei nicht der, an welchem die Geſtirne, ſondern der, in welchem die Engel ſich befinden; das zuerſt geſchaffene Licht ſei ohne Wärme geweſen u. ſ. w. Die Erſchaffung Adams am 23. März, einem Freitag, brachte man in Verbindung mit dem Tode Jeſu an demſelben Wochentage. Das Verweilen Adams im Paradieſe wurde auf ſechs bis ſieben Stunden berechnet, das Evas, die in ſeiner dritten Stunde entſtand, alſo nur halb ſo lang! In ähnlicher ſpitzfindiger Weiſe wurden noch weitere Daten

Dichter an ihren Pulten. Aus dem Luſtgarten der Herrad von Landsberg.

herausgeklügelt. Chriſtus rechnete man komiſcher Weiſe als den erſten Papſt und gab ihm als Dauer ſeiner „Regierung“ gleich ſein ganzes Leben (33 Jahre)! Die Seelen der Guten, glaubte man, erſcheinen in ſchöner menſchlicher, die der Schlechten aber, unter die man auch Benedikt IX. zu rechnen keinen Anſtand nahm, in tieriſcher Geſtalt, oder ließ ſie durch Teufel von der Himmelsleiter herunter werfen.

Über Sitten und Anſchauungen des zwölften Jahrhunderts belehrt uns beſonders das Werk einer deutſchen Nonne, welche damals ſich ein ähnliches Verdienſt, der Nachwelt ein Andenken ihrer Zeit zu hinterlaſſen, erwarb, wie zwei Jahrhunderte früher Roſwita (oben S. 130 ff.). Es war dies Herrad von Landsberg, ſeit 1167 Äbtin des Odilienkloſters in dem ehemaligen Schloſſe Hohenburg im Elſaß († 1195). Hochgebildet für ihre Zeit, ſchuf ſie den „Hortus deliciarum“ (Luſtgarten), „eine Zuſammenſtellung lateiniſcher, meiſt proſaiſcher Exzerpte über bibliſche Geſchichte und das geſamte theologiſche Lehrgebäude jener Zeit, zugleich aber gelegentlich über Aſtronomie, Geographie, Mythologie und Philoſophie, über alte Weltgeſchichte, wo ſie in die Religionsgeſchichte eingreift, und ſelbſt etwas über ſchöne Künſte“ u. ſ. w., ſoviel davon für Nonnen paßte, was alles ſie, mit einem in Zeichen abgefaßten Kalendarium, mit ihren eigenen lateiniſchen Gedichten, mit Muſikbegleitung dazu

Digitized by Google

Aus dem Luſtgarten (Hortus deliciarum) der Herrad von Landsperg.

Eine die Tugenden vorſtellende Leiter führt zum Himmel. An ihrer Spitze reicht die Hand Gottes des Lebens Krone dem, der ſie erſteigt. Am Fuße lauert der Teufel als Drache auf die Hinanſteigenden, welche auf der einen Seite von Teufeln bedroht, die ſie herunterſchießen wollen, aber von wachehaltenden Engeln abgewehrt werden, auf der anderen von weltlichen Dingen, an denen ſie hängen, verlockt werden und nach ihnen hinunterſtürzen; ſo werden als Vertreter ihrer Stände verführt: eine Frau und ein Soldat, welche die ſündigen Laien vorſtellen, von ſchönen Kleidern, Pferden und Waffen; eine Nonne von einem ſchlimmen Prieſter; ein Geiſtlicher von Speiſen und ſeiner „Freundin“; ein Mönch von Geld; ein Klausner von einem ſchönen Ruhebett; ein Eremit von ſeinem Garten; eine Perſon aber, welche die tugendhaften Menſchen vorſtellt, empfängt die Krone des Lebens. Als ſieben Stufen der Himmelsleiter werden genannt: Keuſchheit, Weltverachtung, Demut, Gehorſam, Geduld, Treue und Liebe aus reinem Herzen. Auf der Leiter ſelbſt ſteht: die von der Höhe herunterfallenden könne Gott durch das Mittel der Buße wieder auf den Gipfel der Tugend erheben. Dies der weſentliche Inhalt der ſich im übrigen vielfach wiederholenden Inſchriften.

Digitized by Google

und namentlich mit wertvollen Miniaturilluſtrationen ſchmückte, welche „überall von einer feſten, kräftigen Hand zeugen“ und deren Farben und Gold bis auf die neueſte Zeit friſch erhalten waren, während die Zeichnung an Eintönigkeit, Steifheit und Mangel aller Perſpektive litt. Wir ſagen „waren“, weil die Beſchießung von Straßburg 1870 dem in dortiger Bibliothek befindlichen koſtbaren Werke leider ein Ende machte; doch ſind Nachbildungen davon vorhanden. Die Gedichte Herrads ſind meiſt gereimt, reich an ſonderbaren Spielereien des Rhythmus und ſehr naiv, aber ebenſo frei von jedem begründeten Vorwurfe ſittlicher Verirrung, wie die Werke der Nonne von Gandersheim. Auch für die deutſche Sprache iſt Herrads Buch wichtig, indem es vielen lateiniſchen Ausdrücken die deutſche Überſetzung beifügt.

Zeigt uns die deutſche Litteraturblüte des Mittelalters, daß der ſo benannte Zeitraum keineswegs ſo finſter war, wie man oft geglaubt hat, ſo liefert uns die gleichzeitige bildende Kunſt noch ein weiteres Zeugnis dieſer Wahrheit. Es war gerade am Schluſſe des erſten Jahrtauſends unſerer Zeitrechnung, als die Völker des Abendlandes begannen, ſich von den Vorbildern der antiken Kunſt, denen ſie bis dahin gefolgt waren, ſoweit ſie ſich über die Roheit ihrer Kunſtanfänge überhaupt erhoben, zu emanzipieren und in ſelbſtändiger Weiſe zu ſchaffen. Das erſte unſichere Taſten in dieſem Beginnen äußerte ſich in einer dem Norden Europas ſtets eigenen phantaſtiſchen Art, nämlich in dem Anbringen grotesker ſymboliſcher Tier- und Menſchengeſtalten als Verzierung an den Säulenknäufen. Wichtiger und dauernder, weil ein Element wahrer Kunſt in ſich bergend, iſt das Aufkommen des Rundbogens, das ſeinen Grund in dem zu Gebote ſtehenden Baufoffe hatte. Deutſchland leidet nämlich Mangel an Marmor und mußte daher auf die antiken Architrave über den Säulen verzichten, zu denen ſich die einheimiſchen Geſteine nicht verwenden ließen. Die oben geſchilderte Glanzzeit des deutſchen Reiches erhob die Gemüter der Nation auf allen Gebieten; die für Schönheit empfänglichen Geiſter mußten daher auch zu Werken entflammt werden, die ihrer Anlage entſprachen, und der zunehmende Aufwand der Großen nährte die Ausführung ſolcher Werke. Es wurde im elften Jahrhundert geradezu leidenſchaftlich gebaut. Es entſtanden unter der Anregung und dem Schutze hochgeſinnter Kaiſer die erſten „monumentalen“ Kirchenbauten in Deutſchland, beſonders durch Heinrich II. in Bamberg (oben, S. 160), durch Konrad II. in Limburg, durch Heinrich III. in Goslar, namentlich aber durch den kunſtſinnigen und auf dieſem Gebiete ſeine Regentenfehler gutmachenden, ſpäter ſo unglücklichen Heinrich IV. an vielen Orten. Biſchöfe eiferten den Reichshäuptern nach und ließen die letzten Holzkirchen verſchwinden, die nur noch in den äußerſten Marken länger ſtehen blieben. In Sachſen (d. h. im alten Sachſen, zwiſchen Elbe und Rhein), dieſem von den Römern am wenigſten berührten Lande des damaligen Reiches, das im Oſten ja noch nicht feſten Fuß gefaßt, hatte jene Baubewegung am früheſten begonnen und trieb die meiſten Früchte; denn römiſche Werke ſtörten dort die nationale Entwickelung nicht. Biſchof Bernward von Hildesheim war es hier vorzüglich, der den Ton angab, zuerſt in ſeinem Lieblingsbau, der Kirche St. Michael (damals außer der Stadt), die ſeine Grabſtätte werden ſollte. Einer ſeiner eifrigſten Nachfolger war der uns durch ſein wechſelreiches Leben (ſiehe oben, S. 166), bekannte Adalbert von Bremen. Es erſtanden die großen Dome von Minden, Paderborn, Soeſt und andere. Die Grundlage dieſer Bauten bildeten allerdings Einwirkungen der antiken Kunſt; aber der nordiſche Geiſt verband die aus derſelben gewonnenen Bilder zu neuen Ideen. Namentlich war der regelmäßige Wechſel von Säulen und Pfeilern charakteriſtiſch für Sachſen. Die früher allgemein dem Süden nachgeahmten Krypten unter den Kirchen wurden im zwölften Jahrhundert dort und in ganz Deutſchland aufgegeben. Ebenſo, doch langſamer, verſchwanden die Malereien der Innenwände aus den Gotteshäuſern; die ſtrengen Ciſtercienſer des dreizehnten Jahrhunderts fanden ſie ſtörend für

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Dom zu Worms.

Digitized by Google

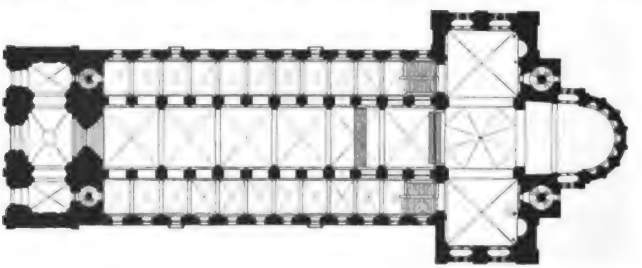
die Andacht der Kirchenbeſucher. Ein Beiſpiel edler und einfacher Bauart jener Zeit bietet das jetzt in immer noch impoſanten Trümmern liegende, von der Ritterfrau Paulina 1106 für Mönche und Nonnen geſtiftete Kloſter Paulinzelle in Thüringen, das von Mönchen aus dem ſchwäbiſchen Hirſchau (oben, S. 174) erbaut wurde. Dies waren die Vorpoſten des die ſtrenge Idee mittelalterlicher Kirchlichkeit ſo treu ausdrückenden romaniſchen Bauſtiles. Seine Reinheit aber errang er nicht in Sachſen, ſondern im Rheinlande, wo einerſeits zahlreiche, noch ſtehende Reſte des alten Rom und anderſeits der rege Verkehr der mächtigen Kirchenfürſten des Weſtſtromes mit dem neuen Rom eine bunte Reihe von künſtleriſchen Ideen zur Geltung brachten und antike Elemente länger Verwendung fanden, als im Oſten. Dennoch entſtand hier der „gebundene romaniſche Stil“, der ſeinen Ausdruck in der „gewölbten Baſilika“ fand. „Das allmähliche Ausreifen dieſes Gedankens“, ſagt

Inneres von St. Michael zu Hildesheim.

Dohme, „zeigen die drei großen Dome von Worms, Speier und Mainz.“ Letzterer machte den Anfang. Der von Speier (1030 begonnen) vervollkommnete den Gedanken und wurde unter der Leitung Konrads II. ein Werk, das „die Chroniſten des zwölften Jahrhunderts oft und mit Recht als eines von wunderbarer Größe und Schönheit preiſen“, — ja „ein Symbol der Majeſtät des Reiches“. Der Dom zu Worms endlich „entfaltete den vollen Reichtum des entwickelten romaniſchen Stiles“ und ſteht in der harmoniſchen Einheit ſeiner Teile einzig da. Auf quadratähnlichem Plane erhob ſich in dieſen Bauten der Rundbogen zum Kreuzgewölbe. Seit den dreißiger Jahren des zwölften Jahrhunderts fand das neue Syſtem im alten Köln Eingang, zuerſt in der Mauritiuskirche, während die einſame Abteikirche von Laach am Kraterſee der Eifel die erſten, damals in Deutſchland noch vereinzelten Keime des Spitzbogens und des oblongen Grundplanes zeigte. Eine andere Ausnahme machten die auf Grundmauern des Altertums ſtehenden Kirchen des „deutſchen Rom“. Der Dom von Trier wurde auf ſolcher Grundlage romaniſch ausgebaut. Mannigfach geſtalteten ſich die romaniſchen Motive in den verſchiedenen Reichsteilen an zahlloſen Gotteshäuſern.

Im Elſaß wirkten franzöſiſche Einflüſſe; in Schwaben und Bayern reichten ſich verſchiedene architektoniſche Gedanken die Hand und trat das Gewölbe ſpät an die Stelle der Säulen- und Pfeilerbauten mit flacher Deckung, während im allgemeinen Einfachheit vorherrſchte und nur an den Thoren und an den Würfelkapitellen ſich, auch im Elſaß, phantaſtiſches, aber im Lande einheimiſches, von der Antike unabhängiges Schmuckwerk einniſtete. Beſtimmend für die Bauart war hier namentlich der in Hirſchau waltende Geiſt des von Clugny ausgegangenen reformierten Kloſterweſens. Auch nach Franken und Heſſen reichten dieſe Einflüſſe.

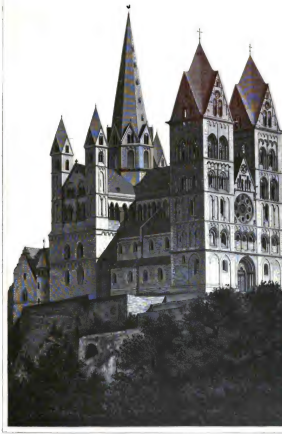
Die Bewegung, welche ſeit dem Höhepunkte der Kreuzzüge eine zwar ſeit bereits einem Jahrhundert bemerkbare, damals aber erhöhte Einwirkung Frankreichs auf die deutſche Kultur zum Inhalte hatte, machte ſich, wie in der Litteratur, ſo auch in der Kunſt, namentlich in der Baukunſt geltend. Dort entwickelte ſich nämlich organiſch aus den landesüblichen Formen des romaniſchen Stils der Spitzbogen, welcher den Bauwerken eine größere Abwechſelung und Lebendigkeit verlieh als der Rundbogen, und deſſen allerdings langſamer Triumphzug durch Weſteuropa einer Umwälzung in der Baukunſt gleich kam. In der Umgegend von Paris (Franzien) nahm dieſe Reform ihren Anfang. Ihr erſtes



Grundriß des Doms zu Speier.

Eindringen in Deutſchland fällt in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und es wurde ihr um ſo leichter, als, wie oben gezeigt, der romaniſche Stil in unſerem Lande keine einheitliche Ausbildung gefunden hatte. Damals wurde der Spitzbogen im Rheinlande „Mode“, wie es die Dichtungen vom Gral und von Triſtan und Iſolde wurden; aber wie dieſe in Deutſchland zu eigenen großartigen Dichterwerken wurden, ſo nahm auch jene Baumode ihren eigenen Weg, indem ſie zu neuen Formen, wie dem Kleeblatt-, Hufeiſen-, Fächerbogen und anderen Anlaß gab. Selbſt mauriſche Formen fanden infolge der Kreuzzüge Eingang. Namentlich wurden die Kapitelle ungemein mannigfaltig. So bildete ſich eine Baukunſt des Übergangs aus, welche nach etwa einem halben Jahrhundert, nämlich in der erſten Hälfte des dreizehnten, zu dem eigenartig deutſch ausgebildeten gotiſchen Bauſtile ſich entwickelte, deſſen Blüte eine neue Periode der Baukunſt begründete. Denn das Regelloſe jenes Überganges befriedigte auf die Dauer nicht, und im Rheinlande, wo derſelbe am bunteſten waltete, wie z. B. im Dom zu Limburg, dem es bei aller Pracht ſeiner Ausführung (1213—1242) an ausgeprägtem Charakter fehlte, im Münſter Baſels, in der Pfarrkirche zu Gelnhauſen u. ſ. w. erreichte die neue Richtung auch ihre herrlichſten Erfolge. — Aber auch weiter nach Oſten wieſen mächtige Bauten, wie der auf alter Grundlage erbaute Bamberger Dom, neuen Gedanken den Weg. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aber hatte die Gotik in ganz Deutſchland den Sieg errungen,

Digitized by Google



Der Dom zu Limburg.

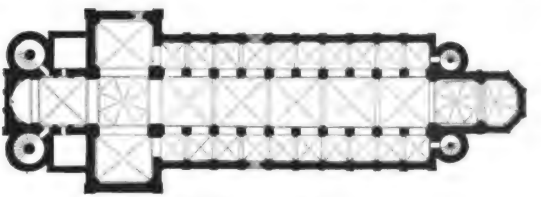
Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

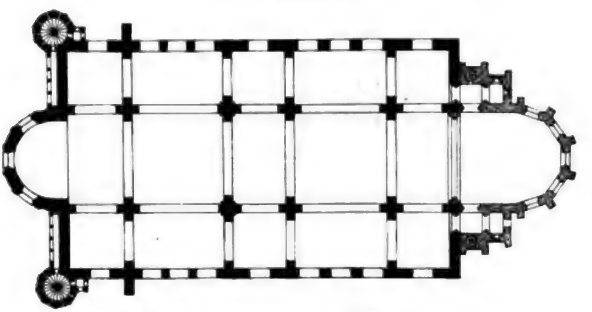
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

— nicht in ihrem franzöſiſchen Gewande, ſondern in eigenartigen, je nach den Landesteilen geſtalteten Weiſen.

Auf dem Gebiete der Bildnerei (Plaſtik) hatte das frühere Mittelalter vorzugsweiſe die Elfenbeinſchnitzerei, namentlich in den Diptychen, von denen wir (S. 127) ein hervorragendes Beiſpiel erwähnten, gepflegt, und zwar unter dem Einfluſſe der Antike und im Dienſte der Kirche. Bezeichnender Weiſe trat eine freiere, in größerem Maßſtabe ausgeführte, vor den Augen der Welt ſich zeigende und keinen fremden Muſtern nachgeahmte Bildhauerei zu gleicher Zeit mit der geſchilderten ſelbſtändigen Entwickelung der Baukunſt ſeit dem Beginn des elften Jahrhunderts ins Leben. Auch dieſe Kunſtrichtung begann in



Grundriß des Doms zu Worms.



■ Römiſch v. IV. Jahrh. ═ Romaniſch v. XI. Jahrh. ▨ Übergangsſtil um 1200.

Grundriß des Doms zu Trier.

Sachſen, in den Städten am Harz; ihre Form war der Erzguß, ihre erſten namhaften Werke ſah Hildesheim, nämlich die ehernen Domthüren mit Szenen aus der heiligen Geſchichte (1015) und die Chriſtus- oder Bernwardsſäule, welche 1022 errichtet und was die äußere Form, nicht aber die noch rohen Reliefſiguren aus dem Leben Jeſu betrifft, der Trajansſäule nachgebildet iſt. Den Domthüren (unter anderen namentlich in Augsburg) folgten die Grabplatten (vergl. oben S. 205) in Bronze und dann auch in Stein mit den Bildern der Beſtatteten, immer noch ſteife, ungeſchickte Nachahmungen byzantiniſcher Bildwerke. Doch wanderten ſächſiſche Arbeiten dieſer Art nach Frankreich, England, Rußland und ſogar nach Italien. Seit dem dreizehnten Jahrhundert machte ſich ſowohl eine ſchöne Vervollkommnung der Bildwerke, als ein Eindringen weltlicher unter die bis dahin beinahe ausſchließlich geiſtlichen Bildkünſtler bemerkbar. Die Kirchen füllten ſich mit Statuen und die Thore derſelben



Digitized by Google

erhielten ſolche zu beiden Seiten, und zwar jetzt nur noch in Stein, der wie im Altertum bemalt wurde, ſo daß die Schöpfungen der Plaſtik und der Architektur vielfach ineinander übergingen. Auch dieſe Blüte der Kunſt hatte einen Hauptſitz in Hildesheim. Die Apoſtelfiguren der Liebfrauenkirche zu Halberſtadt zeigten einen recht imponierenden nergiſchen Charakter. Vollendeter noch ſind: die Kreuzesgruppe der Kirche zu Wechſelburg, die Arbeiten der „Goldenen Pforte“ am Dome zu Freiberg, das Grabmal Heinrichs des Löwen und ſeiner Gattin zu Braunſchweig, die an Säulen ſtehenden Fürſtengeſtalten im Dome zu Naumburg, der ergreifende Chriſtuskopf daſelbſt u. ſ. w. Noch unvollkommen, aber ein ernſtes Streben auch der Darſtellung des Natürlichen verratend ſind die Standbilder Adams und Evas im Bamberger Dome. Die Einführung der gotiſchen Baukunſt vermehrte die plaſtiſchen Erzeugniſſe überall, ſetzte aber dieſe Kunſt zur Dienerin der Baukunſt herab, und damit ging die auffallende Erſcheinung Hand in Hand, daß an den Standbildern die Gewandung und ihr Faltenwurf immer mehr die Hauptſache wurden und die Körperformen zurücktraten, oder gar verſchwanden, was im vierzehnten Jahrhundert den Höhepunkt erreichte. Die Zeit der Geißler und der Judenſchlachten konnte auch im Gebiete der Kunſt nichts Schönes ſchaffen, wie ſie die Litteratur nahezu leer ausgehen ließ.

Mit der antiken Form der Baſiliken, und mit der Elfenbeinſchnitzerei waren auf dem Felde der *Malerei* die *Miniaturen* der Handſchriften gleichzeitig, überdauerten aber beide nicht unweſentlich. Wir gedachten ihrer bei Erwähnung der Arbeiten des Kloſters St. Gallen (oben S. 126) und unſer Buch zeigt zahlreiche Beiſpiele. Die in zahlloſen Evangelien-, Pſalmen-, Legenden- und anderen Büchern ſo wunderbar wohlerhaltenen Buchbilder ſind um ſo ſchätzbarer, als von der gleichzeitigen Wandmalerei der Kirchen nur weniges dem Zahne der Zeit und dem Wechſel des Geſchmackes Widerſtand geleiſtet hat. Um die Mitte des elften Jahrhunderts aber geriet dieſe liebenswürdige Kunſtrichtung in tiefen Verfall; ſie verlor die Originalität und die Naturwahrheit, wurde manieriert und verkünſtelt. Hundert Jahre ſpäter jedoch erfolgte ein neuer Aufſchwung, wovon wir in dem „Luſtgarten“ der Äbtin Herrad von Landsberg (ſ. oben S. 222) bereits ein Beiſpiel kennen lernten, das neben Überlieferungen älterer Zeit eine neu erwachende ſelbſtändigere Auffaſſung der Natur verrät. Dieſen Aufſchwung nährten die damals aufkommenden Ritterromane und die Erzeugniſſe der deutſchen Dichtungsblüte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts mit neuen, friſchen und kecken Gedanken; ſelbſt das trockene Rechtsbuch des Sachſenſpiegels erſchien illuſtriert (ſ. S. 279). Höher als Herrads Werk ſteht an Schönheit der Menſchengeſtalten das Matutinalbuch (Morgenchorbuch) des Abtes Konrad von Scheiern. Aber auch dieſe Blüte am Baume der Kultur mußte neuen Erſcheinungen Raum geben.

LITHOGR. A. HÜLOW K. GRÄFL. HOF-LIEFR.

[illegible] IN BERLIN.

ST. MICHAEL. MINIATUR.

(Einzelbildchen aus K. Kaiserlich Cabinet zu Berlin.)

Ende des XIII. Jahrh.

Digitized by Google

RR
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ivrographisches Zierstück von Daniel Hopfer.

# Zehnter Abschnitt.

## Deutschlands Reich und Volk im späteren Mittelalter.

Zierbuchstabe aus Johann Schöffers Offizin in Mainz. 1518.

Das Mittelalter zehrte in allen Fragen höheren Geistes-lebens vom klassischen Altertum. Während das Volksleben echt germanisch blieb und selbst im kirch-lichen Fühlen und Handeln den Inhalt des Christen-tums germanisch modelte, nährten sich Kunst, Wissen-schaft und Staatswesen beinahe ausschließlich von den Erinnerungen an das alte Rom, in denen auch das nur mangel- und nebelhaft bekannte hellenische Altertum aufging, das ja eben nur durch die Wirk-samkeit der Römer die vielfach gebrochenen Strahlen seiner Kultursonne nach dem Abendlande geworfen hatte. Im Staatsleben, von dem wir hier zunächst sprechen, war denn auch die Illusion vom wieder-erstandenen römischen Reiche eine Folge des Zaubers, den der Name Roms, der Gedanke an die Pracht und den Glanz der „ewigen Stadt“ unter den Westeuropäern des Mittelalters ausübte. Karl der Große, unter dem jenes angebliche Wiederaufleben einer Ruine in Szene gesetzt wurde, hatte dasselbe rein praktisch als eine Verstärkung seiner Macht, als eine Erhöhung des fränkischen Königtums aufgefaßt; sein Bewunderer und Gegenpol, der jugendliche Otto III., hatte die Kaiseridee zu ihrem Extrem, zu einem völligen Aufgehen seines wahren deutschen Stammlandes in einem falschen, nicht vorhandenen römischen Weltreiche verschärft. Die übrigen Kaiser, vom Nachfolger ihres ersten an bis auf den thatsächlich letzten, den Staufer Konrad IV., hatten zwischen der deutschen Wahrheit und dem römischen Scheine in zahllosen Abstufungen hin und her geschwankt, ohne daß es einem von ihnen möglich geworden wäre, dem römischen Prunk und Flitter irgend eine thatsächliche Gestalt zu verleihen oder irgendwie zu verhindern, daß dieses haltlose Ideal, dem sie nachjagten, ihrer armen deutschen Heimat das schauerlichste Unheil und den maßlosesten Jammer bereitete. Die Karolinger, die Sachsen, die Salier und die Staufer haben in diesem tollen Jagen nacheinander ihr Herzblut verspritzt, ihr Diadem zerrissen, ihr Volk aufgeopfert

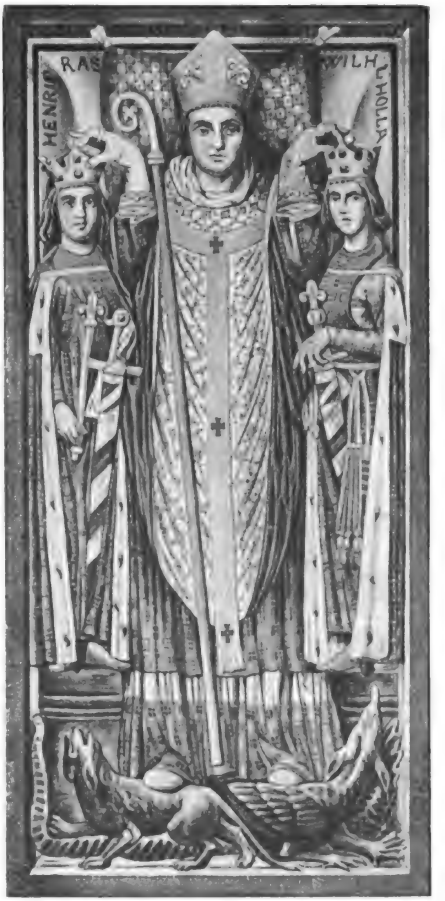
und was war das Ende vom Liede, als in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die letzten Verſuche, das Unmögliche zu ermöglichen, das verſunkene und vergeſſene römiſche Reich durch deutſche Kraft zu beleben, — geſcheitert waren? Es folgte die „kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit“! Das hatte mit ihrem Zauber die Lorelei der Erinnerung an die ſchimmernden Paläſte des alten Rom vollbracht!

Dabei iſt indeſſen zweierlei nicht zu vergeſſen. Erſtens verdankte die deutſche Nation doch im weſentlichen dem römiſchen Kaiſernamen ihrer Könige das Anſehen und die Macht, welche ſie im Mittelalter beſaß, und zweitens barg das Gift jenes Kaiſerwahnes und Weltreichtraumes, welches mit wälſcher Tücke ſo viele Tauſende der wackerſten und blühendſten deutſchen Männer hingerafft, wieder ſein Gegengift in ſich. Rom war ja eine Republik geweſen, ehe es Kaiſer gehabt, ja es hatte unter dieſen Halbgöttern die republikaniſchen Einrichtungen und Würden wenigſtens dem Namen nach und die Rechte des „ſouveränen Volkes“ wenigſtens in den wahnwitzigen Ausſchweifungen des Zirkus und des Amphitheaters beibehalten. Die Lehre von den Volksrechten war eine ältere, als die von der geheiligten Majeſtät der Cäſaren, und es wäre mehr als ſonderbar geweſen, wenn im Mittelalter, deſſen höhere Kreiſe ſo tief im römiſchen Weſen wurzelten, nicht jene Lehre neben dieſer Fuß gefaßt hätte.

Die demokratiſche Richtung hatte im Mittelalter mehr Anhang, als man gemeinhin glaubt. Fand ſie ja Nahrung geradezu in der mächtigſten Anſtalt jenes Zeitraumes, in der Kirche, zu deren geheiligtem Haupte der geringſte Bauersſohn emporſteigen konnte, dem der höchſte weltliche Herrſcher, deſſen Vorfahren ſo manche Kronen getragen, den Steigbügel halten mußte. Die wiederholten Demütigungen des Reiches durch das Papſttum trugen zu allem eher als zur Verherrlichung der Monarchie bei. Es war freilich nicht die Abſicht der demokratiſchen Kirche, der Demokratie auf weltlichem Gebiete die Wege zu bahnen, wodurch ſie ja ihr eigenes Anſehen untergraben und ſtatt ihrer das weltliche Volk zur Herrſchaft berufen hätte; aber ſie that es nichtsdeſtoweniger wider Willen, wenn auch ihre Arbeit nur langſam Früchte trug. Die Kirche ſetzte ſich vielmehr gleicherweiſe über Monarchie und Republik; ſie ſchenkte den Fürſten die Völker und den Völkern die Fürſten; beide lebten nur unter ihrem Schutze nach der Meinung eines Gregor VII., Innocenz III. und IV. u. a. und ohne dieſen Schutz waren ſie dem Böſen verfallen. Ein deutſcher Mönch, Manegold von Lautenbach, glühender Verehrer Gregors, welcher aus Haß gegen Heinrich IV. die Monarchie in den Schmutz zog und völlig revolutionäre Anſichten äußerte, wurde damit ſeiner Partei unbequem und von ihr verleugnet. Aber ſelbſt geiſtliche Anhänger des Kaiſers hielten an dem Grundſatze feſt, daß dem Volke die Wahl des Königs freiſtehe. Die Römer des Mittelalters behaupteten wiederholt, daß die Wahl des Kaiſers *ihnen* zukomme, als ob es ohne die Deutſchen überhaupt ein „römiſches Reich“ gegeben hätte, wogegen Friedrich der Rotbart die Kaiſergewalt lediglich aus dem Rechte deſſen, der Rom beſaß, herleitete. Unter Heinrich V. betonte ein Dichter dem Kaiſer gegenüber die Gleichheit der Menſchen vor Gott und nannte die höhere Stellung des Monarchen Zufall. Derartige Stimmen wurden überall im Abendlande laut, in Deutſchland und auswärts. Phantaſtiſche Dichter wie ſubtile Scholaſtiker huldigten der Lehre, daß der Staat vom Volke ausgehe und wahre Vorzüge nur Tugend und Bildung ſeien, — einer Lehre, die endlich vom politiſchen auf das kirchliche Gebiet überging und erſt zahlloſe „Ketzereien“, dann aber die Reformation ins Leben rief. Im vierzehnten Jahrhundert, als ſich Ludwig der Bayer von einem römiſchen Parlament zum Kaiſer wählen ließ und von weltlicher Hand „im Namen des römiſchen Volkes“ gekrönt wurde (1328), waren der Italiener Marſilius und der deutſche Abt Engelbert von Admont bereits ſo weit, die Berechtigung ſowohl der kaiſerlichen als der päpſtlichen

Weltherrſchaft zu leugnen und das Recht jeder Nation zur Selbſtregierung zu verfechten. Der Würzburger Domherr Leopold von Bebenburg legte ſich die Sache ſo zurecht, daß er die Fiktion aufbrachte, die Kurfürſten wären an die Stelle des „römiſchen Senates und Volkes“ getreten. Es war die Zeit, in welcher allerorten die Stände gegenüber den Fürſten, die Zünfte gegenüber den Patriziern der Städte emporkamen, in welcher die Bünde der Eidgenoſſen im Alpenlande, der freien Städte in Schwaben, am Rhein und im weiten nordiſchen Reiche der Hanſa entſtanden. Wir werden ſehen, wie dieſe Richtung im Bauernkriege ihre Spitze erreichte, um dann in Deutſchland rückgängig zu werden.

Die für Deutſchland bedeutendſte Folge dieſer Erſcheinungen, nämlich einerſeits der Phantaſie eines nicht exiſtierenden „römiſchen Reiches“, und anderſeits des durch dieſe Fiktion bewirkten Zerfalles der kaiſerlichen Macht war zunächſt die Zunahme des Anſehens der *Fürſten* und damit auch ihrer Gewalt. Die geiſtlichen und weltlichen Fürſten Deutſchlands waren es, welche das Reich in Wahrheit regierten, namentlich ſeitdem das (wie man annimmt) im Jahre 1209 aus einem engeren Ausſchuſſe der früheren großen Fürſtenverſammlung entſtandene Kollegium der (ſechs oder ſieben) *Kurfürſten* das Ruder des Reiches in den Händen hatte, was aber erſt nach dem Tode des letzten Stanſenkönigs zu Tage trat. Glieder dieſer eigenartigen Wahlbehörde waren (zum erſtenmale im „Sachſenſpiegel“ und ſodann 1263 in einer Bulle Papſt Urbans IV. als ſolche bezeichnet) die drei Erzbiſchöfe des Rheinlandes (Mainz, Köln und Trier), d. h. jene, welche bei der Wahl und Krönung des Königs mitbandelten, und die




Grabmal des Erzbiſchofs Siegfried III. von Eppſtein, 1249, mit den von ihm gekrönten Königen Heinrich Raſpe und Wilhelm von Holland. Im Dom zu Mainz.

Digitized by Google

vier Inhaber der Erzämter, der Pfalzgraf als Truchſeß, der Brandenburger als Kämmerer, der Sachſe als Marſchall und der Böhme als Schenk, deſſen Würde aber, als eines Nichtdeutſchen, eine oft beſtrittene war; doch iſt nicht erwieſen, ob die Kurwürde oder das Erzamt älter war. Ausſchließlich indeſſen handelten die ſieben Kurfürſten, denen ſich anfangs noch oft andere Fürſten beigeſellten, erſt 1273, als Graf Rudolf von Habsburg König wurde. Aber oft genug war ihre Amtsführung zwieſpältig und ſie haben wiederholt nur im Parteiintereſſe und zum Schaden des Reiches die Kur ausgeübt.

Der unwiderrufliche Tod des alten römiſch-deutſchen Reiches trat ein, als 1257, nach dem Tode König Wilhelms von Holland, des vom Klerus emporgehobenen anfänglichen Gegenkönigs Friedrichs II. und Konrads IV., und nur kurze Zeit alleinigen „Pfaffenkönigs“, der aber im Reiche nichts zu gebieten fand, die von beiden Nebenbuhlern beſtochenen Wahlfürſten (noch nicht die Sieben allein), in traurigem Gegenſatze zu den für das Reich

Die Kurfürſten bei der Königswahl Heinrichs VII.

Heinrich von Köln: über ihm ſein Wappen: ſchwarzes Kreuz in ſilbernem Felde. Peter von Mainz: Wappen: ſilbernes Rad in rotem Felde. Balduin von Trier: rotes Kreuz in Silber. Pfalzgraf Rudolf: rotgekrönter und bewehrter Löwe in Schwarz. Rudolf von Sachſen, mit dem goldenen und ſchwarz gebalkten Schilde, über welchem ein grüner Rautenkranz. Waldemar von Brandenburg: roter Adler in Silber. König Heinrich von Böhmen: ſilberner doppelgeſchwänzter Löwe in rotem Felde. Miniature, Mitte d. 14. Jahrh. im Kodex Balduini Trevirenſis: Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. (Nach Irmer, Komf. Heinr. VII.)

begeiſterten Städten, getrennt zwei Fremde wählten, den Engländer Richard und den Spanier Alfons, welchen beiden an Deutſchland nichts, am Einfluſſe in Italien aber alles lag. Einen kräftigen deutſchen Herrſcher wollten die entarteten Fürſten gar nicht, und ſo ging durch Italien die ſtets auf dieſes gerichtete römiſche Kaiſerwürde unter. Dies wäre nicht zu bedauern geweſen, wenn aus dieſer Kriſis ein ſtarkes deutſches Reich entſtanden wäre; allein erſt folgte eine Zeit des Fauſtrechts und der Fehde ohne auch nur den Schatten einer Reichsmacht und nachher eine Reihe von Scheinkönigen, die nur für ihre „Hausmacht“ lebten, das Reich binſterben ließen und daneben teilweiſe noch eine Zeitlang die ihres Ernſtes beraubte römiſche Tragikomödie fortſpielten.

Bei der Krönung Rudolfs von Habsburg, des erſten Königs, der nicht Fürſtenrang

hatte, ſahen indeſſen die Deutſchen die Zukunft nicht ſo ſchwarz vor ſich. Sie waren voll Jubel und Freude über das Ende der traurigen Zwiſchenherrſchaft. Wir erhalten von dem

Königswahl Heinrichs VII. Am 27. November 1308 in der Dominikanerkirche zu Frankfurt.

Die Kurfürſten erheben — nach altem deutſchen Brauche — den Gewählten, ihn dem verſammelten Klerus zeigend, auf den Altar. Miniature, Mitte d. 14. Jahrh. im Kodex Balduini Trevirenſis; Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. Es ſind dies die älteſten ſorgfältigeren Abbildungen der Wahl und Krönung eines deutſchen Königs. (Nach Irmer, Romf. Heinr. VII.)

Krönung Heinrichs VII. am 6. Januar (heil. Dreikönigstag) 1309 im Dom zu Aachen.

Der König empfängt die Krone aus der Hand des Erzbiſchofs Heinrich von Köln. Die Krone der Königin liegt noch auf dem Altar. Miniature, Mitte d. 14. Jahrh. im Kodex Balduini Trevirenſis; Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. (Nach Irmer, Romf. Heinr. VII.)

Feſte des 24. Oktober 1273 in Aachen, mit dem wenigſtens wieder eine Zeit verhältnismäßiger Ordnung im Reiche begann, folgende Schilderung:

Digitized by Google

Die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe und geiſtlichen Kurfürſten, den von Köln, den eigentlichen Krönungsvollzieher an der Spitze, zogen dem König bis an die Kirchenpforte entgegen, ihnen voran die Miniſtranten mit Kreuz, Rauchfaß und Evangelienbuch. Nachdem der Kölner den König empfangen und Gebete geſprochen, führten ihn der Mainzer und der Trierer an der Hand zum Chore, unter den Lobgeſängen der Geiſtlichkeit. Im Chore ſtreckte ſich Rudolf auf einem Teppich der Länge nach aus und der Kölner ſprach über ihm: „Gott erhalte den König und erhöre uns an dem Tage, wo wir ihn anrufen. Laſſet uns beten.“ Dann ſtand der König auf, ſetzte ſich auf den Thron und die Königin wurde an ſeine Linke geführt, wo ſie Platz nahm. Der Mainzer ſetzte ſich zu ſeiner Rechten, der Trierer zur Linken der Königin. Dann begann der Kölner, nach geeignetem Wechſel des Ornates, die Meſſe zu leſen. Nach dem Verſe: „Du haſt auf ſein Haupt geſetzt eine Krone von köſtlichen Steinen“, erhob ſich der König, legte den Königsmantel ab, begab ſich, die beiden anderen Prälaten zu ſeinen Seiten, an den Altar, wo er ſich in Kreuzesform niederwarf, unter den Klängen der Litanei, in deren Reſponſorien gebetet wurde, daß Gott den König ſegnen, erhöhen und weihen möge. Als ſie beendet war, ſtand der König wieder auf, und der Kölner legte ihm Fragen bezüglich ſeiner Scepterführung vor, die er, mit zwei Fingern den Altar berührend, bejahte. Dann wurden Fürſten, Klerus und Volk von dem vorſitzenden Prälaten angefragt, ob ſie dem Könige gehorſam und treu ſein wollten, worauf alles laut dreimal „ja“ rief. Der König wurde darauf geſegnet, mit heiligem Öl an Haupt, Bruſt und Schultern geſalbt, es wurden ihm die Sandalen, die Alba und die Stola angelegt, und er hörte ſitzend eine Rede des Kölners an. Dann reichten die drei Erzbiſchöfe ihm unter paſſenden Sprüchen das Schwert, die Armſpangen, den Königsmantel, den Ring, das Scepter und den Reichsapfel, und ſetzten ihm gemeinſam die Königskrone auf. Nun wieder an den Altar geführt, ſchwur er, lateiniſch und deutſch, den Königseid. Nachdem er zu ſeinem Sitze zurückgekehrt, erfolgte die Salbung und Krönung der Königin und ihre Rückführung an die Seite des Gemahls, während die Geiſtlichkeit das Tedeum ſang. Die Meſſe nahm nun ihren Fortgang, währenddeſſen das königliche Paar, die Erzbiſchöfe, die Fürſten und jeder nach ſeinem Range opferten.

Der *Krönungsornat* der Kaiſer und Könige war durchaus römiſch-byzantiniſchem Geſchmacke angemeſſen. Seit dem elften Jahrhundert beſtand er aus „der unteren und oberen Tunika“ (oder Dalmatika und Alba), welche bis zu den Füßen reichte, dem dazugehörigen Hüftgürtel, dem altrömiſchen Schultermantel nebſt Strümpfen, Schuhen und Handſchuhen, der Krone, dem Scepter, Reichsapfel und Schwert. Dieſe Kleinodien waren aber nicht nur nicht immer dieſelben, ſondern wechſelten ſehr häufig nach Laune und Mitteln der Monarchen. Die gegenwärtig noch erhaltenen Krönungsabzeichen haben ihren Urſprung in verſchiedenen Jahrhunderten. Das älteſte und auch prachtvollſte Stück iſt der Krönungsmantel (pluviale), eine 1133 in Sizilien von Mauren gefertigte, mit Figuren von Löwen und Kamelen geſchmückte und mit arabiſcher Schrift verſehene Arbeit aus dunkelroter Seide mit Goldſtickerei und Perlenbeſatz in Halbkreisform. Die goldene Kaiſerkrone ſtammt zwar in ihrem unteren Teile aus Byzanz und dem elften Jahrhundert; aber der für ſie charakteriſtiſche Bügel mit Kreuz wurde nicht vor Konrad IV. (Mitte des 13. Jahrhunderts) hinzugefügt. Die Zurückführung einiger der übrigen Inſignien auf Karl den Großen iſt unhiſtoriſch. Zu denſelben kommen noch die „Reichsreliquien“, darunter die „Spitze der heiligen Lanze.“

Die Entwickelung der Reichszuſtände unter den Nachfolgern Rudolfs I., welche wir bereits kurz charakteriſierten, war ganz dazu angethan, die Kaiſerwürde und damit auch die

Digitized by Google

# Erläuterungsblatt

zu

# Krönungs-Ornate der deutschen Kaiser.

1. Der Kaiser im Krönungsornat (zur Erklärung, wie die römischen Kaiser mit den Krönungsgewändern bekleidet wurden).

2—13. Kleinodien des ehemaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation.
Bis Anfang dieses Jahrhunderts in der Spitalkirche zu Nürnberg, jetzt in der kaiserl. Schatzkammer zu Wien aufbewahrt.

2. Kaiserkrone — Gold mit Perlen und Edelsteinen in Filigranfassung und Email geziert. Der Kronreif, achtseitig, entstammt dem 9.—10. Jahrhundert, der Bügel ist eine Zuthat des zwölften Jahrhunderts.
3. Der Reichsapfel — Gold, die oberen, die Kugel umgebenden Spangen mit Edelsteinen besetzt. Das Kreuz auf der Vorder- und Rückseite mit feinstem Filigran bedeckt, darin Edelsteine und Perlen. Deutsche Arbeit des zwölften Jahrhunderts.
4. Scepter, Silber vergoldet. Deutsche Arbeit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.
5. Scepter, ursprünglich ein Weihwedel, Holz mit Silber beschlagen. Dreizehntes Jahrhundert. (Dieses Scepter wurde bei den Krönungen nicht gebraucht.)
6. Das Schwert des heiligen Mauritius. Der Griff von vergoldetem Silber; die hölzerne Scheide beiderseits mit je sieben getriebenen Goldblechen mit Darstellungen von Königen bedeckt. Dreizehntes Jahrhundert. (Das Schwert wurde, wie auch die Richtung der Ornamente auf der Scheide erklärt, dem zu krönenden Kaiser als „signum potentiae et maiestatis" vorangetragen.)
7. Das kaiserliche Zeremonienschwert. Griff, Parierstange und die Scheide mit emaillierten Goldblechen belegt; für Kaiser Heinrich VI. (1190—1197) in Palermo gefertigt; der Knauf eine Zuthat des vierzehnten Jahrhunderts.
8. Der Krönungsmantel, halbkreisförmig, wird durch einen stilisierten Baum in zwei Hälften geteilt. In jedem dieser Felder (in der Form eines Viertelkreises) ist ein Löwe dargestellt, welcher ein Kamel würgt: eine Darstellung, welche in Großartigkeit der Auffassung und meisterhafter Stilisierung unerreicht ist. Der Mantel wurde laut der am unteren Rande als Borte eingestickten arabischen Inschrift in der berühmten königlichen Seidenmanufaktur zu Palermo 1133 n. Chr. gefertigt.
9. Die Alba aus Seidentaffet (später erneuert) mit perlen- und goldgestickten Besätzen aus Purpurseide. Am unteren Rande gestickte Bordüren; darin arabische und lateinische Inschriften, welche als Ort der Entstehung Palermo und als Jahr der Anfertigung 1181 n. Chr. angeben.
10. Die Dalmatica besteht aus ungemustertem, dunkelblauen Purpurstoff mit gestickter, perlenbesetzter Bordüre; der Ärmelbesatz mit Gold- und Perlenstickerei, sowie aufgehefteten kleinen Goldblättchen mit Zellenschmelz. Palermitaner Arbeit des zwölften Jahrhunderts.
11. Die Dalmatica mit Adlern. Der orientalische Grundstoff ist mit Stickereien deutscher Arbeit geziert: schwarze Reichsadler auf goldenem Grunde; die Bordüre mit figürlichen Darstellungen. (Es ist nicht nachzuweisen, daß diese schon 1350 urkundlich nachweisbare Dalmatica als Krönungsgewand benutzt wurde.)
11a. Die Stola (auf unserer Tafel nicht einzeln abgebildet; auf Figur 1 trägt sie der Kaiser gekreuzt über der Brust und mit langen herabhängenden Enden). Seidenstoff mit gleicher Stickerei wie Nr. 11 und aufgenähten kleinen emaillierten Goldplättchen. Deutsche Arbeit des vierzehnten Jahrhunderts.
11b. Zwei Gürtel (gleichfalls auf Figur 1 sichtbar, zum Zusammenhalten der Stola).
12. Die Handschuhe von roter Seide, innen mit eingewebtem Adler und Ranken verziert; außen mit eingewebten Ranken und aufgenähten Edelsteinen, emaillierten und niellierten Goldplättchen. Dreizehntes Jahrhundert.
13. Schuhe aus roter Seide mit Rankenwerk aus aufgenähten Perlen und in Gold gewebten Borten (mit phantastischen Tierdarstellungen in Medaillons) geziert. Deutsche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts.

14—15 im Münster zu Aachen aufbewahrt.

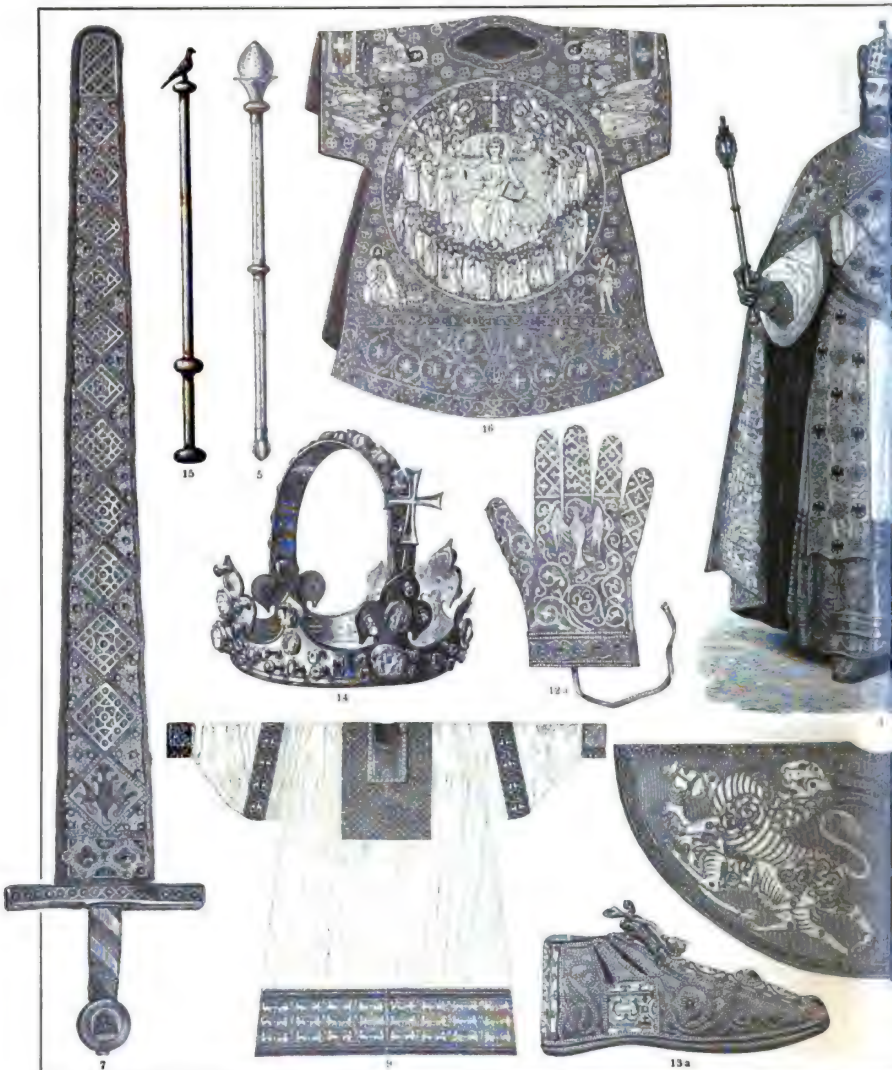
14. Die deutsche Königskrone, Silber vergoldet und mit Edelsteinen besetzt. Deutsche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts.
15. Scepter der deutschen Könige, Silber vergoldet, oben von einem Adler bekrönt. Deutsche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts.

In der Sakristei von St. Peter zu Rom aufbewahrt.

16. Kaiserdalmatica (sogenannte Dalmatica Leo III.), blaue Seide mit Seide und Gold gestickt. Die Darstellungen derselben beziehen sich alle auf die Verherrlichung Jesu Christi. Auf dem Rücken: die Verklärung; auf der rechten Schulter: Jesus reicht sechs Aposteln das Abendmahl in der Gestalt des Brodes; auf der linken Schulter die Darreichung des Weins. In der Mitte der abgebildeten Vorderseite der Dalmatica thront Jesus; sitzend auf dem Regenbogen als Mittelpunkt eines großen Heiligenscheins, welchen die Symbole der vier Evangelisten, die Chöre der Engel und die Heiligen umkreisen. Rechts von Christus steht die Jungfrau Maria in silbernem Mantel und Schleier, links von ihm St. Johannes der Täufer. Den unteren Halbkreis füllen die Heiligen aller Orden, Hände und Augen zu ihrem Heilande erhoben. In zwei Zügen scheinen sie einander entgegenzuschreiten und sich zu den Füßen Christi zu vereinigen. Jede der beiden Prozessionen teilt sich in vier Gruppen. Unter diesem Kreise deuten Pflanzen und Blumen das Paradies an. In ihm (links) der gute Schächer mit dem Kreuz, an das er geschlagen war; ihm gegenüber auf einem Thron Abraham, der in seinem Schoße die Seele eines Gerechten hält; andere umgeben ihn und einer derselben legt er seine linke Hand auf. Byzantinische Arbeit des zwölften Jahrhunderts.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.




Krönungs-Ornat der deut

chen Kaiser. (Nach Bock.)

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Würde des Reiches zu gunſten der Sonderfürſten immer tiefer herabzudrücken. Die Kaiſer oder Könige ſelbſt halfen dazu, indem ſie, ſolange die Wahlkrone ihrem Hauſe blühte, ſoviel Länder als möglich für dieſes zuſammenzubringen ſtrebten. Verderbliche Bruder- und Bürgerkriege wüteten zwiſchen Adolf von Naſſau und Albrecht von Öſterreich, zwiſchen Friedrich von Öſterreich und Ludwig von Bayern. Der Mordſtahl eines Verwandten raffte Albrecht, das Gift Italiens (wenn auch vielleicht nur allgemein als verderbliche Wirkung des Landes genommen) Heinrich VII. von Luxemburg hin. Letzterer und Ludwig nahmen die Politik der Staufer gegenüber Rom wieder auf und endeten unglücklich in dieſem verzehrenden Kampfe, der damals zugleich ein ſolcher gegen Frankreich, die Schutzmacht des Papſtes von Avignon war, die ſogar nach der deutſchen (angeblich römiſchen) Krone ſchielte. Es half nichts, daß die Kurfürſten (1338) am Königsſtuhl von Renſe (ihrem damaligen ſtändigen

Ein Kampf Heinrichs VII. auf ſeinem Zuge nach Rom.

Miniature, Mitte d. 14. Jahrh., im Kodex Balduini Trevirensis: Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. In dieſem Bilde ſind alle Arten von Kopfbedeckungen, welche im Anfange des 14. Jahrh. im Gebrauche waren, vertreten, von einfachen Sturmhut bis zum Stechhelme mit beweglichem Viſier. Die Kämpfer ſind an ihren Wappen zu erkennen. Im dichteſten Gewühle Erzbiſchof Balduin im Stechhelm mit geſchloſſenem Viſier, auf Schild, Wappenrock und der blau gefütterten Roßdecke das rote trieriſche Kreuz auf weißkariertem Grunde; der tapfere Erzbiſchof ſpaltet einem Italiener vom Geſchlechte der Orſini, wie ſein Wappen — ſchwarzer Bär im goldenen Felde — anzeigt, den Helm. Neben dem Erzbiſchof kämpft ein vollkommen rot gekleideter Ritter. Hinter dieſem ſprengt mit geſchwungenem Schwerte Marſchall Heinrich von Flandern heran, gefolgt von dem Abte Heinrich von Fulda mit dem ſchwarzen Kreuz in Silber, und dem Delphin von Vienne mit dem blauen gekrümmten Fiſche auf goldenem Grunde. Über den Kämpfenden flattern die Banner des Reiches, von Bayern, Flandern, Trier, des Burggrafen von Hammerſtein mit den drei ſilbernen Hammern in Rot, des Biſchofs von Lüttich mit ſilberner Säule auf rotem Grunde, das ſchwarze Kreuz in Silber von Fulda und das weiße Kreuz von Savoyen in rotem Felde. Die rote Lilie von Florenz weiſt auf die am Kampfe beteiligten toskaniſchen Hilfstruppen hin. (Nach Irmer, Roml. Heinr. VII.)

Verſammlungsorte) gegen die Anmaßung des Papſtes proteſtierten; denn aus ihrer Erklärung war deutlich herauszuleſen, daß ihnen mehr an ihrer Wählerwürde als am Reiche und dem Kaiſer lag. Es half ebenſowenig, daß die Städte feſt für den letzteren eintraten. Ludwigs Unbeſtändigkeit, ſeine Schwäche gegenüber Rom und Frankreich und ſein Länderhunger führten zum Abfall der Fürſten und er ſtarb abgeſetzt! Sein Gegner und Nachfolger, Karl IV. von Luxemburg, in deſſen durch Schlauheit als Waffe ohne gewiſſenhafte Wahl der Mittel

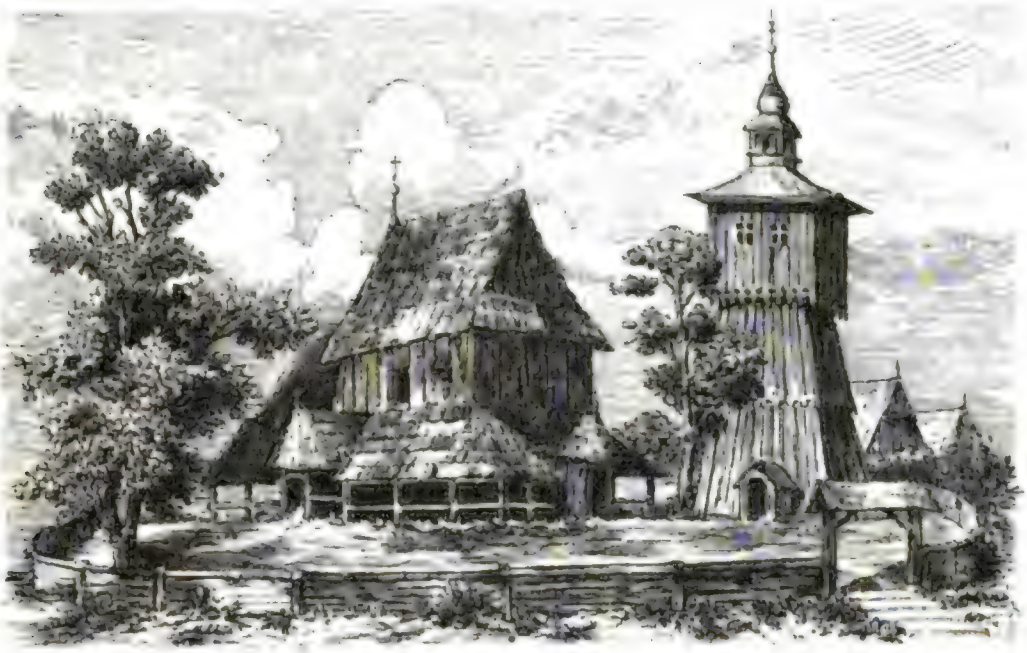
Digitized by Google

geſtützte, ſchamlos habſüchtige und aus Habſucht über alle Begriffe wankelmütige Regierung die drei Greuel des Schwarzen Todes, der Geißelbrüder und der Judenſchlachten fielen, lebte und wirkte faſt nur für ſein Böhmen, das nach ſeiner Meinung der Kern des deutſchen Reiches werden ſollte. Ja, die von ihm gegebene Reichsverfaſſung, die „Goldene Bulle“ (1356), zielte deutlich darauf hin. Sie erhob Frankfurt zur ſtändigen Wahlſtadt, beſtätigte Aachen als Krönungsſtadt, befeſtigte die ſieben Kurfürſten in ihren Würden und machte ſie zu völlig unabhängigen Landesherren, von deren Gerichten nicht an das Gericht des Kaiſers appelliert werden konnte. Der König von Böhmen aber erhielt die größte Macht unter ihnen; denn ihn allein traf die Ausnahme nicht, welche jene Gerichtshoheit in Fällen der Rechtsverweigerung erlitt. Auch ſollte kein König vor dem von Böhmen den Vortritt haben. Die „Majeſtätsbeleidigung“ der Kurfürſten wurde derjenigen des Kaiſers gleichgeſtellt. Die Rechte des Reiches wurden in allen Beziehungen zu gunſten der Fürſten beſchnitten, die der Städte nahezu unterdrückt, indem ihnen, freilich ohne Erfolg, die Aufnahme von Landleuten als „Pfahlbürger“ und die Schließung von Bündniſſen verboten wurde; die Hörigen endlich wurden in ihrem traurigen Zuſtande feſtgeſchmiedet. Noch mehr, — das ſcheußliche Fehdeweſen wurde als ein Recht anerkannt und erhielt beſtimmte Regeln! Damit war das Reich begraben, und eine Oligarchie der ſieben Kurfürſten war an ſeine Stelle getreten, die eine Puppe als Kaiſer aufſtellten, der ſie nichts nachzufragen hatten. — Bitter aber rächte ſich Karls IV. Streben nach Feſtſetzung ſeines Hauſes auf dem deutſchen Throne in ſeinem Sohne Wenzel, der am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, als ſittlich geſunkenes Spottbild eines Kaiſers ſelbſt ſeine ſchimpfliche Abſetzung herbeiführte, ohne daß ſeine Nachfolger viel beſſer ausfielen und ohne daß die (1438) dem Hauſe Habsburg, im Widerſpruche mit der ſeit dem Untergange der Staufer befolgten Wahlpolitik, thatſächlich zugefallene Erblichkeit der Krone das Reich gerettet hätte. Sie erhob nur den Glanz des mächtigen, nun über Ungarn gebietenden Öſterreich, von dem fortan das übrige Deutſchland nur noch ein Anhängſel war, und zwar ſolange das alte Reich noch beſtand, drei und ein halbes Jahrhundert lang.

Bürgerliche Tiſchgeſellſchaft; Mitte des 15. Jahrh.

In einer Handſchrift von 1468 im Germ. Muſ. zu Nürnberg. Das weiße Tiſchtuch iſt mit eingewebten Streifen verziert. Die Gäſte ſpeiſen von runden flachen Tellern von Holz, neben denen Meſſer liegen; einer bedient ſich eines Löffels mit kurzem Stiele. Die feſten Speiſen werden mit der Hand zum Munde geführt; Gabeln ſind nicht im Gebrauch. Auf dem Tiſche ſtehen noch Trinkgläſer und eine Schüſſel mit Löwenfüßen, auch Brot ſehen wir. Ein Diener bringt eine tiefe Schüſſel in das Zimmer. (Nach Eſſenwein.)

Ein Gegengewicht erhielt die Macht der Fürsten nach dem Sinken des Königtums und dem Hinſchiede des „römiſchen“ Kaiſertums in den Städten, deren allmähliches Aufblühen wir bereits geſchildert. Das innere Anſehen dieſer Häuſerkomplexe entſprach indeſſen ihrer äußeren Bedeutung noch lange Zeit keineswegs. Die Straßen der mittelalterlichen Städte waren eng und krumm, auf unebenem Boden auch oft ſteil; Pflaſter und Beleuchtung waren unbekannte Vorzüge. Die oberen Stockwerke ſprangen über die unteren oft vor und drohten mit Einſturz. Die Bürger dachten gar nicht daran, daß in den Städten der öffentliche Verkehr ungeſtört ſein ſollte; ſie lebten noch in ländlichen Gedanken und Gefühlen, und jeder war nur für ſeinen Grund und Boden bedacht. Dieſen bezeichnete man durch Pfähle und Bäume und errichtete dazwiſchen Bänke, auf denen die Familie in Feierſtunden und an Feiertagen ſaß. Dieſe Gegenſtände verſperrten überall den Durchpaß, und Kellerhälſe vermehrten die Unſicherheit der Fußgänger, die durch bodenloſen Schmutz waten oder über

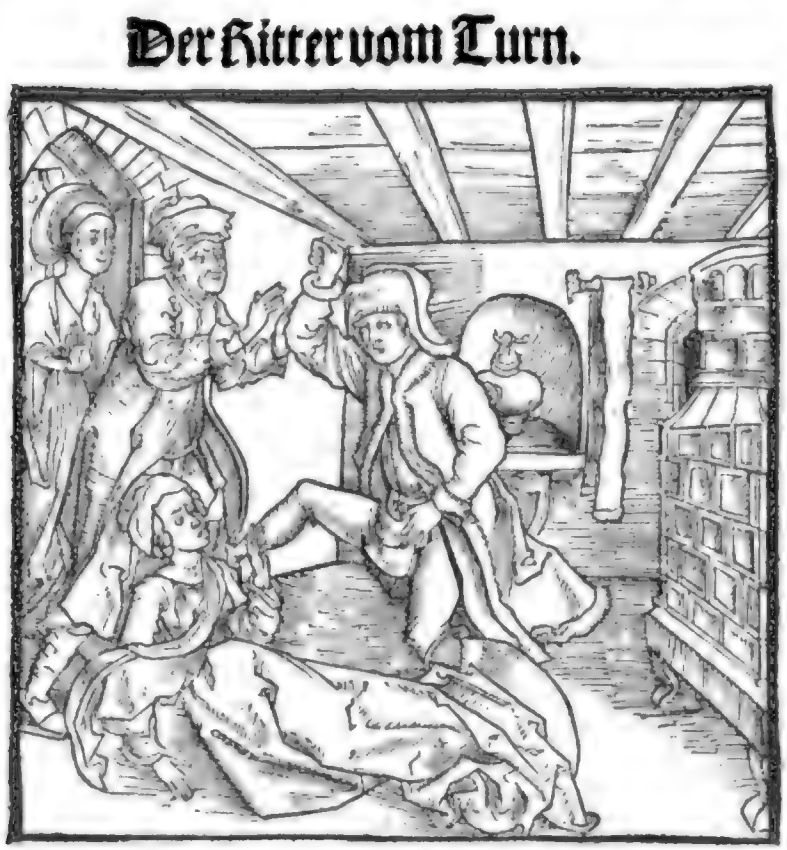


Kirche zu Ludom in Schleſien.
Etwa aus d. J. 1305 ſtammend. Aus Eichenſtämmen im Blockverbande gezimmert. (Nach Henning.)

hingelegte Steine mit Mühe hinweghüpfen mußten. Der zugleich vom Himmel und von den Dächern auf die Gaſſe ſtrömende Regen wetteiferte mit dem ohne Anſtand aus den Wohnungen hinausgeworfenen Unrat in Verſchlimmerung jenes Schmutzes. Die meiſt aus Holz gebauten und vielfach mit Stroh gedeckten kleinen, ſchmalen, ſpitzgiebeligen Häuſer, deren winzige Fenſter dicht nebeneinander angebracht waren, begünſtigten die ungemein häufigen Feuersbrünſte und Einſtürze. Deſſenungeachtet ging es lange genug, ehe man ſich entſchloß, die Öfen aus Stein, ſtatt aus Lehm, die Dächer aus Schindeln ſtatt aus Stroh (erſt viel ſpäter aus Ziegeln) zu bauen, und noch länger, ehe ſteinerne Häuſer aufkamen. Lange beſtanden bloß die Kirchen aus Stein und dienten daher auch als Archive, Arſenale u. ſ. w. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert begann man die Giebel der Häuſer mit blechernen Windfahnen und Hirſchgeweihen, die Dächer mit Dachrinnen zu verſehen, deren Zweck, die Ableitung des Regens, jedoch in ſehr mangelhafter Weiſe erreicht wurde, indem ſie das Waſſer aus Drachen- und Löwenköpfen nach wie vor mitten auf die Straße ſpieen.

Digitized by Google

Da die Bürger noch meiſt Landwirtſchaft trieben, wie denn zwiſchen Stadt und Dorf in früherer Zeit kein anderer Unterſchied war, als daß erſtere Mauern hatte, — ſo fehlte es in den Straßen der Städte auch nicht an Vieh, beſonders Schweinen, und an Düngerhaufen. Nicht nur all dies aber hätte das Leben der damaligen Bürger höchſt ungemütlich geſtaltet, wenn nicht die liebe Gewohnheit ſie gegen dieſe Unbequemlichkeiten geſtählt hätte, — ſondern noch mehr. Schon am Tage, noch mehr aber bei Nacht walteten wüſter Lärm, wildes Geſchrei, Streit, Schlägereien, Unfug, ja ſogar Raub und Mord. Es wurde auf offener Straße geſchoſſen, in den Häuſern aber, namentlich in den Schenken, gezecht, gejpielt, gezankt, gebrüllt. Die Thore der Städte, wie die Thüren der Häuſer wurden bei Nacht verſchloſſen. Denn eine Polizei, die den Bürger hätte ſchützen können, gab es nicht, ſondern nur eine kleinliche Maßregelung der Bürger. Wir führen als Beiſpiel derſelben an, daß im vierzehnten Jahrhundert der Rat von Zürich verbot, zu einem „Brautlaufe“ mehr „hübſche Leute“ (Spielleute) zu verwenden, als zwei Sänger, zwei Geiger und zwei Trompeter, bei Buße von zehn Pfund. Eine Glocke verkündete nachts, daß man vom Weine heimgehen ſolle, und wer ſpäter ohne Licht betroffen wurde, zahlte Buße. Ein Grabſtein durfte nicht länger als ſieben und nicht breiter als drei Fuß ſein. Juden durften ſich in der Karwoche weder am Fenſter, noch auf der Straße ſehen laſſen und in ihren Häuſern keinen Lärm machen. Das Mitführen von Meſſern auf der Straße und das Würfelſpiel waren ebenfalls verpönt. Erſt im ſpäteren Mittelalter ſtellten die Nachtwächter eine Schutzpolizei vor, die mit Spieß, Laterne und Klapper (Rättel) die Runde machte, aber wenig ausrichtete und zuletzt zum Geſpötte wurde. Von Feuerſpritzen und Feuerwehr wußte man noch ebenſowenig, als von Dämmen gegen Eisgang, Sturmflut, Überſchwemmungen in Meeres- und Stromgegenden. Die Feuersbrünſte ſetzten daher ihr bereits (oben S. 161) erwähntes ſchauerliches Werk, verbunden mit der Vernichtung zahlloſer Menſchenleben und unſchätzbarer Güterwerte durch Jahrhunderte fort, begünſtigt von der leichten Bauart der Häuſer und der Enge der Gaſſen. Faſt alle Städte brannten mehrere Male in einem Jahrhundert größtenteils nieder. Die vielen Fehden reizten zu Brandſtiftungen und dieſe boten wieder zu grauſamen Hinrichtungen Anlaß; denn nicht die That, ſondern ſchon die




Interieur des 15. Jahrh.: „Ehelicher Unfriede“. Holzſchnitt in „Der Ritter vom Turn. Oder der Spiegel der Tugent vnd Erſamkeyt mit gar ſchönen vnd köſtlichen hyſtorien Exemplen zu vnd wiſung jyner lynd.“ Straßburg 1493. Gedruckt bei Joh. Knoblauch.

Drohung hatte den Feuertod zur Folge. Als drittes ſchauerliches Übel zu Feuer- und Waſſersnot kamen die bei dem herrſchenden Mangel an Reinlichkeit und ärztlicher Pflege und bei den häufigen Fällen von Mißwachs und Teuerung unvermeidlichen Seuchen, beſonders die Peſt und der Ausſatz, unter denen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der ſog. große oder ſchwarze Tod, deſſen wir weiterhin gedenken werden, die entſetzlichſten Verwüſtungen anrichtete. Nach ſolchen Unglücksfällen verordneten die Räte der Städte, wie auch die Landesfürſten allgemeine Buß- und Bettage, welche in ſpäterer Zeit, wenigſtens bei den Proteſtanten, jährlich zu beſtimmten Zeiten wiederkehrten.

Es war in der Zeit der Kreuzzüge und des Rittertums, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, als, infolge des erweiterten Geſichtskreiſes der europäiſchen Völker, in den Städten Ackerbau und Viehzucht immer mehr durch Handel und Gewerbe zurückgedrängt wurden, womit auch die Entwickelung der Städteverfaſſung im Gegenſatze zu der von ihr früher nicht weſentlich verſchiedenen Dorfverfaſſung zuſammenhing. Es gab indeſſen kleine Städte, die niemals wirklich über dörfliche Verhältniſſe hinauskamen und es giebt noch heute ſolche, ja es ſind ihrer nicht wenige förmlich zu Dörfern herabgeſunken.

„Der betrügeriſche Waffenſchmied.“
Holzſchnitt in einem xylographiſchen Werke der Mitte d. 15. Jahrh.: „Die acht Schalkheiten“. (Nach Butſch.)

In den meiſten deutſchen Städten war die Bürgerſchaft ſo eiferſüchtig auf ihre Freiheit, daß die Amtsdauer der Räte und namentlich der *Bürgermeiſter* auf die kürzeſte Zeit, meiſt auf ein Jahr beſchränkt wurde. Solche gebietende Machthaber, wie im alten Hellas und im mittelalterlichen Italien, hat es in Deutſchland niemals gegeben, ſo einflußreich auch manche Bürgermeiſter wurden und ſo unentbehrlich ſich auch die *Stadtſchreiber*, die von bedeutender Gelehrſamkeit ſein mußten und oft zur höchſten Würde der Stadt emporſtiegen, zu machen wußten. Unter den Räten der Städte entfalteten ſich eine Menge Behörden, da ein jeder möglichſt viel mitregieren wollte. Es gab Zeugherren, Bauherren, Bierherren, Mühlenherren, Ziegelherren, Domherren, Steuerherren, Stadtrechner u. ſ. w. Die eigentliche Grundlage aber und der Kern der Entwickelung rein ſtädtiſcher Verfaſſungen iſt in der Entſtehung und Ausbildung der *Gilden*, *Zünfte* oder *Innungen* zu ſuchen. Sie waren ſowohl die politiſchen, als die kriegeriſchen Abteilungen der Bürgerſchaft und führten eigene Banner. Die erſten dieſer Vereinigungen finden wir in Deutſchland zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, eine größere Anzahl derſelben aber erſt im dreizehnten. Sie entſprachen nicht immer den Handwerken

als ſolchen; mehrere Berufsarten, deren Glieder nicht zahlreich waren, vereinigten ſich oft zu einer gemeinſamen Zunft, die dann häufig den Namen ihres Verſammlungshauſes oder ihrer Herberge oder einen andern nicht vom Handwerk hergenommenen führte. Umgekehrt zerfielen ſtark vertretene Handwerke oft in mehrere Innungen, wie z. B. die Schmiede in Gold-, Eiſen- und Kupfer-, oder in Meſſer-, Huf-, Nagelſchmiede und Schloſſer. Andere Arbeiter, die ſich nicht geltend zu machen wußten, gehörten zu gar keiner Zunft, während hinwieder die höheren Stände, Adlige und Kaufleute, beſondere Zünfte oder über (ſpäter neben) denſelben ſtehende Geſellſchaften bildeten. Sehr häufig pfuſchten einander die Zünfte ins Handwerk, z. B. die Schuſter, wenn ſie ihr Leder ſelbſt gerbten, den Gerbern, was viele Händel und Unruhen verurſachte. Wie an der Spitze der Städte die Bürgermeiſter, ſo ſtanden an jener der Zünfte die Zunft- oder Gildemeiſter, die großen Einfluß ausübten und nicht ſelten an die Spitze aufſtändiſcher Bewegungen traten.

Wo immer das ſtädtiſche Weſen ſich charakteriſtiſch ausbildete, da wuchs auch die Bildung, und zwar in dem Grade, daß ſie ſich gegen das Ende des Mittelalters, d. h. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, immer mehr über die Bildung der geſunkenen Stände des Adels und Klerus erhob, was nicht wenig zu den Erfolgen der Reformation beitrug. Auch die erwähnten Erinnerungen an das alte Rom lebten beſonders in den Städten fort, in denen ſich geradezu die altrömiſchen Kämpfe zwiſchen Patriziern und Plebejern wiederholten, und zwiſchen denen noch überdies das phöniſiſch-helleniſche Syſtem der Städtebünde neues Leben erhielt.

Die alte „agrippiniſche Kolonie“ der Ubier am niederen Rhein, dieſer Typus des deutſchen Städtetums, war im Mittelalter nicht nur in kirchlicher, ſondern auch in politiſcher Beziehung das deutſche Rom. Ihre Mauern ſind allüberall, wo man auf Reſte älterer Zeiten ſtößt, vom Geäder der römiſchen Kultur durchzogen; ihre Luft iſt vom Hauche der einſtigen Weltbeherrſcherin durchweht, deren Bürger und Krieger über ein halbes Jahrtauſend dort und überhaupt am linken Rheinufer gewohnt haben. Köln, wie Mainz und Trier, wetteiferte im Kunſtgewerbe, dieſer Grundlage alles die Kultur verfeinernden Luxus, mit Italien und begründete darin ſogar eine ſelbſtändige Geſchmacksrichtung. Zwar litt Köln, wie ſeine Schweſterſtädte, gleicherweiſe unter der Entartung des alten römiſchen Reiches, wie unter den Einbrüchen der „Barbaren“ in dasſelbe, zwar erfuhr es zweimal, durch Franken im fünften und durch Normannen im neunten Jahrhundert, vollkommene Zerſtörung; aber es iſt nichts davon bekannt, daß Köln die römiſchen Elemente ſeiner Bevölkerung verloren hätte, oder daß ſeine alten Geſchlechter, die adligen Patrizier ſowohl als die großen Kaufleute, die „Richerzeche“ (Vereinigung der Reichen) irgendwoher eingewandert wären. Großartig war der Aufſchwung Kölns ſeit dem elften Jahrhundert. Im Übergange vom zwölften zum dreizehnten, in vierzig Jahren, entſtanden alle ſeine herrlichen romaniſchen Gotteshäuſer; und ſeine 106 Ritter entſchieden unter ihrem Kaiſer Barbaroſſa und ihrem Erzbiſchof Rainald den Sieg der Deutſchen über die Römer bei Tusculum. Die fünfzehn älteſten Geſchlechter, deren berühmteſtes die Overſtolze waren, bildeten den erblichen „engen Rat“, der „über Leib und Leben, über Gut und Freiheit, über Krieg und Frieden“ ſchaltete. Die ebenfalls aus jenen Geſchlechtern genommenen Schöffen blieben nach der Verfaſſung von 1321 (dem „Eidbuch“) nur ein Jahr im Amte, wurden aber ſtets durch Geſchlechtsgenoſſen erſetzt und in wichtigen Fällen durch ihre Vorgänger ergänzt. Auch der 82 Mitglieder zählende „weite Rat“ beſtand zum größten Teile aus Sprößlingen jener Geſchlechter. Aber zahlreiche Fehden unterbrachen das Beſtehen dieſer Verfaſſung, in denen namentlich die Erzbiſchöfe eine ſchlimme Rolle ſpielten, indem ſie bald die Zünfte gegen die Geſchlechter, ihre Erbfeinde, bald eine Partei der letzteren

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

[illegible] ind Vleyschheuwer [illegible] heernageschreven. So eyne [illegible]
mit den [illegible] ind [illegible] ind den ghenen die zo uns [illegible] verbonden synt [illegible]
is verbonden ind wir mit yn. Van deme Hemelriche mit den ghenen die zo uns verbonden synt ind wir mit yn. [illegible]
Steynmetzen mit den Ampte Zymmerluden holtzsnydere kystemechern leyendecker ind Gleseren zo uns ver-
ind wir mit yn. Van den Gurtelmechern mit den Ampte [illegible] naildemechern dreslern budelmechern ind
is verbonden synt ind wir mit yn. Van den Schroderen mit den ghenen die zo uns verbonden synt ind wir mit yn
mit yn. Van den Kannengiesseren mit dem Ampte [illegible] ind den ghenen zo uns verbonden ind wir mit yn
die zo eyme unss vurss Ampten ind Gaffelen bevert ind verbonden synt. Ind so wie wir mit eynanderen ver-
[illegible] geschien of gemacht werdent mit der zijt vergenclich synt ind vergessen werdent. Want dan sache dat
[illegible] So han wir [illegible] die selve sachen ind [illegible] mit gantzem ernste ind vlijsse angesien ind erkant [illegible]
ede ere ind vryheit zo behalden ind gemeyne beste in allen sachen vurzokeren ind truwelichen zo besorgen ind [illegible] alle
n ind eirlichen zo leyven zo sitzen ind zo regieren zo ewigen dagen. So han wir semenclichen ind eyndrechtlichen
[illegible] worde hernageschreven stent. In deme yrsten So han wir alle Ampte ind Gaffelgeselschaffen [illegible] der-
[illegible] ind mechtich [illegible] ind [illegible] sachen. Doch usgescheiden dese puncte ind sachen hernageschreven
[illegible] noch [illegible] mit eyngen [illegible] noch [illegible] noch zo machen in eyniger wijse. Noch ouch die Stat [illegible]
brieven [illegible] dan mit volbort ind willen der gemeynden as vurss steyt. Dat is also zo verstain dat man solge vurss sachen
[illegible] vurss sachen zo sprechen. Ind so wes die as dan mit deme Rade mit deme meysten parte [illegible] eyndrechtlichen
[illegible] ind [illegible] zo behalden ind eyne gemeyne beste [illegible] vurzokeren ind zo besorgen. Ouch so sall nu vortme [illegible]
[illegible] ind eynen Rait [illegible] zo kiesen. So wanne dat of wanne sich dat geburt [illegible] Burgermeister ind eynen Rait
[illegible] ind vier erbere manne ind burger zo raide schicken ind kiesen. Ind wir van deme Yserenmarte [illegible] erbere manne ind burger
[illegible] ind [illegible] erbere manne ind burger. Wir van deme Hemelriche [illegible] erbere manne ind burgere
[illegible] holtzsnyderen kistemechern leyendecker ind Gleseren zo uns verbonden under uns eynen erberen man ind burger. Wir [illegible]
[illegible] zo uns verbonden [illegible] eynen erberen man ind burger. Wir van deme
[illegible] zo uns verbonden under uns eynen erberen man ind burger. Wir van den [illegible] mit den Ampte [illegible]
[illegible] zo uns verbonden under uns eynen erberen man ind burger. Wir van den [illegible] mit den [illegible] ind
[illegible] Ampte ind Gaffelen vurss gekoren Raitslude van der Stat [illegible] ind sonder. Ind die selve gekoren [illegible]
[illegible] zo Coelne gentzlich ind volkomenlich gesat ind geordiniert sin. Ind so [illegible]
[illegible] mit namen solge erbere [illegible] ind burger die der Stat ind gemeynden vurss nutzlich eirlich ind beste synt. Vort han wir [illegible]
[illegible] zo kiesen off zo schicken off ouch umb redelicher sachen willen zo raide niet kiesen enwolden, dat asdan [illegible] die gekoren [illegible]
[illegible] also dat wir Ampte ind gaffelen die also as vurss steyt niet gekoren enhedden noch kiesen en wolden [illegible]
[illegible] gekoren werden [illegible] na vruntschaff noch na magschaff noch umb eyngerleye sachen noch [illegible]
[illegible] eyn halff Jair [illegible] sall. Dat is also zo verstain [illegible]
[illegible] Also dat eyn [illegible]
[illegible] sonder argelist. Vort
[illegible] niet off [illegible] sonder argelist. Ind were sache dat yemant van uns der gekoren niet gehoirsam en were
[illegible] eyndrechtlichen [illegible] dat geyn man van unss vurss Ampten Gaffelen ind gemeynden in Coelne die also as vurss
[illegible] Ampte of syme gaffelen of an yemant anders of ouch dat yemant [illegible] zo sprechen [illegible]
[illegible] verbonden. Also were sache dat eynich Ampt off Gaffel van unss vurss Ampten ind gaffelen off ouch yemant anders [illegible]
So solen wir alle ander Ampte Gaffelen ind gemeynde vurss [illegible] sonder [illegible] eyme [illegible] mit [illegible]
[illegible] Sonder eyngerleye [illegible] Vort so han wir semenclichen [illegible]
[illegible] den Rait ind die gemeynde [illegible] dat der Stat [illegible]
[illegible] so wie sich dat [illegible] der Stat ind gemeynde vurss sonder argelist. Vort umb alle
[illegible] eyngherhande argeliste [illegible]
[illegible] mit deme anderen [illegible] off [illegible]
[illegible] Ind [illegible] sall [illegible] van uns Ampte Gaffelen noch van der gemeynden vurss [illegible]
[illegible] dat man [illegible]
[illegible] van uns Ampte Gaffelen ind gemeynde vurss noch van eyngen anderen luden in Coelne [illegible]
[illegible] off van eyngen anderen luden [illegible] So solen wir alle [illegible]
[illegible] offenbeirlichen [illegible] Vort han wir semenclichen [illegible] eyndrechtliche dat [illegible]
[illegible] ind gaffelen vurss zo den [illegible]
[illegible] zo ewigen dage. So han wir semenclichen [illegible] die [illegible]
Ind [illegible] eyn Ampt off eyne gaffel [illegible] vurss steyt. So solen sy [illegible]
sonder argelist. Were ouch sache dat yemant van uns Ampte Gaffelen ind gemeynde vurss off yemant anders [illegible]
[illegible] der Stat van Coelne. Ind wir alle ander Ampte ind gaffelen vurss die yre Segele an desen brief gehangen haint [illegible]
Vort were sache dat eynger deser verbuntbrieve [illegible] zo eyngen ziiden van ungeschichte off [illegible] anders [illegible]
[illegible] des Ampts of der gaffelen die den selven brief [illegible] hedde eynen anderen brief [illegible]
[illegible] Burgermeistere [illegible] Ampte ind Gaffelen
[illegible] zo den heilgen geloifft ind gesworen [illegible] desen brief [illegible] die gemeynlichen ind
[illegible] Ind [illegible]
[illegible] geloifft ind gesworen worden synt. So han wir Burgermeistere ind [illegible] vurss zo eyme [illegible]
[illegible] vaste [illegible] ind [illegible] unser Ampte ind gaffele Segele [illegible] Ind ouch zo beden [illegible] der anderer Ampte
Segele [illegible] ind verbonden syn [illegible] Bekennen dat wir alle [illegible]
[illegible] ouch der Ampte ind Gaffele Segele vurss [illegible] as vurss steyt in allen [illegible] puncten ind sachen [illegible]
nuyntzich Jaire up des heilgen Cruytz dach den man zo latyne schrijfft Exaltacio

# Kurze Inhaltsangabe

der

# Verfassungsurkunde („Verbundbrief")

## der Innungen der Stadt Köln

nach der Umwälzung vom Jahre 1396.

Bürgermeister und Rat, sowie folgende Ämter und Gaffelgesellschaften (Zünfte) der Stadt Köln: 1) die Wollenweber mit den Tuchscherern, den Weißgerbern und den Tirtis- (ein Zeug) Webern, 2) die Eisenhändler, 3) die Zunft zum Schwarzhause mit den Waidhändlern und Leinenfärbern, 4) die Goldschmiede und Goldschläger, 5) die Zunft zu Windeck, 6) die Buntwirker, 7) die Zunft zum Himmelreich, 8) die Schilderer mit den Wappenstickern, Sattlern und Glasarbeitern, 9) die Zunft zum Adler, 10) die Steinmetzen mit den Zimmerleuten, Holzschneidern, Kissenmachern, Dachdeckern und Lehmarbeitern, 11) die Schmiede, 12) die Bäcker, 13) die Brauer, 14) die Gürtelmacher mit den Lederarbeitern, Nadelmachern, Drechslern, Beutelmachern und Handschuhmachern, 15) die Fleischer, 16) die Fischhändler, 17) die Schneider, 18) die Schuhmacher mit den Lohgerbern und Holzschuhmachern, 19) die Harnischmacher mit den Taschenmachern, Schwertfegern und Bartscherern, 20) die Kannengießer mit den Eichmaßverfertigern, 21) die Faßbinder mit den Weinhändlern und Böttchern, 22) die Zischenweber mit den Decklachwebern und Leinewebern, —

verbinden sich zu ewigem Gedächtnis der Sache, Gott zum Lobe und um die Ehre und Freiheit der Stadt zu erhalten, auch allen Streit zu verhüten, zu dem Zwecke,

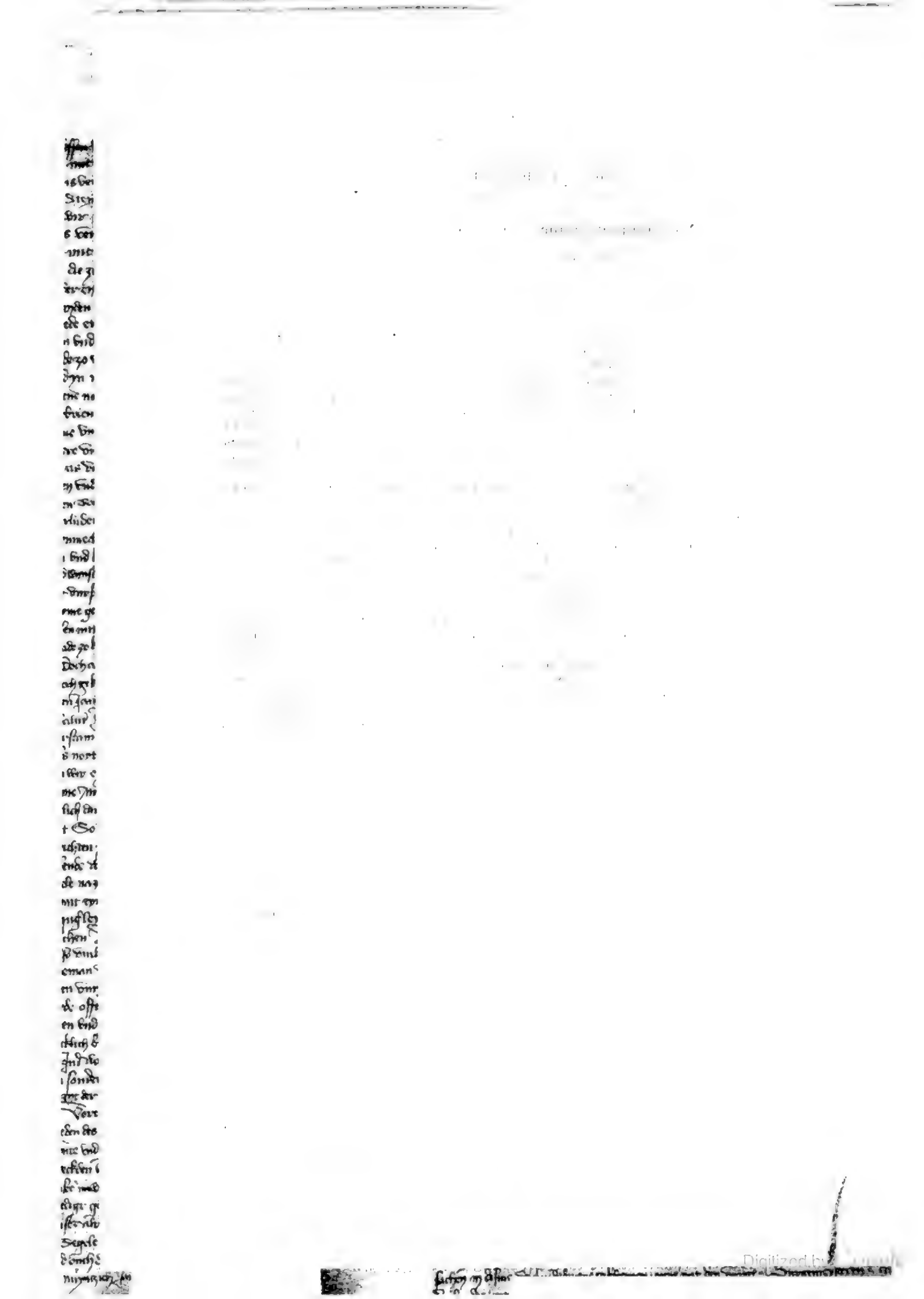
1) dem Rate getreu zu sein,
2) daß der Rat keine Kriege beginne, noch Bündnisse eingehe ohne Zustimmung der ganzen Gemeinde,
3) daß er ohne diese Zustimmung keine Abgaben über 1000 Gulden im Jahre den Bürgern auferlege,
4) daß solche Gemeindesachen von Abgeordneten beraten werden sollen, deren jede Zunft zwei zum Rate sendet,
5) daß der Rat schwören solle, der Stadt Ehre und Freiheit zu erhalten,
6) daß kein enger und weiter, sondern nur noch ein einziger Rat sein soll,
7) daß in diesem Rat jede obiger 22 Zünfte abordnen soll: die 1. vier, die 2., 3., 4., 5., 6., 7., 9., 11., 13., 14. und 16. je zwei, die 8., 10., 12., 15., 17., 18., 19., 20., 21. und 22. je einen ehrbaren Mann und Bürger,
8) daß die gewählten Ratsmänner das „Gebrech", d. h. den Rest des Rates, wählen sollen, bis er 49 ehrbare Männer und Bürger zählt,
9) daß der vollständige Rat aus den genannten Zünften zwei Bürgermeister wählen soll,
10) wenn irgend welche Zünfte keine Ratsglieder zu wählen hätten oder nicht wählen wollten, so solle der Rat an ihrer Stelle solche aus anderen Zünften wählen,
11) daß jedes halbe Jahr eine Hälfte des Rates ersetzt werden, jedes Mitglied aber ein ganzes Jahr lang sitzen solle,
12) daß die austretenden Ratsglieder erst im dritten Jahre wieder gewählt werden dürfen, und bis dahin „beyden" (warten) sollen,
13) daß ein gewählter Ratsmann dem Rate beiwohnen solle, soweit ihn nicht Notfälle daran verhindern,
14) wer diese seine Pflicht nicht thue, solle mit einjährigem Gefängnis bestraft werden,
15) vom Rate sollen ausgeschlossen sein: Bastarde, Leibeigene, Solche, die im Banne sind und die sich bestechen lassen
16) daß die Zünfte den Rat unterstützen und Teilnehmer an einem Aufstand gegen ihn bestrafen sollen,
17) daß keine Zunft Bündnisse eingehen solle, die diesem Briefe zuwider sind, und die Teilnehmer solcher gerichtet werden sollen,
18) daß alle gegenwärtige und zukünftige Einwohner von Köln binnen 14 Tagen eine Zunft wählen sollen, der sie anzugehören haben, und darauf der Stadt Treue schwören,
19) daß diejenigen Bürger, welche Köln verlassen, an diese Urkunde nicht mehr gebunden sein sollen.

Der Rat und die meisten Zünfte haben ihren Siegel an diesen Brief gehängt und eine jede derselben soll einen solchen bekommen.

Wenn ein solcher Brief verloren ginge, so soll er der betreffenden Zunft auf ihre Kosten von den übrigen ersetzt werden.

Bürgermeister, Rat und Zünfte haben diesen Brief beschworen und werden ihn halten, und er soll auch für diejenigen (kleineren, beigeordneten) Zünfte gelten, die keine Siegel an denselben zu hängen hatten.

(Es sind der Urkunde angehängt: 1) das Siegel von Bürgermeister und Rat der Stadt Köln, den heil. Petrus vorstellend, 2) bis 23) die Siegel der obengenannten 22 Hauptzünfte nach der Ordnung, in der sie aufgeführt sind.)



Digitized by Google

Transf

# Facsimile der Verfassungs-Urkunde der Innungen

Bürgermeister, Rat und Zünfte schliessen einen Verbu
zusammengesetzt und gewählt

Im Namen der hielger Dreyveldicheit, amen. Wir burgermeystere ind rait zer tzyt der stede van Coelne ind wir dye gemeynde alle gemeynligen, arm ind ryche, van allen ind yecklichen ampten ind gaffelgeselschaffen, gesessen ind wonaftich bynnen Coelne herna geschreven, as mit namen: wir van dem wullenampte, arsburch ind kryechmart mit den amten zo uns verbunden ind wir myt yn, mit namen schorre, wyssgerre ind tyrteyer; van dem iserenmarte mit denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van des swartzenhuys mit den weydeneren, lynenverweren, ind vort dyeghene, die zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van den goultsmeden myt den goultslegeren ind denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van der wyndeggen mit denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van den bontworteren myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van dem hemelriche mit denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn, van den schilderen mit den ampten zo uns verbunden ind wir myt yn, mit namen wapensticker, sadelmecheren ind glaysworteren; van dem aren myt denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir myt yn; van den steynmetzeren myt den ampten zymmerluden, houltzsnyderen, kistenmecheren, leyedeckeren ind sleyverern zo uns verbunden ind wir myt yn; van den smeden myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den beckeren myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den bruweren myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den gurdelmecheren myt den ampten conreyderen, naeldemecheren, dreseleren, buydelmecheren ind henschemechern ind vort denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir mit yn; van dem vleyschampte mit denghenen, de zo uns verbunden synt ind wir mit yn; van dem vyschamte mit denghenen, die zo uns verbonden synt und wir mit yn; van den schroyderen mit denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den schomecheren myt den ampten loyren ind hoschomecheren ind denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir mit yn; van den sarworteren myt den ampten teschmecheren, swertvegeren ind bartscherren, zo uns verbunden ind wir myt yn; van den kannengiesseren mit dem ampte hamecheren ind denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den vasbenderen mit dem wynampte ind wynschroderen ind denghenen, dye zo uns verbunden ind wir mit yn; van den zyechweveren mit den decklachweveren ind lynenweveren, zo uns verbunden ind wir myt yn; ind vort alle dyeghene, dye zo eynchen uns vurgenanten ampten ind gaffelen verbunden ind vereydt synt, ind wye wir mit eynanderen sementlichen genant ind geschreven stain, — doin kunt allen luden, dye nu synt hernamails comen soelen, und dye desen untghaenwordigen brieff an soelen syen off hoeren leesen, zo ewygen daghen, dat want alle sachen, gesetze ind dynghe, dye in der zyt geschient ind gemaicht werdent, myt der zyt vergenklich synt ind vergessen werdent, id ensy dan sache, dat man dyeselve sachen ind gesetze mit segelen ind brieven off mit eyncher andere sichereyt also gentzligen ind vestligen bestedige ind bewaire, dat sy in eynre erfflicher memorien ind ewigher gedechtnysse unverbruchlichen gehalden werden zo ewighen daghen, so hain wir darumb dieselve sachen ind vergeslichiet mit gantzen ernsten ind vlysse angesyen ind bedaicht zo verhueden, ind uns mit guedem wailbedaichtem raide ind beraide, den wir under eynanderen moytwillentlichen darup gehat hain, waill besonnen ind besprochen, ind sunderlingen goyde unsem lieven herren zo loyve ind eren, ind umb der steyde ere ind vryhiet zo behalden ind eyn gemeyne beste in allen sachen vortzokeren ind truwelichen zo besorgen, ind umb alle zwist, zweyonge, zorn, hass ind nydt zo allen zyden zo verhoiden, ind umb eyne gantze gemeyne vruntliche eyndrechtigeyt under uns zo machen, zo haven ind zo behalden, ind under eynanderen in vreden ind gemache restligen ind vredelichen enbynnen Coelne zo leyven, zo sitzen ind zo regieren zo ewighen daghen: so hain wir uns sementligen ind eyndrechtligen under eynanderen liefftligen ind guetlichen verbunden ind verbynden uns vestligen mit desme brieve by suelghen eyden ind geloyffden, as wir darup gedain hain zu alle dis brieffs punten ind vurwerden, dye zo doin ind zo halden, so wye van worde zo worde herna geschreven voilcht: In dem yersten, so hain wir alle ampte ind gaffelgeselschaffen eyne myt der gantzer gemeynden bynnen Coelne vurschreven in gueden gantzen truwen vestlichen ind gentzlichen geloyfft ind uns verbunden, geloyven ind verbynden uns mit desem brieve, eyme raide zer tzyt der stat van Coelne bystendich, getruwe ind hoult zo synind yn mogich ind mechtich laissen blyven ind sitzen aire sachen, doch ussgeschieden dese punten ind sachen herna geschreven, dye eyn rait zer tzyt in gheyne wyse nyet oyrloffen, volenden noch verdragen ensall anders, dan mit wist, willen ind verdraghe der gantzer gemeynden vurschreven; dat is zo verstain: geyne hervart zo doin noch zo bestellen, geyne nuwe verbuntenisse, brieve noch verdraich mit eynigen herren off steden antzugain off zu machen in eyngher wyse, noch ouch dye stat van Coelne vurschreven mit eyngerleye erfrenten noch lyfftruchtrenten zo besweren in geyne wyse; ind ouch umb geyne sachen boyven eyne somme van duysent gulden zer tzyt gencge ind gheve zo eyme maile yme iaire nyet usszugeven, yemanne zo geloyven noch zo verbrieven, id ensy dan mit wist, willen ind verdraige der gemeynden, wye vurschreven steyt; dat is also zo verstain, dat man suelghe vurgenanten sachen, wanne des noit is, van yerste brengen ind kunt doin sal allen ind yeckligen ampten ind gaffelen vurschreven, dat dye asdan uss eyme yeckligen ampte ind gaffelen vurschreven zwene yrre vrunde, eirbere lude, by den rait zer tzyt schicken ind senden soelen, as up dyeselve vurschreven sachen zo sprechen; ind so wes dye asdan mit dem raide mit dem meysten parte under eynanderen eyndrechtligen verdragent, dat sal moige, macht ind vortganck haven sunder yemans wederspraiche. Vort so hain wir under eynanderen sementlichen verdragen, dat eyn rait zer tzyt der stat van Coelne lyfftligen zu den hielgen sweyren sall, goitz ere ind der stede ere ind vryhiet zo behalden ind eyn gemeyne beste truweligen vortzukeren ind zo besorgen. Ouch so sall nu vortme eyn ungeschieden ungedeylt rait syn ind sitzen gemeynlichen under eynanderen in eyme raide; dat is also zo verstain, dat geyn enge noch wyt rait bynnen Coelne me syn noch sitzen ensal, as vur tzyden geweyst ind gesessen hait. Vort so hain wir eyndreichtligen overdraigen, as umb eynen rait zer tzyt zo kiesen, so wilche zyt off wanne sych dat gebuert, dat man zwene burgermeystere ind eynen rait zer tzyt enbynnen Coelne kyesen sall, dat asdan dye koer geschien sall by geswoyren eyden, as herna geschreven voilcht: In dem yersten so soilen wir van dem wullenampte, as arsburch ind kryechmart, mit den ampten schorre, wysgerre ind tyrteyer zo uns verbunden under uns veyr eirbere manne ind burgere zo raide keysen ind schicken, ind wir van dem iserenmarte vurschreven zwene eyrbere manne ind burgere, wir van des swartzenhuys zwene eyrber manne ind burgere, wir van den goultsmeden mit den goultslegeren zo uns verbunden under uns zwene eirber manne ind burgere, wir van der wyndeggen zwene eyrbere manne ind burgere, wir van den buntworteren under uns zwene eyrber manne ind burgere, wir van dem hemelriche vurschreven under uns zwene eyrbere manne ind burgere, wir van den schilderen myt den ampten wapensticker, sadelmecheren ind glaysworteren vurschreven zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van dem aren under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van den steynmetzeren mit den ampten zymmerluden, houltzsnyderen, kystenmecheren, leyedeckeren ind sleyvereren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den smeden under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van den beckeren under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den bruweren under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van den gurdelmecheren mit den ampten conreyderen, naildemecheren, dreseleren, budelmecheren ind henschenmecheren zo uns verbunden under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van dem vleyschampte under uns eynen eyrberen man ind burger, wir van dem vyschampte mit denghenen zo uns verbunden under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van den schroederen vurschreven under uns eynen eyrberen man ind burger, wir van den schomecheren mit den ampten loyrren ind houltzschomecheren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den sarworteren mit den ampten teschmecheren, swertvegeren ind bartscherren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den kannengiesseren mit dem ampte hamecheren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den vassbenderen mit dem wynampte ind wynschroideren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den ziechweveren mit den ampten decklachweveren ind lynenweveren zo uns verbunden under uns eynen eyrberen man ind burger zo raide nemen ind kyesen soilen, mit namen under uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven sulghenen wyse, eirber lude zu raide zo kyesen, dye der stede ind gemeynden nutzlich, eirlich ind beste synt. Ind asdan so soilen wir vurschreven ampte ind gaffelen unse gecoiren raitzlude zur stunt up der stede raithuys schicken ind senden, ind dyeselve gekoyren raitlude soilen asdan vort by yren eyden, dye sy darup doin soilen, dat gebrech des raitz zu stunt neymen ind kyesen uss den ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven, mit namen under alsuelghen eirberen wysen luden, dye dartzo nutzlich ind der stede ind gemeynden vurschreven eerlich ind beste synt, bis dat der rait in eyme gantzen getraile van nuynindveyrtzich eirberen mannen burgeren zo Coelne volkomentlichen gesat ind geordyneyrt sy. Ind so wanne dan der rait also in der vurschreven wysen gentzlichen ind zomail gesat ind gekoyren is ind synen eydt darup gedain hait, as vurschreven steyt, so sal asdan derselve gekoyren rait by denselven synen eyden uss den vurgenanten ampten, gaffelen ind gemeynden zwene burgermeystere neymen, setzen ind kyesen, mit namen suelghe eyrbere, wyse lude, dye der stede ind gemeynden nutzlich, eerlich ind beste synt, sunder argelist. Vort hain wir mit gueden beraidenen moyde willentlichen overdraigen ind gevurwert: also were sache, dat eynich ampt off gaffel van uns vurschreven ampten ind gaffelen zu den zyden, wanne sych dye vurschreven koere des raitz geburde zu geschien, suelghe eirber, wyse lude ind burgere under uns nyet enhetten zu raide zo kyesen off zu schikken, off ouch umb reedlicher sachen wille zu raide nyet kyesen enwoulden, dat asdan eyn rait zer tzyt, dye gekoyren were ind synen eydt gedain hette, moegich ind mechtich syn sal, as van unsen weghen under anderen ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven in Coelne suelghen eyrber wyse lude ind burgere zo raide zo kyesen ind zo setzen, dye der stede ind gemeynden vurschreven eerlich, nutzlich ind beste synt, doch also, dat wir ampte ind gaffelen, dye also, as vurschreven steyt, nyet gekoyren enhedden noch kyesen enwoulden, darumb unse koere, wye vur van uns ercleyrt steyt, nyet verloiren haven ensoilen, dan zu den zyden, as wir nyet kyesen enweulden, ind nyet damit weder unsen eydt zo doin, sunder argelist. Ouch so ensal de vurschreven koer des raitz ind der burgermeystere zer tzyt nyet geschien noch gekoyren werden umb leyff noch umb leyt, na vruntschaff noch na mayschaff, noch umb geynreleye sachen noch beeden wille, dan sunderlingen umb eynre stede ere vryhiet ind eyn gemeyne beste in allen sachen truwelichen vortzukeren ind zo besorgen, sunder argelist. Vort so hain wir mit gueden moytwillen under eynander verdraigen, dat man umber zo allen halven iairen eyn halfschiet des raitz zer tzyt sitzende ersetzen sall; dat is also zo verstain, dat nu zo kirsmissen nyest comende dis rait nu sitzende halff ussgain sall ind eyn ander halfschyet wederumb inghaen

dem

om Jahre 1396. (Original im Stadtarchiv zu Köln.)

estimmen die Art, auf welche in der Folge der Rat

— 1396, 14. September.

sall, as uss denselven ampten, gaffelen ind gemeynden, daruss dye vur genoemen ind gekoeren weren, wederumb in des ungainden stat zo setzen ind zo kyesen, ind also vort umber zo allen halven iairen eynen rait zer tzyt halff uss ind ynzosetzen, so wye sich dat heyscht ind gebuert, also dat eyn yecklich man, dye also in den rait gesat ind gekoiren worden is, wye vurschreven steyt, eyn gantz iair lanck zo raide sitzen sall, ind so wanne dye dan usghiet, so ensall hee nyet ee weder zo raide sitzen, dan zome dirden iaire, as verre hee van synen vrunden, ampten off gaffelen vurschreven dan gekoiren wirt, dat is zo verstain, zwey iair lanck na syme iaire, dat hee zo raide gesessen hette, zo beyden ind nyet zo raide zo sitzen, sunder argelist. Vort bain wir verdraigen, so wilch man van uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven also zo raide gekoiren worden is, as vur ercleyrt steyt, dat dye eyn burger sal syn, ind sal dartzo gehoirsam syn ind zo raide sitzen sunder wederrede, id enkweme yem dan lyffnoit off herrennoit, dat kundich were, sunder argelist. Ind were sache, dat yeman van uns dar enboyven nyet gehoirsam enwere, noch zo raide sitzen enweulde, as yem darup geboyden wurde eyns, anderwerff ind dirdwerff, so wye sich dat dartzo heyscht ind gebuert, dat dye ungehoirsam asdan eyn iair lanck unden in eynen der stede turn legen sal, sunder eyngerleye beyde vur yn zo geschien. Vort so hain wir overdragen eyndrechtligen, dat geyn man van uns vurschreven ampten, gaffelen ind gemeynden in Coelne, die also, as vurschreven steit, zo raide gekoiren is, hee sy wie hee sy, zo raide sitzen ensal in geyne wyse, dye eyn bastart of yemans eygen, off ouch in dem banne sy, off ouch de eyngerleye gave, gelt, cleynoit, mede, liefnisse off geschencke, mit eynger argelist off behendichiet darumb van syme ampte, gaffelen, off yeman anders, off ouch umb yemans wort off beste ymme raide zo doin off zo sprechen, neymen off untfangen sal zo geynen zyden anders, dan yem in raitzstat na gewoinden ind hercomen der stede vurschreven geboiren mach. Vort hain wir ampte ind gaffelen eyne mit der gantzer gemeynden in Coelne vurschreven eyndreichtligen under eynanderen verdragen ind uns ouch willentligen dartzo verbunden, also were sache, dat eynich ampte off gaffel van uns vurschreven ampten ind gaffelen, off ouch yeman anders, yd were van der gemeynden in Coelne, off hee were, wye hee were, nu off hernamails zo eyngen zyden eyme raide zer tzyt der stede van Coelne mit geweltlichen sachen wederstoynde in eynger wyse ind yen nyet moegich noch mechtich alre sachen sitzen enleysse, so wye vur davan ercleyrdt ind geschreven steit, so soilen wir alle ander ampte, gaffelen ind gemeynde vurschreven asdan unvertzocht sunder wederrede eyme raide zer tzyt mit lyve ind mit guede bystendich syn, dye gewalt ind wederstant truwelichen mit gantzen ernste helpen zo keren, also dat man dem off van den, dye dem raide vurschreven in der geweltlicher wysen also wederstoinden off wederstanden hedden, offenbeyrligen richten sall as van mysdedigen luden, sunder eyngerleye vertzoch off beyde vur sy zo geschien. Vort so hain wir sementligen ind eyndreychligen overdragen ind uns willentlichen dartzo verbunden, off sache were, da umber got vur syn moysse, dat nu off hernamails zo eynghen zyden eyngerleye upluyff off geruchte enbynnen Coelne bynnen naichte off daghe geschege off uperstoinde, treffende weder den rait ind gemeynde vurschreven, darumb dat der stede bannyer ind wympel zo den zyden upgeworpen wurden off weren, so soilen wir alle ampte, gaffelen ind gemeynde vurschreven unvertzocht, wanne wir dat verneymen, eyndreychtligen by eynander treden, as mallich van uns dem anderen zo helpen, zo beschudden ind lyff ind guet by eynander zo laissen ind dem bannyer ind wympel narovolgen in nutz, urber ind behoiff der stede ind gemeynden vurschreven, sunder argelist. Vort umb alle zweyonge ind uneyndreichtigeit under uns zo verhoiden, so hain wir verdragen ind uns dartzo verbunden, off sache were, dat yeman van uns ampten, gaffelen ind der gemeynden vurschreven, hee were wye hee were, boyven dese vurgenanten unse geselze ind verdrach mit eynger partyen, argelist off behendicheit nu off hernamails zo eyngen tzyden eynghen upluyff off geruchte bynnen Coelne machden off zobreichten, yd were naicht off dach, dat man van dem off van den, dye den upluyff ind geruchte also gemaicht hette, ind man des kuntligen gewair wurde, offenbeirlichen richten sall. Were ouch sache, dat yeman van uns, he were wye hee were, umb eyngerleye zwist, zweyonge, zorns, hass off nydtz wille sich mit dem anderen enbynnen Coelne zweyde off sloige, id were mit worden off mit wercken, so wer dat dede, dat der rait zer tzyt danaff richten sall na rechte ind gewoinden der stede van Coelne, as dat van alders bis her gewoenlichen ind gehalden geweyst is, ind ouch na inhalt der stede ind des raitz morgensprachen; ind darumb so ensall nyemant van uns ampten, gaffelen noch van der gemeynden vurschreven, hee sy we hee sy, syn harnesch andoin noch gewapent dartzo louffen, noch ouch andere lude gewapent dartzo doin off heisschen louffen, off brenghen in eynger wyse. Ind were sache, dat yeman darenboyven syn harnesch andede ind dartzo leyffe, ind den upluyff umb suelger vurgenanter zwist ind zweyongen wille maichde ind zobraichte, dat man van dem off van den, daan man des kuntligen gewair wurde, offenbeirlichen richten sall, so wye eyn rait zer tzyt sitzende na usswysongen der bruchen dat zydich ind recht dunckt. Vort hain wir sementligen overdragen ind uns myt desem brieve vestlichen dartzo verbunden, dat nyeman van uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven, noch van eynghen anderen luden in Coelne, sy syn we sy syn, geynreleye verbunteniisse, partye noch veidrach machen, setzen noch anghain ensoilen, heymlich noch offenbair in geynre wyse, vorder dat dit untgainwordighe verbont ynhelt ind begrytft. Ind were sache, dat yeman van uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven, off van eyngen anderen luden darweder deden ind yre eyden ind eren daynne vergeissen, so soilen wir alle andere ampte, gaffelen ind gemeynden vurschreven by unsen eyden hieynne begriffen dem raide zer tzyt van Coelne getruwelichen dartzo helpen raiden, ind bystendich syn, dat man van dem off van den, daan man suelger nuwer verbuntenysse ind partyen gewair wurde, offenbeirlichen richten sall. Vort so hain wir sementlichen under eynanderen geloifft ind verdragen, dat geyn ampt noch gaffel van uns ampten ind gaffelen vurschreven, dye in dye andere ampte ind gaffelen gesat ind verbunden synt, ind darvur wir andere ampte ind gaffelen dese verbuntbrieve mit unsen segelen besegelt hain, dat sich dye zo denselven ampten ind gaffelen, zo den sy verbunden synt, behalden soilen ind nyet van yn schieden noch brechen zo geynen zyden, mer sich zo regieren ind zo halden, wye sy vur by eynanderen gesat ind geschreven steynt, sunder wederrede. Vort umb dat dyt untgainwordige verbunt ind alle ind yeckliche punte daynne begriffen, under uns dy vestlicher gehalden werden ind unvergencklich blyven zo ewigen daghen, so hain wir sementlichen overdragen ind willen, dat alle dyeghene, dye nu enbynnen Coelne wonent, off hernamails enbynnen Coelne zo wonen coment zo eyngen zyden, dat dye bynnen den nyesten veyrtzien naichten, nadem das van yn gesunnen wirt, eyn ampte off eyne gaffel kyesen soilen, dartzo sich halden ind verbinden soilen, gelych wir anderen dartzo verbunden syn. Ind wanne sy asdan also eyn ampt off eine gaffel gekoiren haint, as vurschreven steit, so soilen sy vort dytselve verbunt ind alle ind yecklige punte daynne begriffen vursicheren ind geloyven in gueden truwen ind na lyffligen zo den hielgen sweyren, vaste, stede und unverbruchlich zo halden, wye vur ind na in desem verbuntbrieve geschreven steyt, zo ewigen dagen, sonder argelist. Weir ever sache, dat yeman van uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven off yeman anders, hee were we hee were, nu off hernamails zo eyngen zyden enbuyssen Coelne zo woynen queme, so hain wir verdraigen, dat dye asdan in desme selven verbunde uns nyet vurder noch me vereydt noch verbunden syn ensall, sonder argelist. Ouch hain wir oeverdragen, dat wir eyn rait zer tzyt der stat van Coelne ind wir alle ander ampte ind gaffelen, dye yre segele an desen brieff gehangen haent, as eyn yecklich van uns deser verbuntbrieven eynen mit der stede meyste segele ind unser alre ampte ind gaffelen segelen besegelt haven ind in unser gewalt behalden soilen, van worde zo worde ynhaldende, so wye vur ind na daynne geschreven steyt. Vort were sache, dat eynger deser verbuntbrieve nu off hernamails zo eyngen zyden van ungeschichte off van eynger anderer sachen weigen by eyngen uns ampten off gaffelen verwarluyst, verbrant, off an yren segelen gequadt, zorissen off zobrochen wurden, da got vur sy, dat asdan wir andese ampte ind gaffelen vurschreven zo gesynnen ind beiden des amptz off der gaffelen, die denselven brieff also verwarluyst hetten, eynen anderen brieff weder in des stat doin gheven, schryven ind besegelen soilen, in alle der formen ind wyse, so wye dis brieff van worde zo worde ynhelt ind besegelt is, sunder wederrede, mer doch up koste des amptz ind gaffelen, die denselven brief also verwarlust hedden, sunder argelist. Alle ind gecliche punte und geselze vur und na in disme brieve geschreven hain wir burgermeyster, rayt, ampte, gaffelen eyne mit der gantzer gemeynden in Coelne vurschreven, ind vort mit alle denghenen, dye zo uns verbunden ind vereydt synt, ind wir mit yn, as vurschreven steyt, sementligen ind sunderlingen vur in gueden gantzen truwen vestligen geloifft ind gesichert, ind na mit upgereckden vingeren lyfflichen ind willentlichen zo den hielgen geswoiren, geloyven, sicheren ind sweyren overmitz desen brieff, dat wir dye gentzligen ind zomail, so wye dy vur ind na in desme selven verbuntbrieve cleerlichen geschreven steent, vaste, stede ind unverbruchlich halden, doin ind volvoyren soelen zo ewigen daghen, ind darweder nyet zo raiden, zo doin noch zo sprechen zo eyngen zyden, mit eyngerleye list, argelist, nuwen vunden off quayder behendighiet, dye erdaicht synt, off noch erdaicht werden moegen in eynger wyse. Ind umb dat dytselve verbont ind alle ind yeckliche punte daynne begryffen in gantzer volkomenre moegen ind maicht zo ewigen daghen under uns dye vestlicher gehalden werden, ind ouch, want dieselve verbunt overmitz uns ind mit unsen willen, wissen ind volburt, gesatt, gesaist ind gestediget, geloifft, gesichert ind geswoiren worden synt, so hain wir burgermeystere ind rait vurschreven zo eynre erfflicher bestedongen alre vurschreven sachen unser stede meyste segel an desen brief doin hangen. Ind wir alle ander ampte, gaffelen ind gemeynde vurschreven hain vort zo meere steetgiet ind gantzer volcomenre maicht ind sicherhiet dis verbuntz ind alle ind yecklicher punte daynne begriffen mit unser alre wist, willen ind geheyssche unser ampte ind gaffelen segele vur uns ind ouch zo beyden ind gesynnen der andere ampte ind gemeynden vurgenant, dye gheyne segele enhaint ind zo uns verbunden synt, as vurschreven steit, eyndreichtligen an desen brieff doin hangen zo ewigen daghen. Ind wir alle andere ampte ind gemeinde vurschreven, dye gheyne segele enhaven ind zo den ampten ind gaffelen, dye yre segele haint, vereydt ind verbunden syn, wye vur van uns geschreven steit, bekennen, dat wir alle ind yeckliche sachen ind punten in desem verbuntbrieve geschreven eyne mit den vurgenanten burgermeysteren, raide, ampten ind gaffelen gelofft, gesichert ind zo den hielgen geswoiren hain, ind dat wir darumb des raitz ind der stede meyste segeltz vurschreven ind ouch der andere ampte ind gaffelen vurschreven segele, zo den wir verbunden syn, as vurschreven steit, in alle desen vurschreven punten ind sachen dis verbuntz eyndreichtligen gebruychen zo ewigen daghen, wilghe segele darumb zo unser alre beyden ind gesynnen an desen brieff gehangen synt, die gegeven ind gemaicht is in den iairen unss herren, do man schryff dusent druhundert seesindnuyntzig iaire, up des hielgen cruitzes dach, den man zo latyne schryfft exaltatio.

(Nach Ennen.)

Digitized by Google

gegen die andere unterſtützten, bald wieder mit jenen Bundesgenoſſen zerfielen, um ſich ſelbſt die Herrſchaft über die Stadt anzueignen, ohne jedoch dieſen Plan verwirklichen zu können. Das ſich ſo feſt wähnende Regiment der Geſchlechter aber fand ſeinen tragiſchen Untergang durch ſeine eigene Uneinigkeit. Eines ſeiner Glieder, Rütger Grin, der dem ritterlichen Weſen ſeiner Genoſſen die Beſchäftigung mit dem Mammon vorzog, aber das Volk ſo ſchroff wie keiner daniederhielt, veruntreute als Finanzvorſtand Gelder und büßte dafür mit dem Tode. Dieſes Ereignis beſiegelte die bereits eingetretene Schwäche der „Geſchlechter“, und obſchon ſie einen Aufſtand der Zünfte, an deren Spitze die Weber ſtanden, noch 1368 niederſchlugen, wirkten eine unter ihnen ſelbſt ausbrechende Fehde und empörender Druck auf die Zünfte derart, daß der letzteren Sieg leicht wurde (1396). Die meiſten der Geſtürzten wurden verbannt, die wenigen aber, die Urfehde ſchwuren und in der Stadt blieben, ſpäter, ſo ſehr ſtanden ihre Namen noch immer im Anſehen, auf lange Zeit hin wieder zu Ehren und Ämtern erhoben, allerdings nur als Zunftmitglieder, was fortan alle Bürger ſein mußten. Nur das Proletariat blieb von dem 51 Mitglieder zählenden Rate ausgeſchloſſen, in den die Zünfte 36, der Rat ſelbſt den Reſt wählte.

Kaum irgend eine deutſche Stadt blieb, namentlich im vierzehnten Jahrhundert, von ſolchen Kämpfen verſchont, die in den norddeutſchen Städten mehr mit dem Siege der Patrizier, in den ſüddeutſchen aber meiſt mit dem der Zünfte endeten. Einer der erſten dieſer Siege war ein zugleich hochpatriotiſcher, indem zu Brügge in Flandern, das damals deutſch war und fühlte, das Volk die Reichen, die ſich Frankreich unterworfen hatten, 1302 unter der Führung des greiſen Zunftmeiſters Pieter de Koning vertrieb und die Franzoſen in einer Art ſiziliſcher Veſper niedermachte. Bei dieſen Ereigniſſen traten denn auch nicht nur erhebende Züge des Mutes der vorher vom Patriziat Unterdrückten, ſondern auch erbärmliche Beiſpiele von Roheit und Feigheit zu Tage. In Nürnberg z. B. waren es (1349) nicht hochherzige Volksmänner, ſondern „catilinariſche Naturen“, welche die Bewegung gegen das Patriziat in Fluß ſetzten, Menſchen, welche der Volkswitz mit charakteriſtiſchen Spitznamen bezeichnete. Ein Schwertfeger, genannt Geißbart, und ein Grundbeſitzer, Pfauentritt geheißen, ſpannen eine Verſchwörung, die aber den Regierenden verraten wurde, die ſich in feiger Flucht zu retten ſuchten, worauf der Pöbel, dem allerlei Herrlichkeit vorgeſpiegelt worden, das Rathaus und die Häuſer der Patrizier und der Juden plünderte, alles Geräte darin zerſchlug, Frauen und Töchter mißhandelte, Schuldſcheine verbrannte, lärmte und zechte und eine neue Städteregierung unter den Häuptern der Aufſtändiſchen einſetzte. Da jedoch unter derſelben arge Zuchtloſigkeit herrſchte, Handel und Gewerbe aber ſtockten, griff König Karl IV. die Stadt an, die ſich ohne Gegenwehr ergab und nach nur zwölftägiger Herrſchaft der Demagogen, welche empfindliche Strafen erlitten, das alte Regiment wieder annehmen mußte. Durch einen gütlichen Vertrag von 1378 erhielten aber die Zünfte das Recht der Teilnahme an der Beſetzung des Rates.

Eine ähnliche Rolle wie jene Demagogen Nürnbergs ſpielte in Braunſchweig, wo ſtets Reibungen zwiſchen dem patriziſchen Rat und den Gilden, die ihn gern losgeworden wären, aber ihn nicht erſetzen konnten, die Ruhe ſtörten, der Kürſchner („Pelzer“) Lüdeke Holland, der die Herrſchaft der alten Geſchlechter 1488 ſtürzte, eine freudenfeindliche Schreckensherrſchaft begründete (es durfte keine Mummerei im Faſching ſtattfinden) und die Gegner mit falſchen Anklagen verfolgte, bis er die Mehrheit der Bürgerſchaft erbittert hatte und ſein Regiment nach drei Jahren zerfiel, ohne irgend etwas Gutes geſchaffen zu haben; er ſelbſt floh und ſeine Anhänger wurden verbannt. Vom Herzog Heinrich zu Wolfenbüttel aus Haß gegen die an ihrer Freiheit hängende Stadt beſchützt, aber wieder aufgegeben, befehdete und beraubte er die Braunſchweiger, bis ihn Markgraf Joachim von Brandenburg bändigte; er ſtarb als Handſchuhmacher in Mecklenburg.

Das Beiſpiel dieſes Ringens um die Macht zwiſchen Adel und Zünften wirkte zu gleicher Zeit auch weiter abwärts, indem die „Knechte“ der Handwerker ſich erhoben, um zu Geſellen emporzuſteigen. Sie gründeten ſelbſtändige „Geſellenladen“, ſowie Brüderſchaften zu religiöſen, wohlthätigen und geſelligen Zwecken und traten mit ſolcher Kraft auf, daß die Parteien der „Herren“ und der „Meiſter“ ſie gegeneinander zu benutzen und für ſich zu gewinnen ſuchten. So gelangten ſie dazu, ſich aus der Knechtſchaft zu befreien, wie früher ihre Meiſter aus der Hörigkeit ſich emporgerafft hatten. In ähnlicher Weiſe verhielten ſich die ſelbſtändigen, aber zunftloſen Arbeiter, die neben den Zünften ſogenannte Gemeinheiten bildeten, an deren Spitze Hauptleute ſtanden.

Der Sieg der Zünfte in den meiſten Städten hatte ſchwerwiegende Folgen, namentlich im Kriegsweſen. Die Edeln hatten als Ritterheere die Städte verteidigt; jetzt, nach ihrem Sturze, mußten ſich die in Waffen nicht geübten neuen Machthaber mit Söldnern behelfen, die ſchwer bezahlt werden mußten, unzuverläſſig und gegen die Landbelleute viel zu ſchwach waren. Dieſe nämlich, von ihren verbannten Standesgenoſſen, die bei ihnen Zuflucht fanden, aufgereizt, feindeten nun die nicht mehr gefürchteten Städte an und überhäuften ſie mit Fehdebriefen. Die Waren der Kaufleute wurden, von elenden Söldnern bewacht, Beute der Raubritter, deren Beiſpiel bald auch verbannte Bürger und niedergetretene Bauern aufmunterte, ihnen gleich zu thun. Die Geſchichte des ausgehenden Mittelalters iſt beinahe eine große Räubergeſchichte zu nennen. Wie groß der Haß zwiſchen den Parteien war, zeigt das Ende des verbannten kölniſchen Edeln Hilger van der Steſſen, der einſt die Zünfte gegen den Rat aufgereizt hatte, aber von ihnen als Meineidiger und Herrſchſüchtiger verlaſſen worden, dann, nach ſeiner Flucht, manche Fehden gegen die Stadt geleitet, doch wiederholt mit Geleitsbrief ſie beſucht hatte, einſt aber, als er aus Übermut dieſes Schutzmittel unterließ, verhaftet und hingerichtet wurde, und deſſen Schickſal ſein Freund und der Stadt Feind, Hermann von Goch, der mit ſeinem Schwager die nämliche Unvorſichtigkeit beging, bald darauf teilte. „Gegenſtände, welche Goch auf der Reiſe mit ſich führte, und die ihm bei ſeiner Verhaftung abgenommen wurden, z. B. ein ſilberner Zulegelöffel, eine ſilberne Kette nebſt Siegel, dann eine reich gehäkelte Geldbörſe mit kölniſchen und mailändiſchen Münzen und mehreres nebſt dem ſo oft mit unſchuldigem Blute gerötеten Ratsſchwerte aus jener Zeit ruhen auf dem Stadtarchiv.“

Bürgerliche Räuber lernte z. B. (1419) ein Kaufmann aus Speier in einem Walde in der Nähe von Straßburg kennen, der von ihnen angefüllt war und unter denen er ſogar ſeinen Schwiegervater traf, der ihn töten wollte und nur unter der Bedingung davon abließ, daß ſich der Reiſende bei den andern Räubern für einen ihresgleichen ausgab. Auf ſeine Klage ließ dann der Rat von Straßburg den Wald umſtellen und hob die Räuber auf, die hingerichtet wurden. Die Zeit war ſo entſittlicht, daß jene Räuber in einem Nonnenkloſter Zuflucht gefunden und mit lüderlichen Bewohnerinnen desſelben ihre Beute verpraßt hatten. Ja es gab hohe Geiſtliche, die das Rauben nicht ſcheuten. Ein Domherr zu Köln, Dietrich von Neuenaar, beraubte 1490 den Augsburger Eggert, und als dieſer bei dem Erzbiſchof der rheiniſchen Metropole klagte und an den Domdekan gewieſen wurde, ließen ihn dieſer und ein Scholaſtikus, nachdem ſie erſt mit ihm getrunken, heimtückiſch packen, feſſeln und in ein Verließ werfen, aus welchem ihn eine Magd durch Liſt befreite, die er dann heiratete. Als er aber neuerdings ſein Recht ſuchte und, überall abgewieſen, endlich Fehde anhob, bewirkte der geiſtliche Räuber, daß ihn die Stadt Köln gefangen ſetzte!

Hörte indeſſen unter dem Zunftregiment die Stärke der Städte im Felde auf, ſo begann ſie dafür wieder in ihre Rechte zu treten, ſobald die Bürger hinter ihren ſorgfältig und beſtändig bewachten Mauern dem ſie belagernden Feinde trotzten. Da waren ſie beinahe

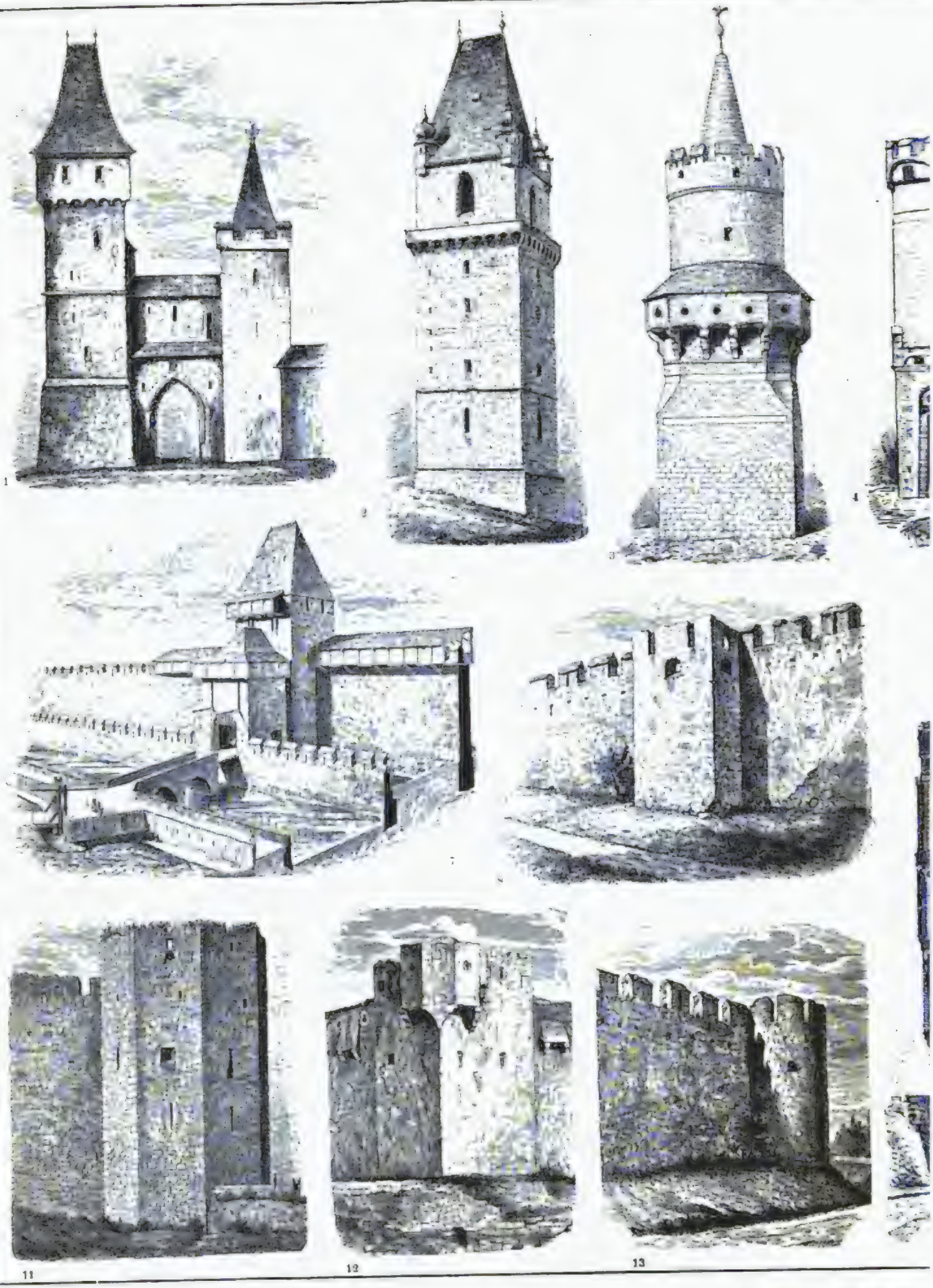
Digitized by Google

## Typen mittelalterlicher Befeſtigungswerke deutſcher Städte.

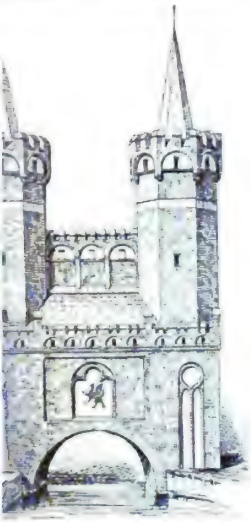
1. Hohenmauth. (Nach Lind i. Mitthlg. d. C. C.)
2. Bertholdsdorf, in Niederöſterreich. (Ebd.)
3. Prenzlau.
4. Stargard, Mühlenthor.
5. Königsberg in d. Neumark.
6. Egenburg. (Nach Lind.)
7. Frieſach in Kärnten; Olſa-Thor; Rekonſtruktion. (Nach Eſſenwein.)
8. Groß-Enzersdorf. (Nach Lind.)
9. Egenburg, Aufgang zur Zinnengalerie an der Innenſeite der Mauer. (Ebd.)
10. Budweis. (Ebd.)
11. Hainburg in Niederöſterreich. (Ebd.)
12. Bruck a. d. Leitha. (Ebd.)
13. Groß-Enzersdorf. (Ebd.)
14. Stendal, Uenglinger Thor.
15. Egenburg. (Nach Lind.)
16. Hainburg. (Ebd.)

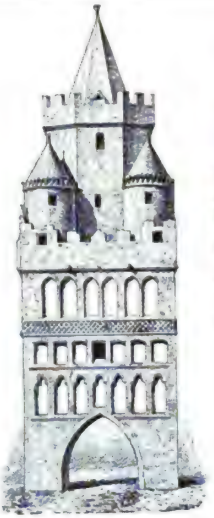
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

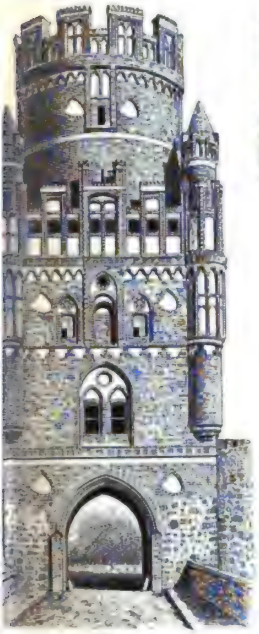


Typen mittelalterlicher Befe





6



14

9

10

15

16

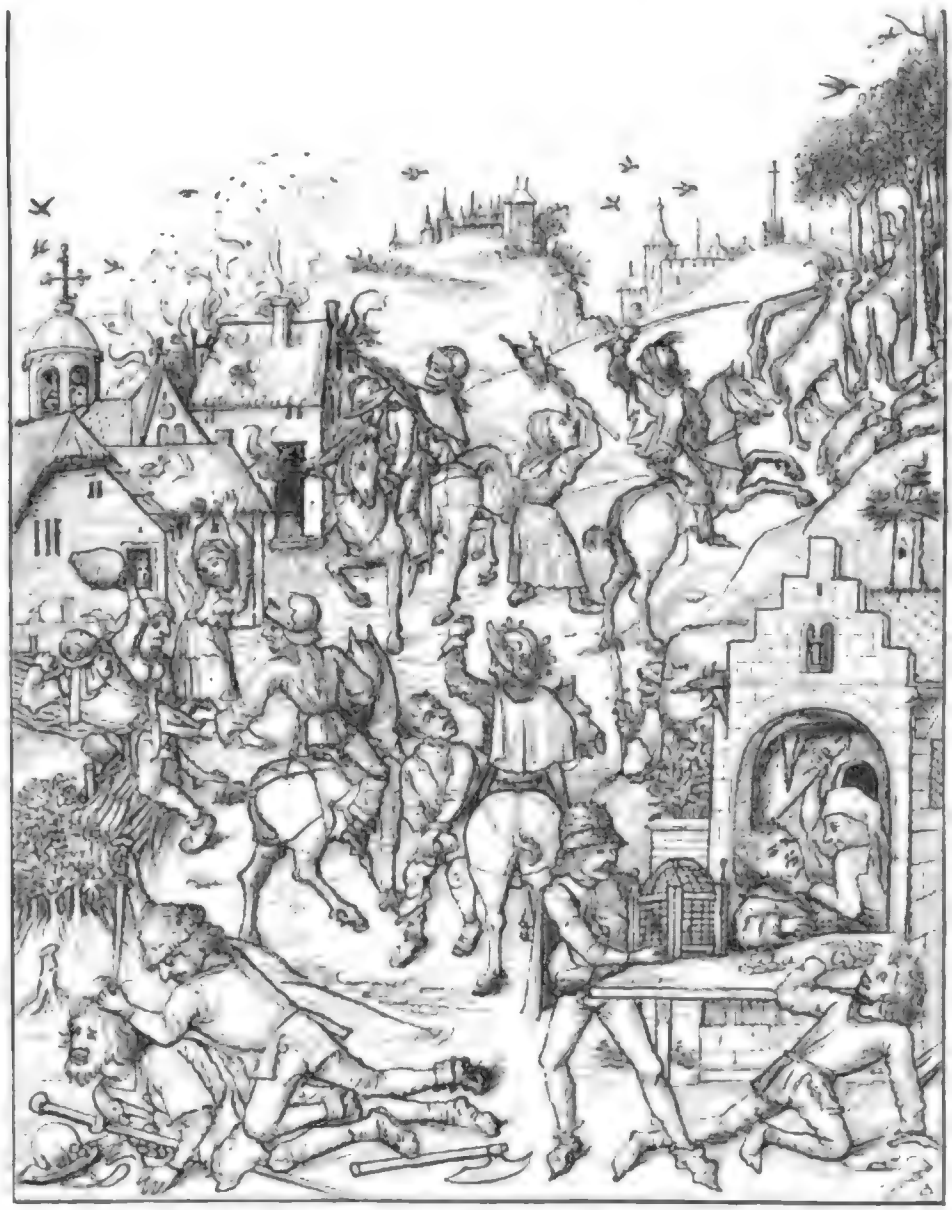
eigungswerke deutscher Städte.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

unüberwindlich, — bis die Feuerwaffen ihre verheerende Wirkung begannen. Die Verteidigung der Städte wurde aber zugleich durch ihre wachsende Ausdehnung erschwert. Es wurden, wie im alten Rom, weitere und wieder weitere Umwallungen erforderlich. Auf dem Lande wurden Höfe in die Stadt einbezogen, jedoch nicht der ganze Raum bebaut,



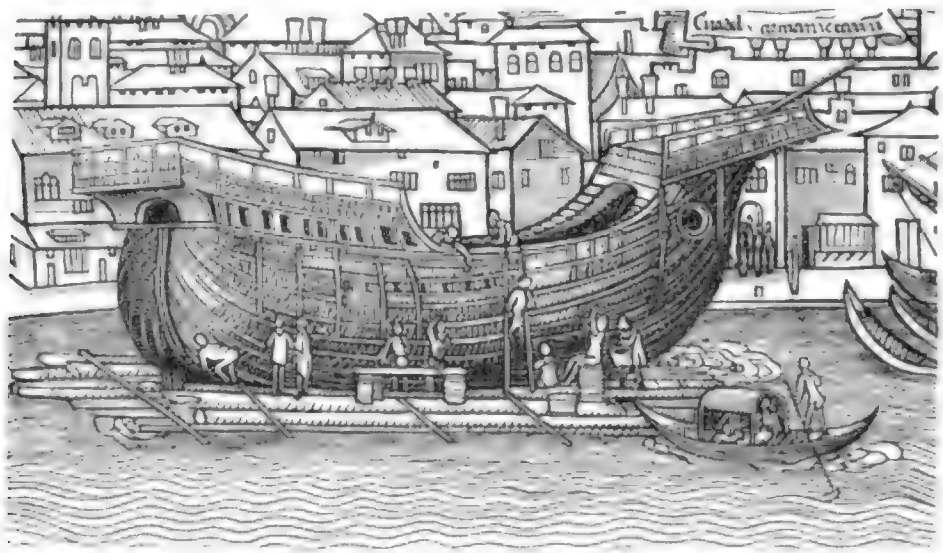
Überfall und Plünderung eines Dorfes.

Die Insassen desselben werden beraubt, gefangen, fortgeschleppt: im Vordergrunde links wird einer erstochen; das Dorf wird in Brand gesteckt. Aus einer Bilderhandschrift vom Ende des 15. Jahrh. im Germ. Mus. zu Nürnberg. „Mittelalterliches Hausbuch."

sondern für Nutz- und Weingärten Platz gelassen; auf der Seite gegen größere Flüsse dagegen wuchsen Hafen- und Handelsvorstädte empor und dehnten sich oft über ihre Ufermauern und den Strom selbst auf das andere Ufer hinüber, mit dem sie durch Brücken verbunden wurden, so in Köln, Mainz, Bremen, Dresden, Magdeburg u. s. w.

Dieses Wachstum der Städte und ihr durch Gewerbe und Handel zunehmender Wohlstand führten denn auch notwendig zu Verbindungen mit anderen Gemeinwesen der gleichen

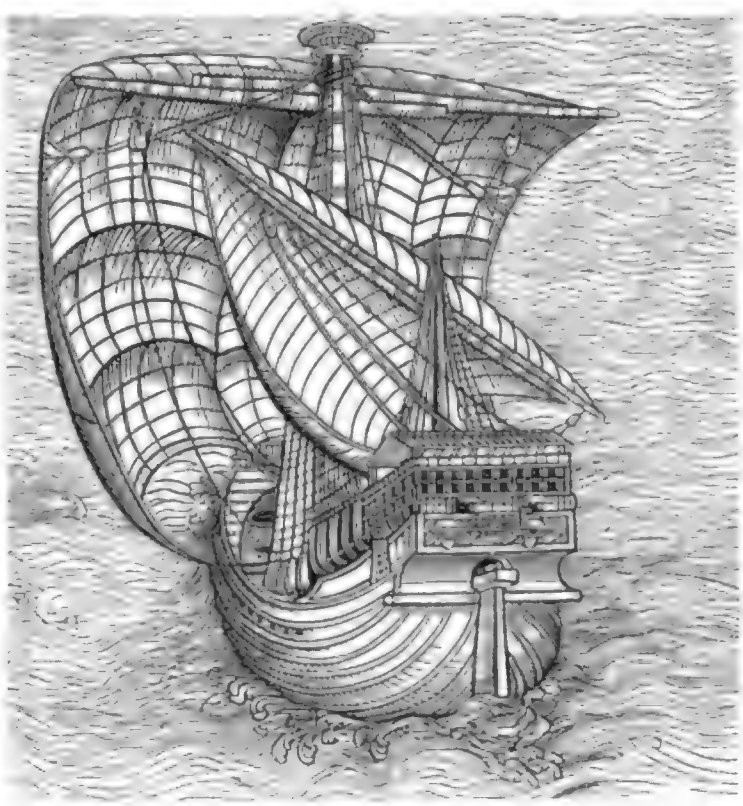
Art und gleicher Intereſſen, um gegen die gemeinſamen Feinde vom Adel an Stärke und Widerſtandskraft zu gewinnen. Die großartigſte Erſcheinung dieſer Art, die Hanſa, entwickelte ſich auf dem zweifachen Wege der ausländiſchen Handelsverbindungen und des inländiſchen Bundesſchutzes. Den Grundſtock der erſteren bildete der Handel auf der ſchwediſchen Inſel Gotland und in deren Stadt Wisby. Aus den Händen einer Genoſſenſchaft deutſcher Kaufleute (die bis zum Sturze Heinrichs des Löwen unter deſſen Schutz ſtand und ſpäter die Hälfte des Stadtrates beſetzte) gingen aber am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Vorteile jener Verbindung in die Macht ihrer eiferſüchtigen Vaterſtädte über, unter denen Lübeck die erſte Rolle ſpielte, und ihr Sitz wurde in das Vaterland gezogen. Wie mit dem Handel in der Oſtſee, ging es aber auch mit dem in der Nordſee, und hier war es, wo der Name der Hanſa zuerſt in Bezug auf eine Geſellſchaft von Kölner Kaufleuten erſcholl, die ſeit etwa 1150 in London die „Gildhalle“ und das Monopol des deutſchen Handels beſaß, deſſen vornehmſter Artikel Rheinwein war. Aber auch hierher reichte die Rührig-



Der im Bau begriffene Rumpf eines großen Seeſchiffes vom Ende des 15. Jahrh.
Aus Bernh. v. Breydenbach, Peregrinationes. Mainz 1486.

keit Lübecks und Hamburgs, ſie verſchafften ſich 1266 und 1267 von ſeiten Englands die Bewilligung, neue Hanſen zu bilden, und ſo wurde die Gildhalle aus einem köluiſchen zu einem allgemein deutſchen Hauſe. Das nämliche Schickſal hatte der deutſche Handel in Flandern, deſſen Hauptſitz Brügge mit Köln wetteiferte. Schon ſeit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts aber ſtanden die wichtigſten deutſchen Seeſtädte, Lübeck und Hamburg, unter ſich und hinwieder Hamburg mit den ſächſiſchen: Bremen, Braunſchweig, Hannover und anderen, ſowie Lübeck mit den damals „wendiſch“ genannten Städten Roſtock, Wismar, Stralſund und Greifswald, und anderſeits ebenſo die bedeutendſten weſtfäliſchen Städte Münſter, Soeſt, Dortmund und Osnabrück, endlich auch die preußiſchen Oſtſeeſtädte in Bündniſſen miteinander, die nach und nach zu einem einzigen zuſammenwuchſen, zur „Hanſa der Deutſchen“, welche ſeit 1358 gemeinſame „Tage“ abhielt, dem däniſchen Reiche und ſpäter auch dem norwegiſchen ihre Kraft zeigte und ſich über mehr als neunzig Land- und Seeſtädte Norddeutſchlands, der Oſtſeeländer und der Niederlande ausbreitete. Die große Bedeutung dieſes Bundes liegt darin, daß durch denſelben die Schranken zwiſchen Weſtſee (d. h. Nordſee) und Oſtſee, in denen beiden früher nur die anliegenden Städte Handel

treiben durften, niederfielen und der Grundſatz der freien See den Sieg erfocht. Lübeck, Braunſchweig, Köln und Danzig wurden die Hauptorte der vier Kreiſe oder „Quartiere“ des Bundes, des wendiſchen, ſächſiſchen, weſtfäliſchen und preußiſchen. Im Gewichts-, Zoll- und Münzweſen trafen die Hanſaſtädte gemeinſame geſetzgeberiſche Maßregeln. Die Periode von der Mitte des vierzehnten bis zu der des fünfzehnten Jahrhunderts ſah die Blüte des Bundes. Viel weiter aber als ſein heimiſches Gebiet reichte ſein auswärtiger Handel, der außer der von ihm beherrſchten Oſtſee und Nordſee die ganze Produktenverbindung zwiſchen Rußland einerſeits, Britannien und den Niederlanden anderſeits zu ſeinem Monopol machte. Durch zahlloſe Verträge mit den Landesherren ſicherten ſich die Hanſeaten nicht nur dieſes Monopol, ſondern auch die Befreiung vom Strandrechte und von Gottesurteilen, ſowie Vorrechte im Zoll, im Schuldbetreibungsverfahren und im Erwerben von Holz zum Schiffbau. Ihre von den einzelnen Städten an den Bund übergegangenen, an die Niederlaſſungen der Phöniker und der Hellenen im Umkreiſe des Mittelmeeres erinnernden Faktoreien oder Kontore im Petershofe zu Groß-Nowgorod, im Stahlhofe zu London, zu Bergen in Norwegen und zu Brügge hatten eigene Vorſtände, und die deutſchen Kaufleute lebten dort nach Geſetzen, die der Hanſabund auf ſeinen „Tagen“ erließ, in einer Art klöſterlicher Zucht und verkehrten mit den Eingeborenen nach ſtrengen Regeln, ähnlich wie gleichzeitig die Genueſen und Venetianer in ihren Fondachi zu Akkon, Tyros, Alexandria, Galata bei Byzanz, Tana am Aſowſchen Meere und anderen. Sie errangen, hier früher, dort ſpäter, ihre eigene Gerichtsbarkeit und mußten von allen Einmiſchungen der Landesbehörden verſchont bleiben. Im nordiſchen Bergen z. B. wohnten zwei- bis dreitauſend Deutſche in 22 Höfen. Die Hanſaſtädte ſandten einander Verzeichniſſe ihrer wegen Seeräuberei und anderer Verbrechen geächteten Bürger. Denn Piraten in Menge machten die deutſchen Meere unſicher, ſo namentlich einige Zeit vor und nach 1400 die „Vitalien- (d. h. Viktualien-) Brüder“ oder Likedeler (Gleichteiler, Kommuniſten). Wie übrigens damals alle Mächtigen, war die Hanſa nicht wähleriſch in den Mitteln, unbequeme Konkurrenten niederzudrücken und ihren Handel zu vernichten. Bei dem Vorwiegen dieſer Beſchäftigung in ihren Mauern konnten denn auch in den meiſten ihrer Bundesglieder die Zünfte der Handwerker nicht zum Siege über die ſtolzen Geſchlechter des Rates gelangen. Im Kriegsfalle ſtellte jede ſich beteiligende



Seeſchiff vom Ende des 15. Jahrh., halb vor dem Winde ſegelnd.
Aus Bernh. v. Breydenbach, Peregrinationes. Mainz 1486.

Stadt des Bundes je nach ihrer Größe eine Anzahl Mannſchaften. Bedeutender als ihr Heer war aber ſtets die Flotte der Hanſa. In einem Kriege gegen Dänemark, als der Bund dieſes Reich niederwarf, ſeine Reſidenz einnahm und über die Krone verfügte (1367), ſtellten die Städte 66 Schiffe mit 2250 Mann und bei Anlaß eines ſpätern (1427) ſagt die Lübecker Chronik, die hanſeatiſchen Schiffe hätten den däniſchen gegenüber ſich ausgenommen wie Kirchen neben Kapellen! Die einzelnen Fahrzeuge hatten oft 100 bis 150 Bewaffnete an Bord. Völlig einig aber waren die Hanſaſtädte gegen äußere Feinde niemals; ſtets enthielten ſich einzelne, ja oft genug die meiſten Bundesglieder der Teilnahme am gemeinſamen Vorgehen; Seekriegen *mußten* ja die Binnenſtädte ohnehin fern bleiben, und der Mangel eines zuſammenhängenden Gebietes war ſtets ein Hemmſchuh der Unternehmungen des Bundes, und wurde um ſo empfindlicher, je mehr rings um denſelben die großen und ſtarken Monarchen Frankreichs, Englands, Dänemarks, Schwedens, Polens und Rußlands anwuchſen, die keine Monopole Fremder mehr duldeten, und je ſchwächer *die* Macht wurde, welche den Beruf gehabt hätte, die Hanſa nicht nur zu ſchützen, ſondern mit ihr zuſammenzuwachſen, das deutſche Reich nämlich. Dieſe Umſtände ſchwächten den Bund in einer Zeit, in welcher die materielle Macht von Soldaten und Kanonen abzuhängen begann, ſtatt von Handelsverbindungen und diplomatiſcher Gewandtheit, dieſen beiden Stärken der Hanſa. In jener Zeit des ausgehenden Mittelalters, als nicht mehr die Städte, ſondern die Höfe den Ton angaben, und zwar nicht mehr mit der Leier wie einſt, ſondern mit dem Schwerte, in jener Zeit ſank die Hanſa von ihrer Höhe herab und verlor ihre Wehrhaftigkeit. Die Zerſtörung Wisbys durch die Dänen (1361), die Unterjochung Nowgorods durch die Moskowiten (1494), der tragiſche Sturz des Lübecker Volkshelden Jürgen *Wullenwever* (1537) und die Schließung des Stahlhofes durch die Königin Eliſabeth (1598) waren Nägel in den Sarg der Hanſa, welche von ihrer Bedeutung um ſo mehr verlor, je mehr die Sicherheit vor Räuberbanden wuchs, jedoch erſt in einer Zeit zu Grunde ging, die uns hier noch nicht beſchäftigt.

Dem Handel der Deutſchen im Norden ſteht, wenn auch nicht ebenbürtig, doch als intereſſantes Gegenbild derjenige im Süden gegenüber. Die Italiener waren das erſte Handelsvolk des Mittelalters, und bei ihnen kam keine Stadt an Bedeutung ihres Handels der durch ihre ſtarre Ariſtokratie ſo mächtigen Lagunenſtadt *Venetiens* gleich, welche, ohne Beiſpiel in der Welt, im Jahre 1204 ein großes, in zwei Erdteilen fußendes Reich zertrümmert hatte. Dort war der Stapelplatz zwiſchen den Ländern des Nordens und denen des Südens. Dorthin pilgerten ſüddeutſche Kaufleute mit Erzeugniſſen der deutſchen Induſtrie, um dafür ſolche der orientaliſchen wie der venetianiſchen Natur und Kunſt einzutauſchen. Sie bewohnten dort neben der vielbeſungenen Rialtobrücke ein eigenes Haus, den Fondaco dei Todeschi, das aber der ſtolzen Republik des Meeres gehörte, die es durch Beamte (Visdomini) und Schreiber verwalten ließ und keinem deutſchen Kaufmann geſtattete, anderswo zu wohnen; die Gondelführer waren geradezu gezwungen, ſie dort auszuſchiffen, wie auch Senſale ſie auf Schritt und Tritt durch die Stadt bei Kauf und Verkauf begleiten mußten. Zu den Deutſchen wurden indeſſen auch Savoier, Böhmen, Polen und Ungarn gerechnet. Die unteren Räume des Fondaco enthielten die Warenlager, die oberen 56 Zimmer, deren meiſte jedoch oft nicht zu beziehen waren, weil manche Kaufleute die Schlüſſel mit nach der Heimat nahmen und ihre Sachen unterdeſſen dort ließen, die aber trotzdem bei der Rückkehr häufig nicht mehr anzutreffen waren. Natürlich fehlte auch eine Weinkneipe nicht im Hauſe. Nicht nur aber die Nürnberger, Regensburger, Augsburger, Ulmer, Schweizer, Wiener u. ſ. w. verkehrten hier; ſelbſt Angehörige der Hanſa reichten hier dem Morgenlande die Hand. Aber auch Schwindler drängten ſich in die Magazine und Raufbolde an den Zechtiſch, und an

Zwiſtigkeiten unter den rechtmäßigen Bewohnern fehlte es ſo wenig, als zwiſchen ihnen und der Signoria, ſo daß dieſe mit deutſchen Fürſten und Städten deshalb viel zu korreſpondieren hatte. Dagegen waren die Deutſchen in Venedig ebenſo angeſehen, wie ihr Haus der Republik von Wert war, weil ſie dem Handel derſelben im Norden großen Abſatz verſchafften. Dem mißtrauiſchen Charakter jener Republik widerſtrebte es aber, ihnen eine Freiheit einzuräumen, wie ſolche im Norden die Hanſeaten beſaßen. Das Fondaco, welches zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts abbrannte und dann neu aufgebaut und mit Gemälden von Giorgione und Tizian geſchmückt wurde, überdauerte den Verfall der Lagunenrepublik und beſtand bis zum Untergange derſelben am Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Handel dahin muß für die Deutſchen ſehr vorteilhaft geweſen ſein, da ſie weder früher die Räuber und die unwirtlichen Alpen, noch ſpäter die erhöhten Zölle des ſinkenden Staates der Dandoli und Falieri ſcheuten.

Zug über die Alpen.

Aus Heinrichs VII. Romfahrt: Erzbiſchof Balduin (unter dem Banner von Trier, dem das des Grafen von Saarwerden — ſilberner Doppeladler in ſchwarzem Felde — folgt) mit ſeinen Rittern und einem mit Gold und Silber beladenen Wagen. Der Wagen iſt mit zwei hintereinander gehenden Pferden beſpannt. Das hintere geht in der Gabel, das vordere iſt mit Zugſträngen angeſchirrt, der Wagen ſcheint zweiräderig zu ſein: Alles wie noch heute im Rheinlande vielfach zu ſehen. Miniature, Mitte des 14. Jahrh. im Kodex Balduini Trevirenſis; Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. (Nach Irmer, Romf. Heinr. VII.)

Es ſind oben bei Anlaß der Hanſa die Vitalienbrüder erwähnt worden. Sie und die Seeräuber waren würdige Gegenſtücke der das Land ausraubenden Mordgeſellen von adliger und „gemeiner“ Geburt; ſie rekrutierten ſich auch aus vertriebenen Landräubern. Hier wie dort wurden ſie am eifrigſten von den Hanſeaten verfolgt, doch nicht immer und überall mit gleichem Eifer. Dieſe Uneinigkeit kam dem Raubgeſindel ebenſo zu ſtatten, wie die Kriege der Hanſa gegen die nordiſchen Reiche, bei denen es wiederholt Zuflucht und Schutz fand, ſo 1381 in königlich däniſchen Schlöſſern. Ja die Hanſa mußte mit den Spitzbuben wie mit einer berechtigten Macht Waffenſtillſtände ſchließen, bei denen däniſche Reichsbeamte für ſie bürgten. Sie wurden aber ſo übermütig, daß Dänemark endlich den Hanſeaten ſeine Unterſtützung zu ihrer Unterdrückung zuſagte. Es geſchah und hatte guten Erfolg,

Digitized by Google

aber nicht auf die Dauer. Wurden die Böſewichte vom Meere vertrieben, ſo widmeten ſie ſich wieder dem Landraube, und brach unter den Seemächten Krieg aus, wie namentlich im Anfange der ſogenannten Kalmariſchen Union oder vielmehr Disunion, wo die Hanſa die Anſprüche der Mecklenburger auf Schweden unterſtützte, ſo wimmelte die See bald wieder von Piraten, welche die eine Partei gegen die andere gern benutzte. So ſtellte ihnen die mecklenburgiſche Partei die Aufgabe, das von den Dänen belagerte Stockholm mit Lebensmitteln zu verſorgen, woher ſie ihren Namen erhielten. Leider wiſſen wir über ihr Leben unter ſich und ihre Organiſation nichts; auch iſt wenig über ihre Heimat bekannt; jedenfalls waren beſonders viele Mecklenburger unter ihnen und wir finden bei ihnen manche ſpäter berühmte Namen, wie Moltke, Manteufel und andere. Endlich wurden die Vitalienbrüder ſo übermütig, daß ſie alle Schiffe, außer den mecklenburgiſchen, angriffen und den heuchleriſchen Wahlſpruch annahmen: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde“. Da gelang es 1391 den wackeren Stralſundern, den Räubern einen ſchweren Schlag beizubringen, die ſie in Tonnen einſperrten, nach Hauſe führten und dort hinrichteten. Das ſchreckte aber die übrigen nicht, welche bald wieder allein zur See herrſchten, und als die Schiffseigner ſich nicht mehr anders als in größeren Flotten auf das Meer wagten, unterlagen die Küſtengebiete der ſcheußlichſten Plünderung und Verheerung im geſamten Umkreiſe des Baltiſchen Meeres und der Nordſee. Der Papſt (Bonifaz IX.) ſchleuderte den Bann gegen die Vitalienbrüder, aber erſt nachdem ſie einen ſchwediſchen Biſchof ausgeraubt und eingekerkert hatten, und ſeine Schwäche, ihnen gegen Spenden an die Kirche Losſprechung zu verheißen, erntete nur ſchnöde Zurückweiſung. Nicht alle Glieder der Bande waren indeſſen Raub- und Mordgeſellen; viele beſchränkten ſich auf ehrlichen Krieg und manche riefen ſogar fromme Stiftungen ins Leben. Erſt das Ende des Krieges, bewirkt durch die Freilaſſung des mecklenburgiſchen Königs Albrecht von Schweden von ſeiten der Unionskönigin Margarete, geſtattete ein energiſches Vorgehen Dänemarks und mehr noch der Hanſa gegen die Vitalianer; Mecklenburg verließ ſie und ſie zerſtreuten ſich über den Atlantiſchen Ozean und angeblich andere Meere, wo ſie fabelhafte Länder und Völker geſehen haben wollten. Längere Zeit fanden ſie unter dem berüchtigten Störtebeker Zuflucht in dem noch nach altſächſiſcher Weiſe frei lebenden Oſtfriesland, deſſen wilde Häuptlinge, in grauſamen Fehden unter ſich lebend, ſie aufnahmen und beſchützten. Ein anderer Schlupfwinkel war Gotland, die Wiege der Hanſa, bis des Deutſchen Ordens Hochmeiſter, Konrad von Jungingen, die Räuber dort in glücklichem Feldzuge vernichtete. Die Hanſeaten nahmen dagegen das Neſt in Oſtfriesland aus. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſchien der Seeraub in den nördlichen Meeren ausgeſtorben zu ſein; aber noch lebten Störtebeker und andere Räuberführer und ſaßen auf dem Felſen von Helgoland feſt, bis Hamburger gegen ſie heranſegelten, in denen ſie ſchon gute Beute witterten, von denen ſie aber angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr gebändigt wurden. Die Beſiegten, darunter jener Gefürchtete, wurden, 150 an der Zahl, in Hamburg an einem Tage enthauptet und ihre Köpfe an der Elbe auf Pfähle geſteckt. Der letzte, Wigbold, war Magiſter der freien Künſte! Das Bild Störtebekers, der ſich der größte Säufer ſeiner Zeit zu ſein rühmte, wurde auf Münzen geprägt, die den Sieg Hamburgs verherrlichten.

Aber immer wieder lebte das Unheil an verſchiedenen Orten auf, und die Engländer waren ſo unbillig, die Hanſeaten dafür verantwortlich zu machen und anzugreifen, die doch am meiſten darunter zu leiden hatten, und raubten noch, was die Vitalianer übrig gelaſſen. Die Grafen von Oldenburg begünſtigten die Verbrecher, ja der Herzog von Schleswig und der Graf von Holſtein nahmen ſie in ihre Dienſte gegen Dänemark, Braunſchweig und Mecklenburg, Friesland wimmelte von ihnen aufs neue, und an Einigkeit der Hanſa fehlte

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

**Ansicht von Nürnberg.** Radierung von Hans Sebald Lautensack (etwa 1507—1560).

es ſtets. Ja, das Raubvolk fand ſogar in Zeiten des Kampfes in eingeſchüchterten Städten, ſelbſt der Hanſa, Markt für ſeine Beute. Nach mehr als einem halben Jahrhundert des Greuels und Entſetzens ſchafften 1433 Hamburg und Lübeck in Friesland Ruhe und die Vitalienbrüder, zum Teil auch in England und Holland vernichtet, — waren geweſen. Freilich, kleinerer Seeraub dauerte hier und dort noch lange fort, doch nicht mehr in jenem grauſigen Maßſtabe. —

Weit weniger weltgeſchichtliche Bedeutung als die meerbeherrſchende Hanſa haben die binnenländiſchen Bünde deutſcher Städte erlangt. Der bedeutendſte unter ihnen war immerhin der rheiniſche Städtebund, der ſeinen Urſprung in Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in einer Verſöhnung zwiſchen Mainz und Worms hatte und ſich, namentlich durch den Eifer des Mainzer Richters Arnold Walpod, raſch ausbreitete. Der Bund hatte ſein Heer und ſeine Rheinflotte und nahm auch Fürſten auf, ſo die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, den Pfalzkurfürſten und viele Biſchöfe, Grafen und Herren neben hundert Städten von Zürich bis Köln. Weniger einheitlich erſcheint uns der in ſeiner Ausdehnung ſehr ſchwankende ſchwäbiſche Städtebund, eigentlich nur eine vielfach durchbrochene Reihe von Bündniſſen. Seine erſten Spuren erſcheinen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, und zwar im linksrheiniſchen Teile des alten Schwaben, d. h. in der heutigen deutſchen Schweiz, und zu derſelben Zeit, da auch die Keime der ſpäteren Eidgenoſſenſchaft in den Alpenthälern zu Tage traten. Das ganze genannte Jahrhundert hindurch und noch etwas länger ſtanden die Städte der Nordoſtſchweiz: Zürich, Schaffhauſen, St. Gallen und andere mit Konſtanz und den rechtsrheiniſchen Städten in viel näheren und innigeren Beziehungen als mit der ländlichen Urſchweiz, deren herrlicher Sieg am Morgarten 1315 ihre ſpätere Macht noch nicht ahnen ließ. Es beſtand eine ebenſo große Abneigung der Städter gegen die Bauern, als gegen den im weiteren Sinne ebenfalls bäuerlichen Landadel, deſſen Fehdeluſt und Gewaltthätigkeit eben jene Bünde hervorrief. Ein ſolcher Bund reichte 1327 bereits über Baſel und Straßburg bis nach Speier, Worms und Mainz hinab, umfaßte mithin auch Glieder des rheiniſchen Bundes, und in der inneren Schweiz trat auch Bern bei, ſowie ſeltſamerweiſe ein Habsburger, Graf Eberhard von Kiburg, Berns ſpäterer Feind! Der Zweck des Bundes war Beiſtand im Kriege, doch mit ſo viel Vorbehalten, daß die Verbündeten im Grunde wenig Halt aneinander hatten; auch war er nur auf vier Jahre geſchloſſen. Solcher Bünde folgten ſich viele weiteren, doch ohne feſten Charakter, in höchſt ſchwankenden Verhältniſſen zu weltlichen und geiſtlichen Herren, mit denen je nach den Zeitumſtänden die Städte in Bund oder Fehde lebten. Es iſt indeſſen dabei zu bemerken, wie die Schweizerſtädte ſich mehr und mehr den Waldſtätten näherten; St. Gallen hielt am längſten mit den ſchwäbiſchen Schweſtern aus, ſtand jedoch bereits mit den ſich vom äbtiſchen Joche befreienden Appenzellern in naher Verbindung, die aber ebenfalls ſchwankend war und durch Krieg der Städte gegen ſie unterbrochen wurde. Dieſer Wirrwar von Knüpfungen und Löſungen wechſelnder Bundesverhältniſſe war bei dem verworrenen Durcheinander der mittelalterlichen Gebietsgrenzen und der vielfach verſchlungenen und zerteilten Rechte und Pflichten ihrer Inhaber unvermeidlich. Daher konnten ſolche Bünde aus Mangel an einem zuſammenhängenden Gebiete weder der Dauer noch der Kraft ſich erfreuen, und dieſen Mangel verſchlimmerte noch die Feindſchaft der Fürſten gegen die ihre Machtausdehnung ſtörenden Städte. Wo aber größere Fürſtentümer fehlten, trat an ihre Stelle der niedere Adel in einer Menge von Ritterbündniſſen zuſammen, und ſo eiferſüchtig er auf die Fürſten war, die er nicht ſelten bekämpfte, ſo überwog doch der Bürgerhaß in ſeinen Reihen. Obſchon der ſchwäbiſche Bund ſeine Glieder um rheiniſche Städte, ſelbſt um Regensburg und Nürnberg vermehrt hatte, und 1381 auf 42 Städte angewachſen war, unterlag er 1388 bei Döffingen dem

Ritterliches Grabdenkmal eines Hohenlohe aus dem 13. Jahrhundert.

Der Ritter iſt mit einer Brünne von Kettengeflecht angethan; die Kapuze derſelben iſt über den Kopf gezogen und darüber der Kübelhelm aufgeſetzt, der mit einer kurzen Kette verſehen iſt, mittelſt deren er an der Schulter befeſtigt werden konnte. Die Brünne hat kurze Ärmel, weshalb der Vorderarm durch beſondere Schienen gedeckt iſt. Die Beine ſind durch Kettenpanzer geſchützt, mit beſonderem Knieſchutz. Über der Brünne trägt der Ritter ein kurzes, ziemlich ausgezacktes, an den Seiten geſchlitztes Obergewand. Dasſelbe hat an der rechten Bruſt eine Öffnung für einen an der Brünne befeſtigten Ring, von dem zwei Ketten herabhängen. Die eine hält den Dolch, die andere verſieht denſelben Zweck für das Schwert, ſo daß ſie, wenn gebraucht, beliebig fallen gelaſſen werden konnten, ohne dem Ritter zu entfallen. Der Schild hängt an der Schildfeſſel über der Schulter; links neben dem Kopfe die eiſernen Handſchuhe, rechts der Turnierhelm, deſſen Zimier zerſtört iſt; zur linken Seite das Schwert mit rundem Knauf, in Lederſcheide mit dem umzuſchnallenden Gurt, der „Schwertfeſſel“. Die Sporen ſind über die Rüſtung geſchnallt. (Nach Eſſenwein.)

Ritterheere Eberhards des Greiners von Württemberg, und der rheiniſche Teil erlitt gleichzeitig durch den herriſchen Pfalzgrafen Ruprecht II. bei Worms dasſelbe Schickſal, bei welchem Anlaſſe der Sieger ſich dadurch ſchändete, daß er 60 Bauern, die den Städtern nachzogen und plünderten, in einen Ziegelofen werfen ließ. Als dann im folgenden Jahre am Reichstage zu Eger alle Städtebündniſſe Schwabens, Frankens und am Rhein von dem elenden König Wenzel unterdrückt wurden, da war es mit der Blüte des Städtetums in Süddeutſchland vorbei, — gerade zu der Zeit, als dasſelbe im Norden den größten Glanz und Ruhm entfaltete und als im Alpenlande die Landleute Öſterreichs Scharen bei Sempach und Nävels niederwarfen und damit die Städte Helvetiens für immer in ihren Bundeskreis zogen. In Schwaben ſank ſeitdem, während ohnmächtige Fehden zwiſchen den Städten und dem Raubadel noch lange fortdauerten, das Städteleben, ſoweit es nicht, wie in Ulm und Augsburg, durch Handel Blüte erlangte, zu kleinlichem Spießbürgertum, ſtellenweiſe zu wirklicher „Krähwinkelei“ herab; in Franken ſtand Nürnberg als größere freie Stadt vereinzelt da, und die Macht der Fürſten drängte alles ſelbſtändige Sinnen und Streben in den Hintergrund.

Indeſſen waren auch jene Städte, welche von der Unterjochung durch Landesfürſten verſchont blieben, deshalb keineswegs frei; denn immerhin ſtanden ſie unter dem Kaiſer oder König, und je nachdem deſſen Charakter oder Geldnot war und je nachdem es die ihn gewöhnlich beſeelende Sorge für ſeine Hausmacht zu erfordern ſchien, ſcheute er ſich nicht, die Reichsſtädte unter irgend welchen Vorwänden, z. B. des Ungehorſams gegen ihn oder des Haltens mit einem ſeiner Gegner, zu brandſchatzen oder, wenn er mit Gewalt nichts ausrichtete, zu Anleihen zu nötigen. Der ſtets geldbedürftige Wenzel z. B. verlangte 1397 von den Rotenburgern „zu ſeiner Beköſtigung“ 4000 Gulden, und als ſie dies zuviel fanden, 6000, endlich 10 000, und drohte ihnen überdies mit Kopfabſchlagen (!), begnügte ſich aber, da die Stadt feſt blieb, mit — 1100 Gulden! Solange

Digitized by Google

indeſſen ein Kaiſer ſeiner Würde eingedenk war, bewieſen ihm die Reichsſtädte große Unterwürfigkeit; denn er konnte ſie an Fürſten verpfänden oder gar verſchenken! Im Norden nahmen die Kaiſer der Hanſa wegen mehr Rückſicht auf die Städte, als im Süden.

Mit der großartigen Erhebung der Bauern um die Alpenſeen und mit der ebenſo tapferen, aber weniger lang andauernden ihrer nördlichen Gegenpole, der Ditmarſchen, ſtand die Lage ihrer Standesgenoſſen beinahe im ganzen deutſchen Reiche in ſcharfem Kontraſte. Sie waren durchweg vom Adel bedrückt, wenn auch nicht immer und überall in demſelben Maße. Die Stände arbeiteten ſich im ſpäteren Mittelalter in einen immer tieferen Groll und Haß gegeneinander hinein, was ſeltſam gegen die Thatſache abſtach, daß ſie ſich in den Sitten einander immermehr näherten, indem Bürger und Bauern den Edelmann im Auftreten wo immer möglich nachäfften und der letztere dagegen zuſehends verrohte und ſeine Nachäffer nicht nur ausraubte und ausſog, ſoweit es nur ging, ſondern in den Knittelreimen, zu denen ſeine Dichtung herabgeſunken war, beide Stände auf das empörendſte verhöhnte und ſeine Genoſſen zur Gewaltthat gegen ſie aufforderte! Die Geiſtlichen nahmen dabei eine vermittelnde Stellung ein, indem ſie den Ständehaß zu mildern und die Unterdrückung der Niedrigen zu hemmen ſuchten, arbeiteten aber dieſem Ziele ſelbſt entgegen, indem ſie fabelten, die drei Stände des Klerus, des Adels und der Hörigen ſtammten von Noahs Söhnen Sem, Jafet und Cham, wobei ſie aber die Bürger vergaßen, die zu gleicher Zeit gegen die Raubritter Wutlieder ſangen, und ſie, wo ſie konnten, dem Galgen und Rad widmeten, und gegen die Bauern ebenſoviel Hohn ausſchütteten, wie die verhaßten Wegelagerer. Und dennoch vertraten am Reichstage vier deutſche Städte: Köln, Konſtanz, Regensburg und Salzburg die nicht als vollberechtigt geltenden Bauern, und

Ritterliches Grabdenkmal aus dem 14. Jahrh. (Marmor), in der Kirche zu Ebersberg: Otto von Pienzenau, † 1371.

Die Brünne aus Kettengeflecht iſt bedeutend kürzer wie im 13. Jahrh., bedeckt nur eben den Leib. Die Beine ſtecken nicht im Kettenpanzer, ſondern in Beinbergen aus Eiſen (vielleicht auch von Leder) mit beſonderem Kniebug. Die Füße ſind mit Schuppenwerk verkleidet, worüber die radförmigen Sporen geſchnallt ſind. Die Beckenhaube, welche den Kopf bedeckt, hat ſpitze Form; unter ihr kommt die auf die Schultern herabfallende Halsbrünne hervor. Eiſenhandſchuhe bedecken die Hände. Das Überkleid, der Lendner, iſt ganz kurz und knapp anliegend, von Leder und vorn mit Schnüren zugeneſtelt. An ſeinem Unterteile iſt der Schwertgürtel befeſtigt. Dolch und Schwert mit polygonem Knauf hängen noch an beſonderen, unter der rechten Bruſt befeſtigten Ketten. Zu beiden Seiten des Kopfes ein Helmlaß mit Zimier. Der Einſchnitt im Schilde dient zum Einlegen des Sperres, den der Ritter in der Rechten hält. (Nach Eſſenwein.)

ſpielte bei Feſten in Köln der prächtig geſchmückte „kölniſche“ oder „kaiſerliche Bauer“ (den ein verkleideter Bürger vorſtellte) eine Hauptrolle.

Das entartete Reich des fünfzehnten Jahrhunderts nahm durchweg für den Adel Partei, und ſogar ein Geſetz desſelben von 1431 beſchuldigte Bürger, Bauern und „arme Leute“ ebenſo der Friedensſtörung wie in der Fabel der Wolf das Lamm. Es iſt daher höchſt ſchwierig, über das Leben der Bauern in jener Zeit etwas zu berichten, da ſie ſelbſt nicht ſchreiben konnten, und was über ſie geſchrieben wurde, von ihren Todfeinden in zwei auch unter ſich haßerfüllten Lagern herrührte. Sie erſcheinen uns in dieſen parteiiſchen Bildern roh, tölpelhaft, widerhaarig, falſch, boshaft, und ſobald ſie reich wurden, verſchwenderiſch und hochmütig, beides in alberner, ungeſchickter Weiſe. An all dieſem mag etwas Wahres geweſen ſein, da es teils der Druck, teils der Mangel an Bildung, teils die Lebensverhältniſſe, in denen die Bauern ſich bewegten, notwendig mit ſich brachte. Es geht daraus hervor, daß es ſehr wohlhabende Bauern gab, und daß dieſer Umſtand den Neid der herrſchenden Stände herausforderte, und zugleich die Furcht erweckte, der daniedergedrückte Stand möchte ſich einſt erheben und ſich an ſeinen Drängern rächen, eine Furcht, welche durch das Emporkommen der Schweizer Bauern und dasjenige der Zünfte in den Städten nicht wenig genährt wurde. Wir werden ſehen, wie ſehr dieſe Furcht gerechtfertigt war.

Tanzendes Bauernpaar.
Kupferſtich, 1514, von Albrecht Dürer: 1471—1528. (Originalgröße.)

Einſtweilen äußerte ſich jedoch der Übermut der Bauern, wenn ſie den Feſſeln der Armut entriſſen waren, auch ohne derjenigen der Hörigkeit ledig zu werden, nur in lärmenden Vergnügungen. Sie waren es vorzugsweiſe, welche den Tanz pflegten, von dem wir aus jener Zeit verſchiedene Arten mit beſonderen Namen kennen, die uns ſchon die höfiſchen Sänger Nithart von Reuenthal und Tannhuſer im dreizehnten Jahrhundert nennen, wie z. B. Kövenanz, Ridewanz, Fulafranz, Hoppaldei. Bei dem letzteren „wurde geſprungen, daß den Dirnen die Röcke hoch flogen und ſie mit den Köpfen zuſammenſtießen.“ Man tanzte gewöhnlich unter der Dorflinde, bei Regen in der Stube oder Scheune nach den Klängen eines fiedelnden Spielmannes oder des Dudelſackes und des eigenen Geſanges, und es ging dabei ſo wild und üppig zu, daß alle anſtändigen Eltern ihre Kinder möglichſt davon fern hielten und im Falle des Ungehorſams mit „ſchlagenden“ Argumenten einſchritten, wozu

auch Rocken und Rechen dienten. Aber weder dies, noch das Eifern der Geiſtlichkeit vermochte den „Tanzteufel“ zu bannen; denn es fehlte durchaus an moraliſcher Erziehung des Volkes, und ſchon die Spiele der Bauernmädchen hatten zum Teil einen ſo anſtößigen Charakter, daß ſie im Punkte der Ehre nicht allzu ängſtlich waren. Fehlte es ja weder an bäuerlichen Galanen, welche die Ritter ſpielten, noch an wirklichen Rittern, welche auf dem Dorfe Abenteuer ſuchten, bei denen der Zwang des höfiſchen Lebens wegfiel, ſo ſehr auch dieſes ſelbſt dabei ſein roheres Abbild fand.

Am lauteſten und tollſten ging es indeſſen auf einer Bauernhochzeit zu. Von dieſer Feierlichkeit hatten die Bauern länger als die höheren Stände die Mitwirkung der Kirche fern gehalten. Es wird uns in dem „Maier Helmbrecht“ (dreizehntes Jahrhundert) eine Hochzeit unter bäuerlichen Räubern geſchildert, wobei Diebsbeute die Morgengabe bildet und die Zeremonie darin beſteht, daß die Brautleute in einen Ring treten und ein alter Mann jeden Teil dreimal fragt, ob er den andern zur Ehe nehmen wolle, ſie nach Bejahung zuſammengiebt und dann der Bräutigam der Braut auf den Fuß tritt, was ihre Beſitzergreifung bedeutet. Die Räuber werden aber feſtgenommen, ehe die Hochzeit zu Ende iſt. In dem Gedichte „Von Metzen Hochzit“, wohl aus dem vierzehnten Jahrhundert, wird ebenfalls die Ehe des Maiers Bärſchi und der Metzi durch einen Greis „geſchaffen an (ohne) Schüler und Pfaffen.“ Der Bräutigam bringt als Heiratsgut eine Juchart Landes, mit Flachs beſät, ein Malter Haſer, zwei Schafe, einen Hahn, vierzehn Hühner und ein Pfund Pfennige, die Braut drei Bienenſtöcke, eine Stute, einen Bock, ein Kalb, eine halbe Kuh und Ferkel. Das Hochzeitsmahl iſt mehr reichlich und fett als fein; es beſteht aus Brot, Hirſe, Mus, Rüben, Speck und Würſten, und endet mit allgemeiner Trunkenheit. Erſt nach der Hochzeitsnacht, nachdem der Bräutigam der Braut ein Mutterſchwein zur Morgengabe geſchenkt, erfolgt die kirchliche Trauung und nach derſelben wird erſt der junge Gatte von ſeinen Genoſſen gezauſt und geprügelt, und darauf geht das Freſſen und Saufen von neuem an; zur Abwechſelung giebt es diesmal Erbſen, Kraut, Gerſte, Linſen, Schüblinge (eine Art fetter, noch heute um den Bodenſee ſo benannter Würſte). Darnach nehmen zwei Bauern, die ſich zur Braut ſetzen, die Hochzeitsgeſchenke der Gäſte entgegen: häusliche und landwirtſchaftliche Geräte oder Geld.

Dudelſackpfeifer.
Kupferſtich, 1514, von Albrecht Dürer. (Originalgröße.)

Endlich geht es zum Tanz, und der Spielmann wird mit alten Kleidern und einem kranken Huhn belohnt. Den Schluß bildet eine allgemeine Prügelei mit reichlichen Verwundungen.

Erſcheinen uns ſo in den Schilderungen ihrer Verächter die Sitten der Bauern, nur von ihrer wüſten, doch ſchwerlich ſtark übertriebenen Seite, ſo müſſen wir dagegen, um auch ihre beſſere und gemütvolle Seite kennen zu lernen, das reiche Buch der noch heute üblichen, an den Jahreslauf anknüpfenden Gebräuche, welche durch ihren Zuſammenhang mit dem germaniſchen Heidentum ihr Alter kundgeben, aufſchlagen. Das Chriſtentum würde ohne Anlehnung an dieſe geheiligten Gewohnheiten niemals die Verbreitung gewonnen haben, welche es thatſächlich gefunden hat. Es bewies ſich zum Zwecke des Erfolges tolerant und lieh die Namen ſeiner Heiligen den Erinnerungen an die alten Götter, die hierdurch ins Chriſtliche überſetzt wurden. So erhielt die Vorfeier des Jul- oder Winterſonnwendfeſtes im November den Namen des heiligen Martin, und die Opfer verſchiedener Tiere zu Ehren Wuotans wurden in das feierliche Verſpeiſen der Martinsgans vereinfacht. Man buk, briet, ſchmauſte, zechte und tanzte und holte ſogar das Bild des Biſchofs Martin von Tours aus der Kirche in

Zu Markte ziehende Bauern; um die Mitte des 15. Jahrhunderts.
Kupferſtich von Martin Schongauer (nach 1420–1499).

Digitized by Google

die Schenke, damit er ſähe, wie viel Ehre ihm erwieſen wurde. Die mit dem Martinstag anhebenden langen Winternächte wurden durch die Beſuche der Burſche in den Spinn- oder Lichtſtuben der Mädchen verkürzt. Die „Klöpflesnächte“, in denen man zum Scherze den Bekannten Steinchen an die Fenſter warf oder bei ihnen anklopfte, leiteten den Dezember, den Monat des Julfeſtes ein, und Wuotan, der raſtlos wandernde, wurde nun zum heiligen Biſchof Nikolaus, der, begleitet von ſeinem ſchellenraſſelnden Knecht Ruprecht, Butzemann oder Pelzebub (Volksetymologie von Bel-Zebub), den guten Kindern Früchte, Kuchen, Bilder u. ſ. w., den böſen Rutenſtreiche bringt. Das Julfeſt ſelbſt wurde als Geburtstag der wieder wachſenden Sonne mit dem höchſten Feſte der Chriſten, der Weihnacht, verbunden und die altnordiſche Weltesche Yggdraſil, ſowie der Baum, aus dem der erſte Menſch geſchaffen worden, welche Verbindung in den Ausdrücken „Stammbaum“, „Stammvater“, „Volksſtamm“, „baumſtark“

Narren.

Zwei Blätter von den „vier Narren“ eines höfiſchen Kartenſpieles des 15. Jahrhunderts (eins der älteſten und intereſſanteſten). (Wien.) Die einzige Bekleidung der Narren iſt ein langer Mantel mit Kapuze, die mit Schellen beſetzt iſt. Der eine ſchlägt eine Trommel und bläſt eine Flöte, der andere den Dudelſack. Die Karte des letzteren führt das Wappen von Böhmen, die andere das des Reiches. (Dieſe und die folgenden Karten nach Jahrb. der Kunſtſlg. d. öſterr. Kaiſerhauſes.)

u. ſ. w. noch ſtets lebt, wurde zum Chriſtbaum, der, ſpäter größtenteils vergeſſen, in der Neuzeit wieder zum Gemeingute der deutſchen Stämme geworden iſt.

Der Minnetrank, der das Zechen der alten Germanen zu feſtlichen Zeiten, namentlich zum Jahresſegen veredelte und den Göttern zugetrunken wurde, erhielt am Ende des chriſtlichen Jahres den Namen des St. Johannestrunkes oder St. Johannesſegens, der darin beſtand, daß der Hausvater die Hausgenoſſen zuſammenrief und den Krug feierlich herumgehen ließ, was jetzt nur noch vereinzelt vorkommt, namentlich in Geſellſchaften zu Meersburg und Konſtanz. Auch die mannigfachen örtlichen Gebräuche am Sylveſter-, Neujahrs-, Berchtolds- (früher Berchtas-) und Dreikönigtag können den heidniſchen Urſprung nicht verleugnen und erinnern an die alten Volksmären von der umziehenden Vegetations- und Anmutsgöttin Berchta (in Norddeutſchland Frau Holle, die deutſche Freya) und von den Fahrten Odins mit ſeinen zwei Brüdern.

Digitized by Google

An der Faſtnacht (Nacht vor den Faſten, oder Fasnacht? vom Faſeln) machten dagegen die altrömiſchen Saturnalien und Luperkalien den germaniſchen Nerthusfeſten (die Tacitus der Iſis zuſchrieb) Konkurrenz, und ſpielten die auf Wagen durch die Dörfer geführten Schiffe mit verkleideten Perſonen („Narrenſchiffe“) eine große Rolle, wobei die ausgelaſſenſte „Narrenfreiheit“ herrſchte. Alle Orte hatten dabei ihre ſtehenden Charaktermasken, die vielfach „Hanſel“ hießen und jedermann zu necken („hänſeln“) befugt waren. An manchen Orten

Jugendſpiele. Holzſchnitt von Hans Burgkmair im „Weißkunig“, daſelbſt den jungen Maximilian unter ſeinen Spielgenoſſen darſtellend.

kannte man noch (und kennt in Überlingen am Bodenſee noch heute) den Schwerttanz der Germanen des Tacitus, nur natürlich mit bekleideten Teilnehmern. Ein „Narrengericht“ exiſtiert noch heute in Stockach; gegründet haben ſoll es Kuoni, der Narr des am Morgarten 1315 von den Schweizern geſchlagenen Herzogs Leopold von Öſterreich. Im Mittelalter aber gab es Narrengerichte, Narrenräte und Narrengemeinden (d. h. parodierende Behörden und Landesgemeinden) nicht nur vielfach, ſondern ihre Ausſprüche, die oft den Nagel auf den Kopf trafen, wurden nicht ſelten anerkannt. Das bayriſche Haberfeldtreiben iſt ein Reſt davon. Auch Narrenfeſte wurden an vielen Orten gefeiert; ſie kamen ſpäter meiſt außer Gebrauch, ſind aber neueſtens als italianiſierter „Karneval“ in manchen Städten wieder

eingeführt worden. Am Aſchermittwoch wurde die Faſtnacht feierlich begraben. Am erſten Sonntag der Faſtenzeit brannte man die altheidniſchen Frühlingsfeuer („Funkenbrennen“); das Holz dazu mußte erbettelt ſein, und in Verbindung damit ſtand das Schlagen brennender Scheiben, die durch die Luft geworfen oder eine Anhöhe herab getrieben wurden, und das Verbrennen einer aufgeſteckten Strohpuppe, der ſog. Hexe.

Zur Oſterzeit, in welcher ſich, wie der Name der Frühlingsgöttin Oſtara zeigt, heidniſches ebenfalls ſtark mit chriſtlichem mengte, wurde das altgermaniſche Notfeuer, ein durch Hölzerreiben nach Art der Urahnen neu erzeugtes Feuer, dem man beſondere Kraft zuſchrieb, beibehalten und vom Prieſter geweiht, wurden die Ochſen, die man ehemals geopfert, zur Schau umhergeführt (wie noch jetzt), die Kuchen und Eier, ebenfalls alte Opfergaben, unter Luſtbarkeiten verſpeiſt, und oft das lebhafte Eierleſen (Eierwerfen in Verbindung mit einem Wettlaufe) daran geknüpft. Die Leute „in den April zu ſchicken“ iſt ebenfalls heidniſchen Urſprungs, und die Sagen von der Walpurgisnacht des beginnenden Mai klingen an heidniſche Opferfeſte an, welche das Chriſtentum mit dem Teufel in Verbindung brachte, während im „Maiwaſſer“ und „Maiwein“ alte Getränksopfer fortlebten. Der im Mai oder Juni aufgepflanzte „Maibaum“, den die Angehörigen des Ortes feierlich im Walde geſucht und beimgebracht, und der die Kühe milchreich macht und die Hexen vertreibt, ſowie der denſelben oft begleitende, ganz in Laub und Zweige eingehüllte Burſche oder ein mit Blumen geſchmücktes Mädchen oder noch mannigfaltigere Umzüge und Umritte mit ſeltſamen Figuren zu Pferde und zu Fuß erinnerte an die heidniſche Verehrung der Bäume und Baumgeiſter. Die heidniſche „Maia“ wurde mit Maria verbunden, die in den Maiandachten ihre Feier erhielt. Es iſt ein fortgeſetzter Kult der Frühlingsnatur, der ſich von Oſtern, von der Auferſtehung der Blumen, bis Pfingſten hinzieht, wo ſich der „heilige Geiſt“ der Sommerpracht auf die Menſchen herniederſenkt. So hat die katholiſche Kirche bei ihrem die Herzen aller Gefühlsmenſchen erobernden Gottesdienſt in wohldurchdachter Weiſe die Eindrücke der Natur mitwirken laſſen. Ohne den herrlichen Übergang vom Frühling zum Sommer, was wäre da das Auffahrtfeſt, was die Pfingſtfeier, was das alle dieſe Feſte an kirchlicher Prachtentfaltung überbietende Fronleichnamsfeſt?

Armbruſtſchütz.

Ein Blatt von den „Fünfern“ eines höfiſchen Kartenſpieles aus dem 15. Jahrh. (Wien). Der Schütz hat den Faddelrock an, an der linken Seite den Bolzenköcher und Hirſchfänger; am Gürtel Haken für die Armbruſt; in den Mützenfalten ein Bolzen mit Federſtitich. Wappen von Ungarn.

Solche Feſte nun, die das Bürgertum kaum mehr als von der kirchlichen Seite kannte, die beim Rittertum aber durch die Turniere und andere Prunkfeſte zurückgedrängt wurden, verſüßten und verſchönten das Leben der Bauern, das oft genug zu dem Drucke der Menſchen noch die Unbilden der Natur zu erdulden hatte. Die Chroniken der Zeit verzeichnen in Maſſe, ja häufig beinahe in jedem Jahre harte Winter, Trockenheit, Mißernten, Hungersnöte, Viehſterben, Seuchen, Erdbeben, Hagelwetter, Überſchwemmungen u. ſ. w. und ſahen als Vorboten dieſer Übel gern Kometen und Finſterniſſe an.



Digitized by Google

Von ſolchen Heimſuchungen hing aber gleicherweiſe das Leben aller Stände ab; nur hatten die höheren derſelben weniger darunter zu leiden. Der Adel und die Geiſtlichkeit, denen Jagd- und Fiſchereirechte zuſtanden, in gewiſſem Maße auch die Städter, kamen weniger in Verlegenheit als die Bauern, wenn die Ernte mißriet. Die Beſchäftigung brachte es mit ſich, daß die Ritter mit Vorliebe Wildbret, Geflügel und Fiſche und aus dem Fleiſche dieſer Tiere gefertigte Paſteten, die wohlhabenden Bauern Schweinefleiſch, Würſte davon und Feldfrüchte ſpeiſten. Die Vornehmen aßen mehr Weiß-, die Bauern mehr Schwarzbrot, und zwar mit der Kleie (alſo etwa das heutige Grahambrot). Es iſt geradezu erſtaunlich, wie viel gegeſſen wurde; wir hören von Maſſen des Verzehrten, die heute unerhört wären, und dieſe Vieleſſerei, ſogar in dem heute ſo nüchternen Italien, dauerte das ganze Mittelalter und darüber hinaus in wachſendem Grade bis zum dreißigjährigen Krieg, der endlich die Menſchen an ſchmalere Koſt gewöhnte. Im nämlichen Verhältniſſe wurde aber auch getrunken, in den unteren Regionen Bier, in den höheren an Feinheit ſteigender Wein. Im Süden Deutſchlands war der Weingenuß vorherrſchend (Bayern ſogar ein Weinland!), der Biergenuß mehr im Norden. Die Herren tranken nicht nur einheimiſche, ſondern auch franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und wohl infolge der Kreuzzüge ſogar griechiſche Weine, namentlich den cypriſchen. Wie die damaligen Dichter mit Begeiſterung von Banketten ſangen, ſo notierten ſich die Chroniſten die guten und ſchlechten Weinjahre. Gewürzten Wein liebte man im ganzen mehr als reinen, namentlich den Claret, zu deutſch lûtertranc: denn der reine Wein wurde nicht ſo gut bereitet wie in neuerer Zeit, ehe die Fälſchungen Mode wurden, und erforderte daher eine Verſüßung. Beſtecke brauchte man zum Eſſen, obwohl ſie vorhanden waren, wenig oder auch gar nicht; namentlich gegen die Gabeln ſcheint man lange ein Vorurteil gehabt und die eigenen fünfzinkigen vorgezogen zu haben, daher

Jeger
II
Valkner
V

Hundeführender Jäger mit Schweinſpieß und Jagdhorn. Die Kopfbedeckung iſt die Gugel mit Schulterkragen. Ein Blatt von den vier „Zweiern“. Wappen von Frankreich.

„Der Falkner.“ Ein Blatt von den „Fünfern“. Auf der mit ledernem Fäuſtling bekleideten Hand zwei bekappte Falken an weißem Riemen. Durch den Rock geſteckt ein Waidmeſſer. An der Hüfte hängt das Luder (Federſpiel zum Zurücklocken des Falken). Wappen von Böhmen.

Blätter eines höfiſchen Kartenſpieles des 15. Jahrhunderts. (Wien.)

das Waſchen vor und nach Tiſche notwendig war. Im höfiſchen Leben gab es eine Menge bei Tiſche zu beobachtender Anſtandsregeln, deren Inhalt zeigt, daß Sitte und Reinlichkeit bei Gaſtmählern oft viel zu wünſchen übrig ließen. Statt der Teller dienten kleinere Schüſſeln, deren ſich die Ebeleute, oft auch zwei Gäſte, zuſammen bedienten; ſie waren aus Zinn bei Rittern und Bürgern, aus Erde oder Holz bei Bauern. Nur bei feſtlichen Anläſſen erſchien Silber auf den Tafeln der Mächtigen; ſehr ſelten waren goldene Geräte. Namentlich bei Salzgefäßen liebte man den Luxus edeln Metalls und koſtbarer Verzierungen. Zur Abwechſelung bediente man ſich auch gläſerner oder künſtlich gedrechſelter, mit Gold und Edelſteinen geſchmückter hölzerner Becher. Die Trinkgefäße hatten oft phantaſtiſche Formen, am Meere mit Vorliebe die von Schiffen, und dies waren Kunſtwerke, die wie andere, mit darauf gravierten und emaillierten Szenen aus Gedichten oder aus dem Ritterleben den Juwelieren des Mittelalters und der werdenden Neuzeit zum Ruhme gereichen.

Bankett beim Erzbiſchof Balduin von Trier.

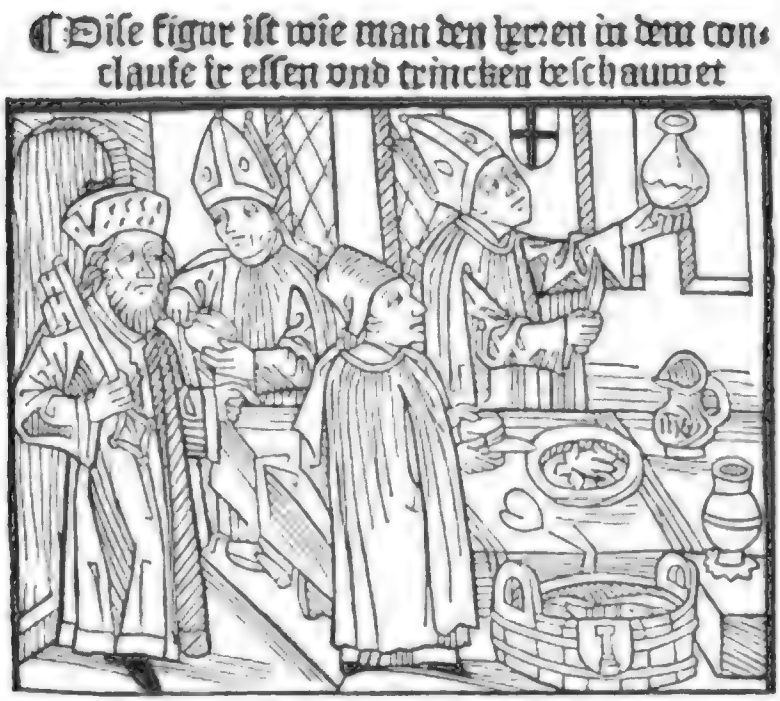
Miniature, Mitte des 14. Jahrh. im Kodex Balduini Trevirensis; Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. Der Erzbiſchof im roten Käppchen an reich beſetzter Tafel in Geſellſchaft vornehmer Herren und Damen; letztere tragen Buſen und Hals durch hartgeſteifte Kragen verhüllt, die Männer aber den Hals offen. Wie ſich aus der reitenden Bedienung ergibt, findet das Feſtmahl im Freien ſtatt, oder iſt die Küche wenigſtens im Freien aufgeſchlagen und der Feſtſaal ein offener, ſo daß das Volk dem anziehenden Vorgang zuſchauen konnte. Vorn reitet der durch ſeinen langen Stab kenntliche Truchſeß; andere tragen große Schüſſeln und Kannen zur Feſttafel, vor der ein Beamter, vielleicht der Küchenmeiſter, deſſen Amt ein hochangeſehenes, von adeligen Perſonen verwaltetes war, Ordnung hält. (Nach Irmer, Rom. Heinr. VII.)

Der Wirt oder Hausvater ſaß oben an der Tafel; wenn er ein Fürſt war, aber an einem beſonderen erhöhten Tiſche, oft ſeine Gattin bei ihm; ein Platz in ſeiner Nähe war ein Ehrenplatz. Oft ſpeiſten, und zwar nach älterer Sitte ſtets, Männer und Frauen der vornehmen Welt beſonders, immer aber ohne die Kinder, die unter der Aufſicht ihrer Hofmeiſter in der Kinderſtube blieben und etwa auf Verlangen nach Tiſch hereingebracht und den Gäſten gezeigt wurden. Den Hergang der Mahlzeit überwachte mit ſeinem Stabe der Truchſeß, welcher dem Grafen (wie dem Abte) ſo wenig fehlte, als dem Kaiſer. Pauken und Trompeten erklangen, während die Edelknaben aufwarteten und das Geflügel, das unzerlegt und mit ſeinem Gefieder geſchmückt (namentlich die damals beliebten Pfauen) auf die Tafel kam, zerſchnitten. Als die Galanterie in der Blüte ſtand, bedienten Mädchen die



Digitized by Google

Herren und Edelknaben die Frauen. Muſik, Sänger und Tänzerinnen trugen zur Heiterkeit der Tafelnden bei, die ſich mit Geſchichten von Krieg, Turnieren, Minne und Jagd unterhielten. Nicht ſehr verſchieden von dieſen ritterlichen Gewohnheiten bei Tiſche mögen die der Stadtjunker oder reichen Kaufleute geweſen ſein, während die der geringeren Bürger wohl mehr, doch in weniger roher Weiſe, an die der Bauern erinnerten. Den Armen kamen häufig die Reſte der ritterlichen Tafeln zu ſtatten, ſtets aber die der klöſterlichen, die ihnen aber oft nicht geſondert, ſondern alles in einem Kübel zuſammengeworfen, an der Pforte übergeben wurden. Den Bauern war häufig der Genuß von Wildbret und Fiſchen verboten, wohl damit ſie den hohen Herren nicht in Jagd und Fiſcherei pfuſchten. Reiche Bauern kehrten ſich jedoch nicht mehr daran, während die Armen mit Speck ſich begnügen mußten.




Prüfung der Speiſen im Kardinalskonklave beim Konzil zu Konſtanz 1414—18.
Holzſchnitt in: Concilium buch geſchehen zu Conſtencz darinn man vindet wie die Herren gaiſtlich vnnd weltlich eingeritten ſeind vnd mit wie vil perſonen. . . . . Gedruckt vnd volendt in der kaiſerlichen ſtat Augſpurg 1483.

Die Tracht des Mittelalters entwickelte ſich, wie ſo manch anderer Zug dieſer Periode, aus der römiſchen, mit Beifügung der Beinkleider, welche die Römer in der Zeit ihres Verfalls ſelbſt von nordeuropäiſchen Völkern entlehnt hatten. Die mannigfachen Berührungen in Krieg und Frieden zwiſchen Römern und Germanen erklären dieſe Thatſache hinlänglich. Sie erfuhr aber der Veränderungen manche. So trugen die Merowinger und Karolinger bei Feſtlichkeiten eine mehr römiſche als deutſche Tracht, und unter den ſächſiſchen Kaiſern hatten deren Verbindungen mit Byzanz einen ſtarken Einfluß griechiſcher Mode auf den Hof und die höheren Kreiſe Deutſchlands zur Folge, deren Erzeugniſſe von Venedig aus, meiſt durch Juden, nach dem Norden verhandelt wurden, was naturgemäß durch die Kreuzzüge, welche längere orientaliſche Gewandung beliebt machten, noch mehr genährt wurde. Es war auch jene Zeit, welche die vorher nicht üblichen Kopfbedeckungen, Mützen und Hüte, in Aufnahme brachte; ebenſo wurden die Hemden, die Handſchuhe, die Teilung der Hoſen und der Tunika, der Länge, Breite oder Schräge nach, in verſchiedenen Farben damals gebräuchlich. Auch klagte die Geiſtlichkeit über die Zunahme koſtbarer Kleider wie von Formen derſelben, die durch Entblößung oder enges Anliegen Sinnenreiz und Ärgernis verurſachten. Das Wachſen des Bedürfniſſes morgenländiſcher Produkte führte jene oben (S. 246) erwähnte Beteiligung der Deutſchen am Handel Venedigs, wie auch anderer italiſcher Seeſtädte und mittelbar auch die Blüte der Hanſa herbei. Es kamen mauriſche, ägyptiſche, perſiſche und indiſche Stoffe und Geſchmeide zahlloſer Art nach der Mitte Europas. Dieſe Handelsverbindungen konnten

Digitized by Google

Solange der Mensch sich begnügt, das Bedürfnis in erster Linie für die Gestaltung des Kleides sprechen zu lassen und dieses Bedürfnis mit mehr oder weniger Schönheitssinn zu befriedigen sucht, wird der Rock, der Mantel, der Schuh und der Hut genügen, denen bei einzelnen Völkern sich die Hose zugesellt. Solchergestalt war auch die Bekleidung der Deutschen im Mittelalter. Die nordischen Torfmoore haben uns Kleider der Eisenzeit jener Länder aufbewahrt. Wir finden einen gegürteten Rock mit Ärmeln von gewürfeltem Stoffe, eine durch einen Lederriemen gehaltene Hose mit Fußlingen und durch Lederrißarbeit oft kunstvollen Schuh ohne besondere Sohle. Über der Schulter liegt ein friesartiger Wollenmantel, eine mehr oder minder hohe Mütze, Fig. 1 und 2, deckt den Kopf, an der linken Seite trägt er eine Tasche mit dem Kamm, um das lange Haar, des freien Mannes Zier, in Ordnung zu halten. Ungefähr wie Figur 1 dürfen wir uns einen Germanen vorzustellen wagen. Natürlich wechseln, wie dies Tacitus' Beschreibungen uns sagen, die Kleidungen der verschiedenen Stämme. Die Frauen derselben Zeit trugen einen Rock, der durch eine Schnur und einen kunstvollen Gürtel gehalten wurde, eine kurze Jacke mit Rückennaht, was darum merkwürdig ist, weil die Rückennaht im Mittelalter bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts verschwindet, und ein aus Wollenfäden kunstvoll geknüpftes Haarnetz, Fig. 2. Natürlich fehlte es beiden Geschlechtern nicht an Schmuck: Schnallen, Hals-, Armringen, und namentlich die großen mit Platten versehenen Fibeln durften nicht fehlen und zeichnen sich durch vortreffliche Arbeit aus. So blieb das Kostüm lange Zeit und nur hin und wieder fanden sich Kleidungsstücke römisch-byzantinischen Ursprungs ein; namentlich nachdem Otto II. durch seine Heirat intimere Beziehung zu Ostrom gewonnen hatte. Die Kleider bekamen Besätze, die, gern über die Brust oder den Leib gebend, die Säume verlassen. Das farbige Beinkleid ist unter dem Knie gebunden, die Schuhe werden oft durch Stiefel ersetzt, Fig. 3. Die Frauen trugen nach römischer Art zwei bis drei Kleider übereinander, wovon das Obere kürzer als das Untere, auch kürzere Ärmel hat, und mit jenen merkwürdigen Besätzen verziert ist, die aufsteigend mit einer runden Platte enden.

Im elften Jahrhundert behält der Mann Tunika, Beinkleid, Schultermantel wie bisher, nur in reicherer Ausschmückung von ganz gemustertem Stoffe, Fig. 5. Die Kleidung der Frauen und freilich auch hin und wieder die der Männer fängt an, sich enger an die Körperformen anzuschmiegen. Die Ärmel beginnen eng und werden an den Ellbogen zu langen Hängeglocken, die, ziemlich schmal, nicht den Unterarm decken, wo das Unterkleid sichtbar wird, Fig. 6. Die Tendenz der Verengung der weiblichen Tracht, der überaus lange Hängeärmel am Ellbogen macht sich noch energischer geltend gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, dabei werden die Kleider wie der Mantel lang, schleppend, letzterer mit Pelzwerk, namentlich Kleinspalt (Fehbauch), gefüttert. Den Kopf hüllen weite, wallende Schleier ein, Fig 9. Das Kostüm der Männer gewinnt an Länge, der hortus deliciarum zeigt uns bereits unten ausgezattelte, halb geteilte Tuniken, Fig. 7, was aber wahrscheinlich nur von den Dienern, namentlich den Waffendienern getragen wurde. Das Beinkleid, das bereits im elften Jahrhundert enger geworden ist, bleibt im zwölften ebenso. Der Schuh mit mäßiger Spitze, Fig. 7 u. 8, zeigt reiche Besätze, welche die Erinnerung an den römischen calceus der Kaiserzeit wachrufen. Das Haar wird lang getragen, der Bart verschwindet mehr und mehr. Eine überaus merkwürdige Wandlung zeigt das Ende des zwölften und das dreizehnte Jahrhundert. Es ist die Zeit der Blüte des Rittertums. Der Hohenstaufen-Aar erhebt sich thatkräftig in die Wolken; Minnesang erklingt in den deutschen Gauen und der Frauendienst fordert die Entwickelung des höchsten Maßes der männlichen und speziell der ritterlichen Tugenden, Mut, Tapferkeit, Unerschrockenheit, Todesverachtung. Aber in seiner Erscheinung scheint der Mann alles geflissentlich zu suchen, was seine Erscheinung weiblich mache. Der Rock wird lang, fast vom weiblichen nicht zu unterscheiden, Fig. 10 u. 11, so daß die Geschlechter gelegentlich Teile des Anzuges tauschen können. Das Haar wallt lang auf die Schultern, der Bart verschwindet. Man trägt Über- und Unterkleid, Fig. 10, das letzte lang, fast schleppend, reich mit Borten geziert, nicht einmal immer gegürtet. Auf den Locken sitzt ein Kranz, ein Band oder ein Stirnreif (Schapel). Aber auch Hüte mannigfacher Form mit Pelz verbrämt, Fig. 12, 13 und 15, namentlich der ganz mit Pfauenaugen bedeckte Pfauenhut, Fig. 14, sind beliebt, oder Wülste, aus denen weite Stoffmassen schleierartig herabfallen, Fig. 13. Der Hut hat häufig eine Kinnschnur, so daß er auf dem Rücken getragen werden kann, wenn er den Kopf nicht decken soll. Meist aber ist der Rock gegürtet und der Gurt trägt dann auch das Schwert, und über den Rock wird der Mantel gelegt, der beide Schultern deckt und dessen obere Enden durch eine Schnur verbunden sind. Am Gürtel hängt die Almosentasche. Der Schuh ist mäßig spitz. Das Kostüm der Frauen ist vornehm und schön, Fig. 16 u. 17. Die Tunika wallt auf die Füße herab bei mäßiger Weite, sie ist durch einen verknoteten Gürtel mit langen Enden an der Hüfte geschürzt und legt sich unter der Halsgrube auf den Hals. Häufig wird ein Überkleid ohne Ärmel, meist mit Pelz gefüttert, über dem Rock getragen, die Sukenie (Kurfit?) Fig. 16. Niemals aber sollte eine anständige Frau außerhalb des Hauses ohne den auf beiden Schultern liegenden Mantel erscheinen, in dessen Brustschnur sie zwei Finger der rechten Hand zu legen hatte, während die Linke die Falten des Mantels oder des Kleides hob, Fig. 17. Die Haare waren in der Mitte gescheitelt und fielen frei auf den Rücken, durch einen Stirnreif (Schapel) oder einen Blumenkranz gehalten. Häufig wurde ein hoher, mit Pelz verbrämter, ausgezackter, barettartiger Reif von Stoff getragen, das Gebende, an welches sich ein Kinntuch, die Riese, anschloß, Fig. 16, oder es wurde ein Schleiertuch unter den Schapel gelegt, Fig. 17, oder der Kopf und Hals war in Schleier, die sich teilweise über das in Haarnetze geborgene Haar legen, Fig. 18, oder endlich der Kopf wurde, namentlich bei Matronen, von einer Art Kapuze bedeckt, Fig. 19, die sich wohl am Mantel befand. Auch Strohhüte finden sich, namentlich bei den niederen Ständen. Allein mit Niedergang des idealen Rittertums der Minnesänger in der wilden Zeit des Interregnums schwand auch der schöne, fast antike Zug in den Trachten. Das Kostüm des Mannes wurde eng bis zum Platzen und da man einen derartigen Rock nicht über den Kopf ziehen konnte, so schnitt man ihn auf und schloß ihn vorn durch Knöpfe; es war damit die Möglichkeit der Knappheit des Kleides, das noch durch Wattierung faltenloser gemacht wurde,

wesentlich gesteigert worden, aber auch mit einem Male jede antike Tradition beseitigt. Der moderne Rock war im vierzehnten Jahrhundert geboren. Man legte den Gürtel des Rockes nunmehr nur als Schmuckstück um die Hüften, Fig. 21. Hals und Kopf waren in die Kapuze, den Gugel, Hundsgugel, gekleidet, unter dem häufig noch der Schapel getragen wurde, Fig. 21 u. 23. Die Ärmel des engen, an der Seite häufig aufgeschlitzten Leibrocks hatten entweder herabhängende Scheinärmel, oder allerlei Anhängsel an Quasten und Schnurwerk, Fig. 20 u. 21. Dabei war der Rock so kurz, daß die Moralisten hieran schweren Anstoß nahmen und die Kleiderordnungen dagegen eiferten, natürlich erfolglos. Denselben Tendenzen folgte im vierzehnten Jahrhundert auch das weibliche Kostüm, wo nun ziemlich weitgehende Entblößung des Halses und Busens eintrat, Fig. 20. Dieselbe war aber häufig begleitet von einer wenig kleidsamen Verhüllung der unteren Gesichtshälfte und des Halses. Wir haben absichtlich nicht die tollsten Ausartungen unserem Kostümblatte angeschlossen, weil der reiche Illustrationsschatz des Buches deren genug zeigen wird. Es blieb immer noch eine große Anzahl Männer und Frauen, welche den allgemeinen Tendenzen der Mode zwar folgend, derselben doch innerhalb der Grenzen des Anstandes und der Schönheit nachkamen, wie z. B. die Bilder von Johann und Gudula von Holzhausen, welche in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebten und in der Michaelskapelle zu Frankfurt am Main begraben liegen, nach ihrem jetzt im Dome zu Frankfurt befindlichen Grabsteine uns zeigen, Fig. 22 u. 24. Bemerkenswert ist am Grabstein der Frau die Haube, der sogenannte Kräseler, der in mannigfachen Formen aus einer großen Menge von gefalteten Läschen gebildet wurde, sehr häufig, aber nicht immer, Schulterflügel hatte, oft auch kapuzenartig in ziemlich moderner Weise den Kopf verhüllt. Sehr schön ist der Mantel mit dem Fürspann (Brustspange), der sich im vierzehnten, selbst im fünfzehnten Jahrhundert und dann namentlich gern bei Geschlechterfrauen der großen Städte findet. Allein die Mehrzahl der Deutschen überstürzte sich in Tollheiten der Tracht. Der Mann verkürzte und verengte das Wams immer mehr, oder man trug weite faltige Trapperte, welche man in unkleidsamer Art, fast in der Mitte der Körperlänge, gürtete, Fig. 29. Man fügte an den knappen Kleidern weite Hängärmel, aus denen die engen Ärmel des unteren Wamses mit fast die Hand deckendem, konischem Stulp hervortraten, Fig. 26. Vor allem aber zerschnitt und zerschlitzte man die Säume zu Zatteln und Lappen, deren man drei bis vier Lagen übereinander setzte, Fig. 29. Oder man gestaltete die Ärmel zu weiten wattierten Säcken, aus denen die Hand seitlich hervortrat, Fig. 28. Die Säcke reichten oft in kolossaler Dimension über den unteren Saum des Trappert.

Zu all diesen Absonderlichkeiten trat als weitere Narrheit die Garnierung des Gürtels u. s. w. mit Schellen hinzu. Die Schelle war nicht neu, denn Wolfram von Eschenbach läßt den Gecken Segamors im Parzival schon Schellen an Gewand und Pferdegeschirr tragen. Allein jetzt wurde allgemein der Gürtel, der Dupfing, mit Schellen behängt und nun Dusing genannt, Fig. 26. Auch an dem Halsschmuck hängte man Glöckchen und Schellen auf, Fig. 28, vor allem beliebte man die Hornfessel, ein von der rechten Schulter nach der linken Hüfte laufendes Gürtelband, welches mit Schnallen geschlossen wurde, mit Schellen zu behängen. Den Kopf, dessen Haare lang und buschig getragen wurden, deckte entweder der mit Federn versehene Schapel, Fig. 28, oder eine Art Beutelmütze, Fig. 26, oder endlich wulstartige Hüte mit langen, gezotteten Beuteln und langer Sendelbinde, oder endlich der Klappenhut, Fig. 25. Vor allem auffallend war die unmäßige Verlängerung der Schuhspitzen, Fig. 26; 28. Der Fuß wurde auf lange, spitze Holzsohlen, Trippen gesetzt, Fig. 29. Mitten vor dem Leib hing der pfriemenförmige Dolch und die kleine Almosentasche, Fig. 29. Die Tracht der Frauen machte alle Narrheiten der Zatteln, Schellen, Schnabelschuhe mit und was dem Kleide am Halse genommen wurde, setzte man ihm an der Schleppe zu, Fig. 27 und 30. Namentlich trug man die Sukenie als pelzgefüttertes Übergewand über den sehr knappen, unter der Hüfte faltigen und langen Rock, Fig. 31. Die Moden kamen im 15. Jahrhundert von Burgund und wenn man ihnen auch nicht ganz rückhaltlos in Deutschland huldigte, wie das in Frankreich und England geschah, (mit Ausnahme des südlichen Frankreichs, wo neuerdings die Spuren origineller Formen entdeckt wurden), so waren die Trachten extravagant genug. Den Kopf deckte man mit allerlei Hauben und Wülsten, Fig. 27. 30. 31. 32. 33, auch hier nicht überall der burgunder Sitte folgend, alles Haar zu verstecken. Immer aber blieb die Tendenz charakteristisch, den Kopf zu vergrößern, namentlich in Bezug auf Breite und Höhe, wozu das Einflechten einer Menge falscher Haare in die Scheitelflechten behilflich war. Von den Wulsthauben wallten reiche Schleier herab oder legten sich als Riesen um Kinn und untere Gesichtshälfte. Namentlich aber wurden steife gefältelte Hauben, deren Haltung nur durch Drahtgestelle möglich war, beliebt. Fig. 33 zeigt eine maßvolle Form derselben. Um die Wende des Jahrhunderts tritt zu der Knappheit männlicher Tracht, deren Buntheit durch allerlei Stickerei und miparti-Teilung an Wams und Hose gesteigert wird, eine Öffnung des Wamses an der Brust hinzu, welche durch farbigen Latz oder durch das fein gefaltelte Hemd ausgefüllt wird. Dazu wird das Wams oben und unten beschnitten, es büßt nicht nur den Schoß bis auf eine schmale Andeutung ein, sondern zeigt auch den Hals nackt bis unter die Schlüsselbeine und zwar tragen diese auffallende Tracht nicht nur Jünglinge sondern auch alte Männer. An den Ärmeln, welche entweder ganz kurz nur den halben Unterarm decken oder sehr lang bis an die Fingeransätze reichen, zeigt sich bereits die Schlitzung, die im folgenden Jahrhundert so große Rolle spielt. Auf der Schulter liegt ein kurzes knappes Mäntelchen, aber auch die ersten Anfänge der Schaube der späteren Zeit, während auf dem Kopfe entweder eine mit langen Quasten versehene Beutelmütze, Fig. 35, oder eine kleine runde Kappe, oder endlich, als Vorläuferin des sechzehnten Jahrhunderts, das kleine Barett, Fig. 36, gefunden wird. Die Schuhe verlieren in dem letzten Viertel des Jahrhunderts ihre langen Spitzen und werden immer kürzer und gehen dann in den ganz stumpfen Entenschnabel und das Kuhmaul über. Die Stoffe, aus denen die Kleider gefertigt werden, sind überaus reiche, schwere, gold- und silberdurchwirkte Damaste, Samte und einfarbige Tuch- und Wollenstoffe. Sehr groß ist die Menge des als Ring, Halsketten u. s. w. getragenen Schmuckes.

A. von Heyden.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

1
2
3
4
16
18
17
19
20
21
23
22
24

Entwickelung der Tracht im Mitte

Digitized by Google

5
6
8
7
9
12
10
13
11
14
15
25
26
27
29
31
30
34
35
32
28
33
36

alter. Gezeichnet von A. von Heyden.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

natürlich der Fortdauer ſüdländiſcher Einflüſſe auf die Tracht nördlicher Länder nur günſtig ſein, und noch im dreizehnten Jahrhundert erinnerten die Kleidungen, namentlich der höheren

Herzog Albrecht III. von Öſterreich (reg. 1365—1395) in der Ordenstracht der von ihm geſtifteten ritterlichen Geſellſchaft der Zopfritter. Hinter ihm ſeine beiden Gemahlinnen.

Glasgemälde aus dem 14. Jahrh. in der S. Erhardskirche in der Breitenau in Steiermark. Der Zopf iſt in eine ſcheidenartige Umhüllung von Metall gefaßt. Auch die eine der Frauen hat einen Zopf. Die Tracht iſt die des 14. Jahrh., doch bereits mit Anklängen an ihre Weiterentwickelung. Der Herzog trägt eine Brünne aus Kettengeflecht, die über den Schenkeln ſichtbar wird; darüber eine eiſerne Rüſtung und über dieſer den „Leubner“, ein enganliegendes Überkleid von Leder mit ganz kurzen Ärmeln, welches um die Taille und um die Hüften durch Gürtel zuſammengehalten wird. Dolch, Schwert und Helm ſind mit durch den Leubner hindurchgehenden Ketten am Panzer auf der Bruſt befeſtigt; den Kopf bedeckt die Stahlhaube mit der Halsbrünne; den Stechhelm mit Helmdecke und einem Adler als Zimier ſieht man über der Schulter, eine Fahne hält der Herzog im Arm. — Die beiden Frauen tragen die gefälteten Hauben und die engen, bis mitten auf die Hand reichenden Ärmel des 14. Jahrh. Die Kronen auf ihren Häuptern und die Hermelinmäntel kennzeichnen ſie als Fürſtinnen und die Wappenſchilde als Böhmin und Hohenzollerin. (Nach Eſſenwein.)

Digitized by Google

Stände Deutſchlands und ſeiner Nachbarländer an die Toga und die Tunika des alten Rom. Nachdem aber gegen Ende jenes Jahrhunderts (und zugleich der Kreuzzüge) das deutſche Reich in ſeiner weltbeherrſchenden Geſtalt zu Grunde gegangen, wurde Frankreich, das in den Kreuzzügen die leitende Macht geweſen, im Gebiete der Mode für ganz Mittel- und Weſteuropa die Quelle aller Veränderungen, welche vom vierzehnten Jahrhundert an einen vom römiſchen Charakter weſentlich abweichenden anzunehmen begannen.

Ehe dies geſchah, worauf wir zurückkommen werden, waren indeſſen bereits allerlei Eigentümlichkeiten auf dem Felde der Tracht im Schwange. Es iſt wohl nicht allgemein bekannt, daß ſchon im dreizehnten Jahrhundert Männer Zöpfe trugen, ja ſogar dem kriegeriſchen Helm einen Zopfbehälter beifügten (ſ. S. 261), ſelbſt den Bart nach Art der alten Aſſyrer in Zöpfe flochten und die Spitzen des Schnurrbarts hinter dem Kopfe zuſammenbanden. Vom zwölften Jahrhundert ab wurde jedoch die Sitte immer allgemeiner, den Bart ganz zu vertilgen, welchem widernatürlichen Beginnen ſich aber lange nicht alles fügte, und der große Kaiſer Rotbart war nicht der einzige, der den ſchönſten und würdigſten Mannesſchmuck beibehielt. Jene Unſitte paßte übrigens zu der langen Kleidertracht und der empfindſamen Dichtung jener Zeit. Dieſer Stimmung gemäß ſchmückten ſich Stutzer, ehe die Kopfbedeckungen aufkamen, mit Blumenkränzen. Unter den erſten Hüten war der mit Pfauenfedern umſteckte bei beiden Geſchlechtern beſonders beliebt. Die erſten Kopfbedeckungen der Frauen, die „Gebende“, gingen bandartig unter dem Kinn herum, was die freie Kopfbewegung hemmte, daher, wenn ſolche gewünſcht wurde, jenes Band entfernt werden mußte, worauf man es auf das Haupt legte. Verheiratete Frauen zeichneten ſich durch den Schleier aus, ältere durch einen Hut. So zwingend war die Mode, daß man ſich ihr ſogar fügte,

Junkfraw
VI
Renner
III

Dame, die Laute ſpielend. Reiter mit federumſtecktem Hut und Armbruſt.

Ein Blatt von den vier „Jungfrawen“ und den vier „Dreiern“ (beide mit dem Wappen des Römiſchen Reichs) eines höfiſchen Kartenſpieles des 15. Jahrhunderts. (Wien.) Der „Renner“ iſt als reitender Bote zu verſtehen; er trägt einen Sturmhut mit einem Straußenwedel umſteckt, darunter Gugelhaube mit Schulterkragen von langen Franſen verziert. Er iſt mit Schwert und ſtarker Armbruſt mit Fußring bewaffnet.

als ſie Schleier und Gebände ſafrangelb zu färben begann, obſchon dieſe Farbe die entehrende Auszeichnung der Juden und der öffentlichen Dirnen war, daher Prediger gegen ſie eiferten. Fürſtliche Perſonen trugen bei feſtlichen Gelegenheiten ihre Kronen oder wenigſtens Goldreifen.

In der Zeit des Frauendienſtes und der Bartloſigkeit waren die Kleider beider Geſchlechter gleich lang und einander ſo ähnlich, daß Männer und Frauen oft ſchwer voneinander zu unterſcheiden waren. Beide auch trugen lange und weite Ärmel. Über dem Rocke trug man beim Ausgehen und Ausreiten einen Mantel mit Kapuze, deſſen Farbe von der des Rockes möglichſt ſchreiend abwich, wie denn überhaupt die grellen Farben die beliebteſten waren; die ſchon erwähnte „geteilte Kleidung“ übertrieb dieſe Neigung noch weſentlich. Gegen die Winterkälte ſchützte ein Pelz. Unter dem Rocke weiße, gefältelte, oft geſtickte Hemden zu tragen, war bei den höheren Ständen allgemein. Viel Ärgernis erregte ſchon damals die Schleppe der Frauen, welche Geiſtliche, Dichter und Zeichner, ernſt und ironiſch, gern mit dem Teufel in Verbindung brachten. Ebenſo anſtößig waren manche Moden, die ſich in den Hoſen der Männer entwickelten, eigentlich langen Strümpfen, welche oben die „Bruoch“ (Unterhoſe) bedeckten und unten von den Schuhen umkleidet wurden, deren Stelle auch Stiefel oder Halbſtiefel vertraten. Schon um 1100 begannen die Schnabelſchuhe Mode zu werden, was ſie Jahrhunderte lang blieben, — eine Geſchmackloſigkeit, welcher die gleichzeitig üblichen Schellen oder Glöckchen an den Säumen der Kleider und des Pferdezeuges würdig zur Seite ſtanden. Dagegen eignete ſich, abgeſehen von ſolchen Auswüchſen, die damalige, teils eng anliegende, teils faltenreiche Kleidung ebenſo zur künſtleriſchen Darſtellung wie die des klaſſiſchen Altertums.

Bauern-Typen um 1500.
Kupferſtich von Albrecht Dürer; (Originalgröße).

In der Anlegung von Schmuck war man ſehr verſchwenderiſch. Seidene Gürtel, darauf mit Edelſteinen eingelegte erotiſche Inſchriften, mit ſilbernen und goldenen Spangen beſchlagen, mit gemalten oder getriebenen Figuren beſetzt (die bis auf 1000, d. h. 40 000 jetzige Mark zu ſtehen kamen) und mit Schnallen und „Senkel“ (dem durch die Schnalle gezogenen Gürtelende) befeſtigt, waren eine Hauptzierde der Damen, die daran ein Täſchchen trugen, das Geld oder Wohlgerüche enthielt. Gewandnadeln (Brochen), Halsketten, Ohr- und Fingerringe, Armbänder, angehängte Spiegel, Fächer u. ſ. w. vervollſtändigten den Schmuck. An Schminken und allerlei Schönheitsmitteln fehlte es den Damen nicht.

Die genannten Kleidungsſtücke waren natürlich nur bei dem Adel und höheren Bürger-

ſtande gebräuchlich, doch auch von reichen Bauern in ungeſchickter und lächerlich überladener Weiſe angelegt. Sonſt trug das „gemeine Volk grobes Tuch oder Leder, graue oder ſchwarze Filzhüte und grobe Bundſchuhe“. Die Kleidung des niederen Bürgertums mochte in der Mitte zwiſchen jenen Extremen ſtehen. Das Kleid der Nacht, das dem Müden ſo willkommene **Bett**, beſtand bei den Bevorzugten aus Feder- (Adler- oder Eiderdaunen-) Kiſſen von Leder mit Seidenüberzug, Leintüchern und reich verzierter Decke, oft auch Vorhängen; davor lag ein Teppich und ein Fußſchemel zum Einſteigen; das Innere aber war, im Gegenſatze zur Pracht des Äußeren, — Stroh! Am Tage diente das Bett, nach Wegnahme der nur

Interieur aus dem 15. Jahrhundert: Hausmuſik; Harfe (das älteſte aller Inſtrumente) und Laute. Der Lautenſpieler bedient ſich eines Plektrons. Kupferſtich von Iſrael von Meckenen († 1503).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Gewirkter Teppich. Deutſche Arbeit aus der Zeit von 1380—1400.

12 Fuß lang, 9 Fuß breit. Nürnberg im Germaniſchen National-Muſeum.

Digitized by Google

## Gewirkter Teppich, 1380—1400. 12 Fuß lang, 9 Fuß breit.

Nürnberg, Germaniſches National-Muſ.

Dieſer noch dem 14. Jahrhundert angehörende Teppich nimmt ſowohl durch ſein hohes Alter wie durch die Bedeutung ſeiner Darſtellungen für Sitte und Tracht jener Zeit, die ſich in Schnabelſchuhen, Schellengürtel und Farbenteilung der Kleidung gefiel, beſonderes Intereſſe in Anſpruch.

Der Schauplatz iſt ein Garten bei einer Burg.

Die figurenreichen Szenen des Vordergrundes ſtellen ein Geſellſchaftsſpiel vornehmer Kreiſe dar. Dasſelbe lehnt ſich nach Art der das damalige höfiſche Leben beherrſchenden Neigung zur Allegorie an die Minne und die Poeſie an.

Rechts in einem eingezäunten Raume thront auf einem mit Polſtern belegten Sitz als Königin Frau Minne, mit einem Diener an jeder Seite. Rechts und links ſind an den umſchließenden Schranken einige Herren feſt gebunden, ihre Feſſeln werden aber von Damen gelöſt. Der Inhalt der darüber befindlichen Spruchbänder erklärt dieſe Situation mit den Verſen: „von . dinē . handē . (d. h. denen der Liebe) lig . ich . in handē . Trost . vnd . freid . machent . dise . meid.“ Die losgebundenen Herren begeben ſich nun mit ihren Befreierinnen paarweiſe zu einem Spiele ſeltſamer Art. Ein Herr liegt auf Knieen und Händen im Graſe; auf ſeinem Rücken ſitzt eine Dame. Dieſe, durch einen anderen Herren im Rücken geſtützt, ſtreckt das linke Bein wagerecht aus. Ihr gegenüber ſteht ein Herr auf einem Beine und führt mit dem anderen erhobenen Beine gegen den Fuß der Dame einen Stoß. Wirft er auf dieſe Weiſe die Dame von ihrem Sitze, ſo iſt er Sieger im Spiele, ſtößt er aber fehl, ſo kommt er ſelbſt zu Falle und iſt unterlegen. Spruchbänder erklären die Situation durch die Verſe: „din . stosen . gefelt . mir wol . lieber stos . als . es . sin . sol.“ „ich . stes . gern . ser . so . mag . ich . leider . nit . mer.“ Freilich iſt der Herr ſehr im Nachteil. Drei Damen beobachten als Kampfrichterinnen das Spiel. Weiter nach links werden die Beſiegten von den Siegern abgeführt.

Über dieſer Darſtellung ſpielt ſich im Mittelpunkte des Bildes eine andere Unterhaltung ab. Vor einer ſitzenden Dame kniet ein Herr, den Kopf in ihren Schoß gelegt, in dem er von zwei anderen zu den Seiten knieenden Damen feſtgehalten wird, ſo daß der Herr nicht ſehen kann. Aus der hinter ihm ſtehenden Geſellſchaft wird nun ein Schlag gegen ihn geführt und er hat zu raten, von wem er geſchlagen worden iſt. Gerade iſt eine Dame im Begriff, den Schlag zu führen: um ſicherer treffen zu können, ſchiebt ſie die um die Hüften hängenden Schellen zurück.

Den übrigen Raum füllen drei Burgen, Gärten, Jagd- und Fiſchereiſzenen, ein Taubenſchlag u. dgl. aus.

(Nach Falke.)

Digitized by Google

für die Nacht geeigneten Teile, als Sofa. Außerdem war die „Kemenäte“ mit Bildern und einem Kruzifix geſchmückt. Was die Wohnung betrifft, ſo war die Bauernhütte aus Lehm und Holz gebaut und mit Stroh gedeckt. Ihr urſprünglicher und vielfach einziger Raum, der Feuerplatz, wurde in den anwachſenden Häuſern der Städte wie in den größeren Bauernhöfen mit dem römiſchen Atrium verſchmolzen, als Hausflur oder Diele der Mittelpunkt der Räumlichkeiten oder Stuben, die ſich um ihn gruppierten. Zuletzt trennte ſich die Küche von jenem Hauszentrum und wanderte in einen der Seitenräume, und die Hausflur ſchrumpfte immer mehr zu einem bedeutungsloſen „Gange“ zuſammen, ausgenommen in den

Interieur aus dem 15. Jahrh.: Hausmuſik auf einer kleinen Orgel, die ihre Luſtzuſuhr von der Rückſeite durch kleine Blaſebälge erhält und Poſitiv genannt wurde.

Der Tiſch hat eine doppelte aufzuklappende Platte. — Im Hintergrunde Blick auf eine Bettſtatt. — Kupferſtich von Iſrael von Meckenen († 1503).

Digitized by Google

Bauern, ihre Erzeugniſſe feilbietend.
Kupferſtich, 1512, von Albrecht Dürer.

Handelshäuſern der größeren Städte, wo ſie ſich vielmehr zum Warengewölbe erweiterte und im Erdgeſchoſſe keine Zimmer um ſich duldete, die ſich daher in das obere Stockwerk hinauf flüchteten. Die Zunahme der Städte und die damalige Unmöglichkeit ihrer Ausdehnung über die Mauer und den Graben nötigte aber auch die übrigen Häuſer in die Höhe zu wachſen und von Stockwerk zu Stockwerk zu ſteigen. Das Bedürfnis des Lichtes und der Luft führte hier zur Anlage von Höfen zwiſchen Vorder- und Hinterhaus, dort zu derjenigen von Landhäuſern außerhalb der Stadt, zur Sicherheit oft in Teichen mit Zugbrücke und Thor (Weiherhäuſern), und hatte noch früher die dem Norden eigentümlichen, im Süden wohl der Hitze wegen wenig gebräuchlichen Fenſter geſchaffen. Nur ſehr langſam machte ſich als Stoff der letzteren das Glas geltend, das man im früheren Mittelalter nur den Kirchen vergönnt hatte, während ſich die Häuſer mit Tuch, Hornplatten, Weidengeflecht, Holzgitterwerk, Ölpapier oder Marienglas begnügten. Das Glas begann ſeine Laufbahn im Bürgerleben mit den undurchſichtigen „Butzenſcheiben“, von welchen man zu den bleigefaßten Rautenſcheiben überging, alles wieder zuerſt nur in den beſſeren Räumen der Häuſer und nur nach und nach in den geringeren. Erſt in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war halb Wien mit Glasfenſtern verſehen, kleinere Städte natürlich erſt ſpäter. In Prunkgemächern liebte man die bemalten Fenſter, welche dem Innern eine kirchenähnliche Weihe verliehen. Nach außen brachten die Häuſer der Reichen einen maleriſchen Eindruck hervor durch ihre mit Meißelarbeiten geſchmückten Erker, durch ihre hohen, nach der Straße gewendeten Giebel, und beſonders durch ihre Wandmalereien mit Darſtellungen aus Bibel, Mythologie, Roman und Geſchichte, aus Leben (Turnieren und Schlachten) und Tod (der bekannte Totentanz), mit welchen (wie auch mit kräftigen Sinnſprüchen) ganze Straßen bedeckt waren, was mit den ebenfalls bemalten und in den Standbildern auf ihrer Spitze ſelbſt vergoldeten Brunnen und den lebhaften Farben der herrſchenden Tracht ein ungemein prächtiges Bild des damaligen Stadtlebens abgab. Das Innere eines bürgerlichen Zimmers mit getäfelten Wänden im vierzehnten Jahrhundert ſchildert v. Eye kurz mit folgenden Zügen: „Rings um die Wände liefen hölzerne Sitze, mit beweglichen Kiſſen belegt. Zwei gegeneinander gerichtete Sitze pflegten in den Fenſterniſchen auf Vorſprüngen der Mauer angeordnet zu ſein. Ein großer Kachelofen, ein ſchwerer Eichentiſch mit geſpreizten Beinen, eine ähnliche Truhe oder ein Schrein mit verzierten Eiſenbeſchlägen bildeten Hauptſtücke des übrigen Mobiliars.“

Kriegsleute um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts. Kupferſtich von Albrecht Dürer.
In der Mitte zwei Edelleute in Mänteln; im Hintergrunde ein türkiſcher Reiter.

Elfter Abſchnitt.

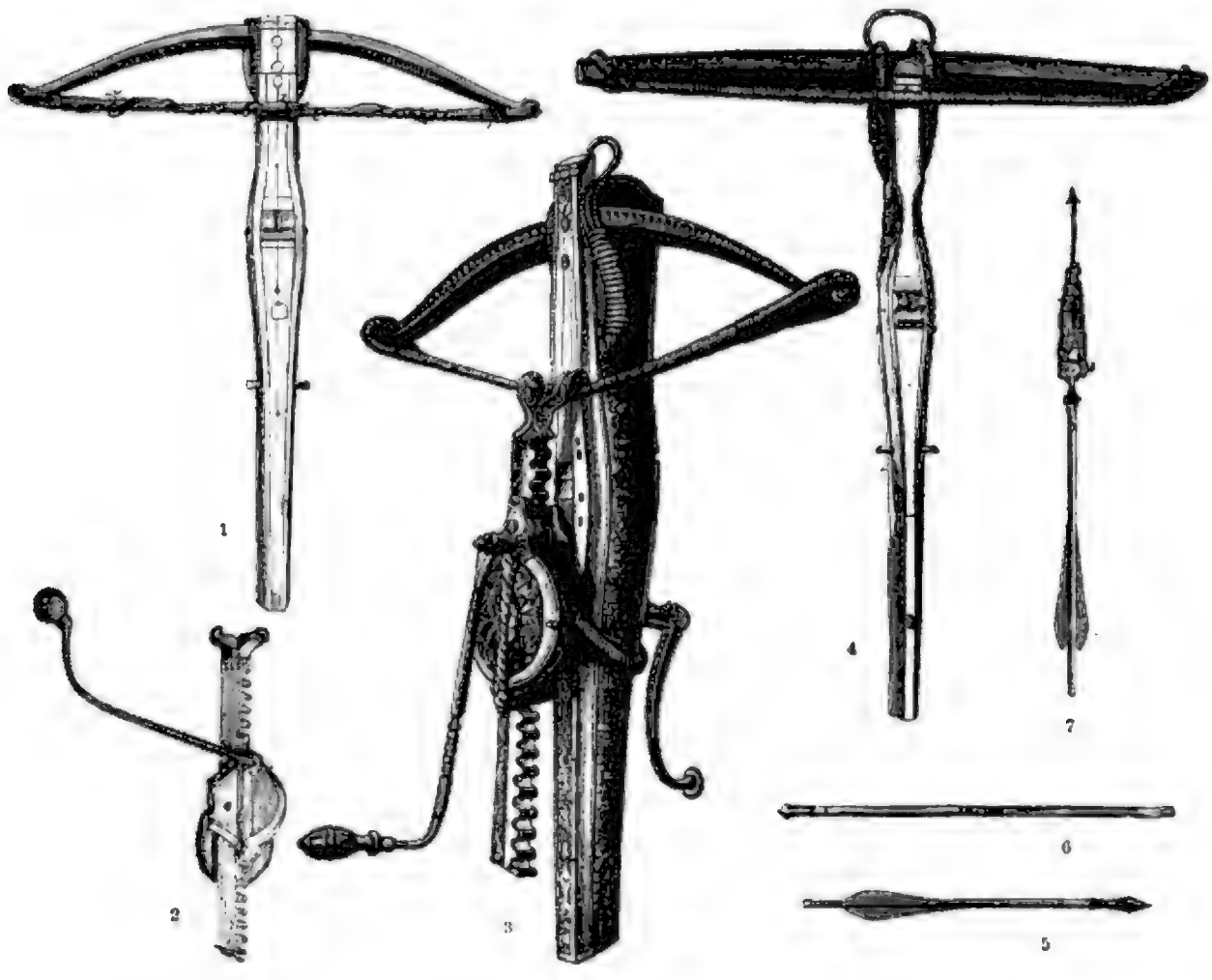
Des Mittelalters Verfall.

Das Geſetz des Daſeins der Menſchheit iſt Bewegung, und ſchon dieſe unumſtößliche Thatſache, an der die ſtarre Unveränderlichkeit des Lebens aller übrigen Weſensgattungen im raſtloſen Verlaufe der Zeit nicht teilnimmt, erhebt unſere Gattung unendlich hoch über das einſeitige moderne Dogma der Affenabſtammung. Das Rätſel der Bewegung in der Geſchichte iſt ein viel tieferes und unlösbareres, als jenes der äußeren Form, obſchon auch die Geſtalt eines Apollon und einer Aphrodite durch den „Kampf um das Daſein“ und die „Anpaſſung“ nicht erklärt wird.

Die bisherigen Teile unſerer Kulturgeſchichte haben, wenn auch das Geſetz der Bewegung gerechtfertigt, doch demſelben in einem ruhigeren, langſameren Gange gehuldigt, als derjenige iſt, dem wir nun folgen werden. Aber nirgends in der raſtloſen Entwickelung des Menſchen-

Digitized by Google

geschlechtes finden wir glatte Abschnitte zwischen verschiedenen Stufen derselben; überall gehen die Perioden allmählich ineinander über, und zwar auf verschiedenen Gebieten auch in abweichendem Maße und Grade. So greifen denn auch diejenigen Punkte, in denen wir seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts einen beschleunigteren Schritt in der Geschichte der abendländischen Kultur, von der sich die deutsche noch nicht scharf abhob, wahrnehmen, vielfach in die bereits erwähnten Zeiträume ebenso zurück, wie manche Gebiete des Lebens der letzteren in die Zeiten jenes rascheren Fortschrittes vorausgreifen.




Armbrüste.

1. Armbrust mit Stahlbogen (im k. k. Artillerie-Arsenal-Museum zu Wien). Der schwere kurze Stahlbogen ist mittels Tauwerk an der Säule aus Birnbaumholz verankert. Gespannt wurde die Armbrust mit der Winde (Nr. 2), deren Anwendung aus Nr. 3 (kaiserl. Waffensig. im Schloß Czarskoe-Selo) klar ersichtlich ist. 4. Armbrust mit Hornbogen (ebenfalls in Wien); derselbe ist mit feinem Bast überzogen, um seine Elastizität gegen den schädigenden Einfluß der Witterung zu sichern. Zum Spannen diente ebenfalls die Winde, zum Aufhängen der Ring über dem Bogen. An des letzteren Stelle befindet sich häufig auch ein sogen. Steigbügel, in den der Schütze beim Spannen den Fuß stellte und so die Armbrust festhielt. 5. 6. Kriegsbolzen mit Eisenspitzen, statt der Befiederung der leichteren Jagdpfeile mit dünnen eingelassenen Holzplättchen versehen. 7. Ein Brandpfeil mit Widerhaken und Brandballen. (Nach O. Leitner.)

Dieser raschere Fortschritt hatte namentlich die Bedeutung, daß er das Mittelalter, d. h. ein mittleres stabileres Zeitalter zwischen zwei Perioden rascherer Entwickelung, zur Seite schob. Die fortschreitende Bewegung des Mittelalters war aber deshalb eine langsamere, weil sich in dieser Zeit eine neue Entwickelung an Stelle einer abgestorbenen ebenso vorbereiten mußte, wie eine Erweiterung des Schauplatzes der Geschichte. Das Mittelalter verhält sich zur neueren Zeit, die sich im vierzehnten Jahrhundert vorzubereiten begann und

Digitized by Google

Die Schutz- und Angriffswaffen stehen in engem Verhältnis zueinander, sie vervollkommnen sich gegenseitig. Jede Verbesserung der Schutzrüstung drängt zur Vervollkommnung der Trutzwaffen, um die erstere überwinden zu können, bis letztere eine solche Vollkommenheit erreichen, daß ein Beschützen des Körpers gegen ihre Einwirkung unmöglich wird, wie in neuester Zeit, wo bei Ausrüstung des Kriegers die Schutzwaffe fast ganz fehlt oder zum bloßen Schmuck wird.

Das Mittelalter kennt vier Hauptteile des Körperschutzes.

1) Schutz für das Haupt, Helm. 2) Für Brust und Leib. 3) Für die Beine. 4) Der bewegliche Schutz für den Oberleib oder Teile desselben, den Schild. Im ganzen übernimmt das Mittelalter den römischen Harnisch, die lorica und zwar den Schuppenharnisch (lorica squamata), mit einer solchen ist Fig. 1 angethan, cc im 9. Jahrhundert. Der Helm ist aus Metallspangen zusammengesetzt, zwischen denen Leder-, Horn- oder Metallplatten liegen, aber er ist spitz, abweichend von römischer Form. Ein solcher besonders schöner Spangenhelm, Fig. 2, fand sich früher in der Kurrheinischen Sammlung. Die Spangen waren von Bronze und teilweise vergoldet, ebenso wie der reich ornamentierte Stirnreif. Es gab aber auch Helme ganz von Metall — wie der des Domschatzes von Prag, Fig. 3, er hat einen Nasenschutz ebenso wie Fig. 3a. Unter der lorica wird die tunica getragen, welche bis an das Knie reicht, die Beine sind mit Hosen und Stiefeln bekleidet. Vorn auf dem Beine sind die Hosen durch breite Lederstreifen verstärkt, wofür ich die auf Abbildungen der Zeit häufig vorkommenden dunklen Streifen an den Beinkleidern halte. Der Schild ist rund, von antiker Form mit Metallrand, Metallspangen und hohem Nabel (umbo). Fig. 5 zeigt einen Krieger des elften Jahrhunderts. Der Spangenhelm hat eine schwach nach vorn gebogene Spitze, der Kopf steckt in weiter Kapuze, die Panzerjacke (Brünne, auch Halsberg) besteht aus Leder mit aufgenähten Ringen und hat ziemlich kurze Ärmel. Fig. 6 dagegen zeigt am Schuez der Figur, die dem Antiphonar von St. Peter in Salzburg entlehnt ist, die alte Schuppendecke der lorica squamata, Fig. 7. Auch die Beine sind nunmehr mit einem der Panzerjacke gleich konstruierten Ringpanzer geschützt. Fig. 8 und 9 zeigt uns die schwere Ringbepanzerung, wie sie uns ein Evangelienbuch zu Bamberg und der hortus deliciarum am Ende des zwölften Jahrhunderts kennen lehrt. Der Helm hat eine feste Schale (Glocke), ein Naseneisen und überhöht sich immer mehr, bis zu der unförmlichen Gestalt von Fig. 12 (Mitra von Seligenthal im Bayr. Nationalmuseum). Die Brünne besteht aus Leder mit mäßig langem Ärmel und einer Kapuze, erreicht mit Vorder- und Hinterausschnitt oder zwei seitlichen Ausschnitten fast das Knie, sie ist durch aneinander geschobene Ringe, die auf einen Lederstreif gereiht sind, wie Fig. 10 und 10a zeigt, gefestigt und unendlich schwer aber viel schützender, als die einfache Ringbrünne; auch die Beine sind durch ein gleicher Art montiertes Panzerleder geschützt. Ende des zwölften Jahrhunderts schließt sich die Brünne unten zu Hosenform, Fig. 11. Der Schild ist dreieckig, schwach gewölbt, aus mehrfach übereinander geleimtem Holz gebildet mit Eisenrand und bei Fig. 8 mit hohem Umbo versehen, der schon bei Fig. 11 fortgefallen ist. Das sehr schwere Schild wird von einem Riemen, der Schildfessel, über dem Hals getragen, während Hand und Arm in dem aus starken Riemen gebildeten Armgestelle den Schild regieren. Fig. 9 zeigt die Innenseiten der Schilde, durch deren Riemen senkrechte und horizontale Lage des Schildes möglich wird. Der Schild ist bemalt. Wappen giebt es aber noch kaum, das erste Wappen erscheint bei den Montmorency um 1177. Fig. 15 zeigt die vollendete Rüstung des zwölften Jahrhunderts. Der Helm cylindrisch, hat einen Gesichtsschutz bekommen. Die Brünne zeigt bereits die übrigens schon dem Altertum bekannte vollendete Form des Kettengeflechtes (vier vernietete Ringe greifen in einen fünften, Fig. 17. Die Brünne deckt den ganzen Oberkörper, auch die Hand und durch das Halseisen auch das Haupt. Fig. 16. Der Waffenrock, die darunter getragene Tunika, wird unter der Brünne sichtbar. Das Bein steckt in der Panzerhose, der Schild an der Fessel ist noch spitz. Bald wird der Waffenrock über die Brünne angelegt, Fig. 19, und ist nun ein Prachtkleid, das mit den Emblemen des Ritters geziert und oft mit Pelz gefüttert wird. Unter der Brünne trägt der Ritter den dickwattierten Gambison aber auch noch andere wattierte Schutzbinden. Der Topfhelm gewinnt mehr oder minder konischen Abschluß gegen die Glocke, hat Augenschlitze, den Querschranz und wird mit Schnüren, Fig. 24. 25. 26, unter dem Kinn gebunden. Beim Turnier, aber auch im Kampfe bekommt er eine Helmzier (Zimier), Fig. 22. 24. 33. 36. 37 *). Der Kopf ist besonders sorgfältig bewahrt, unter dem Halseisen trägt der Mann die wattierte Kappe, die Bauschhaube, auch Hut, Gupfe. Meist setzte man unter den Topfhelm noch eine metallene Hirnhaube, Kesselhaube. Das Halseisen wurde durch die Hanteile (ventaille) am Gesichte festgezogen, Fig. 11 und 16. Der Helm wird namentlich später an einer Kette getragen, weil er nur vor eintretendem Bedürfnisse aufgebunden wird. Kleine Kreuzausschnitte am unteren Rande. Fig. 27. (Helm des schwarzen Prinzen Eduard). 36. 37 nehmen den Knebel der Kette auf. Auch trug man bereits breitkrempige Eisenhüte, Fig. 23. Zum Schmuck, vielleicht auch zum Schutz gegen Sonnenbrand wurden prächtige Helmdecken auf den Helm gelegt. Fig. 22. 36. 37. 45. Der Topfhelm ließ den unteren Teil des Gesichts, namentlich den Hals unbedeckt, man schnallte daher ein Kinnschutz, die Barthaube, an. Fig. 23, den man bald organisch mit dem Helm verband. Fig. 25, und der endlich als besonderes Rüststück über das Kinn geschnallt wurde, Fig. 29. 41. 43, während die frühere unter dem Topfhelm getragene Hirnkappe sich zur Beckenhaube, Kesselhaube (bacinet) entwickelte, an die sich das Kettengeflecht der Halsberge anschloß (um 1300). Die Kesselhaube erhöht sich, die Halsberge bekommt einen Nasenlappen (nasal), Fig. 36, der die Nase schützt und durch einen Reiber in ein Öhr der Beckenhaube geschoben wird. Die Beckenhaube hat zuerst einen horizontalen unteren Rand, Fig. 33, fällt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinten immer mehr den Nacken schützend herab, bekommt ein Visier mit Gesichtsschranzen, Fig. 37, und wird zur großen Kesselhaube mit Visier. Bisher hatte man meist im Kampf und immer im Turnier den Topfhelm, Stechhelm über die Beckenhaube gesetzt. So wie der Helm das Visier, Fig. 39, erhält, ist das nicht mehr nötig. Man giebt gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Tragen zweier Kopfrüstungen übereinander auf.

Die Brünne bleibt vorerst in ihrer alten Form mit Schlitzung vorn und hinten, der Schöße, geren. Der Ringpanzer hat im dreizehnten Jahrhundert dem Kettengeflecht völlig das Feld geräumt.

Auf der Brust, am Hals, namentlich am Unterarm wird der Schutz des Harnisches durch eingelegte Eisenplatten, Brazel, Meuseniер verstärkt, auch die Knie bekommen „Kacheln" von gehärtetem Leder oder Metall. Fig. 13 (um 1314). Der Waffenrock,

*) Näheres darüber in der vortrefflichen Abhandlung des Fürsten Hohenlohe Waldenburg über den Gebrauch der heraldischen Helmzierden im Mittelalter.

häufig mit Pelz, Kleinspalt gefüttert, wird kurz, Fig. 33, immer enger und endlich zum knappen Lendner, Fig. 36 (1349) und Fig. 37 (um 1372). Der große Schild wird bei der verbesserten Rüstung entbehrlich und wird immer kleiner. Seine Bogen flachen sich Fig. 19. 33. 34.

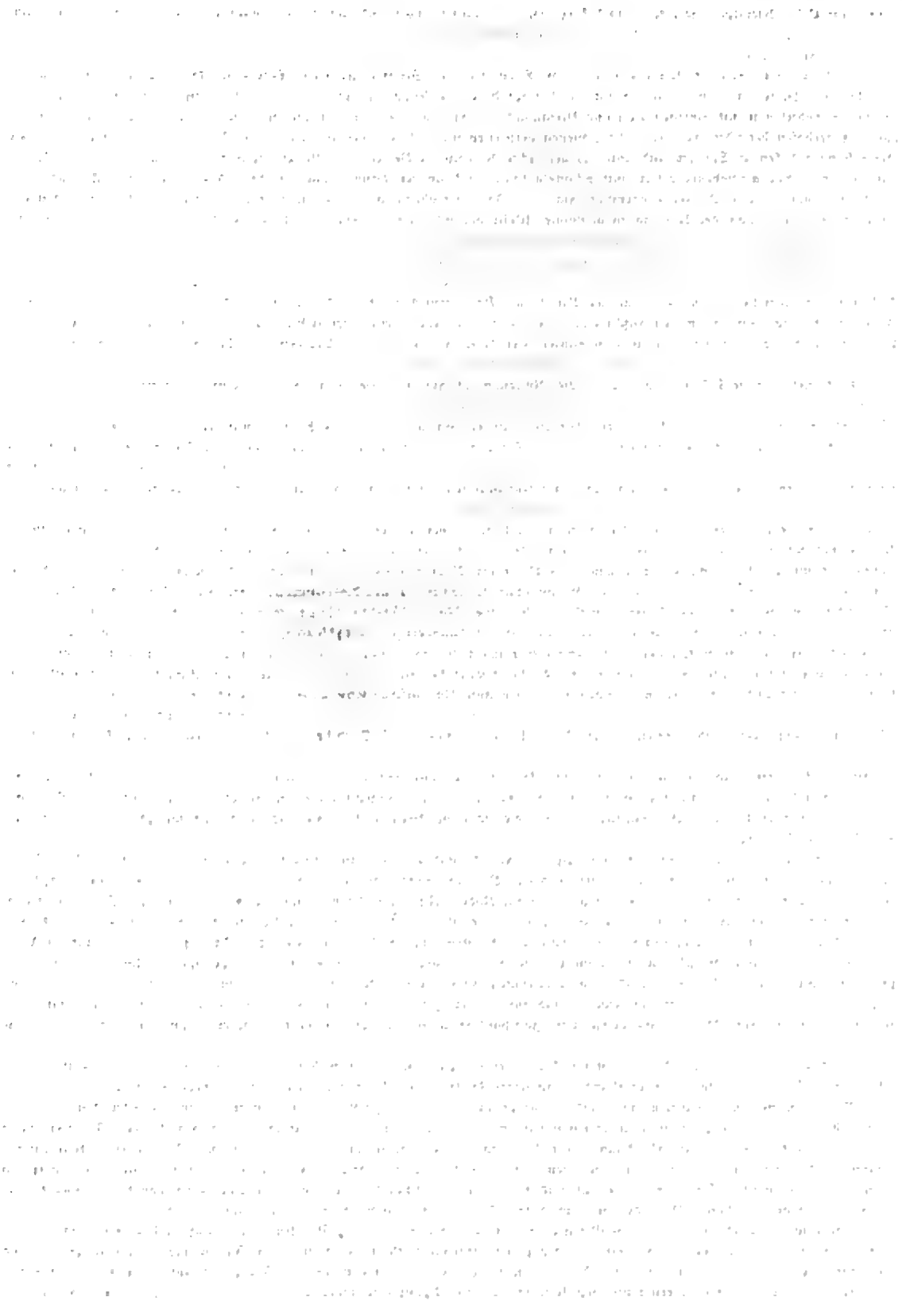
Allmälig werden die Menseniere teils von Eisen, teils als Streifen gehärteten Leders auf die Brünne geheftet, die nur noch bis zum Halse reicht, während der Hals und Kopf durch ein besonderes Panzerkragenstück seinen Schutz findet. Die Beine bekommen Lederhosen mit Schienenbelag und Metallbuckeln, Fig. 36, oder die Schenkel werden über den Panzerhosen noch mit harten Lederhosen bekleidet, Fig. 37. Die Schienen verbreiten sich und schließen als Arm- und Beinröhren organisch zusammen. Metallbuckeln decken an Ellbogen und Knie als gebauchte Kacheln die Bewegung. Die Brustplatte tritt ebenfalls aus der Brünne auf dieselbe. Ein geschobener Schurz mit Schoßteln schließt sich an den Brüstel, und am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ist der Mann vollständig in Platten gepanzert, Fig. 39. Das Kettenhemd wird aber noch unter den Platten getragen. Von nun an geht die Umbildung der Rüstung in geistvoller Weise vor sich, wie sie Fig. 39. 41. 43. 46 darstellt (der gotische Harnisch). Es ist kaum zweifelhaft, daß die alten Plattner den Organismus der Krebsschalen studiert und ihren Arbeiten zu Grunde gelegt haben. Durch Schiebungen der Platten übereinander ist die Beweglichkeit des Körpers so sehr als möglich gewahrt, wenn auch immerhin gering, besonders gefährdete Stellen decken besondere Platten, so die Achselhöhlscheiben, die Flüge (Schulterstücke), die Ellbogen- und Kniekacheln mit ihren großen Muscheln. Der Harnisch folgt der Mode der Kleider, daher hat er im fünfzehnten Jahrhundert lange Spitzen an den Füßlingen. Die Flüge sind nicht gleich, der rechte Flug ist schmäler als der linke, weil er Platz für die Lanze geben muß, die in dem Lanzenhaken liegt, Fig. 46 und 56. Bei dem gotischen Harnisch, den wir bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts finden, ist das Bruststück (Brüstel) ebensowenig, wie der Rücken aus einem Stücke, sie sind wie der Schurz mehrfach geschoben, Fig. 41. 43, die Rückenansicht Fig. 49. Der Handschuh des gotischen Harnisches ist sehr fein gegliedert und hat Knöchelspitzen. Feinen, eigentümlichen, dem Krebsschwanze genau nachgebildeten Handschuh zeigt Fig. 41. (Berliner Zeughaus, Märkisches Museum). Der Helm ändert sich auch, aus dem Eisenhut mit Kinnschutz, Bart, Fig. 40, entwickelt sich der Schaller Fig. 41, mit Visier Fig. 43. Der Bart wird entweder umgeschnallt oder am Bruststück verriegelt, Fig. 43. 75 (Nr. 75 ist bemalt). Aber auch Spangenhelme, Fig. 42 und 45, hat das fünfzehnte Jahrhundert. Im sechzehnten endlich erreicht der Harnisch seine vollkommenste Form im Maximiliansharnisch, Fig. 46. Alle Teile sind gerieffelt und können daher leichter gemacht werden, weil jeder Hieb und Stoß auf eine schräge Fläche fallen muß. Das Brüstel liegt auf der festen Halsberge, die Flüge haben Brechränder, die übrigens auch schon bei glatten gotischen Rüstungen sich finden. Ein vollständiger Maximiliansharnisch besteht aus 160—180 Teilen. Die höchste Vervollkommnung erfährt der Helm mit dreiteiligen Gesichtsschutze, Stirnstulp, Kinnreff, zwischen ihnen das Visier mit Augenschranzen, er sitzt auf der Wulst eines Rehlstückes mit einer Nut drehbar (à Bourrelet). Die Teile des Gesichtsschutzes drehen sich um die Helmrose. Der Helm, den man in Deutschland Burgunderhelm nennt (fälschlich, besser Armethelm), hat einen Kamm, an dem hinten die Federhülse befestigt ist. Der Handschuh sitzt an der Unterarmröhre fest, in drehbarer Nut oder ist häufiger mit Stulp und sehr fein gegliedert, aber nur mit breiter Fingerdecke, Fig. 47. Doch kommen auch gestingerte Handschuhe vor. Ein Schild ist nur noch zum Turnier nötig, wo er die Form 39, von innen gesehen Fig. 58 annimmt. Er heißt Tartsche, Fig. 59 zeigt den Schild der Fußkämpfer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, Pawese, noch später sind sogenannte Rundarsche (Rondaches) im Fußkampf in Gebrauch.

Der Turnierharnisch des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, Fig. 56, ist sehr schwer und unbeweglich, aber es fehlt ihm häufig Arm- und Beinzeug, weil Brechscheibe der Lanze und Tartsche den Arm schützen. Der linke Arm hat oft Rüstung von enormer Schwere beim deutschen Gestech, die Hand ist schaufelförmig, das Brüstel ist rechts abgeplattet und trägt die Hinterhakenschiene, welche die vorn im Rüsthaken liegende Lanze festhält. Der Arm richtet nur die Lanze. Der Helm mit von unten gedeckter Gesichtsschranze ist sehr schwer, mit Brust- und Zagelschraube am Brüstel befestigt. Die Schoßteln haben Folgen (sie sind geschoben). Die Turnierlanze hat die stählerne Brechscheibe, Fig. 52, und eine stumpfe Spitze (Krönchen), Fig. 53, von oben Fig. 54.

Der Sporn ist zuerst einfacher Stachelsporn, Fig. 15 und 19, bekommt aber im dreizehnten Jahrhundert schon Räder, Fig. 33. 36. 37. Im vierzehnten Jahrhundert wird das Rad achtspitzig. Der Hals verlängert sich, Fig. 51 wird im fünfzehnten Jahrhundert unförmlich lang, Fig. 50, mit achtspitzigem Rade. Ritterliche Waffen sind nur Lanze, Schwert, Dolch, in früher Zeit das einschneidige Kurzschwert, wie es zweihändig Kaiser Otto in der Schlacht bei Bovines führte, ebenso der Streitkolben, die Streitaxt. Bogen und Armbrust sind nicht ritterliche Waffen, obwohl Kriegswaffen. Der Ritter führt sie nur auf der Jagd. Der Speer ist bis zum dreizehnten Jahrhundert eine glatte Stange bis $3^1/_2$ m Länge, die Speerspitzen, lanzett-, blatt- und pfriemenförmig, Fig. 1. 29. 30. 31. 32. Im dreizehnten Jahrhundert bekommt die Stange einen Faustschutz, Fig. 21. 35. 39, welcher durch die Brechscheibe im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, Fig. 32, vermehrt wird. Der Speer hat einen farbigen Wimpel, Fig. 21, der im vierzehnten Jahrhundert allmählich verschwindet, während nun häufig die Speerstange bemalt wird.

Das Schwert zweischneidig, zuerst mit kurzer gerader Parierstange, sehr breiter gegen das Ort (der Spitze) abfallender Klinge ohne Blutrinne. Im elften Jahrhundert mit gegen die Hilfe (den Griff) meist gerade abschließendem Knauf, Fig. 4. 13. 14. Das Ort bleibt bis zum zwölften Jahrhundert stumpf und rund, im zwölften Jahrhundert fallen die Schneiden gegen die Spitze ab, Fig. 19. Die Parierstangen neigen sich häufig gegen das Ort. Der Knauf wird rund, Fig. 20. 34. Im dreizehnten Jahrhundert bekommen die Klingen häufig zwei Blutrinnen, während sie bisher nur eine hatten. Die Schneiden konvergieren weniger und lassen eine stumpfe Spitze entstehen, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert kehrt aber häufig zu den spitzen Schwertern des zwölften Jahrhunderts zurück und fertigt überaus schneidige Klingen ohne Blutrinnen von bedeutender Länge, bei Fig. 38 sogar 1,17 lang. Auch die Hilfe wird sehr lang zu zweihändigem Gebrauche, Fig. 38 und 45. Die Parierstangen werden sehr lang, gerade oder nach dem Ort gebogen, an den Enden verziert. Der Knauf hört auf rund zu sein und gewinnt verschiedene Formen, Fig. 44. 46. Fig. 60 zeigt den pfriemenförmigen Dolch des fünfzehnten Jahrhunderts. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert werden Schwert und Dolch an Ketten getragen, welche an der Brustplatte unter dem Lendner befestigt sind, Fig. 33. Auch die früher erwähnte Helmkette ist an dieser Brustplatte angebracht.

A. von Heyden.



Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

1
2
3
3a
4
5
6
7
8
9
10
10a
11
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
60

Entwickelung der Schutz- und Trutz-Waffen

Digitized by Google

12
15
16
18
19
21
22
24
13
14
17
20
20
23
25
26
27
28
59
51
29
40
41
42
43
45
46
48
49
58
53
55
57
52
56
44
47
50

t im **Mittelalter.** Gezeichnet von A. von Heyden.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

am Ende des fünfzehnten eingetreten iſt, ungefähr wie die ſtabilere Kultur des Morgenlandes, die ägyptiſche, aſſyriſche, indiſche, chineſiſche u. ſ. w., zur abwechſelungsreicheren und ſchneller fortſchreitenden helleniſchen und römiſchen. Die Führerin des Fortſchrittes der Menſchen iſt die Salzflut. Wie die orientaliſchen Völker, ohne weſentliche Seefahrt zu kennen, auf die Kulturwelt hinſteuerten, die ſich um das Mittelmeer gruppierte und durch dieſes groß wurde, ſo ſteuerte das Mittelalter, das in der Nautik hinter Phönikern und Griechen zurück blieb, auf die erweiterte Kulturwelt hin, die ſich auf den drei Ozeanen unſerer Erdkugel herumtummelt, die uns Kolumbus, Vasco de Gama und Magelhaens erſchloſſen haben.

Dieſe neue Entwickelung der Kultur und Erweiterung ihres Gebietes bereitete ſich ſeit dem vierzehnten Jahrhundert vornehmlich auf drei Feldern vor, auf denen der Kriegführung, der Rechtſprechung und des Handelsverkehrs. Vollendet hat ſie ſich ſpäter auf den drei höheren Feldern der Religion, der Kunſt und der Wiſſenſchaft.

Landsknechtsharniſch (im k. k. Artillerie-Arſenal zu Wien).

Nürnberger Arbeit, erſtes Viertel des 16. Jahrh. Auf der Bruſt ſind zwei Landsknechte in Pluderhoſen eingeätzt. Der aus der Bruſtplatte ſtark hervorſpringende Grat bildete ſich in der Folge zu dem ſogen. Gänſebauch aus. Das Armzeug beſteht aus zwei Teilen: das des Unterarms, welches durch bewegliche große Ellenbogenkacheln mit dem des Oberarms verbunden iſt; dieſes wiederum hat Achſeln mit Stauchen zum Schutze des Halſes. Die vor dem rechten Schulterſtücke hängende Scheibe deckte beim Heben des Armes die Achſelhöhle. (Nach Q. Leitner.)

Ohne in das Amt der Kriegsgeſchichte einzugreifen, wollen wir nur die Art der Kriegführung vor und nach ihrer durch die Einführung der Feuerwaffen bewirkten mächtigſten Umwälzung kurz charakteriſieren. Vor dieſer Umwälzung waren es die Ritter, welche die Kriege machten und leiteten; organiſiert aber wurde die Streitmacht und deren Heerfahrt durch das Lehnsweſen, unter deſſen Trägern, von oben nach unten hin, ein jeder ſeine Vaſallen aufbot. Die Ritter bildeten die Reiterei, die Leute geringeren Standes das Fußvolk. In Deutſchland war keine beſtimmte Zeit für die Pflicht zur Heeresfolge vorgeſchrieben. Da aber die Lehensleute nicht immer genügten, wurden Söldner verſchiedener Nationen angeworben, die, meiſt nur von Hab- und Ruhmſucht und Abenteuerluſt angetrieben, der Schrecken nicht nur der Feinde, ſondern auch ihrer Herren wurden, verheerten, raubten, brannten, und nicht mehr los zu werden waren, ſo daß man mit dem Bann und grauſamen Todesſtrafen gegen ſie einſchreiten mußte.

Die Waffen waren ſchon vor Erfindung des Schießpulvers mannigfach; die erſte jedoch, die, des letzteren Vorgängerin, gegenüber dem früher vorherrſchenden Bogen, durch ihre Einführung (im zwölften Jahrhundert) von bedeutendem Einfluß auf die Kriegführung war, iſt die Armbruſt (eigentlich Arcubalista, Wurfmaſchine mit Bogen). Sie war ebenſo

Digitized by Google

gefürchtet, wie die ſchon älteren, ja der Urzeit menſchlicher Unkultur entſtammenden Streitäxte, Schlachtbeile, Keulen und Kriegsflegel. Meſſer und Dolche wurden noch neben anderen Waffen geführt. Eine Einförmigkeit in Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüſtung gab es nicht, ſoweit nicht ein Ritter ſeine Mannen oder ein Fürſt ſeine Ritter ähnlich kleidete. Auf den Kreuz- und Römerzügen finden wir Heere bis zu hunderttauſend Mann, ſonſt meiſt geringere. Die Fahne war der Sammelpunkt des Heeres, fiel ſie, ſo floh alles. In Italien ſeit dem elften, in Deutſchland ſeit dem zwölften Jahrhundert wurde ſie auf einem von Ochſen gezogenen und von Soldaten bemannten Wagen (carroccio, Standart, Heerwagen) geführt und war an einem hohen Maſte befeſtigt, ſo daß ſie weit geſehen werden konnte. Krämer, Abenteurer, ſelbſt Dirnen und andere „Schlachtenbummler" wurden bei den Heeren geduldet; erſt Friedrich Barbaroſſa verbannte dieſe Banden von ſeinem Kreuzzuge: er ließ den Dirnen die Naſen abſchneiden und ihre Begleiter, der Rüſtung

Landsknechte mit „Zweihänder" und Dolch bewaffnet.
Aus Hans Burgkmairs (1472—1531) Triumphzug Maximilians I., 1516—19 entſtanden.

beraubt, ſchimpflich aus dem Heere ſtoßen. Die Kriegszucht war daher äußerſt ſchwierig zu handhaben und bedurfte ſo blutiger Strafgeſetze, wie ſie damals aufgeſtellt wurden. Der genannte Kaiſer z. B. verordnete 1154, „daß niemand innerhalb des Lagers gegen einen Kameraden ſein Schwert ziehen ſollte, und wer dieſes Friedensgebot verletzte oder gar einen der Gefährten verwundete, der ſollte die Hand verlieren oder mit dem Kopfe büßen."

Die Errichtung von Lagern und die Belagerung von Städten und Burgen geſchah vor Einführung der Feuerwaffen im ganzen Mittelalter nach römiſcher und byzantiniſcher Art, und nur ſehr langſam wichen die Schleudermaſchinen (Bliden, Gewerfe), die man zur Zertrümmerung der Mauern verwendete, — ſchneller die plumpen Belagerungstürme, — dem Feuergeſchütz. Nur zu oft verübten die Sieger nach Schlachten und Belagerungen unmenſchliche Grauſamkeiten an den Beſiegten.

Sehr langſam bahnten ſich die Feuerwaffen ſeit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, erſt nur als ſchweres Geſchütz und, bei der ſchlechten Beſchaffenheit des erſten Pulvers, viel ſpäter erſt als Handwaffen ihren Weg; namentlich die eben erſt ausgebildete

Digitized by Google

## Typen der älteſten Artillerie.

No. 1. Aus einer Handſchrift der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, um 1390–1400. Die Bilder derſelben ſind von der Hand eines Büchſenmeiſters und teilweiſe mit erläuternden Unterſchriften verſehen. Die Geſchütze ſind, wie aus der Farbe der Bilder hervorgeht, von Eiſen und mit eiſernen Bändern auf Holzunterlagen befeſtigt. Das als No. 1 abgebildete hat ein verſtärktes Mundſtück und ſcheint, nach dem Verhältnis ſeiner Größe zu der des Mannes zu ſchließen, ein leichtes Feldgeſchütz zu ſein. Die Unterſchrift dieſes Bildes empfiehlt Vorſicht beim Schießen. „Wenn Du ein püchſen wilt beſchiſſen," ſagt ſie, ſo ſolle man ſich nicht unmittelbar hinter oder neben das Rohr ſtellen, ſondern 10—20 Schritt über Eck hinter die Büchſe, zur Sicherheit für den Fall, daß das Geſchütz vom Schuſſe zerſprengt werden ſollte. Beim Laden ſtellte man das Rohr ſenkrecht; zwiſchen Pulver und Kugel wurde ein Holzklotz mit dem Schlägel eingetrieben; die Steinkugeln wurden in eingefettete Lappen gehüllt.

No. 2. Aus derſelben Handſchrift. Dieſe Abbildung zeigt, wie man ein Geſchützrohr auf ſeine Feſtigkeit prüfte: es wurde mit Pulver gefüllt, die Mündung mit einem Holzklotz feſt verſchloſſen, das Rohr ſodann ſenkrecht auf die Mündung geſtellt und die Ladung dann entzündet; die Büchſe mußte dabei in die Höhe fliegen: „vnd welche püchſen alſo beſtet, die iſt ſicher gut", ſagt der Büchſenmeiſter in der Unterſchrift.

No. 3. Aus einer Handſchrift der königl. Univerſitäts-Bibliothek zu Göttingen von 1405. Große Steinbüchſe, die Kugeln von etwa 1½ Fuß Durchmeſſer ſchleudern dürfte. Über derſelben iſt ein Schutzdach errichtet, eine Art Hütte, welche, wie die Unterſchrift angiebt, Schutz gegen die feindlichen Pfeile bieten ſollte: es geht daraus hervor, daß das Geſchütz nur geringe Tragweite hat und der belagerten Mauer ſehr nahe liegen muß.

No. 4. Aus derſelben Handſchrift. Eine eigenartige, durch eine Gabel geſtützte Büchſe, die ſich ſchon der Handfeuerwaffe nähert. Vielleicht eine ſogenannte „Klotzbüchſe".

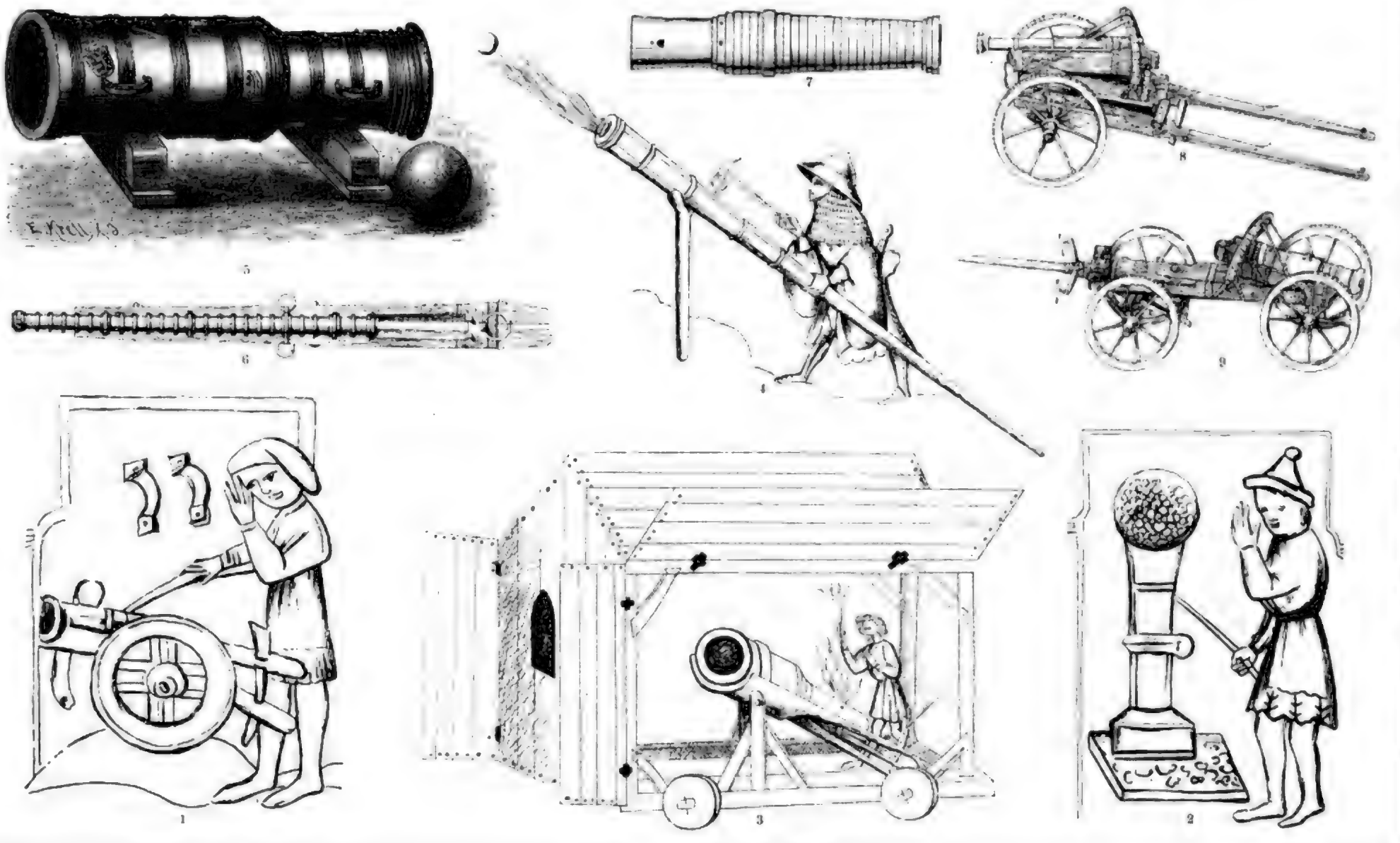
No. 5. Die „faule Mette", welche 1411 in Braunſchweig gegoſſen wurde. (Nach einer Abbildung von 1728; das Stück iſt jetzt nicht mehr vorhanden.) Das Geſchütz ſoll 180 Zentner, die Kugel 6 Zentner, die Pulverladung 52 Pfund gewogen haben; als Tragweite ſind 3300 Schritt angegeben; Rohrlänge ungefähr 10⅓ Fuß.

No 6. Eiſerne Kammerſchlange im Muſeum zu Danzig; aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Pulverkammer war für ſich beſonders anzuſetzen; ohne dieſelbe mißt das Rohr das 33fache ſeines Kalibers.

No. 7. Schmiedeeiſerne Steinbüchſe; im Zeughauſe zu Baſel. 2¾ Meter lang. Aus dem erſten Drittel des 15. Jahrh.

No. 8. 9. Feldgeſchütze um 1470–1480; aus einer Handſchrift der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. No. 8 ein leichteres Rohr auf einem zweiräderigen Karren mit Doppeldeichſel. No. 9 ein ſchwereres Rohr auf einer zweiräderigen Lafette; letztere wurde, wie die Abbildung zeigt, auf dem Marſche auf ein mit einer Deichſel verſehenes Räderpaar aufgeprotzt und dadurch das Fortſchaffen weſentlich erleichtert. Beide Geſchütze haben Richthörner.

(Nach Eſſenwein, Quellen zur Geſchichte der Feuerwaffen.)




Typen der älteſten Artillerie. (Nach Eſſenwein.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

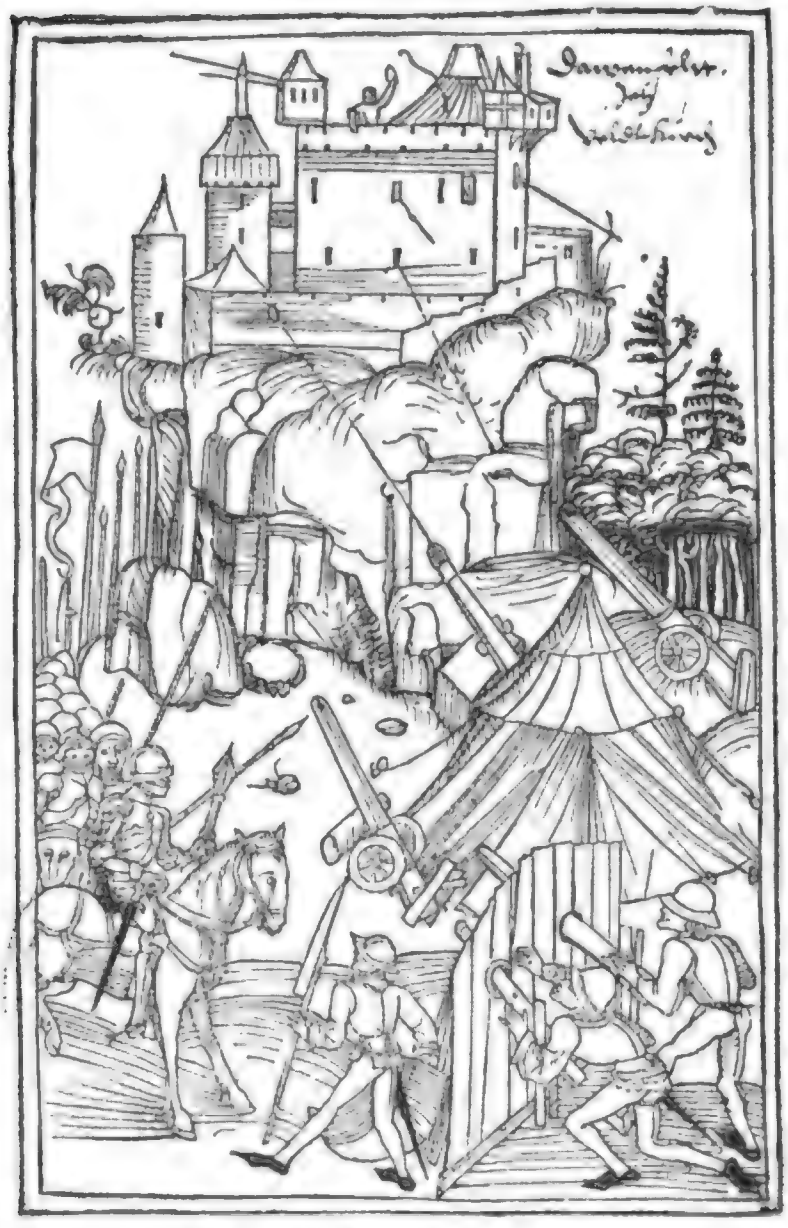
Armbruſt ließ ſich lange nicht verdrängen. Die Ritter bildeten daher den Kern der Heere noch im fünfzehnten Jahrhundert, wichen aber, ſeitdem die Schweizer ihnen gezeigt, was ein freiheitbegeiſtertes Fußvolk gegenüber den unbehilflichen Panzer- und Lanzenmauern vermag, mit ihren Dienſtleuten ſeit der Mitte jenes Zeitraumes immer mehr den Söldnern. Damals entſtanden in Frankreich die erſten ſtehenden Truppen der chriſtlichen Völkergruppe; Deutſchland folgte darin um 1490 bei Anlaß des Krieges Maximilians I. gegen Ungarn nach. Es waren die erſten Lanz- oder Landsknechte. Sie trugen die erſt ſeit kurzem an die Stelle der früheren Ringel- und Schuppenpanzer getretenen Plattenharniſche, Helmbarten, Schwerter, Armbrüſte und Handfeuerwaffen. Helme von hübſcherer, abgerundeter und geſchweifter Geſtalt traten an die Stelle der häßlichen Töpfe, in denen ſich die Kreuzzügezeit gefallen hatte.

Landsknechte mit Büchſen.
Aus Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

Seit den Huſitenkriegen hatte das Pulvergeſchütz erhöhte Bedeutung und vervollkommnete Einrichtung erfahren. Es waren in Deutſchland namentlich die Städte, welche viele und rieſige Kanonen und Mörſer gießen ließen, die ihre oft komiſchen Namen hatten. Hamburg vernichtete mit ſolchen die Vitalienbrüder; Nürnberg machte ſich damit den Fürſten ebenbürtig. Es ſchien beinahe, als ob die ſtets reicher werdenden Städte den durch Aufwand und Fehden verarmenden Fürſten und Edeln den Rang ablaufen wollten. Sie ſympathiſierten offen mit den Schweizern, deren tauſend in die Dienſte Nürnbergs traten, erneuerten 1446 den ſchwäbiſch-fränkiſchen Bund, und man konnte damals eine republikaniſche Geſtaltung Deutſchlands ſtatt der monarchiſchen vermuten. Es kam 1449 zu einem eigentlichen Vertilgungskrieg zwiſchen Adel und Städten, der Dorf, Feld und Wald verheerte und namentlich Nürnberg, der Seele des Städtebundes, die etwa ſiebentauſend „Abſagen“ erhalten hatte, großen Schaden that, aber die heldenmütig ſich wehrende Stadt nicht bezwingen konnte. Der Kampf blieb im Frieden von 1453 noch unentſchieden, die Zeit der Zollern, deren Haupt, der kräftige aber gewaltthätige Albrecht Achilles von Brandenburg, an der Spitze

der Städteſeinde ſtand, war noch nicht gekommen, und der Wettſtreit zwiſchen den Parteien dauerte fort. Hingegen war die politiſche Macht der Städte und die Bedeutung ihrer Bünde für immer dahin (die Hanſa allerdings noch ausgenommen).

Es iſt indeſſen erwähnenswert, daß bei Anlaß jener Belagerung Nürnbergs die Bauern der Umgegend, etwa zehntauſend Köpfe, in die das Doppelte zählende Stadt aufgenommen wurden und darin bequem leben konnten, ein Beweis, wie wenig dicht zuſammengedrängt die Bevölkerung einer Stadt damals wohnte. Auch erhellt aus dem Umſtande, daß Ritter der Stadt als Hauptleute dienten, wie wenig die Abneigung der Stände in Betracht kam, wenn das Intereſſe mitſprach. Die Streitmacht Nürnbergs betrug 400 Reiter und 4000 Fußgänger, die in Armbruſtſchützen, Büchſenſchützen und Spießträger zerfielen. Ein weitläufiges und wohldurchdachtes Syſtem regelte die Verteidigung und Verproviantierung der Stadt und die möglichſte Verhinderung von Spionierei und Schmuggel, wie von Feuersbrünſten und Überfall.



Beſchießung einer Feſtung im 15. Jahrhundert.
Holzſchnitt in: Schwäbiſche Chronik, Ulm 1486 gedruckt von Konrad Dinkmut.

Es war auch die Zeit, in welcher die neuere Kriegswiſſenſchaft ihren Anfang nahm. Da man den Stoff zu derſelben in den Klaſſikern des Altertums ſuchte, waren — Geiſtliche ihre erſten Bearbeiter. Sie zeigten, daß zur Zeit ihrer Autoritäten eine gewiſſe Ordnung auch im Kriege geherrſcht habe, und trugen damit ebenſo ſehr, wie die Feuerwaffen, dazu bei, daß das zuchtloſe, wüſte Dreinſchlagen der „Kriegskunſt“ des Mittelalters ein Ende nehmen mußte.

Im Rechtsleben herrſchte bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch der gerichtliche Zweikampf, zu dem ſich Ritter durch oder auch ohne das Mittel des Richters herausforderten, indem ſie den Handſchuh als Pfand übergaben. Für Kranke oder Frauen focht ein Stellvertreter; doch kämpften auch Frauen ſelbſt, und ihrem Gegner wurde dann

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Zeltlager und Kampf unter den Mauern einer Stadt; im Vordergrunde Geſchütz, rechts Darſtellung von Jud
in eine von einer Dienerin gehaltene Taſche zu ſtecken. Im Zelte der im Schlaf

Facſimile des Kupferſtiches von Iſrael von

Der Stoff des Künſtlers iſt die altteſtamentliche Erzählung von Judith und Holofernes bei der Belagerung von

Digitized by Google

ith (im niederdeutſchen Coſtüme des 15. Jahrhunderts) mit dem Kopfe des Holofernes, den ſie im Begriff iſt
· getödtete Holofernes, nach der Sitte der Zeit unbekleidet auf dem Lager liegend.

Meckenen, aus Bocholt in Weſtfalen; † 1503.

ethylua durch den aſſyriſchen Feldherrn Holofernes, aber durchaus in den Formen des 15. Jahrhunderts dargeſtellt.

Digitized by Google

die rechte Hand gebunden; er kämpfte bisweilen, in einer Grube ſtehend, mit einem ellenlangen Stocke in der Linken, die Frau mit einem in ein Tuch gebundenen Stein. Für den Kampf wurde ein runder Platz abgeſteckt und die „Grießwarte“ ſorgten für Aufrechthaltung der Ordnung unter der zahlreichen Zuſchauerſchaft wie unter den Beteiligten. Vor dem

Die Nürnberger Feldſchlange. Radierung von Albrecht Dürer. Im Vordergrunde Ungarn, die das Geſchütz beſichtigen.

Waffengange beſchworen die Gegner die Wahrheit ihrer Ausſagen. Sie fochten in leichter Kleidung ohne Panzer, mit Schwert und Schild, der nur von Holz und Leder ſein und von Eiſen nur den Buckel haben durfte. Die Sonne wurde zwiſchen ihnen „gleich geteilt“. Der unterliegende Teil fiel, wenn er den Kampf überlebte, der Todesſtrafe anheim. Erſchien aber auf dritte Ladung der Beklagte nicht, ſo ſtieß der Kläger zwei Stiche gegen den Wind, und das war ſoviel als ein Sieg über den Gegner, der gleich einem Überwundenen verurteilt wurde.

Neben dieſem Gottesurtel fanden noch diejenigen des kalten Waſſers (wer darin ſchwamm, war ſchuldig, wer unterſank, unſchuldig!!), des heißen Waſſers (in das der Beklagte bis zum Ellenbogen greifen mußte), das des glühenden Eiſens und das mehr ſchauerliche als gefährliche „Bahrrecht“ Anwendung. Zwar verbot 1215 Papſt Innocenz III. die Ordale, aber noch ohne Erfolg.

Schon in der ritterlichen Zeit begann die gerichtliche Barbarei ihre Schrecken zu entfalten. Die Folter wütete mit Daumenſchrauben und anderem, um ein Geſtändnis zu erpreſſen, und die Strafen beſtanden faſt nur in Geißeln, Verſtümmelung (Blendung, Hand-, Naſen- und Ohrenabſchneiden, Zungenſchlitzen, Entmannung u. ſ. w.) oder Tod (Enthaupten, Ertränken, Rädern [Radbrechen], Hängen und Verbrennen, ſeltener Einmauern, Lebendbegraben, Pfählen, Aushungern, Sieden im Keſſel, Zangenreißen u. ſ. w.) Ja ein Hochverräter erlitt mehrere Todesſtrafen: er wurde von Pferden zerriſſen, dann (gleichviel ob ſchon tot) gehängt, geköpft, gevierteilt und verbrannt! Das Feuer war ſtets die Strafe der Ketzerei, und der Sachſenſpiegel ſagt (II. Buch, Art. 14, § 7) kurz und bündig: „welk kersten (Chriſten) man oder wif ungelouich (ungläubig) is, unde mit touere ümme gat (mit Zauberern umgeht), unde mit uorgifnisse (Giftmiſcherei), unde des uorwunnen (überwunden) wert, den scal men up euer hord bernen (auf einer Hurde, d. h. einem Scheiterhaufen brennen).“ Jeder Art von Verſtümmelung oder Abſchlachtung war mit ſchauderhafter Pedanterie ihr beſonderer Platz vor den Thoren der Stadt angewieſen. Die rührenden Geſchichten von der Schenkung des Lebens, falls der oder die Verurteilte auf dem Wege zur Richtſtätte eine ehrbare Perſon fand, welche ihn oder ſie zu heiraten bereit war, beruhen keineswegs auf Geſetzen oder Gewohnheitsrecht, ſondern ſind bis auf wenige vereinzelte Fälle, in denen lediglich das Mitleid der Richter entſchied, ſagenhaft.

Lange Zeit indeſſen war unter den erwähnten Todesſtrafen das Hängen die gewöhnlichſte, ja faſt einzige, daher auch der Scharfrichter bis heute beim Volke „Henker“ heißt. Merkwürdig iſt dabei die humoriſtiſche Rolle, welche das Werkzeug jener Strafe, der Galgen, in Spruch und Rede des Volkes ſpielt. Die älteſten Galgen waren Bäume; noch im ſechszehnten Jahrhundert bediente man ſich daher des Stabreimes vom „grünen Galgen“. Der künſtliche Galgen war meiſt dreibeinig mit drei Querhölzern und einem höher ragenden für den Erzdieb; meiſt hatten ſieben Todeskandidaten daran Platz. Ja, manchmal war es ein Vorzug, höher gehängt zu werden! Wer z. B. Räuber oder Mörder beherbergte, der durfte höher hängen als ſeine Gäſte! Der „Galgenberg“ war als Stelle des Sinnbildes der Gewalt über Leben und Tod das Wahrzeichen jedes größeren Ortes, ja ſogar deſſen Stolz!

Mit größerem Rechte als der Galgen haben manche Ehrenſtrafen des Mittelalters einen humoriſtiſchen Anſtrich. Bäcker oder Fleiſcher, welche falſches Gewicht anwendeten, und andere wurden mit der Schnelle oder Wippe beſtraft, welche darin beſtand, daß der Schuldige in einem Korbe an einen Balken gehängt wurde, der über eine Pfütze ragte, worauf man ihn entweder auf und ab ſchnellte, daß er ins Waſſer tauchte, oder ihn auch hängen ließ, bis er, vom Hunger gezwungen, heraus und in die Pfütze ſprang und unter dem Gelächter des Pöbels, nicht ohne nachträgliche Prügel, heimlief. Ein Bäcker in Zürich zündete aus Rache für dieſe Schmach 1286 die Stadt an!

Neben dem Humor machte ſich aber auch bitterer und ſelbſt feierlicher Ernſt im Strafrechte des deutſchen Mittelalters geltend. Es war eine weit verbreitete Gewohnheit Streitender, ihre Gegner, oder Verurteilter, ihre Richter „in das Thal Joſafat“, d. h. vor das Jüngſte Gericht (das nach Joel dort ſtattfinden ſollte), zu laden, was als einer der vermeſſenſten Flüche und Schwüre galt und bei Strafe verboten wurde. Ein ernſter Zug jener Zeit iſt es auch, daß das nächtliche Verbrechen (der „Nachtſchach“) weit ſchärfer beſtraft wurde als das am Tage begangene.

Grobe Verbrechen, wie Raub, Brand, Notzucht, Mord und Totſchlag waren im Mittelalter weit häufiger als in unſerer Zeit, deſto ſeltener aber die bei uns beliebteren der Unterſchlagung, des Betrugs und planmäßiger Unſittlichkeit. Die Geſetze und Gerichte berückſichtigten am meiſten die Tötung, die bei den häufigen Fehden nicht ſelten ſein konnte. Bei ſolcher in „ehrlichem“ Kampfe ſchritten die Behörden vorerſt nicht ein; denn noch wurde das Recht der Blutrache von ſeiten der „Freundſchaft“ (Familie) des Gefallenen anerkannt. Oft aber verſtändigten ſich die beiden beteiligten Sippen mittels Erlegung einer Geldſumme an die Hinterbliebenen zu einer „lieblichen Richtung“ oder „Tädigung“, was in der Schweiz bis nahe zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts vorkam. Ehe dies gelang, mußte der Thäter den Anblick der Verwandten ſeines Opfers meiden, und wenn die Sühne zu ſtande gekommen war, in der Kirche und auf dem Grabe des bis dahin unbeſtattet Gelaſſenen Buße thun, auch ein Kreuz oder eine Kapelle am Orte der That ſtiften. Gleich dem Bluträcher waren in jener wilden Zeit auch jene Rechtsverächter ſtraflos, welche in geſtatteter Fehde (d. h. außerhalb des Land- oder Gottesfriedens) raubten, brannten und mordeten.

Hinrichtung eines Hochverräters.

Miniature, Mitte d. 14. Jahrh. im Kodex Balduini Trevirenſis; Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. Der Hochverräter iſt Tebaldo de Bruſati, Kommandant von Brescia, welcher von den Truppen Heinrichs VII. gefangen worden war Sein Urteil wurde am 20. Juni 1311 gefällt. Er ſollte ſchimpflich durch das Lager geſchleift, an den Galgen gehängt, enthauptet, ſeine Eingeweide verbrannt, der Leichnam gevierteilt, die Glieder einzeln aufs Rad geflochten und im Lager zur Schau geſtellt werden. Das Bild veranſchaulicht die verſchiedenen Momente der Hinrichtung neben einander. (Nach Irmer, Romſ. Heinr. VII.)

In deutſchen Landen mußte damals jedes Gericht ſeine „rechte und echte“ Ding- oder Malſtatt haben. Es gab offene und geſchloſſene Gerichtsſtätten, erſtere unter „heiterem Himmel“, wahrſcheinlich auf ehemaligen heidniſchen Opferplätzen. Sie wurden unter gewiſſen

Gebräuchen zur Malſtatt eingeweiht. Man grub z. B. den Ort auf eine Elle tief aus; die Freien des Gerichts warfen Aſche, Kohle und Ziegelſteine hinein; dann bedeckte man die Grube wieder und ließ Gras darüber wachſen. Wurde ſpäter an der Echtheit der Stelle ein Zweifel laut, ſo bewies man dieſelbe durch Aufgraben des Platzes, und wenn man dies nicht konnte, ſo waren alle dort geſprochenen Urteln ungültig. Der Sitz der Richter wurde beſonders abgeſteckt und in Form eines Kreiſes, ſpäter eines Viereckes mit natürlicher Hecke oder künſtlicher Umzäunung eingefriedigt, welche ſo hoch ſein mußte, daß man die Richter vom Kopfe bis zur Schulter ſehen konnte. Sitze und Tiſch waren aus Holz oder Stein. Den Platz zu offenen Gerichtsſtätten wählte man am liebſten in Wäldern, auf Bergen, in Gruben, im freien Felde, an Flußufern (ſogar auf Brücken) und an öffentlichen Straßen. Andere Gerichtsſtätten befanden ſich auf bereits umfriedigten Stellen unter freiem Himmel, in Höfen von Burgen, Kirchen und Klöſtern, vor Thoren, an Gräben u. ſ. w. Offene Gerichtsſtätten hatten ſtets ein Merkmal oder Wahrzeichen, z. B. einen Baum, Stein, Brunnen, ein Gebäude, Kreuze, Mühlen, Wege u. dergl. Dazu gehörten auch die uralten, meiſt als „Rolande“ bezeichneten ungeſchlachten, in älterer Zeit aus Holz, ſpäter großenteils aus Stein gefertigten Koloſſalbilder, welche, urſprünglich Bilder richtender Kaiſer, in vielen Städten, Flecken und ſogar Dörfern Norddeutſchlands als Sinnbilder der Markt-, Königs- und Gerichtsfreiheit („Blutſäulen“), ſpäter auch der Reichsunmittelbarkeit oder immediater Stellung des Ortes auf öffentlichen Plätzen (eben den Gerichtsſtätten) errichtet wurden. Geſchloſſene Gerichtsſtätten endlich waren Kirchen, Pfalzen, Gerichtslauben, Rathäuſer u. ſ. w., zuletzt eigentliche Gerichtshäuſer, und in dieſen wieder die der Rechtſprechung beſonders gewidmeten Räume, Säle, Stuben, Kammern u. ſ. w.

Eine Scene vor dem Richter im 15. Jahrhundert.

Aus einer Bilderhandſchrift des Germ. Muſ. zu Nürnberg. „Mittelalterliches Hausbuch.“ Links der Kläger, rechts der Verbrecher vom Häſcher gehalten. Wegen des Kranzes von Kugeln, den der Richter in der linken Hand hält, vergleiche (Seite 279) die Erläuterung zu der Abbildung aus der Sachſenſpiegel-Handſchrift.

Ebenſo genaue Vorſchriften wie über die Gerichtsbarkeit gab es über die Richter. Die Richter und Schöffen urteilten unbedeckten Hauptes und unbewaffnet. Dem Richter gehörte das Schwert, das einer gegen den andern gezückt hatte; er erhielt zwei Drittel von gefundenem oder den Dieben (Räubern) abgejagtem Gut; was man bei ſolchen Verbrechern fand, mußte er Jahr und Tag aufbewahren, und wenn ſich kein rechtmäßiger Eigentümer fand, konnte er es behalten; nur mit Bewilligung des Richters durften Burgen und Mauern errichtet werden, ausgenommen, wenn ſie mit Gewalt gebrochen waren, u. ſ. w. Als höchſter Richter wurde ſtets der König anerkannt: da er aber weder „in allen steden gesin“, noch

„to aller tid gerichten“ konnte, ſo beauftragte er mit dem Gerichte die Fürſten, dieſe die Grafen und dieſe die Schultheißen. Er ſtand aber trotzdem nicht über dem Geſetze, ſondern hatte auch *ſeinen* Richter, den Pfalzgrafen. Nach dem Schwabenſpiegel waren vom Richteramte ausgeſchloſſen: Meineidige, Geächtete, Gebannte, Juden, Ketzer, Heiden, Bauern, Lahme, Verſtümmelte, Blinde, Stumme, Blödſinnige, Kinder und Jünglinge unter 21 und Greiſe über 80 Jahren.

Der „Roland“ zu Bremen. Architektur im Stil des 15. Jahrhunderts.

So manche Reſte früherer Roheit auch fortwährend noch Geltung hatten, ſo wurde doch mit dem Anfange ſchriftlicher Feſtſtellung der Geſetze, wenn ſie auch jene Reſte noch

Digitized by Google

nicht tilgen konnten, zugleich ein Übergang zu geordneterer und gerechterer Geſetzgebung angebahnt. Der erſte Schritt in dieſer Richtung war das ſächſiſche Landrecht oder der Sachſenſpiegel, welchen der Gerichtsbeiſitzer zu Stettin, Eiko von Repgowe oder Reppichau, zwiſchen 1224 und 1235 in niederdeutſcher Sprache abfaßte. Er galt durch Jahrhunderte in ganz Norddeutſchland als Rechtsquelle. Ein halbes Jahrhundert ſpäter folgte ihm für Süddeutſchland der mittel- oder unmittelbar nach ihm bearbeitete Schwabenſpiegel. Dieſe Geſetzbücher erfüllten jedoch ihren Zweck nicht vollſtändig. Sie waren zu deutſch und ſtimmten zu wenig zu der im Reiche herrſchenden Mode des Römertums. Daher

Die Gerichtsſitzung. Holzſchnitt von Hans Burgkmair (1472—1531).
Im Vordergrund links wird der Verbrecher im Halseiſen herangeführt. Im Mittel- und Hintergrunde die verſchiedenen Todesſtrafen: Enthaupten, Rädern, Hängen, Pfählen, Verbrennen, Ertränken.

ruhten die gelehrten Juriſten der ſeit dem vierzehnten Jahrhundert aufkommenden Univerſitäten nicht, bis ſie den maßgebenden Gewalten des Reiches die Überzeugung beigebracht hatten, daß ſich für das „römiſche Reich“ auch nur das römiſche Recht gezieme. Seine von jenen gelehrten Zöpfen errungene und erzwungene Einführung in Deutſchland beſeitigte die unabhängigen Männer des Volkes, die als Schöffen nach der Väter Weiſe das Urtel „fanden“, freilich aber auch mit der Zeit in Verfall und Entartung gerieten, und erſetzte ſie durch abhängige Kreaturen der Landesregierungen. Zuerſt waren es nur die Schreiber, welche der „Gelahrtheit“ angehörten und im Bunde mit halbgelehrten Anwälten (nach Melanchthons Ausdruck) „die Urteiler wie das liebe Vieh an der Naſe herum“ führten. Dieſe Wandlung war eine offenbare Vergewaltigung des deutſchen Volkes, das ſich im

beiden unteren Bilder werden durch einen zwiſchen ihnen fließenden Strom, die Saale, getrennt. Auf der einen Seite desſelben gelobt ein Ritter ſeinem Lehnsherrn nach ſechs Wochen ins Feld zu ziehen und auf der anderen Seite ſieht man bereits den Kampf gegen Wenden, Böhmen und Polen, die mit blutigen Köpfen vor den bluttriefenden Schwertern der Ritter fliehen. Die Panzer ſind von Eiſendraht geflochten und mit einer Kapuze verſehen, die, wie das Bild zeigt, nach Belieben aufgeſetzt und zurückgeſchlagen werden konnte. (Nach Kopp.)

Darſtellungen aus der älteſten Handſchrift des „Sachſenſpiegels“. Heidelberg, Univerſitätsbibliothek.

Das erſte Bild ſtellt eine curia feudalis vor. Der Lehnsherr ſitzt auf einem Stuhle und iſt kenntlich durch ſein bedecktes Haupt: die Vaſallen durften in Gegenwart des Lehnsherrn ſich weder bedecken noch ſetzen. Die neben dem Lehnsherren ſitzende Figur ſtellt den Richter dar. Derſelbe iſt zwar auch ein Vaſall, denn der Herr mußte einem ſolchen den Urteilsſpruch überlaſſen, er durfte denſelben aber nicht anders als ſitzend fällen. Unter den drei Lehnsleuten hält einer mit der linken Hand ſeinen rechten Arm feſt: ein Zeichen, daß er an gebundenen und Feiertagen ein Urteil nicht finden will. Der Lehnsherr hält einen Kranz von zuſammengebundenen roten und gelben Kugeln in der Hand. Die Bedeutung desſelben, ſowie der Zeichen zwiſchen den beiden Gruppen, iſt unklar. — Die weiteren vier Bilder beziehen ſich auf die Pflicht der Heeresfolge. In dem oberen rechts ſitzt der König auf einem mit Sitzkiſſen belegten Throne ohne Lehne, die Krone auf dem Haupte, das Lilienſcepter in der Rechten. Vor ihm kniet ein Vaſall durchaus gepanzert, mit grünem Oberkleide; das Schwert, mit der Spitze gegen den Boden gekehrt, in der Linken. Die Zahl VI zwiſchen ihm und dem König bedeutet die ſechs Wochen, nach welcher Friſt er ſich zu der angekündigten Heerfahrt einfinden muß, was er mit erhobenem Finger gelobt. — In dem Nebenbilde erſcheint derſelbe Reichsvaſall, aber diesmal als Lehnsherr, ſitzend; das Schwert iſt in der Scheide befindlich, nach oben gekehrt und mit einem an der Spitze herabhängenden Bande umwickelt. Hier kündigt er nun ſeinerſeits dieſe nach ſechs Wochen anzutretende Heerfahrt ſeinem Vaſallen an. Derſelbe iſt vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert und trägt ein gelbes Oberkleid. — Die

Digitized by Google

„Bauernkriege“ namentlich auch gegen dieſelbe erhoben hat, allerdings nicht mit der Fähigkeit, aufzubauen, ſtatt nur zu zerſtören. Auf der anderen Seite aber hat die Einführung der Canones des römiſchen Rechtes mit dem Mittelalter ebenſo gründlich aufgeräumt, als die der Kanonen des „Kriegsrechts“; ſie hat manche Barbarei gemildert, manche Willkür beſeitigt, und ſtatt des volkstümlichen Juriſten- und Richterſtandes einen gelehrten geſchaffen, der einerſeits eine wiſſenſchaftliche Behandlung des Rechtes begründete, anderſeits für deſſen Pflege ein geſchultes Perſonal heranzog, das freilich bis in unſer Jahrhundert herein viel zu wünſchen übrig ließ. Die nachhaltige und große Beſſerung des Gerichtsweſens unſerer Zeit iſt nur dem Wiederaufleben des deutſchen Rechtes und der Überwindung des einſeitigen Römertums zu verdanken.

Letzter Wille.

Aus einer Handſchrift des Germ. Muſ. zu Nürnberg von 1468.

Der Sterbende liegt unbekleidet in dem einfach gezimmerten Bette. Der Prieſter erteilt ihm die Abſolution; ein Aſſiſtent hält die brennende Kerze, die nach der Sitte am Totenbette anzuzünden iſt. Auf einem mit einem Tuche bedeckten Schemel ſteht das Ciborium, mit zurückgeſchobener Umhüllung. Ein Schreiber ſchreibt auf einem über ſein Bein gelegten Pergamentſtreifen den letzten Willen nieder. (Nach Eſſenwein.)

Doch erhielten ſich noch lange Zeit neben den neuen Gerichten der Landesherren alte Volksgerichte, unter denen die Feme auf der vom Joche der Fürſten am längſten frei gebliebenen „roten Erde“ Weſtfalens einen Namen erlangt hat, der zu vielen Übertreibungen ihrer Macht und romantiſchen Fälſchungen ihres Verfahrens verführt hat. Immerhin aber verbreiteten ſich die Freiſchöffen der Freigrafſchaften jenes merkwürdigen Kernes der germaniſchen Welt, des Landes der alten Cherusker, als Wiſſende, zu deren Würde ſich Männer aller Stände, Bürger, Ritter, Fürſten, ja Könige herbeidrängten, als eine Art von Geheimbund mit geheimen Zeichen und Worten über das geſamte Reich und machten im geheimen ſowohl den gelehrten Richtern als dem rechtloſen Fauſt- und Fehderechte das Feld ſtreitig. Konnte auch nur auf „roter Erde“, und zwar unter freiem Himmel und am hellen Tage auf den über hundert Freiſtühlen gerichtet werden, ſo konnten die Femrichter doch überall, wo es war, vorladen und die Urteile vollziehen, ausgenommen an kaiſerlichen Dienern, Geiſtlichen, Frauen und Kindern. Die Vorladungen waren an gewiſſe Formen gebunden. Erſchien der Vorgeladene nicht, ſo handelte bei jeder neuen Vorladung eine vermehrte Anzahl von Freiſchöffen, zuletzt auch von Freigrafen, welche Würde jeder Freie bekleiden konnte. War der Aufenthalt des Angeklagten unbekannt, ſo wurden vier Vorladungen ausgefertigt und an vier Orten, wo man ſeine Anweſenheit vermutete, mit Beilegung einer Königsmünze angeheftet. War der Angeklagte zu fürchten, ſo begaben ſich die Schöffen nachts vor das Thor ſeiner Burg oder Stadt, hieben aus dem Querbalken oder Riegel drei Späne, ſteckten die Vorladung in die gemachten Kerbe und zeigten dies rufend dem Thorwächter an. Erſchien

der Beklagte auch am letzten Termin nicht und trat auf die Anfrage des Freigrafen niemand für ihn ein, ſo konnte der Kläger ſeine Verurteilung bewirken, indem er knieend zwei Finger der rechten Hand auf das ſtets vor dem Freigrafen liegende bloße Schwert legte, die Schuld des Gegners beteuerte und ſechs Freiſchöffen ihm eidlich beiſtimmten (man nannte dies „überſiebnen“). Dann ſtand der Freigraf von der „roten Bank“ am „roten Tiſche“ auf und „verfemte“ den Schuldigen, den er als „achtlos, rechtlos, ſiegellos und friedlos“ erklärte, ſeinen Hals dem Stricke weihte, ſeinen Leichnam den Vögeln und Tieren zu verzehren gab, ſeine Seele Gott, ſein Lehen und Gut dem Lehnsherrn befahl, ſein Weib als Witwe, ſeine Kinder als Waiſen erklärte. Darauf warf er einen Strick über ſich weg, die Freiſchöffen ſpieen aus und der Name des „Verfemten“ wurde in das „rote“ oder „Blutbuch“ eingetragen. Drei Freigrafen oder Freiſchöffen waren berechtigt, den Unglücklichen, wo ſie ihn fanden, mit einem Weidenzweig am nächſten Baum aufzuknüpfen, in deſſen Stamm ſie als Wahrzeichen ein Meſſer ſteckten, ohne dem Gerichteten irgend etwas abzunehmen, damit nicht Raubmörder die Feme ſpielen konnten. Die nämliche Strafe ereilte den als ſchuldig Befundenen, wenn er erſchien, bei dem Freiſtuhle.

Bote, einen verſiegelten Brief bringend.
Ein Blatt von den vier „Zweiern“ eines höfiſchen Kartenſpieles aus dem 15. Jahrh. (Wien.)
Als Abzeichen trägt der Bote ein am Halſe hängendes Schild mit dem Adler auf der Bruſt. Wappen des Reichs.

Die Femgerichte blühten zumeiſt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Als aber das Fauſtrecht am Ende des letzteren abnahm, entarteten ſie, verirrten ſich in Parteilichkeit, Willkür und Unwürde, und wurden endlich durch das von Maximilian I. 1495 errichtete Reichskammergericht überflüſſig. Vollſtändig verſchwunden ſind aber die Freiſtühle erſt über zweihundert Jahre ſpäter.

Im Mittelalter waren die *Verkehrsverhältniſſe* höchſt primitiv, ja ſie ſtanden hinter dem Altertum weit zurück, in welchem das römiſche, ja ſogar ſchon das perſiſche Reich Landkarten und ein wenigſtens den Staatsorganen dienſtbares Poſtweſen gekannt hatten, was beides dem Mittelalter durchaus fehlte. In der Ritterzeit beſorgten die Knappen (vorher wohl nur gewöhnliche Diener) Briefe und Botſchaften, meiſt zu Fuß, nur in Fällen hoher Gefahr oder im Dienſte hoher Herren zu Pferde. Fürſten hatten natürlich ſtets vornehmere Boten. Am Beſtimmungsorte erhielten dieſelben Geſchenke, oft von hohem Werte, und auch wenn ihre Botſchaft unangenehm war, galten ſie als unverletzlich.

Reiſen waren für Leute, die etwas beſaßen, nicht anders denkbar, als zu Pferde und bewaffnet. Pilger mochten ungefährdet zu Fuß reiſen; Kaufleute mit ihren Waren mußten es der Räuber und Fehden wegen in Karawanen und mit einem Geleite von Reiſigen thun. Zoll wurde in früherer Zeit nur von ihnen, ſpäter aber auch von den Rittern bezogen, was dieſe höchſt verletzend fanden. Wagen wurden der durchweg ſchlechten Straßen wegen und da ihre Verfertigung noch auf tiefer Stufe ſtand, ſelten benutzt; Damen reiſten, wenn ſie rüſtig waren, zu Pferde, öfter aber auf Maultieren, wenn aber ſchwach und alt, in Sänften. Da

das Reiten immerhin das hauptſächlichſte Fortbewegungsmittel war, wurden die Sättel und das Pferdezeug mit dem größten Aufwand ausgeſtattet; es wurden geſchnitztes Elfenbein, geſtickte Zeuge, Gold, Silber und Edelſteine daran verwendet, während der Kern des Sattels wohl meiſt von Holz war. Damenreitzeug war mit Schellen behangen. Es galt indeſſen nicht als anſtändig, daß Damen allein, ohne den Schutz eines Ritters reiſten. Den Reiſenden ſtanden die Fruchtbäume und ihren Pferden die Wieſen und Äcker am Wege zur Erquickung frei; doch durfte nichts von den Früchten mitgenommen werden.

Spazierritt. Zeichnung, 1496, von Albrecht Dürer; Berlin, Kgl. Muſeum.

Gaſthäuſer waren ſelten und ſchlecht; man nahm daher meiſt Lebensmittel auf die

Digitized by Google

Ein Bild von der Landſtraße im 15. Jahrhundert.

Aus einem hebräiſchen Manuſkripte vom 14.—15. Jahrh. im Germ. Muſ. zu Nürnberg.

Ein Zug wandernder Leute, unter dem Schutze bewaffneter Knechte, die Männer ſelbſt mit Spieß und Schwert bewaffnet. In einem Leiterwagen mit Korbgeflecht eine ganze Anzahl Frauen; andere Frauen und wohl auch Kinder hinter den Männern auf dem Pferde. Kleine Kinder werden in Körben auf dem Rücken und in Mulden auf dem Kopfe getragen; den Schluß bilden Maultiere mit Warenballen beladen.

Boten um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Aus einer Handſchrift des Germ. Muſ. zu Nürnberg von 1468.

1. Bote vor einem König. Der Bote iſt ein Jüngling von höfiſchen Sitten, der ſich vor dem König auf das Knie niederläßt; wie die großen Räderſporen bezeugen, kam er geritten. 2. Bote vor einem vornehmen Ehepaar. Dieſer Bote iſt zu Fuß gekommen, ſeine Haltung deutet erſichtlich ſeinen ermüdeten Zuſtand an. Er trägt eine Art Wettermantel, der an der rechten Seite offen iſt, den Kopf bedeckt eine Gugel; auf der Bruſt trägt er ein kleines Schild. (Nach Eſſenwein.)

Digitized by Google

Reiſe mit und mußte oft im Freien übernachten. Sonſt ſtanden die Burgen nicht nur Rittern und Sängern und ihrem Gefolge, ſondern, wie auch die Klöſter, aller Welt gaſtfreundlich offen, letztere jedoch am liebſten wirklichen und angeblichen Pilgern zum und vom heiligen Grabe, Büßern und Wallfahrern. Eine ſchlimme Folge dieſer Gaſtfreundſchaft war das maſſenhafte Herzudrängen von Bettlern, Krüppeln und ekelhaften Kranken. Das vierzehnte Jahrhundert war namentlich an anſteckenden Krankheiten reich. Sie gehörten zu den ſchlimmen Folgen der Kreuzzüge und wurden durch Mangel an Reinlichkeit und ärztlichen Kenntniſſen noch gefährlicher. Anderthalb Jahrhunderte, von der Mitte des dreizehnten bis Ende des vierzehnten, waren ſie von der gräßlichen Geiſtesepidemie des Geißlerweſens begleitet, beſonders in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der ſogenannte große oder ſchwarze Tod wütete. Von Italien ausgehend, überſchwemmten die Scharen jener chriſtlichen Fakire, denen ſich auf ihren Zügen alles anſchloß, was nicht als Ketzer betrachtet werden wollte, ganz Deutſchland und ſchwärmten bis nach Polen; durch die wahnwitzige Buße der Selbſtpeinigung glaubten ſie den in der Strafe der Seuche und des Scheiterns der Kreuzzüge ſich offenbarenden Zorn Gottes abzuwenden. Umſonſt eiferten die Päpſte und ein Teil der Geiſtlichkeit gegen dieſe Tollheit, denn ein anderer Teil der letzteren machte nicht nur mit, ſondern feuerte noch mehr dazu an; auch an den Judenmetzeleien beteiligten ſich die Geißler ſtark. Eine wachſende Überwucherung der Reliquienverehrung, der Wallfahrten, der Heiligenfeſte, der Marienvergötterung war nicht die einzige Begleitung jener trüben Erſcheinung; die krankhafte Richtung ſpielte in den bekannten Narren- und Eſelsfeſten, die aber Deutſchland wenig berührten, auch in das burleske Gebiet hinüber. Aber ſelbſt wo dieſe Extravaganzen vermieden wurden, zeigte ſich, ſoweit der Einfluß der römiſch geſinnten Geiſtlichkeit reichte, ein bußfertiges und quietiſtiſches Streben, das ſich in Vermeidung von Tanz, Turnier, Putz, Luxus und üppigen Moden äußerte. Viel wirkten in dieſer Richtung die volkstümlichen Prediger des Franziskaner- oder Barfüßlerordens, unter denen Bruder Berthold von Regensburg 1250—1272 durch ſein Eifern ſowohl gegen die Sünde als gegen die Ketzerei, ſowohl für die Macht des Klerus, als für die univerſalmonarchiſchen Anſprüche des Papſttums ſich auszeichnete.

Edeldame zu Pferd, begleitet von einem bewaffneten Knechte.
Kupferſtich von Albrecht Dürer.

Die nämlichen Kreuzzüge aber, welche die erwähnte Raſerei nährten, trugen auch das Gegengift derſelben in ſich. Während der Orient, in welchem vor jenem furchtbaren

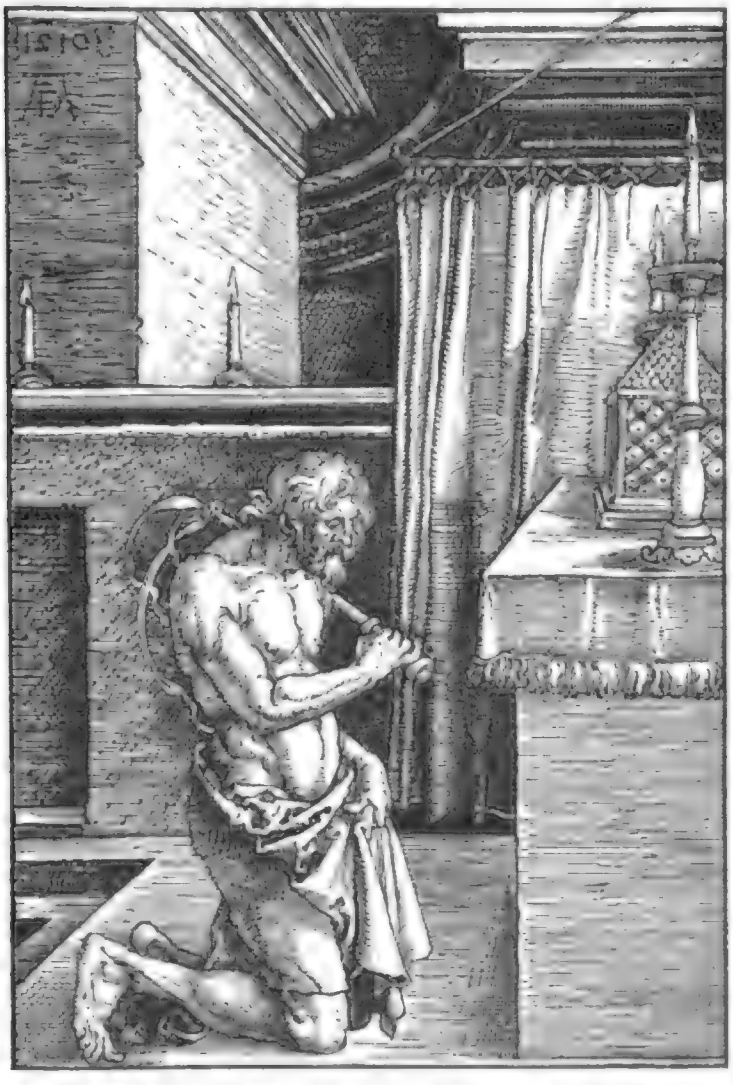
Zuſammenſtoße des Oſtens und Weſtens eine freigeiſtige Oppoſition gegen beſchränkte Dogmen geherrſcht hatte, durch den Sieg des Halbmondes über das Kreuz von der mohammedaniſchen „Rechtgläubigkeit“ überwältigt wurde und in einem Sumpfe der Gedanken- und Thatloſigkeit ſo tief ſank, wie wir ihn heute kennen, erlitt im Abendlande die Kirche durch das blutige Mißlingen der von ihr beförderten Bewegung nach dem heiligen Lande einen

Verſuchung des heil. Antonius. Kupferſtich von Martin Schongauer.
Charakteriſtiſches Beiſpiel mittelalterlich phantaſtiſcher Vorſtellungen von teufliſchen Weſen.

Digitized by Google

ſo erſchütternden Stoß, daß ihre Lehre, ungeachtet der erwähnten Zeichen krankhaften Übereifers, Schritt vor Schritt an Anſehen und Geltung verlor. Die Kreuzzüge ſind durch den während ihres Verlaufes vielfach geübten friedlichen und freundlichen Verkehr zwiſchen Chriſten und Islamiten zu einer Predigt der Duldſamkeit und der Gleichgültigkeit willkürlicher Glaubensſätze, — ja noch weit mehr, zur Quelle zahlreicher Sekten und Ketzereien und damit zur Vorſchule der Reformation geworden.

Die Hauptſache aber war vorerſt, daß die Kreuzzüge den Geſichtskreis der europäiſchen Menſchheit erweiterten, die verſchiedenen Völker derſelben einander näher brachten und ihr Verkehrsleben ausgedehnter und mannigfaltiger geſtalteten. Wer aber dazu am meiſten beitrug, das waren nicht mehr, wie ehemals, die Geiſtlichen und ihre Klöſter. Die Reformen des elften und zwölften und die neuen Bettelorden des dreizehnten Jahrhunderts hatten wohl den Reichtum und die Macht der „ſtreitenden Kirche“, nicht aber ihre geiſtige Kultur erhöht. Im Gegenteil! Selbſt die ehemals für Kunſt und Wiſſenſchaft im damaligen Verſtande thätigſten Klöſter waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ſo tief geſunken, daß Abt und Konvent in Urkunden bekennen mußten, ſie entbehrten der Kunſt des Schreibens, daß die Bibliotheken der Stifter in Staub und Moder verkamen, ihre Schätze zu ſehr profanen Zwecken mißbraucht wurden und die Bücherei, deren Einbände der Böttcher fertigte, ſich des meiſten Beſuchs und Zuſpruchs erfreute. Damals ſind ohne Zweifel jene ſchmerzlichen Lücken in der Litteratur Roms entſtanden, welche wir heute beklagen, während es ſelbſt im ſinkenden byzantiniſchen Reiche mit den Schätzen des helleniſchen Geiſtes ſich nicht ſo ſchlimm verhielt; denn bekanntlich beſitzen wir die griechiſchen Klaſſiker vollſtändiger als die römiſchen. Der einzige Punkt, in welchem ein Teil der Mönchswelt damals noch eine wirklich bedeutende Stellung einnahm, war das Auftreten und Einſtehen der Franziskaner für den Grundſatz der Armut Chriſti, in welchem nichts Geringeres lag, als die ſchärfſte Oppoſition gegen den Luxus des päpſtlichen Hofes und des hohen Klerus, und das wollte ſchon viel heißen, namentlich als Johann XXII. den Anhang Kaiſer Ludwigs (ſeit 1330)



Ein ſich geißelnder Büßer. Holzſchnitt, 1510, von Albrecht Dürer.

Digitized by Google

# Erläuterungsblatt

zu

# Liturgiſche Geräte des Mittelalters.

1. **Reliquienſchrein der heil. drei Könige** (Dom zu Köln). a. Seitenanſicht. b. Giebelanſicht. Bei der Zerſtörung von Mailand durch Kaiſer Friedrich I. wurden die Gebeine der heil. drei Könige nach Köln entführt. Für dieſe koſtbaren Reliquien wurde ein prachtvoller Schrein in Form einer Baſilika hergeſtellt, ohne Zweifel in Köln ſelbſt, am Ende des zwölften und Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Neben getriebener Arbeit in Gold an den Seitenflächen (Heiligenfiguren in Nischen) zeigt derſelbe Ornamente in Gruben- und Zellenſchmelz auf den Dachſchrägen (Darſtellungen aus der heil. Geſchichte) und iſt reich mit (antiken) Kameen und Gemmen beſetzt. (Höhe 0,80 m, Länge 1,80 m.)
2. **Antependium** (Tafel zur Verkleidung der Vorderſeite des Altars) aus Kupfer getrieben und vergoldet (Stiftskirche zu Komburg in Württemberg). Die Tafel zeigt in der Mitte Chriſtus, umgeben von den vier Evangeliſtenſymbolen; in den zwölf Feldern die Apoſtel. Die Stege ſind mit Emailplatten bedeckt. Deutſche Arbeit von 1130. (Höhe 1 m, Breite 2,40 m.)
3. **Triptychon** (dreiflügeliger Altar) aus getriebenem Silber mit Email (South-Kenſington-Muſeum zu London.) Im Mittelfeld von zwei Engelsfiguren bewachte Partikeln vom heiligen Kreuz; darüber Chriſtus ſegnend. In den Flügeln die Apoſtel (zwei verſchiedene gepreßte Typen je dreimal wiederholt). Deutſche (rheiniſche) Arbeit des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 0,90 m, Breite 0,65 m.)
4. **Tragaltar** (kleines, kaſtenförmiges Gerät, oben mit einem eingeſetzten edlen Stein, zur Aufnahme von Kelch und Hoſtie nebſt Reliquieninhalt, welches bei Krankenkommunionen, auf Reiſen ꝛc. geführt wurde), aus Holz mit niellierten Silberplatten, Edelſteinen ꝛc. beſetzt. (Dom zu Paderborn.) In den Nielloplatten Darſtellungen aus der heil. Geſchichte. Arbeit des Mönches Rudgerus in Helmarshauſen (Heſſen) um 1100. (Höhe 0,16 m, Breite 0,21 m, Länge 0,35 m.)
5. **Buchein band** (Dom zu Trier). In der Mitte Kreuzigungsgruppe aus Elfenbein geſchnitzt. Die Umrahmung mit Edelſteinen und antiken Gemmen in Filigran; dazwiſchen kleine Platten mit den Evangeliſtenſymbolen und Heiligenfiguren in Email. (Höhe ca. 0,40 m, Breite 0,30 m.)
6. **Reliquiar** (Behälter zur Aufbewahrung von Reliquien) **Kaiſer Heinrich IV.** (Muſeum des Louvre zu Paris.) Kupfer mit Grubenſchmelz. Die Vorder- und Rückſeite des vierpaßförmigen Gerätes zeigt den Kaiſer reſp. den Erlöſer. Das Ganze ruht auf einem mit Grubenſchmelz verzierten Fuß. Deutſche (rheiniſche) Arbeit, Ende des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 0,23 m.)
7. **Altarleuchter** (Dom zu Hildesheim). Bronze gegoſſen. Der figürliche Schmuck verſinnbildet den ſiegreichen Kampf des Lichtes gegen die Finſternis. Arbeit aus der Werkſtatt des heil. Biſchof Bernward von Hildesheim († 1022). (Höhe 0,48 m.)
8. **Altarleuchter** (National-Muſeum zu München). Kupfer mit Grubenſchmelz. Deutſche (?) Arbeit um 1200. (Höhe 0,61 m.)
9. **Prozeſſionskreuz** (Dom zu Hildesheim), in Scheibenform, Kupfer, durchbrochen, vergoldet und mit Edelſteinen in Filigran beſetzt. Deutſche Arbeit, zwölftes Jahrhundert. (Durchm. ca. 24 cm.)
10. **Aquamanile** (Gefäß zum Eingießen des Waſchwaſſers in ein Becken für den Prieſter), Bronzeguß in Form eines Vogels mit gekröntem Menſchenkopf. (Johanniskirche in Herford.) Deutſche Arbeit, dreizehntes Jahrhundert. (Höhe 0,53 m.)
11. **Periſterium** (Hoſtiengefäß in Geſtalt einer Taube; hing an Ketten über dem Altar), Kupfer, vergoldet und emailliert. (Domkapitel zu Salzburg.) Deutſche (?) Arbeit des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 0,21 m.)
12. **Ciborium** (Hoſtiengefäß in Form der turris eucharistica), Holz mit ſilbernen Reliefs beſchlagen (Dom zu Minden). Die Reliefs der ſechs Seiten zeigen ſitzende Apoſtel, die des Deckels Bruſtbilder des Heilands und der Apoſtel. Deutſche Arbeit des elften Jahrhunderts. (Höhe 0,24 m.)
13. a. b. **Speiſekelch und Patene.** Der Speiſekelch diente bei der Laienkommunion zur Ausſpendung des heil. Abendmahls unter beiderlei Geſtalt; meiſt ein Henkelkelch. Silber niellirt mit reichen figürlichen Darſtellungen aus der heil. Geſchichte. (Stift Wilten in Tirol.) Deutſche Arbeit, um 1150. (Höhe 0,15 m.)
14. **Rauchfaß** (Gerät zur Aufnahme von Kohlen und Weihrauch, mit durchbrochenem, meiſt turmförmigen Deckel und Ketten zum Schwingen). Bronze gegoſſen. Deutſche Arbeit des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 0,20 m.)
15. **Altar- oder Vortragekreuz** (Dom zu Trier), Bronze vergoldet und emailliert. Arbeit von Limoges, dreizehntes Jahrhundert. (Höhe ca. 0,50 m.)
16. **Curvatur** (gekrümmte Bekrönung) **eines Biſchofſtabes** (Dom zu Trier). Bronze emailliert. Die Windung endigt in einem phantaſtiſchen Tierkopfe. Arbeit von Limoges (?), dreizehntes Jahrhundert. (Höhe ca. 0,35 m.)
17. **Leuchter** in Geſtalt eines phantaſtiſchen Tieres (Prinz Karl von Preußen). Bronzeguß. Deutſche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts. (Höhe 12 cm.)

PUBLIC LIBRARY
TILDEN FOUNDATIONS.

13b

15

3

11

10

13a

14

1a

7

16

1b

2

Google

6

11

17

12

14

8

5

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

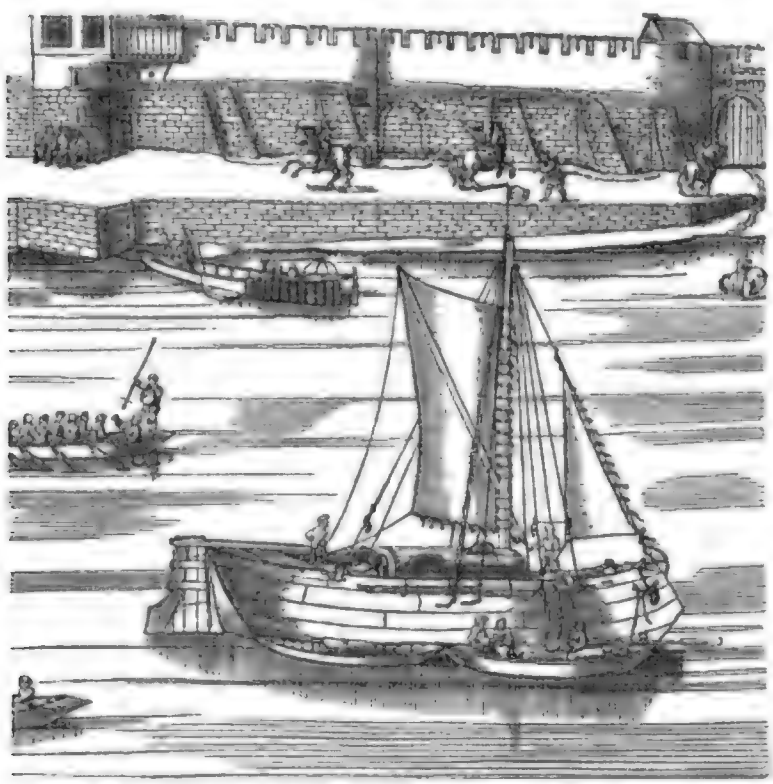
mit dem Interdikt belegte und die Minoriten der kaiſerlich geſinnten Städte (zu denen unter andern in Lindau einer der wenigen beſſeren Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, Johannes von Winterthur, gehörte) trotzdem die Meſſe laſen, ja ſogar offen den Papſt der Herrſchſucht und die Kirche der Beſtechlichkeit anklagten. Biſchöfe und Äbte betrieben weltliche Geſchäfte und verübten in Fehden Raub, Brand und Mord, und die Geiſtlichen legten mehr Wert darauf, geringe Münzen nicht anzunehmen, als für ihre Einnahmen etwas zu leiſten; ja man klagte, daß ſie ſich für mehr Meſſen bezahlen ließen, als ſie leſen konnten und daß die vielen Feiertage den Müßiggang, ja ſelbſt Verbrechen beförderten.

Bau eines Kloſters. Aus einer Bilderhandſchrift vom Anfange des 16. Jahrh. im Germ. Muſeum zu Nürnberg.

Im Hintergrunde links ein Steinbruch, in dem die Quadern gebrochen und von da auf mit vier Ochſen beſpannten Wagen zum Bauplatz gefahren werden. Daſelbſt wächſt der Bau in die Höhe; auf einer in eine Fenſteröffnung gelegten Leiter wird Baumaterial heraufgetragen, die Quadern werden mittels einer Krahneinrichtung gehoben. Im Vordergrunde werden Steine behauen, Mörtel gemiſcht, Felsblöcke fortgeſchafft. Einer der bauenden Mönche erquickt ſich aus einer Flaſche. Die Landſchaft durchfließt ein zweimal überbrückter Bach. Die Darſtellung bezieht ſich auf das Ciſterzienſer-Mönchskloſter Schönau bei Heidelberg. (Nach Eſſenwein.)

Nicht alſo von der Geiſtlichkeit wurde ein neuer Aufſchwung des Verkehrslebens befördert, ſondern von den Bürgern der Städte, deren materieller Wohlſtand und intellektuelle Bildung ihre geſchwundene politiſche Größe überdauerte, wenigſtens was die größeren

betrifft. Auch ſoweit Geiſtliche von der erwähnten allgemeinen Verſumpfung ihres Standes eine Ausnahme machten, geſchah es mit Unterſtützung und unter dem Schutze der Städte. Eine ſolche Ausnahme war der Schwabe Albrecht von Bollſtädt, genannt Albertus Magnus (geb. um 1200, 1260—1262 Biſchof von Regensburg, dann bis zu ſeinem Tode (1280) Leſemeiſter der Dominikaner in Köln. Obſchon dem ketzerfeindlichen Orden angehörend, hatte er entſchieden ketzeriſche Anſichten, die er aber nicht offen ausgeſprochen zu haben ſcheint, da der Hort katholiſcher Rechtgläubigkeit, Thomas von Aquino, ſein Schüler ſein konnte, und da er im Streite zwiſchen Köln und dem Erzbiſchof vermittelte. Sein größtes Verdienſt aber iſt, daß er das Anſehen des Ariſtoteles im Mittelalter begründete und dieſen Heiden zum Heiligen der Scholaſtik ſtempelte, deren einziger deutſcher Vertreter von Bedeutung er war. Damit hat er zugleich den erſten Schritt, wenn auch einen ſchüchternen, zu der Entwickelung der Naturwiſſenſchaften in ſpäterer Zeit gewagt.



Rheinſchiffe unter den Mauern von Köln.
Aus dem großen Holzſchnitt, 1531, von Anton von Worms.

Weit mehr Einfluß auf das geiſtige Leben in Deutſchland als die Scholaſtiker übten ihre Gegner, die Myſtiker, welche die wahre Religion im innerlichen Verkehre mit Gott ſuchten, die Gnadenmittel der Kirche gering achteten und demzufolge als Ketzer betrachtet, teilweiſe auch verfolgt und ſelbſt dem Tode geweiht wurden. Ihren eigentlichen Gründer erblickt man in dem niederländiſchen Prieſter Lambertus Beghe († zu Lüttich 1187), von dem der fromme Frauenbund der Beghinen den Namen hat. Köln zählte 1250 ihrer über tauſend und Straßburg bis 1350 vierzig Ordenshäuſer. Die Mitglieder legten kein Gelübde ab, behielten ihr Eigentum, konnten austreten und ſich verheiraten, und beſchäftigten ſich mit Krankenpflege, Gebet und frommen Betrachtungen. Andere myſtiſche Sekten dagegen, wie z. B. die Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes, gingen ſoweit, daß ſie mit dem äußerlichen Gottesdienſte auch die Gebote der Sittlichkeit verachteten.

Das Wichtigſte für uns iſt jedoch, bezüglich der Myſtiker, daß ſie die erſten waren, welche philoſophiſche Gedanken in deutſcher Sprache ausdrückten. Voran ging in dieſer Hinſicht Meiſter Eckhart, Dominikaner in Erfurt und Köln, der in ſeinen höchſt volkstümlichen Predigten den guten Werken kein Verdienſt zuerkannte, die Kirchenväter nicht als Autorität gelten ließ, von Fegefeuer und Hölle nur im Innern des Menſchen wiſſen wollte und unter der Anklage als Ketzer (1327) ſtarb. Vorſichtiger wirkten ſeine Schüler Johannes Tauler und Heinrich Suſo, jener als Prediger und Seelſorger, dieſer als Schriftſteller

AD PREDICATORES
SENT LVPVS
TRAIECKE TORN
AD MARIE GRADV
S MAXIMIN
FELIX

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

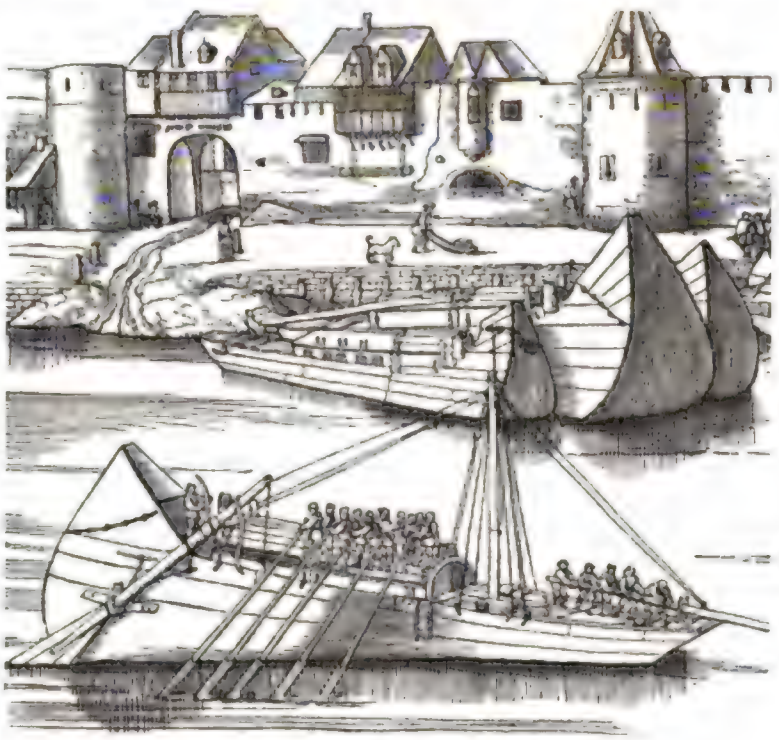
Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und Dichter, der (in Proſa) die himmliſche Liebe ähnlich beſang, wie die Minneſänger die irdiſche, — in Verbindung mit Naturſchilderungen. Ihn ſchätzten beſonders die Frauen, deren Geſchlecht an der myſtiſchen Bewegung, auch litterariſch, thätigen Anteil nahm. Deutſche Myſtiker waren es aber auch, welche die erſten Angriffe gegen die päpſtliche Hierarchie richteten, ſo Rulman Merſwin von Straßburg, der unter dem Namen des „Gottesfreundes im Oberlande“ das Ideal eines gottbegeiſterten Laien an der Spitze eines Weltbundes fingierte.

Dem angedeuteten Aufſchwunge des Verkehrslebens gingen indeſſen die engherzigſten Maßregeln voran, welche die Städte aus Eigennutz trafen, um ihren Wohlſtand auf Koſten anderer zu heben. Je bedeutender die Städte durch ihre Lage und Blüte waren, deſto mehr Vorrechte hatten ſie ſich im Laufe der Zeit zu verſchaffen gewußt. Die an Flüſſen liegenden beherrſchten vermittelſt des ſogenannten Stapelrechtes einen ihrer Größe angemeſſenen Teil des Stromlaufes und konnten die geringeren Städte an demſelben zu einer ſtarken Einſchränkung ihres Handelsverkehrs zwingen, während ihre Rechte viel weiter reichten. So beſaß an der Donau Wien, am Rhein Köln das weiteſte Stapelrecht, während ſich an der Elbe Magdeburg und Hamburg darum ſtritten und der Herzog von Braunſchweig dies benutzte, um beide zu übervorteilen. Andere Städte übten, wenn ihnen die Waſſerſtraßen fehlten, gegen die Handelsleute einer gewiſſen Landesſtrecke den Zwang aus, daß dieſelben ſich keines anderen Weges als des durch jene Stadt führenden bedienen ſollten, ſo z. B. Leipzig, bezüglich des Handelsverkehrs zwiſchen Böhmen und Magdeburg. Auf dieſe Art wurden die größeren Städte immer umfangreicher und wohlhabender; ihre Bürger nahmen infolgedeſſen auch an Bildung zu, und es fiel dabei wenig ins Gewicht und erregte kein Aufſehen, daß die kleineren Städte verkümmerten und verkamen und zu Neſtern oder Dörfern herabſanken. Die glücklichen Großen waren es, wie immer und überall, ſo auch im Städteweſen, welche den Löwenanteil davontrugen, welche Geſchichte machten und die Welt umgeſtalteten. Die unglücklichen Kleinen wurden mit Stillſchweigen übergangen.



Rheinſchiffe unter den Mauern von Köln.
Aus dem großen Holzſchnitt, 1531, von Anton von Worms.

In den größeren Städten entſtanden, ein erſtes Zeichen der zunehmenden Bildung, Stadtſchulen an der Stelle der geſunkenen Kloſterſchulen; die Kirchen vermehrten, vergrößerten und verſchönerten ſich, die Gerichtsverhandlungen und Ratsverſammlungen zogen ſich aus den Gerichtsſtätten im Freien in die künſtleriſch ausgeſtatteten Rathäuſer zurück, in denen zur Erquickung der Stadtväter gleich auch mächtige Weinkeller und gemütliche Trinkſtuben entſtanden; der zunehmende Handel ſchuf Kauf- und Lager-, Korn- und Schmalz-

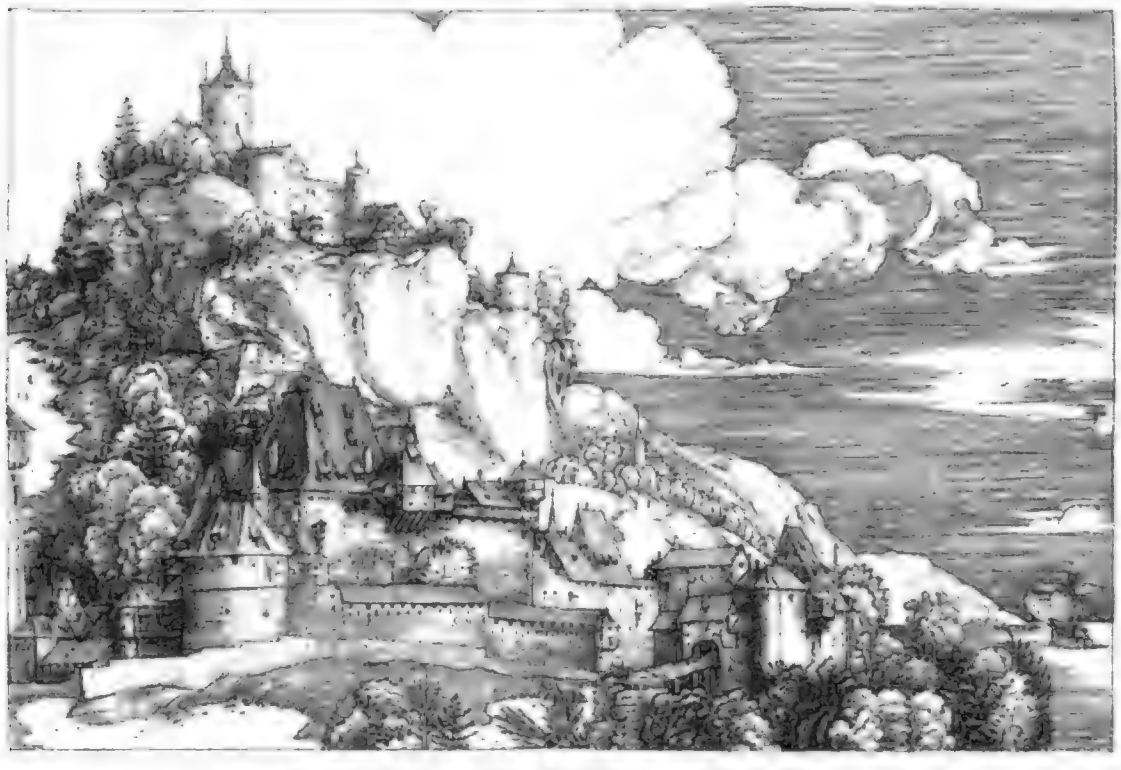
häuſer, der rieſig anwachſende Verkehr führte zu großen Jahrmärkten, die, weil an gewiſſe Feſttage geknüpft, „Meſſen“ genannt wurden, und zu Anfängen des Poſtweſens, welches längere Zeit die rüſtigen, vor fehdeſüchtigen Herren nicht zu leicht erſchreckenden Metzger oder Fleiſcher beſorgten, indem ſie zu Pferde Briefe und Packete von Stadt zu Stadt beförderten. Die Straßen wurden aus eingeſchloſſenen Höfen offene Durchgänge, freilich mit einer Planloſigkeit, die noch jetzt in alten Stadtteilen zum Staunen über wahrhaft kunſtvolle Winkelzüge der Gaſſen zwingt; auch erhielten letztere nach und nach Pflaſterung und bei Feſten, Einzügen und ſonſt bei erweitertem Verkehr Beleuchtung durch Pechfackeln. Es vermehrten und verbeſſerten ſich die Gaſthäuſer und bildeten ſich in denſelben geſellige Vereinigungen, die nicht nur einen materiellen, ſondern ſehr oft auch einen hohen moraliſchen und ſozialen Zweck hatten. Es entwickelte ſich nämlich in den Städten des ſpäteren Mittelalters ein allezeit opferbereiter Sinn für das Unglück und deſſen Milderung, in welchem ſich das deutſche Gemüt und der Geiſt des Chriſtentums miteinander verbanden. Die Staatskaſſe hatte wenig oder keine laufenden Ausgaben für Kirchen-, Schul- und Armenzwecke; all dies leiſteten die Bürger und ihre Geſellſchaften freiwillig, und die Fürſten mußten ihrem Beiſpiele nachfolgen. Es wurden, namentlich veranlaßt durch die verheerenden Seuchen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, Hoſpitäler, ſogenannte Seelen-, Siechen- oder Preſtenhäuſer errichtet, wie früher von den Klöſtern, und erhielten reiche Schenkungen. Die grauenhafte Sitte, die „Ausſätzigen“ unter einer Art von Leichengeleite

Wandernder Kaufmann, ſeine Waren in einer Jahrmarktsbude feil bietend: Harniſche, Eiſenhandſchuhe, Beinbergen, Kettenpanzer, Zeuge, Käſtchen, Schalen, Pokale.

Aus einer Bilderhandſchrift aus der Mitte des 15. Jahrh. im Germ. Muſ. zu Nürnberg.

aus den Städten zu führen und in Hütten einzusperren, ohne ihnen Hilfe zu bieten, hörte demzufolge auf. Ebenso entstanden Altersasyle (Pfründehäuser) für arbeitsunfähige Bürger und Bürgerinnen, die bald mit den Spitälern verbunden, bald von ihnen getrennt waren und in die man sich einkaufen konnte, endlich „Elendenherbergen" für Pilger und Wallfahrer. Es begleiteten sie die öffentlichen Bäder, besonders seit den Kreuzzügen nach dem Beispiele des Morgenlandes, und für die Armen besondere unentgeltliche sogenannte Seelbäder; gestiftet wurden diese Anstalten von einzelnen Personen und Familien, Korporationen und Innungen.

Dem deutschen Volke fehlte aber nie und nirgends der Humor, namentlich in jener Zeit. Man vermachte nämlich bisweilen neben Beträgen zu wohlthätigen Zwecken auch solche zum Vertrinken durch Soldaten, Weinknechte, Zunftglieder und dergl. Stifter von Kirchen trugen kein Bedenken, auch Narrengesellschaften zu gründen. Selbst die religiösen



Landschaftsbild; aus einem Kupferstiche von Albrecht Dürer.

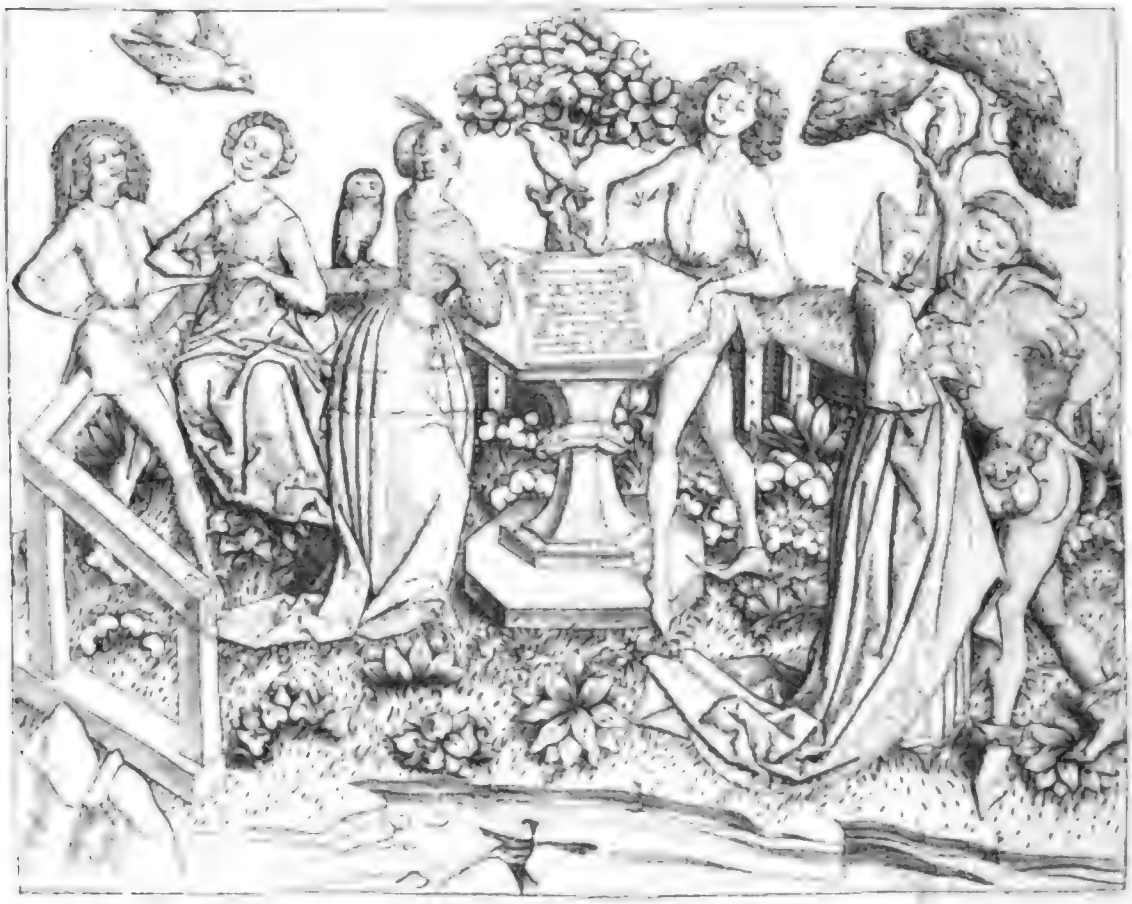
„Bruderschaften" enthielten sich dieses Humors nicht. Ein Beispiel davon sind die Kalandsbrüder, welche seit dem dreizehnten Jahrhundert in ganz Mitteleuropa verbreitet waren, Wohlthätigkeit übten, Männer und Frauen, Geistliche und Weltliche (nur nicht Klosterleute) aufnahmen und am ersten jedes Monats (Calendae, daher ihr Name) Versammlungen hielten, in denen sie sich bei Speise und Trank der Fröhlichkeit hingaben.

Wie hoch der Wohlstand in den größeren deutschen Städten im fünfzehnten Jahrhundert gestiegen war, mag ein unverdächtiger und unbefangener Zeuge, der Italiener Enea Silvio Piccolomini, später Papst Pius II., bekräftigen.

„Deutschland," sagte er, „ist durchaus angebaut und voll fruchtbaren Ackerlandes, Weinberge, Gemüse- und Obstgärten, voll höchst angenehmer Gebäude, lustiger Dörfer, stattlicher Schlösser, ummauerter Flecken und prächtiger Städte" (unter denen er besonders Köln, Mainz, Worms, Speier, Trier, Aachen, Basel, Augsburg, Wien, vor allen aber Nürnberg hervorhob). Man dürfe, fuhr er fort, die italischen Städte den deutschen nicht vorziehen; letztere sähen aus, als ob sie erst seit einigen Tagen gebaut wären (was freilich oft genug der Fall war — wegen

der häufigen Feuersbrünſte!). Den Wohlſtand der Deutſchen, ſagt er, bemerke man auch in der Kleidung, Lebensart, im Hausrat u. ſ. w. „Wo iſt," ſagt er, „ein deutſches Gaſthaus, wo man nicht aus Silber tränke(?) und wo die Tiſche nicht mit Gold- und Silbergeſchirr belaſtet wären? Wo iſt eine, nicht adlige, ſondern gemeine Frau, die nicht von Golde ſchimmerte?" Ohne Zweifel ſind dieſe Sätze ſtark übertrieben, müſſen aber doch eine wahre Grundlage haben.

Von Wien, der werdenden Kaiſerſtadt, ſagt der dreifach gekrönte Humaniſt, die Häuſer der Bürger ſeien hoch und wohl geziert, ſtark gebaut, hätten weite Säle, gut geheizte Gemächer, gläſerne Fenſter, ſeien reich an köſtlichem Hausgerät und außen wie innen bemalt. Die Weinkeller ſeien weit und tief, die Straßen mit Steinpflaſter beſetzt. Große, aus Tuffſtein gebaute Kirchen, reich an Säulen, glänzen von Gold, Silber und Edelgeſtein und



Eine Geſellſchaft im Garten; Schachſpiel; 15. Jahrh. Kupferſtich vom „Meiſter der Sybille".

außerdem hätten viele Häuſer noch ihre eigenen Kirchen, Kapellen und Prieſter. Man zählte damals in Wien 50000 Erwachſene, wozu noch 7000 Studenten kamen. Auf den Inſeln der Donau lagen „viel ſchöne Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen, wo die Bürger ſich erluſtigten, Gaſtmäler und Tänze abhielten und die Kinder ſpielten." Rings um die Wälle war ein ſchöner Spaziergang, weiter draußen wetteiferten Vorſtädte an Größe und Schönheit mit der Stadt. Man hielt dort ſo viele Vögel, daß „der, ſo durch die Straßen geht, wohl wähnen möchte, er ſei inmitten eines grünen luſtigen Waldes." Das ganze Gebiet der Stadt nennt unſer Gewährsmann „einen ungeheuern herrlichen Garten, mit ſchönen Rebhügeln und Obſtgärten bekrönt. An dieſen liegen anmutige Vorberge mit den lieblichſten Landhäuſern, geſchmückt mit Fiſchteichen, Jagdgründen, Häuſern und Gärten, kurz, mit jedem Genuſſe des Lebens."

Ähnlich, nur nicht in ſo großem Maßſtabe, lobpreiſt Piccolomini Baſel, von dem

er beſonders die große Menge der laufenden Brunnen, die bemalten und glaſierten Kirchendächer, die grünen Matten, auf denen die Kinder allerlei Spiele treiben und die Frauen tanzen, und die prächtigen Trinkſtuben der vornehmen Bürger rühmend erwähnt, in denen Tänze mit herrlich geſchmückten Frauen ſtattfinden.

Marktplatz einer ſüddeutſchen Stadt; Ende des 15. Jahrhunderts. (Brunnen in Urach.)

Digitized by Google

Seines Reichtums wegen wurde besonders Augsburg gepriesen. Folgende Angaben mögen zugleich den damaligen Geldwert (vor der Entdeckung Amerikas) veranschaulichen. „Wer zwei- bis dreihundert Gulden jährlich einnahm, war ein reicher Mann, und dennoch gab es Leute, die selbst heutzutage reich heißen würden, da sie 2000 Gulden jährliche Einkünfte zogen, wessen sich damals kein Graf rühmen durfte. Der reichste Mann Augsburgs, Peter von Argon, nahm jährlich 2600 Gulden ein. Der Stifter der Fuggerschen Familie erwarb um diese Zeit durch seinen Handel ein Vermögen von 3000 Gulden (die in Mitte des achtzehnten Jahrhunderts 15000 wert waren)." Damals (1488) galt in Schweinfurt eine Gans 8, ein Huhn 3, ein Schock Eier 10—12, ein Pfund Rindfleisch 3, ein Pfund Karpfen 6, ein Buch Papier 11—12½, ein Paar Knabenschuhe 12 Pfennige, deren 12 auf einen Groschen, wie letzterer 16 auf einen Gulden gingen. Für einen solchen bekam man zehn Stockfische, ebenso drei Pfund Pfeffer. Einen Wagen zu beschlagen, kostete 5 Pfund (zu 30 Pfennig), ein Ochse nur 4¾, eine Tonne Heringe aber 6 Gulden u. s. w. Die Taglöhne betrugen dagegen auch nur 6 oder 7 Pfennige (dreißig Jahre vorher aber in Baireuth noch 18). Vergleichungen zwischen den Preisen verschiedener Städte um annähernd dieselbe Zeit setzen übrigens oft durch ihre großen Abstände in Erstaunen; die Preise der Waren sowohl als der Geldwert, die Münzwährungen, wie die einzelnen Münzen, waren an jedem Orte anders und so auch der Zeit nach, infolge willkürlicher Verschlechterung durch die Behörden, und nicht nur durch diese; denn sogar Private hatten das Münzrecht erworben, wie es die kleinsten Städte, Herrschaften und Klöster besaßen. Demnach war die Münze in einem so starken und so steten Schwanken begriffen, daß wir uns davon heute keinen Begriff mehr machen können.

„In Braunschweig", erzählt der Chronist Hermann Bothen, „schlug der Rat alle Jahre einen guten silbernen Pfennig, und zwölf Pfennige waren ein Schilling, dreißig Schillinge eine Mark. Dieser Pfennig hieß ein Jahr lang ein neuer Pfennig und ward auch voll gegeben und genommen. Hernach aber kam abermals ein neuer Pfennig auf, so hieß dann jener ein alter Pfennig und galt hinfort nur drei Vierlinge, u. s. w., wodurch die Wucherer reicher und die Armen ärmer wurden. Und nicht etwa Juden waren diese Wucherer, nein, es widmeten sich Bürger und selbst Bauern dem sauberen Geschäft, und immer mehr, und überschwemmten das Land mit schlechtem Gelde. Der Rat experimentierte fortwährend, diesem Übel abzuhelfen, aber alles war umsonst." — Bei dieser Unsicherheit in Handel und Wandel mußte man das Geld wägen, daher der Ausdruck „Pfund" (ein „Pfund Pfennige", ein „Pfund Heller" u. s. w.), für einen an Wert sehr ungleichen Münzbetrag in Aufnahme kam.

Der wachsende Wohlstand der Städte verwischte nach und nach den Abstand zwischen den reicheren Bürgern und den Edeln großenteils und brachte beide Stände einander näher. Die letzteren, soweit sie nicht bereits in den Städten angesessen waren, suchten dieselben ihres Vergnügens halber auf und erlustigten sich mit den Bürgern; namentlich gefielen ihnen die schönen und lebenslustigen, oft sogar üppigen Bürgerinnen, mit denen sie die sogenannten Geschlechtertänze, d. h. Bälle der höheren Bürgerklassen, in der Fastnacht besuchten, wie sie mit den Männern derselben in Turnieren sich zu messen nicht verschmähten. Solcher Verkehr vermehrte die Anlässe zu Vergnügungen. Es gab Maskenbälle, damals Mummereien genannt, und Spiele aller Art; die Schützenfeste nahmen jedoch, samt den sie begleitenden Lustbarkeiten, im fünfzehnten Jahrhundert erst ihren Anfang. Gegen das Ende desselben nahm der Aufwand immer noch zu, um im folgenden Zeitabschnitt seine Höhe zu erreichen.

Damit hielt aber naturgemäß auch die Außerachtsetzung guter Sitte bedenklichen Schritt. Wir sind nun keineswegs der Ansicht, daß das Laster irgend welcher Art jemals oder irgendwo anders gewesen sei, als es der Natur des Menschen gemäß ist, oder

TH YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Turnier in München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500. Facſimil

Der Vordergrund wird von den turnierenden Rittern, Dienern, welche von den Roſſen Geſtochene aufheben oder neue Lanzen da
der Herzog von Baiern auf dem Balkon in der Mitte. In den auf den Turnierplatz

Digitized by Google

s des Kupferſtiches von Matthäus Zaſinger (Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts).

rreichen, ſowie einigen Muſikern zu Pferde gefüllt. Die Fenſter und Balkons der umgebenden Häuſer ſind mit Zuſchauern beſetzt.
mmündenden Straßen harren Gruppen von Rittern auf ihre Beteiligung an dem Stechen.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

daß gewiſſe Zeiten oder Gegenden ſich in dieſer Beziehung weſentlich anders verhielten als andere, indem ſolche Ausſchweifungen vielmehr im Grunde überall und ſtets dieſelben geweſen ſind. Die vom Staate und den Städten nicht nur geduldeten, ſondern zum Teil gegen Abgaben förmlich organiſierten und ohne Bedenken ſelbſt von Fürſten beſuchten ſogenannten Frauenhäuſer des Mittelalters, welche namentlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert „blühten“, und in denen die Räte der Städte, naiv genug, vornehmen Gäſten unentgeltliche Aufnahme bereiteten, waren denn auch keine ausſchließlich deutſche Anſtalt, ſondern in allen Reichen des Abendlandes dieſelben; ganz ähnlich war auch in allen das kecke und ungeſcheute Benehmen der Dirnen, welche „ſchöne Frauen“ genannt, teils von den Behörden angeworben wurden, teils für ſich lebten und in Maſſen den Heeren folgten, wie ſie ſich an die Reichstage und Konzilien und zu den Turnieren begaben und dort ihr Weſen trieben. Man wird uns daher ein näheres Eingehen auf dieſe Dinge ebenſo gern erlaſſen, wie die Schilderung loſer Sitten außerhalb jener Laſterhöhlen, — Sitten oder vielmehr Unſitten, welche ſtets vorhanden waren und noch ſind und von Reiſebeſchreibern oft in ſo greller Weiſe dargeſtellt wurden, daß die Übertreibung auf der Hand liegt.

Der Tanz um den Ring; 15. Jahrh. Kupferſtich von Iſrael von Meckenen.

Übrigens war für die Bekehrung jener Unglücklichen durch Ordensgeſellſchaften „reuiger Sünderinnen“ geſorgt, deren es eine große Menge gab.

Ebenſo ſind die Verfolgungen der Juden, welche namentlich im vierzehnten Jahrhundert, zur Zeit des „ſchwarzen Todes“ Europa ſchändeten, — keine ſpezifiſch deutſche Erſcheinung, ſondern waren dieſelben im ganzen Erdteile. In allen Ländern desſelben waren vor den Kreuzzügen die Juden zwar verhaßt, aber wenig beläſtigt, ja ſogar oft Bürger der Städte; ſeit jener Zeit aber bedrängte man ſie in wachſendem Grade und warf ihnen vor, daß ſie an jener Seuche durch Brunnenvergiftung ſchuld trügen, weil ſie infolge ärztlicher Kenntniſſe und vernünftigerer Diät weniger darunter zu leiden hatten als die Chriſten, und der hohe und niedere Pöbel erſann ſchon damals die gehäſſige Fabel von ihrem rituellen Chriſtenmord, welche ſelbſt ſo große chriſtliche Eiferer, wie Papſt Innocenz IV. (1247) verurteilten. Das waren aber alles

nur Vorwände; denn die Haupturſache der Judenverfolgungen war der Wucher, der, weil von der Kirche der Chriſten verboten, ein ausſchließliches Geſchäft der Juden war und ihnen große Reichtümer einbrachte, bis die Aufhebung jenes Verbots und die Zunahme der Verfolgungen ihren (meiſt nicht ehrlich erworbenen) Wohlſtand wieder herabdrückte. Wir haben allerdings aus dem vierzehnten Jahrhundert über die „Judenſchlachten“ und „Judenbrände“ in Deutſchland mehr Berichte als über die in anderen Ländern; allein ſie ſind ſo vielfach dargeſtellt worden, daß wir nichts darüber ſagen könnten, was nicht allgemein bekannt wäre. Glücklicher Weiſe waren im Jahre 1400, mit Ausnahme vereinzelter ſpäterer Fälle, die Judenmetzeleien im ganzen vorbei. Unter den Fürſten hat wohl der abgeſetzte Wenzel in jener Zeit die „kaiſerlichen Kammerknechte“ auf die ungeſcheuteſte Weiſe beraubt, indem er alle „Judenſchulden“ kurzweg aufhob. Das fünfzehnte Jahrhundert war eine Zeit, die trotz vieler Mängel doch ſehr wenig Beurkundungen religiöſer Verfolgungſucht aufweiſt. Freilich, zeitweiſe und örtliche Vertreibungen und allgemeine Bedrückungen der Juden hörten deshalb noch lange nicht auf.

Die Juden waren indeſſen im Mittelalter und noch weit darüber hinaus nicht die einzige verfolgte oder wenigſtens benachteiligte und zurückgeſetzte Menſchenklaſſe. Es gab vielmehr unter den Chriſten eine weit größere Anzahl, als die der Juden betrug, die zudem weit entwürdigendere Behandlung erdulden mußte als die Kinder Israels, und zwar, gleich dieſen, ohne daß die dazu Gehörenden ſolches Schickſal durch ihren Charakter oder durch unſittliche Handlungen verdient hätten. Zu dieſen Unglücklichen gehörten zweierlei Menſchen, nämlich ſolche, die infolge ihrer Herkunft, und ſolche, die infolge ihres Berufs zu der Klaſſe der „unehrlichen Leute“ gezählt wurden. Die erſteren, die uns hier nicht weiter zu beſchäftigen brauchen, umfaßten die unehelichen Sprößlinge, die Leibeigenen und die — Wenden, d. h. die ſlaviſchen Bewohner Deutſchlands. Doch iſt bezüglich der „Baſtarde“ zu unterſcheiden, daß ſie nur als unehrlich galten, wenn ſie öffentlichen Dirnen oder Geiſtlichen, oder dem Ehebruch entſtammten; Kinder unverheirateter Leute weltlichen Standes waren als ſolche aller Ehren teilhaftig, und ſelbſt der Konkubinat ihrer Eltern war im Mittelalter noch keine Schande.

Den Kern der die zweite Gruppe „unehrlicher Leute“, die der verachteten Berufsarten betreffenden Anſchauungen, finden wir ſchon bei den alten Germanen. Im Sinne dieſer nämlich waren alle Leute unehrlich, welche nicht zum „Volk in Waffen“ gehörten, alſo außer den Leibeigenen jene, deren Beruf ſie verhinderte, in den Krieg zu ziehen, weil man ſie zu Hauſe nicht entbehren konnte; es waren dies vornehmlich die Hirten und die Müller. Dazu kamen jene, welche keine eigentliche Heimat hatten, die herumziehenden Leute, die Gaukler, Schauſpieler, Muſikanten u. ſ. w., ſowie die in ſpäterer Zeit Mode gewordenen Hofnarren. Soweit war mit der Sache nicht geradezu Unvernunft verbunden; ſolche kam in der Klaſſifikation der „Unehrlichen“ erſt in den Städten durch das Zunftweſen in Schwung. Dasſelbe beruhte auf dem gerechtfertigten ſoliden Grundſatze: wer etwas gelten wolle, ſolle etwas gelernt haben und verſtehen. Die Kenntnis einer Fertigkeit war der Stolz der Zunftbürger; denn nur wer durch Fertigung eines „Meiſterſtückes“ Meiſter geworden, konnte Glied einer Gilde werden. Aber dieſer berechtigte Stolz verirrte ſich allzuoft in Überhebung und Engherzigkeit, — Fehler, welchen das ungerechte Anwachſen der „unehrlichen Leute“ zu verdanken iſt, zu welchen ſchließlich jede Zunft alle Leute rechnete, die nicht zu ihr oder zu den von ihr als gleichberechtigt anerkannten Zünften gehörten, ſowie alle ihre Nachkommen, die ſie daher von der Aufnahme in ihren geheiligten Kreis ausſchloß. Den Schlußſtein in dieſem unlogiſchen Syſtem, das gar zu häufig ein „Wahnſinn mit Methode“ wurde, bildete hingegen wieder ein Zug, der gerecht genannt werden müßte, wenn er nicht von Leuten ausgegangen wäre, welche den Grund ſeines

Daſeins nicht entfernen wollten. Es iſt dies die Verachtung des Vollziehers der entehrenden Strafen, des Scharfrichters oder Henkers und ſeiner Gehilfen, ſowie der mit jenem Vollzuge weiter beſchäftigten Gerichtsdiener, Kerkermeiſter u. ſ. w. In Deutſchland vollzogen in früherer Zeit die Richter ſelbſt ihre Urteile (ſo die der Feme, ſolange ſie lebte) und es gab beſondere Scharfrichter erſt ſeit dem vierzehnten Jahrhundert infolge der Einführung des römiſchen Rechtes. Es iſt gewiß tragikomiſch, daß dieſelben Leute, welche die Todesſtrafe für notwendig hielten, diejenigen, die ihnen zur Ausübung dieſer Notwendigkeit behilflich, ja unentbehrlich waren, verachteten. Dagegen bewies dasſelbe Gefühl auf ſeiten des Volkes gewiß, daß unverdorbenen Naturen eine jede Tötung von Menſchen ein Greuel iſt, worin die ſcheußliche Folter und die barbariſchen Todesſtrafen im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit, namentlich das gräßliche Rädern, das Volk noch beſonders beſtärken mußten.

Fahrendes Volk, ſeine Künſte produzierend.

Fechter, Ringer, Spiel mit Schlangen, Spiel mit Meſſer; als letzter eine Perſon, deren Mund Feuer zu entflammen ſcheint. Rechts Zuſchauer, wohl Bewohner der nächſtliegenden Burg. Aus einer Bilderhandſchrift des 15. Jahrh. im Germ. Muſ. zu Nürnberg.

Dieſe Gruppe von Leuten nun, vom Schäfer bis zum „Schinder“ (welche allitterierenden Flügel des „unehrlichen“ Heeres beide als „Medizinmänner“ im Rufe der Zauberei ſtanden)

hat ſich im Laufe des Mittelalters und bis in einen Teil der Neuzeit herein nicht nur nicht vermindert, ſondern ſogar vergrößert. Das Merkwürdigſte aber iſt, daß die Anſichten nach Ort und Zeit ſtark wechſelten. Die Müller z. B., die man meiſt wegen des Verdachts der Kornunterſchlagung ſo ſehr verfemte, daß ſie die höhniſche Verpflichtung hatten, die Leitern zu den Galgen zu liefern, erlitten jene Zurückſetzung z. B. in Hamburg nicht. Ein ähnlicher Hohn geſtattete beleidigten Spielleuten, Lohnfechtern und anderen Vagabunden oder „fahrenden Leuten“ nur am Schatten- oder Spiegelbilde des Angreifers Rache zu nehmen. Unter ihnen wurden diejenigen, welche ihre Kunſt dem Waffenhandwerk widmeten, die Trompeter, Pauker, Pfeifer u. ſ. w., ſowie jene, welche von den Räten der Städte als Stadtmuſikanten („Kunſtgeiger und Kunſtpfeifer“) angeſtellt wurden und feſte Wohnſitze erwarben, gleich den Schäfern und Müllern durch „Reichspolizeiordnungen“ von 1548 und 1577 „ehrlich gemacht.“ Den Schauſpielern, ſo hoch ſie über den Gauklern oft ſtehen, wurde dieſe Ehrenrettung ſo wenig zu teil wie den letzteren; ihre bürgerliche Rechtsfähigkeit ergab ſich von ſelbſt durch die neueſten Verfaſſungen; aber im geſellſchaftlichen Leben dauert ihre Mißachtung in vielen Kreiſen hartnäckig fort. Die vagierenden Quackſalber ſind durch die Entwickelung der Heilkunde als Wiſſenſchaft teilweiſe weggefegt, teilweiſe zur Heimlichkeit ihres „Gewerbes“ gezwungen worden. Dem Unweſen der handwerksmäßigen „Klopffechter“, welche Brüderſchaften bildeten, machte das Emporkommen der Schießkunſt und der Schützenfeſte ein Ende.

Unter den ſtädtiſchen Gewerben iſt vielleicht das älteſte im Mittelalter (doch lange nicht überall, in Frankfurt a. M. und Hamburg z. B. nicht) als unehrlich betrachtete das der Bader, wahrſcheinlich weil ſie ſich manchenorts erlaubten, in Beibehaltung ihres Hauskoſtüms, halbnackt über die Straße zu gehen, was großes Ärgernis erregte, und weil (infolge des im Mittelalter ohne Scheu üblichen gemeinſchaftlichen Badens von Männern und Frauen) die von ihnen gehaltenen Badeſtuben oft nicht im beſten Rufe ſtanden. Ein Verſuch ihrer Ehrenrettung durch den abgeſetzten König Wenzel, der die „Unehrlichen“ überhaupt begünſtigte und ſogar „den Scharfrichter ſeinen Gevatter nannte, da er deſſen Sohn aus der Taufe gehoben“, blieb ohne Nachachtung, und ihre Anrüchigkeit ging, nachdem eine ihrer Beſchäftigungen ein beſonderes Gewerbe, das der Bartſcherer geworden, auch auf dieſe über, obſchon ſie ſich über ihre Vorgänger ſehr erhaben dünkten und mit ihnen in beſtändiger Fehde lebten. Doch haben die erwähnten Reichsgeſetze die Barbiere ehrlich geſprochen. — Gleich den Müllern ſtempelte der Verdacht der Unterſchlagung die Leineweber als unehrlich, und wie jene die Leitern zum Galgen herſchafften, ſo mußten dieſe den letzteren ſelbſt bauen, wobei aber gewiß auffallend iſt, daß die in demſelben Verdachte ſtehenden Schneider niemals zu den „Unehrlichen“ gehörten. Doch haben ſich die Leineweber durch eigene Kraft redlich emporgearbeitet und Zunftgenoſſen wie die großen Fugger aufzuweiſen. Damit ſind die früher ziemlich allgemein verachteten Gewerbe im Grunde erſchöpft; die übrigen, denen dieſes Schickſal blühte, hatten dasſelbe entweder nur an einzelnen Orten oder in einzelnen ihrer Zweige zu erdulden.

Die als unehrlich betrachteten Bedienſteten, nämlich die Gaſſenkehrer, Bachfeger, Holz- und Feldhüter, Zöllner, Totengräber, Turmwächter, Gefangenwärter, Bettelvögte, Häſcher u. ſ. w., deren Beſchäftigung teils unreinlich, teils ſchauerlich iſt, teils zur Unehrlichkeit verführen kann, teils mit dem Scharfrichter oder den Spielleuten in Verbindung ſteht, fanden erſt durch das Reichsgeſetz von 1731 ihre Erlöſung vom Banne der mittelalterlichen Anſchauungen. Nur die Scharfrichter blieben von dieſer Wohlthat ausgeſchloſſen, und die Geſetze von 1731 und 1772 nahmen bloß ihre Enkel und dann auch ihre Kinder, ſofern ſie das väterliche Gewerbe verließen, von der Unehrlichkeit aus, wozu wohl nur die Zunahme der notgedrungen auf Verbindungen unter ſich beſchränkten Henkerfamilien bewogen haben mag,

wenn man nicht wollte, daß aus ihren Gliedern lauter — Räuber und Dirnen wurden. Der Nachrichter und Abdecker ſelbſt aber und ſeine Gehilfen blieben unehrlich bis auf die neueſte Zeit; ſie und die Dirnen allein unter den Unehrlichen mußten gleich den Juden beſtimmte Farben oder Abzeichen an ihren Kleidern tragen. Dabei wirkte offenbar noch die allgemeine Anſicht der Naturvölker nach, daß Berührung mit menſchlichen und tieriſchen Leichen verunreinige. Es mochte ein ſolcher Unglücklicher, der nur ſeine Pflicht that, krank umfallen oder ſterben, — niemand kümmerte ſich darum. Nur wenn er in der Vollſtreckung der Todesſtrafe unglücklich war, machte der Pöbel eine Ausnahme und brachte ihn um, wenn es die Wache nicht verhindern konnte. Außer durch Gewaltanwendung von ſeiten der Behörden war niemand dazu zu bewegen, Henkersfrauen in ſchwerer Stunde beizuſtehen, ihre Kinder aus der Taufe zu heben, ſie und ihre Angehörigen zu Grabe zu tragen. Wer mit einem dieſer Geächteten, die freilich bei der Fortdauer ihrer Behandlung und bei der Zunahme der Barbarei in der Rechtspflege immer entmenſchter werden mußten, umging, mit ihm trank oder ihm nur die Hand reichte, verfiel ſelbſt der öffentlichen Feme und konnte nicht anders ehrlich geſprochen werden, als durch eine eigentümliche Soldatenzeremonie, nämlich das dreimalige Schwenken einer Fahne über ſeinem Haupte. Aber noch mehr, — eine Sache, die ein Scharfrichter oder ſein Gehilfe angerührt, konnte niemand ſofort wieder berühren, ohne an der Verachtung jener Perſonen teilzunehmen; mit Geld wurde am eheſten eine Ausnahme gemacht, doch nahm man es nicht aus der Hand des Betreffenden, der es erſt ablegen mußte, worauf man es abwiſchte oder darüber blies, ehe man es einſteckte. Gefängniſſe und Galgen zu errichten, dazu konnten „ehrliche“ Handwerker nur nach Vornahme verſchiedener Zeremonieen gebracht werden. Doch hatten die Geächteten eine Art empfindlicher Rache in der Hand. Wenn nämlich jemand ein ihm gehöriges Tier ſelbſt tötete oder verſcharrte, ſo ſtieß der vorübergehende „Schinder“ ſein Meſſer in den Thürpfoſten deſſen, der ihm in ſeinen Beruf gepfuſcht und der dann dieſen Makel an ſeiner Ehre nur durch eine Entſchädigung an den Abdecker ſühnen konnte. Am gefürchtetſten war aber unter den Henkerſachen das Richtſchwert. Es galt als zauberiſches Orakel und verkündete durch Klingen nicht nur die kommenden Hinrichtungen, ſondern in Anweſenheit künftiger Kandidaten der Todesſtrafe (ſelbſt wenn ſie noch Kinder waren) ihr ſchauriges Schickſal.

·hofsneider·
·III·

Hofſchneider.

Blatt (eins der vier „Dreier“) aus einem höfiſchen Kartenſpiel des 15. Jahrh.; mit dem Wappen von Frankreich (Wien).

In Baſel (und wohl auch an anderen Orten) gab es im Mittelalter ein beſonderes Gericht der unehrlichen Leute (Henker wie Vagabunden), die darin von ihresgleichen beurteilt wurden.

Es gab endlich auch unehrliche Leichen, nämlich die der Hingerichteten, der Selbſtmörder, der Exkommunizierten und der Ketzer, die man, wenn nicht klingende Gründe der reichen Angehörigen anderes bewirkten, auf einer Kuhhaut zum Grabe (ſchwere Verbrecher auch lebend zur Richtſtätte) ſchleiſte und natürlich in ungeweihter Erde begrub (das

Digitized by Google

sogenannte Eselsbegräbnis). Letzteres traf auch die im Duell Gefallenen, nachdem dieser Rest von Barbarei nicht mehr ein Gottesgericht war, und meist die im Gefängnis Gestorbenen. Die Selbstmörder übrigens, deren Zahl im Mittelalter weit größer war, als man gemeinhin glaubt, wurden, da man ihre That als „heidnisch" betrachtete und sie daher von der Erde ausschloß, ins Wasser (nur in fließendes) oder ins Feuer geworfen.

Die Unehrlichkeit, welche die oben erwähnten „fahrenden Leute" betraf, erstreckte sich nicht auf jene, welche eine Heimat hatten und sich bloß aus Neigung einem umherschweifenden Leben ergaben, wie z. B. die fahrenden Ritter und die fahrenden Schüler, obschon beide Klassen es an Gefährlichkeit ihres Treibens den Gauklern und Spielleuten oft zuvor thaten. Erstere gehörten indessen am Ende des Mittelalters bereits der Vergangenheit an, während letztere mit dem sogenannten Wiederaufleben der Wissenschaften erst auftauchten und uns wieder begegnen werden.

Traf nun die Acht der „Unehrlichkeit" Leute, welche dies nicht oder doch nicht mehr verdienten als andere, denen man nichts anthat, so ist es um so natürlicher, daß solche, welche nichts als Unthaten verübten, dem Banne der öffentlichen Meinung verfielen. Wir meinen die gewohnheitsmäßigen Verbrecher, welche, wie bereits erwähnt, zu Land und See gefährliche Banden und Bünde bildeten. Man nannte sie wie die ihnen im Treiben ähnlichen Leute „Rote", „Schwarze", „Vaganten", „Bettlerorden", „Landfahrer"; „Landstörzer" dagegen, „Landplacker" und „Landzwänger" hießen nicht jene, sondern die privilegierten Verbrecher, welche in Fehden ihr Land und Volk schändeten, ohne hierdurch ehrlos zu werden, obschon sie es mehr verdienten, als Diebe und Räuber. Die eigentümliche Sprache der letzteren, das „Rotwelsch" oder „Jenische", erhielt durch zahlreiche jüdische Elemente, welche die Judenverfolgungen unter sie getrieben, einen vorwiegend hebräischen Charakter, welchem gemäß sie sich selbst „Kochemer" (von hebräischen chochom, kundig) nannten. Ihre später vorherrschende Bezeichnung als „Gauner" erhielten sie jedoch nach einem heimatlosen Volke, dem der Zigeuner (ein aus „Ägyptianer" verderbter Name), das sich selbst „Roma" (d. h. Menschen) nannte, im Jahre 1417, aus Indien stammend und nach seiner eigenen Aussage über das fabelhafte Land „Klein-Ägypten" wandernd, zum erstenmale in Europa erschien und trotz seiner wegen unverbesserlicher Dieberei und heimlichen Heidentums wiederholten Verbannungen, sowie ungeachtet seiner Vogelfreiheit, gemäß welcher die „Heiden" ungestraft getötet werden durften, für immer daselbst blieb. Ein ähnliches Leben wie sie führten die (vielleicht auch durch sie rekrutierten) wandernden Kesselflicker, welche in der Schweiz „Tage" hielten und einen „König" hatten; diese Stelle bekleidete einst der berühmte Bürgermeister Hans Waldmann von Zürich, nach dessen Sturz und Enthauptung (1489) die Tagsatzung ernstlich beriet, wie in dem erledigten Königreiche der „Keßler" wieder Ordnung zu schaffen sei.

Alle Zurücksetzung christlicher Stände und der Juden und selbst alle Verfolgung der letzteren tritt jedoch an Gräßlichkeit und langer Dauer weit hinter den die Menschheit schändenden Greueln zurück, vor welchen Jahrhunderte lang in ganz Europa niemand, namentlich aber das weibliche Geschlecht nicht sicher war, — wir meinen den Hexenwahn.

Auch dieser Gegenstand gehört nicht allein der deutschen, sondern der allgemeinen Kulturgeschichte an und ist in so ausgedehntem Maße bekannt, daß wir hier nur seiner wichtigsten Momente zu gedenken brauchen. Der Hexenwahn ist uralt und findet sich schon bei allen Naturvölkern. Im christlichen Mittelalter war er eine Mischung von römischem Zauberglauben und keltisch-germanischer, im Osten auch slawischer Mythologie mit dem christlich-jüdischen, ursprünglich persischen Glauben an ein Reich des Bösen. Sein Kern besteht in der Annahme einer Verbindung von Geistern dieses Reiches mit Menschen zu schlimmen

Zwecken. Solange der Staat noch ſein eigener Herr war, unter der kräftigen Regierung Karls des Großen, errang jener Wahn nicht nur keinen Einfluß, ſondern wurde mit Strafe bedroht (ſiehe oben S. 89). Die ſtufenweiſe Unterjochung des Staates durch die Kirche jedoch, ſo oft ſie auch unterbrochen wurde, ging Hand in Hand mit dem immer zuverſichtlicheren und vorherrſchenderen Auftreten des Hexenglaubens, der ſich namentlich dadurch befeſtigte, daß man ihn mit dem Ketzerhaſſe verband, d. h. die Ketzer mit den Hexen zuſammenwarf und beiden Bünde mit dem Teufel und ſeinem Reiche und ſogar eine göttliche Verehrung des Böſen andichtete. Dieſe Anſchuldigung ſpielte beſonders bei den von geiſtlichen Mächten geleiteten Vernichtungskriegen gegen die wälſchen Albigenſer und

Raubritter.

Sie haben am Ufer eines Fluſſes ein Schiff zum Landen gezwungen, das die Knechte ausplündern; die anführenden Ritter halten im Walde. Dasſelbe Schickſal erfährt ein Wagen mit mehreren Inſaſſen, und ganz im Hintergrunde wird ein Gefangener von zwei Rittern in das Schloß, deſſen Mauern ſichtbar ſind, geſchleppt. Holzſchnitt von Hans Schäufelein in: Francicus Petrarca. Von der Artzney beyder Glück des guten vnd widerwertigen. Augsburg 1532. („Troſtſpiegel.“)

die deutſchen Stedinger (oben S. 186) und bei der ſpäteren Verfolgung der Waldenſer eine ſchauerliche Rolle, und damals behauptete (vielleicht zuerſt) der ſchriftſtellernde Mönch Cäſarius von Heiſterbach, daß die Teufel ihr Geſchlecht wechſelten, um bald mit Jünglingen, bald mit Mädchen (Succubi und Incubi) ſträflichen Umgang zu pflegen, und daß die von Dämonen verführten Weiber in die Hexenverſammlung flögen. Die hirnverbrannte Phantaſie der Zeit heckte ganz ähnliche groteske und bornierte Märchen aus, welche von Tieren (Kröten, ſchwarzen Katzen, Hunden und geiſterhaften Menſchen u. ſ. w.) faſelten, unter deren Geſtalt der Teufel in den Verſammlungen ſeiner Anhänger erſchien und ſich huldigen und küſſen ließ, wie ſie ſpäter in dem Juſtizmordprozeſſe der Templer erſchienen

und vom ungebildeten Volke noch jetzt in Bezug auf die Freimaurer geglaubt werden. Die vom lateraniſchen Konzil unter Innocenz III. 1215 errichtete Inquiſition wütete, nachdem ſie den Dominikanern übertragen war, furchtbar gegen Ketzer als Hexen und gegen Hexen als Ketzer.

In Deutſchland ruhte ſie ſeit der Ermordung Konrads von Marburg (oben S. 186) notgedrungen, weil ſie dem Volksgeiſte allzuſehr widerſprach, ja ſelbſt in Biſchöfen Gegner fand. Die unverſöhnlichen Feinde der Wahrheit und Vernunft ruhten aber nicht, bis ſie ihr entmenſchtes Treiben in ein Syſtem gebracht hatten, und damit auch das bisher verſchonte Deutſchland, gleich dem bereits von Hexen rauchenden Frankreich „beglücken" konnten. Beides wurde durch die Einführung des römiſchen Rechtes inſofern begünſtigt, als nach demſelben der Staat in allen Strafſällen von ſich aus einſchritt, während das deutſche Recht den Grundſatz gehabt hatte: wo kein Kläger, iſt auch kein Richter. Dieſes neue Syſtem des offiziellen Hexenprozeſſes fand ſeinen erſten „Propheten" am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in dem ſpaniſchen Dominikaner Eymericus, in deſſen Buch „Directorium Inquisitorum" Ketzerei und Hexerei ſich noch vermiſcht finden. Man bedurfte jedoch dieſer Miſchung nicht weiter, und die Hexerei verkündete zum erſtenmale als unabhängiges „Verbrechen" des „Bundes mit dem Teufel" in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts des letztgenannten leider deutſcher Ordensbruder Johannes Nider in ſeinem „liber insignis de maleficis etc." Schon 1446 wurden in Heidelberg die erſten deutſchen Hexen verbrannt! Endlich, am Ende des ſog. Mittelalters, zur Zeit der Entdeckung der Neuen Welt, der Blüte des Humanismus und des Fortſchrittes der Buchdruckerkunſt, erhielt durch die in blindem Haſſe geradezu auf Deutſchland gemünzte Bulle Papſt Innocenz' VIII. „summis desiderantes affectibus" (1484) der Hexenglaube jenen wuterfüllten Ausdruck deſſen Gipfelpunkt das furchtbare Buch des „Hexenhammers" („Malleus maleficarum") bildete, welches die vom Papſte auserleſenen Inquiſitoren, drei deutſche Mönche, der Kölner Jakob Sprenger und ſeine Gehilfen Krämer (auch Inſtitoris) und Gremper, 1489 in die Welt ſandten. An dieſem Buche klebt das Blut von Myriaden verbrannter „Hexen" und nicht weniger „Hexenmeiſter". Das weſentlich Neue darin iſt, daß dasſelbe und demzufolge auch der gänzlich auf ihm beruhende, Jahrhunderte andauernde Greuel der Hexenprozeſſe geradezu eine Kriegserklärung gegen das ſchwächere Geſchlecht war, deſſen angebliche gründliche Verdorbenheit und daraus erfolgende „Buhlſchaft mit dem Teufel" den Hauptinhalt der Ein-

Holzſchnitt in: Traktatus von den böſen weiben die man nennet die Hexen. Durch Doktor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

leitung des „Hexenhammers“ bildet. Schon vor dem Erſcheinen ihres Machwerkes hatten deſſen Verfaſſer, vom Papſte dazu beauftragt, in den Rheingegenden 133 „Hexen“ verbrennen laſſen, und dieſe Schmach dauerte von nun an ununterbrochen fort und wälzte ſich verheerend über alle Länder Europas und deſſen überſeeiſche Kolonieen. Es iſt allerdings auffallend, daß dieſes fluchwürdige Syſtem gerade am Ende des ſogenannten Mittelalters den ſcheußlichſten Teil ſeiner Wirkſamkeit begann und derſelbe mit ſeinen zahlloſen Opfern in die ſogenannte Neuzeit fällt; aber beide Zeitbenennungen ſind eben ſehr relative, ungenaue Begriffe. Durch Innocenz' VIII. Bulle und den Hexenhammer wurde nur beendigt, was faſt das ganze ſogenannte Mittelalter hindurch gebraut worden, und was man „Neuzeit“ nennt, war noch Jahrhunderte lang nur für eine kleinere Zahl der Menſchheit eine neue Zeit. Alles in der Welt entwickelt ſich ja langſam und wirkt zum Teil unendlich lange nach; daher befand ſich der größte Teil unſerer Gattung trotz der „Neuzeit“ noch lange in dem, was wir „Mittelalter“ nennen, nämlich in einem Zuſtande unaufgeklärten Wahns und Aberglaubens. Huldigten Männer wie Luther und Fiſchart dem Teufels- und Hexenglauben, wie ſoll man ſich wundern, daß die Hexenprozeſſe tief in das vorige Jahrhundert herein ragten, daß ſich geiſtliche und weltliche, katholiſche und proteſtantiſche Staaten mit gleichem Eifer der Hexenvertilgung hingaben, daß die Lügen, welche herzloſe Richter durch die entſetzlichſte Folter aus den unglücklichen Angeklagten, deren Verurteilung im voraus beſchloſſen war, herauspreßten, ſchließlich von ihnen und ihren Leidensſchweſtern geglaubt wurden, daß die elenden ſogenannten Richter, denen das Eigentum der „Hexen“ nach Inquiſitionsprinzip zufiel, mit wütendem Fanatismus die Zahlen der Opfer zu vermehren ſuchten, daß ein krankhafter Wahn Verfolger und Verfolgte zugleich gefangen hielt und nur durch die Ausdauer gefühlvoller und über den Geiſt ihrer Zeit erhabener Männer langſam untergraben werden konnte.

Holzſchnitt in: Traktatus von den böſen weiben die man nennet die Hexen. Durch Doktor vlrichen moliter. Augsburg 1508.

Doch, das Hexenweſen war nicht der einzige Aberglaube der Zeit ſeines Beſtandes, und zahlreiche weitere Provinzen dieſes unheimlichen Reiches wetteiferten an Haltbarkeit, wenn auch nicht an Mordſucht mit demſelben. Wir wollen hier nicht von der Sterndeuterei (Aſtrologie) und Goldmacherei (Alchemie) ſprechen, deren Blüte in Deutſchland in eine ſpätere Zeit fällt und mit deren übrigen Erſcheinungen in nur allzu nahem Zuſammenhange ſteht. Man ſuchte wunderthätige Kräfte in Steinen, noch mehr aber in Pflanzen; die Wurzel der Mandragora ſollte unter dem Galgen durch Einwirkung eines Gehängten entſtehen, und man

hielt ſie für ein lebendes Weſen, das, auf eigentümliche Weiſe ausgeriſſen und bei Hauſe gepflegt, zu dem Geld und Glück verleihenden Alraun oder Heckemännchen wurde. Ähnliche Wirkungen ſollten der abgeſchnittene Daumen eines Gehängten, die Wünſchelrute, welche alles Verborgene entdeckte, und die durch den Specht widerwillig gelieferte „Springwurzel“ haben, welche alles Verſchloſſene öffnete. Man beſchwor nicht nur Tiere, welche dem Felde ſchadeten oder ſonſt läſtig fielen, wie Würmer, Fliegen, Maikäfer, Heuſchrecken, Sperlinge u. ſ. w., ſondern citierte ſie vor Gericht, belegte ſie mit dem Kirchenbann und verurteilte ſie in vollem Ernſte gerichtlich zur Verbannung, Tiere aber, welche Menſchen töteten, zum Tode und vollzog an ihnen die Hinrichtung!

Die Folter. Holzſchnitt von Hans Burgkmair (1472—1531).

Was man ungenau, aber nun einmal allgemein das Mittelalter nennt, haben wir in dieſem erſten Buche unſeres Werkes in ſeinen Grundzügen geſchildert; wir bezeichneten ſeinen Inhalt als das noch nicht zum Bewußtſein des Volkes gekommene deutſche Nationalgefühl, welches ſich, wie jede andere Stimmung, geſchichtlich entwickeln mußte. Nicht mit einem Male, ſondern in verſchiedenen Gebieten der Kultur und bei verſchiedenen Volksklaſſen zu ſehr von einander abweichenden Zeitpunkten erſchien eine neue Zeit, deren Stempel im Verfolgen und Erreichen des Ideals der Freiheit in Staat und Kirche zu ſuchen iſt. Aber auch nicht mit einem Male erreichte dieſe neue Zeit ihr Ideal, ſondern es bedurfte dazu einer Jahrhunderte langen Periode oft ſcheinbar erfolgloſer Kämpfe, in denen ſich die Gegenſätze des Fühlens und Denkens, nicht ſelten blutig, maßen. Dieſe Zeit des Ringens nach Freiheit und Fortſchritt bildet den Inhalt unſeres zweiten Buches.

Digitized by Google

# Zweites Buch.

# Die Zeit des Kampfes um die deutsche Kultur.

## Erster Abschnitt.

## Die Vorboten der Reformation.

Zierbuchstabe aus Johann Schöffers Offizin in Mainz, 1518.

Der langwierige Kampf zwischen Staat und Kirche oder zwischen Kaiser- und Papsttum, welcher im wesentlichen jene Periode der menschheitlichen Entwickelung ausfüllt, die wir das Mittelalter nennen, hatte trotz ungeheurer, riesenhafter Kraft- und Machtentfaltung ergebnislos geendet. Umsonst waren beide Länderräume im Norden und im Süden der eisbedeckten Alpen von dem Blute ganzer Geschlechter überschwemmt, umsonst hatten Päpste einen Teil der Deutschen als Bundesgenossen gegen ihre Kaiser, umsonst letztere die Römer selbst gegen deren geistliche Oberhäupter ausgespielt. Abwechselnd hatten Pontifices, abwechselnd auch Imperatoren Triumphe und Demütigungen gekostet, und zuletzt war dem wilden Kampfe beiderseitige Ohnmacht, sowohl des Doppeladlers als der dreifachen Krone gefolgt. Das Ziel beider Parteien war die Einheit, dort der politischen Macht, hier des Glaubens gewesen; statt beider Einheiten untergrub die furchtbarste Zersplitterung die Reiche des Kaisertums und der Kirche. Wir haben gesehen, wie die Fürsten ihrem Oberhaupte über den Kopf wuchsen und wie selbst die Städte zeitweise eine bedeutendere Rolle spielten als die Kaiser, namentlich im Hansabunde. Aber auf kirchlicher Seite war es nicht besser bestellt. Es ist durchaus unrichtig, die religiöse Spaltung der Christen und besonders der Deutschen von der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts herzuleiten. Sie war viel älter, nur vor jener Zeit nicht so dauerhaft, mußte dies aber werden, weil Einheit des Glaubens unter den so bunter Bedürfnisse und so zahlloser Charakterformen teilhaftigen Menschen nun einmal ebenso unmöglich ist wie Einheit der Staatsordnung, und daher die

Früchte jener Verschiedenheit mit der Zeit an Reife zunehmen müssen. Wie schon zu Anfang des sogenannten Mittelalters die christliche Kirche (ohne Zweifel für immer) in die morgen- und abendländische zerfiel, so spaltete sich im späteren Mittelalter die abendländische Hälfte der Christenheit wieder zeitweise in zwei, zuletzt sogar in drei Papsttümer, und außerdem beständig in unzählige Sekten und in noch zahllosere von der Kirchenlehre abweichende Privatmeinungen, sogenannte Ketzereien, gegen welche sich die im Fache des Glaubens herrschenden Kreise nicht anders zu helfen wußten, als durch den flammenden Scheiterhaufen; jedoch auch durch diesen keine Hilfe gegen die wachsende Freiheit des Urteils unter den Menschen erzielten. Es ist ein Gesetz des Entwickelungsganges der Menschheit, daß die Kultur nur bei solchen Völkern zu höheren Leistungen fortschreitet, unter welchen sich unabhängige Standpunkte ausbilden. Das Wüten der Inquisition in Spanien, Portugal und Italien hat in diesen Ländern die schöne Litteraturblüte, die sich darin ausgebildet hatte, auf Jahrhunderte geknickt, weil es alle selbständigen Ansichten unterdrückte. Die Vertreibung der Protestanten aus Frankreich durch Ludwig XIV. hat sich durch völlige Ohnmacht des geistigen Lebens in jenem Lande während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gerächt, und nur das Erwachen neuer Ideen, die gegen den Glaubenszwang Sturm liefen, begründete eine neue Periode geistigen Schaffens. Und so ging es in allen Ländern Europas. Wo das selbstthätige Denken sich nicht unterdrücken ließ, wie in England und in Deutschland, da hat es auch niemals aufgehört, Früchte zu tragen, die in unserem Lande nur ein furchtbarer Krieg unterbrach, auf den wir zurückkommen werden. Die Qualität der höheren Geistesthaten freilich hängt von anderen, nicht völlig zu durchschauenden Faktoren ab und wechselt überall launenhaft.

Es wäre indessen ein beschränkter Standpunkt, das selbständige Denken lediglich in der Opposition gegen kirchliche Lehren und staatliche Einrichtungen zu suchen. *Das allein* wäre eine traurige Kultur; nein, die letztere muß, um großes zu wirken, nicht nur zerstören, sondern aufbauen, ordnen, schaffen, erfinden, entdecken. In Deutschland hat diese Thätigkeit einen langsameren Verlauf genommen, als in den weiter westlich liegenden Ländern; sie war lange Zeit eine nach fremden Vorbildern arbeitende, hat selbe aber desto entschiedener, ja mit größerer Entschiedenheit als in irgend einem anderen Lande, mit eigenen Federn geschmückt und sich zuletzt auf eigene Füße gestellt. Es zeigte sich dies schon in der oben geschilderten deutschen Sangesblüte des Zeitalters der Kreuzzüge; es zeigte sich von neuem in der *humanistischen* Wirksamkeit des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts.

Mit Unrecht hat man diese neue Geistesrichtung früher von der Flucht gelehrter Griechen nach der Unterjochung ihres Landes durch die Horden der Türken — dieser grausamsten Heimsuchung eines geheiligten Bodens — hergeleitet. Niemals war in Italien, der wahren Wiege des Humanismus, die Kenntnis des klassischen Altertums verschwunden; nur eine gründlichere Beschäftigung mit der Sprache von Hellas verdankte der gelehrte Teil des Volkes im Süden der Alpen griechischen Lehrern, jedoch schon vor der Eroberung Konstantinopels.

Aus Italien erhielt auch Deutschland die humanistische Richtung in ihrer völligen Ausbildung, war aber auf dieselbe schon seit geraumer Zeit durch jene Art geistigen Strebens vorbereitet, welche dem deutschen Humanismus seinen Stempel aufdrückte, nämlich denjenigen religiösen und sittlichen Fühlens, im Gegensatze zu der Irreligiosität und Frivolität, durch welche sich die meisten der „wälschen" Humanisten hervorthaten. Diese Vorbereitung fand der deutsche Humanismus in der bereits (S. 288) erwähnten *Mystik*, auf welcher er fortbaute in dem Streben, an die Stelle der die Orthodoxie der Kirche mit Spitzfindigkeiten vermeintlich stützenden, aber in Wirklichkeit untergrabenden Scholastik selbständige und

zugleich aufrichtige Religioſität zu ſetzen. Dieſer Myſtik nämlich verlieh einen höheren wiſſenſchaftlichen Gehalt, als dies Eckhart und Tauler im ſtande waren, der Holländer Gerhard (Geert) de Groote (der Große, Gerardus Magnus) aus Deventer (1340–1384). Dieſer merkwürdige Mann, in ſeiner Jugend von dem damals unter der Geiſtlichkeit eingeriſſenen Sichgehenlaſſen angeſteckt, betrat auf den Rat eines Kartäuſers, ſeines Freundes, plötzlich den Weg der Buße, predigte, zum großen Ärger der Bettelmönche, unter ungeheurem Volkszulaufe ein chriſtliches Leben, und ſtiftete endlich die Brüderſchaft „vom guten Willen“ oder „vom gemeinſamen Leben“, welche die unnützen „Wiſſenſchaften“ der Aſtrologie, Alchemie, Chiro- und Nekromantie verwarf, Reichtümer und Prunk verachtete, durch Leſen der Bibel ſowohl als der Klaſſiker ſich bildete, gegenüber der gelehrten Zunge Roms die Mutterſprache begünſtigte und die hohe Schule von Deventer ins Leben rief. Erſt hatte der Biſchof von Utrecht dem Gerhard das Predigen verboten, — ſpäter aber (1431) anerkannte Papſt Eugen IV. die von demſelben geſtiftete Brüderſchaft, die ſich über ganz Norddeutſchland verbreitete. Zu ihren Gliedern gehörte auch der fromme Thomas Hamerken von Kempen (1380—1472), durch welchen, wenn auch vielleicht nicht von ihm, ſondern aus älterer Zeit herrührend, ein Werk bekannt wurde, das wohl außer der Bibel das geleſenſte der Welt iſt. Die in ſchlechtem Latein verfaßte „Nachfolge Chriſti“ dürfte am beſten bezeichnet werden als eine „Anleitung für jedermann, ſein eigener Prieſter zu ſein.“ In dem ganzen Büchlein iſt kein Wort von Kirche und Kult zu finden, und die wenigen Stellen, welche von der Geiſtlichkeit handeln, lauten nicht zu ihrem Lobe. Was dasſelbe will, iſt ein rein innerliches religiöſes Leben, mit Beiſeiteſetzung jedes, auch des harmloſeſten Genuſſes, ein Kaſteien, nicht durch körperliche Mittel, ſondern durch Erbauung, und enthielt daher die Gefahr, zu einſeitiger Askeſe zu verleiten, — ſolange die Menſchheit an dieſer noch Geſchmack fand. Auf die deutſche Gelehrſamkeit hat dieſer extreme Zug keinen Einfluß geübt; aber die Brüder vom gemeinſamen Leben, denen die älteren Humaniſten meiſt angehörten, haben ihr jenen ernſten Charakter verliehen, den ihr Italien nicht überlieferte, und ſo hat die Brüderſchaft (deren Häuſer im ſechszehnten Jahrhundert teils der Reformation teils dem Jeſuitenorden anheim fielen) trotz ihrem kurzen Daſein mächtige Wogen hinterlaſſen.

Doch nicht nur der Widerſtand gegen die damals ſo ſehr entartete Geiſtlichkeit, der aus Kempens frommem Buche ſo deutlich ſpricht, ſondern auch ein ſolcher gegen die Lehren der Kirche ſelbſt brach ſich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Bahn. Vielfach verwandt mit den genannten frommen Brüdern erſcheint uns als der erſte, der eine beſſere Kenntnis des klaſſiſchen Altertums mit unabhängigen religiöſen Anſichten verband und der Scholaſtik wie dem Papſttum entgegen trat, der Böhme Johannes Hus. Zwar ein Tſcheche nicht nur, ſondern ſelbſt Gegner der deutſchen Bewohner ſeines Vaterlandes und Miturheber des von Wenzel begünſtigten Übergangs der Univerſität Prag von den Deutſchen an die Tſchechen, iſt er um ſo mehr ein Angehöriger des deutſchen Geiſteslebens, als ſeine Lehre durchaus auf der echt germaniſchen des Engländers John Wiclyffe (der Name hat über fünfzig Schreibarten) beruhte, eine Lehre freilich, die unſerm heutigen vorurteilsfreien Standpunkte nicht freiſinniger erſcheint als die römiſch-päpſtliche und gleich dieſer im alten Sünden- und Teufelswahne befangen lag. Damals aber genügte das Auftreten gegen Rom im Namen des Evangeliums, um als Vorkämpfer des religiöſen Fortſchritts gefeiert und — verbrannt zu werden. Hus hat durch dieſes Schickſal und ſeinen Opfermut 1415 zu Konſtanz am großen Konzil, das dem dreifachen Papſttum ein Ende machte, einen Namen erworben, welcher in der Weltgeſchichte weder den Dogmatiker noch den Tſchechen, ſondern nur den Vorläufer der deutſchen Kirchenreform hervortreten läßt.

Hus auf dem Wege zum Scheiterhaufen.

Holzschnitt in: Conciliumbuch geschehen zu Constencz. Darinn man vindet wie die herren gaistlich vnnd weltlich eingeritten seind vnd mit wie vil personen. Gedruckt in der kaiserlichen stadt Augspurg. 1483.

Obschon nicht in Italien gebildet, gehörte Hus zu den ersten gründlicheren Kennern der griechischen und hebräischen Zunge, der beiden Bibelsprachen. Zwar schüchterte sein grausiges Ende die Gegner der römischen Hierarchie und ihrer Verdorbenheit etwas ein; aber der Eifer, mit dem sie sich, an Stelle der Theologie, auf das Studium der Alten warfen, arbeitete nichtsdestoweniger dem religiösen Fortschritte, d. h. der zunehmenden Selbständigkeit im religiösen Denken in die Hände. Die im deutschen Süden, am Oberrhein zu Konstanz und Basel gehaltenen Kirchenversammlungen führten nicht wenige gelehrte Italiener über die Alpen (wo einer der frivolsten von ihnen, Poggio, Bücher entwendete und die Bäder zu Baden so lüstern schilderte); die Bekanntschaft mit denselben, sowie der Ruf von dem im Süden erwachten philologischen Eifer führte hinwieder die lernbegierigen Deutschen den umgekehrten Weg, und im Lande der Priesterherrschaft fanden sie dann die beste Gelegenheit, die tiefe Entartung derselben zu beobachten. Diese Richtung, ein Zug der

Wol
dran
dran
dran
Wol

Wolauff wolumb wolhin wolan
Wir hochteütſchen müſſen daran
Dran·dran·dran·Wilt wiſſen wo hin
So merck recht was ich ſagen bin
Der adler wirt ſich erſchwingen
Den grauſamen leo zwingen
Der ochs der will nit ſtylle ſtan
Alle menſchen müſſen mit gan
Teütſchen werden ſich lan mercken
Mit macht müſſen ſy ſich ſtercken
Alleſam werden ſich bewegen
Groß eer vnd gefierd einlegen
Der adler ſein flügel auff thůt
Will all die han in ſeiner hůt
Die vnder in fliechen behieten
Beſchätten mit ſeiner gieten
Wie ain brůthẽ ire iungen
Behiettet er teütſche zungen
Wil chůnd das nit recht erkennen
Vnd thůen ſich von iem trennen
Dieſelben ich von erſt erman
Das ſy die art ſehen an
Des adlers wie er ſy behiet
Beſchät vnd beſchiermt mit ſeiner giet
Nu alſo den adler fliehen
Vnd vnder ſein flügel ziehen
Vnnſer edler adler wolthan
Will ir kauten do hinden lan
Ordenlich tapſer greiffen an
Vil tauſent komen auff den plan
Wer zu ſeinen gnaden iſt komen
Wirt gnädigklich angenommen
Wer das nit thůt vngetrungen
Wirt mit dem ſchwert darzů zwungen
Darmub du wölleſt oder nit
Dennocht můſt mit gwalt damit
O ir alle teütſchen fürſten
Laſt eüch zů ainigkayt dürſten
Kriegen in teütſchem land meyden
Teütſchland mag kain krieg erleyden
Wẽn ir mit ain ander kriegen
Jſt gleich wie ainanderen ſchliegen
Zwen bytler mit leren ſecken
Gedenckt wie ir ſynd kön recken
Vnd haben mengen ſtoltzen man
Ziehen in frembden land hin dan

Die der türck h
Do gwynne
Da durch wür
Der türck er
Alle die fieren
Der ſall kain
Sonn\mon\a
Sölenleicht
Alle die den ad
Söllen diſe
Andregflügel\
Söllen do ſ
Rom her mit
Die ſich gan
Vnd alle farb
Die einglegt
Die fierẽn tür
Söllen all z
Gwechs\roſen
Kron ſchl yſ
Was ſoll ich v
Dauon iſt n
Mit amandren
Wenn es all
Brim\alle die
Vom reich ſ
Mit hilff den a
Bogens ſch
O ir teutſchen g
Wie mit gro
Jremherren all
So fleyſſigk
Was ir herr wi
Ziehen im m
Sy gwynnen g
Darumb ſy
Wöllen ir teüt
Die giet des
So ſehen doch e
Das ir ſeyen
Darumb eüch d
Beuolhen iſt
Fündt man nit
Machen eüc
Mit ewern hyn
Das ir von d

Joa

Facſimile eines Flugblattes: Kriegsaufruf vom Jahre

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Zeit, dem kein Gelehrter widerstand, gereichte der deutschen Muttersprache zu großem Schaden. Wer schrieb, that es nur noch in der Sprache Roms, und die guten deutschen Namen wurden (oft recht ungeschickt) ins Griechische oder Lateinische übersetzt und vererbten sich in dieser fremdartigen Form bis auf die Gegenwart.

Die älteren Humanisten, zu Anfang und bis über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, huldigten neben ihren klassischen Studien dem Reformgedanken teils im stillen, teils offen, und in mannigfachster Verquickung mit dem Festhalten am Alten. Der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin (Malleolus), als Verehrer des Adels ein heftiger Feind der Schweizer, was er auch blieb, nachdem seine mit Österreich verbündete Vaterstadt mit ihnen Frieden geschlossen, schwang eine unerbittliche Geißel über das sittenlose Leben der Geistlichen und behauptete, die beiden Konzilien seiner Zeit hätten nur eine Maus geboren, mit welchen Richtungen er aber den eifrigsten Reliquiendienst und allen möglichen Aberglauben für vereinbar hielt; seine Streitlust zog ihm einen Mordanfall und Gefangenschaft zu. Gregor von Heimburg eiferte gegen die Übergriffe der Kirche auf weltliches Gebiet, erlag ihr aber zuletzt, nachdem ihn sein litterarischer Gegner Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II.) gebannt hatte. Nikolaus von Cues (Cusa), Bischof von Brixen, suchte eine vermittelnde Stellung einzunehmen und die Gedanken der Reform und des Friedens miteinander zu vereinigen, während Johannes von Wesel das Papsttum Menschenwerk, Fasten, Ablaß, Wallfahrten unnütze Dinge, die Beichte, Firmung und letzte Ölung unwesentlich nannte, wofür er (1481) im Kerker starb. Nicht mit ihm zu verwechseln ist sein Zeitgenosse Johannes Wessel aus Groningen, ein Kämpe der Platonischen Philosophie gegen die Aristotelische der Scholastiker; er ist von Luther als sein Vorläufer anerkannt worden. Gleich ihm trat gegen die entartete Geistlichkeit und den Cölibat auf, gleich ihm beherrschte die alten Sprachen gründlich sein Landsmann Rudolf Husmann (Agricola), der aber auch die Pflege der Muttersprache (ausnahmsweise) nicht hintansetzte und das Latein mittels des Deutschen zu erläutern empfahl.

Und wie sah es nun im Reiche aus, als diese Männer eine neue Richtung des Denkens und Fühlens begründeten? Die Kaiser des fünfzehnten Jahrhunderts waren nicht die Männer, den Glanz des gesunkenen Reiches wieder herzustellen. Der leichtlebige und wankelmütige Sigmund (1411—1437), der den Feuertod des mutigen Böhmen nicht hatte verhindern können oder wollen, belohnte die gelehrten Poeten mit Dichterkronen (s. S. 310), Geld hatte er selbst keines und jagte eifrig danach, und bewies Ausdauer in gelehrten Gesprächen und im Anhören lateinischer Reden; sowohl in Italien als in Deutschland sah man die Männer des Humanismus in seinem Gefolge. Aber was er nicht that, um die Studien derselben zu stören, das thaten, von ihm und seinem orthodoxen Anhange gereizt, die „utraquistischen" Tschechen. Unter dem Banner des Kelches, für dessen Genuß im Abendmahle in jener Zeit sonderbarer Schwärmerei die Leute ebenso willig einander tot schlugen, als sich tot schlagen ließen, brachen die Hussiten, den Martertod ihres Lehrers zu rächen, in das „Reich" ein, verwüsteten, mordeten, brannten, und die Kirche ließ, wie einst gegen die romanischen Albigenser und die germanischen Stedinger, so gegen diese slawischen Ketzer das Kreuz predigen, das nun gegen die Türken für einige Zeit Ruhe hatte, obschon ein und derselbe volkstümliche Wanderprediger, Johannes Capistranus, gegen Juden, Türken und Hussiten zugleich eiferte. Wie wenig aber jene damaligen Radikalen die Gewissensfreiheit und die Sitte achteten, zeigen ihre Greuel. In Schlesien, vor Wünschelburg z. B., wurde von ihnen 1425 (nach dem Berichte des Zeitgenossen Martin von Bolkenhain) der Pfarrer Megerlein, der seinen Glauben nicht wechseln wollte, in Stroh gehüllt und dieses angezündet, bis er tot war, und ein anderer Geistlicher in

ſiedendes Waſſer geworfen. Daß die Huſiten zugleich gegen Lüderlichkeit eiferten, kann ſolche Barbarei nicht gut machen. Umſonſt beging das Konzil von Baſel die Sinnloſigkeit, den Böhmen den Kelch zu bewilligen, den übrigen Chriſten aber nicht; die Huſiten wüteten fort, ſowohl unter ſich (die gemäßigten Kalixtiner und puritaniſchen Taboriten gegeneinander) als gegen das Reich, gingen aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in die zahme Sekte der Böhmiſchen Brüder über.

INSIGNIA POETARVM
HANC LAVRVM DEDIMVS CHVNRADO INSIGNIA VATVM
CAESAR: VT HEROVM FORCIA FACTA CANAT
QVAQVE PIOS VATES MERITA CVM LAVDE CORONET
QVANDOQVIDEM NOSTRAS IAM GERIT ILLE VICES.

Die Inſignien der Hofpoeten. Nach einem Albrecht Dürer zugeſchriebenen Holzſchnitt

Inzwiſchen hatte das Haus Habsburg wieder, und zwar für immer, den deutſchen Thron beſtiegen (oben S. 236). Der Kaiſer, unter dem das öſtliche Reich ſeinen Todeskampf gegen die Osmanen beendete, **Friedrich III.**, welcher Aſtrologie und Alchemie trieb, fromm und zeremoniös, aber ohne Sinn für die Aufgabe ſeiner Würde und daher wenig geachtet war, konnte ſelbſt durch den beredten Enea Silvio nicht zu wahrer Teilnahme an den humaniſtiſchen Beſtrebungen aufgerüttelt werden. Ein ganz anderer Charakter tritt uns in ſeinem Sohne **Maximilian I.**, dem Auguſtus des Humanismus entgegen, der bei reicher Kaſſe wohl ein Mediceer geworden wäre. Auch auf dem politiſchen Felde ließ es Max an hohem Streben nicht fehlen, wie wir ſehen werden; daher war er der Abgott der Humaniſten wie der Patrioten und wurde als der „letzte Ritter“ gefeiert. Doch war auch er nicht ganz der Mann nach dem Herzen jener Gelehrten; denn ihrer Favoritin, der Dichtkunſt, zog er die Forſchung und der Sprache Roms die eigene deutſche vor. Als echtem Habsburger lag ihm vor allem an der Geſchichte ſeines Hauſes und ſeiner Ahnen.

Bildnis Kaiſer Friedrichs III. auf einer Medaille.
(Berlin, Königl. Münz-Kabinet.)

Unter den Fürsten aber gab es vollends nur wenige, welche des Lobes der Humanisten teilhaftig wurden. Unter drei einzigen, von denen dies zu sagen ist, spielten zwei eine wichtigere Rolle in der späteren Reformation als im Humanismus, der Herzog und Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise und der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Albrecht von Hohenzollern: der dritte, Herzog Eberhard im Bart von Württemberg (1445—1498), hatte die neue Richtung der Gelehrsamkeit in Italien am Hofe der Medici kennen gelernt und dem großen Lorenzo Aug' in Auge gesehen. Er, der „sein Haupt jedem Unterthan in den Schoß legen" durfte, studierte eifrig die alten Griechen und Römer, wenn auch nur in Übersetzungen.

Weit mehr Boden als an den Fürstenhöfen fand die Neigung zum klassischen Altertum in den Städten, auf deren Verwandtschaft im Streben mit Hellas und Rom wir bereits (oben S. 240) hingewiesen. In Straßburg, Augsburg und Nürnberg führten die Humanisten das große Wort. Denn die Städte waren der Sitz der Schulen. Das Schulwesen hatte im Laufe der Zeit eine ganz andere Gestalt angenommen, als es in den Klosterschulen des Mittelalters gehabt hatte. In der Zeit wilder Gärung der Geister, welche uns beschäftigt, schwankte es zwischen edlem Streben nach höherem und besserem und roher Anarchie des Lebens und Lernens. Ersteres hatte seine Heimat vorzugsweise in den Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben, welche arme Schüler unentgeltlich unterrichteten. Schon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zählte die Schule zu Zwolle 800 bis 1000 Schüler, von denen 70 bis 80 zumal um den Rektor Johannes Cele versammelt waren. Sie bewohnten mehrere Häuser und standen unter beständiger Aufsicht, welche ehrwürdige Frauen mit dem Titel Ober- und Untermartha führten. In Amersfoort soll damals die Kenntnis des Lateinischen unter der Bevölkerung allgemein und die des Griechischen beträchtlich gewesen sein. Der berühmteste Pädagog dieser Brüderschaft war wohl Gerhard Grootes Nachfolger Florenz Radewyn aus Utrecht, von Kempen ein „Mann göttlicher Weisheit" genannt und von den Schülern wie ein Patriarch geehrt. Die veralteten grammatischen Methoden, welche die willkürlichsten, ja verrücktesten Worterklärungen beliebt zu machen suchten (z. B. lictor aus legis ictor!) wurden in diesen Schulen durch neue auf der Grundlage des klassischen Latein ruhende verdrängt, die freilich, wie Geiger zeigt, „von Seltsamkeiten noch lange nicht frei waren." Der Unterricht im Griechischen wurde allgemeiner verbreitet. Das übermäßige Prügeln, das bis dahin die Schule vorwiegend regiert hatte und vielfach ohne Grund, bloß zur „Demütigung" der Schüler Anwendung fand, wurde beschränkt. Gegen das Ende des Jahrhunderts wirkte in Deventer, dem Hauptsitze der „Brüder", Alexander Hegius, der Schüler Agricolas, obschon älter als er, und der Lehrer der meisten jüngeren und vieler der bedeutendsten Humanisten. Er „zwang sich zur Nachtarbeit dadurch, daß er einen angezündeten Kerzenstumpf in die Hand nahm, um, falls er vom Schlafe übermannt würde, durch das weiterbrennende Licht sofort geweckt zu werden." Vom Griechischen wußte er noch nicht viel; aber lateinisch, und zwar in antiken Metren, besang der fromme Mann Maria und die Heiligen.

In ähnlicher Weise, wie Deventer auf den Norden Deutschlands, wirkte die Schule von Schlettstadt im Elsaß auf den Süden. Während der erste ihrer namhaften Lehrer, Dringenberg (zur Zeit des Unterganges Karls des Kühnen), noch höchst fehlerhafte lateinische Verse machte und durch seine Schüler machen ließ, war einer seiner Nachfolger, Johann Witz, genannt Sapidus, zur Zeit des Beginns der Reformation der gefeiertsten Lehrer Deutschlands einer, der zu gleicher Zeit (1521) mehr als 900 Schüler unterrichtete.

Solche Schulen waren es, welche der angedeuteten, vielfach herrschenden Roheit den meisten Abbruch thaten. Das Organ dieses Bötismus waren die fahrenden Schüler.

Zierbuchſtabe mit Darſtellung einer Schulſtube.
Aus Aelius Donatus, de octo partibus orationis; xylographiſche Ausgabe von Karl Dinckmut, um 1475. (Nach Weigel.)

Es gab ihrer zweierlei: Studenten, auch Bachanten oder verächtlich Beani genannt, welche ſchon Schulen beſucht, aber nichts gelernt hatten, und Schüler, „Schützen“ geheißen, Knaben, denen das Schulleben noch fremd war. Die Bachanten behandelten die Schützen, die ſie auf ihren unſteten Wanderungen mit ſich nahmen, wie Sklaven, trieben ſie, wenn ſie müde waren, mit Rutenſtreichen vorwärts und zwangen ſie von Haus zu Haus zu betteln, ſogar zu ſtehlen und Hausgeflügel mit Steinen tot zu werfen, um es dann zu verzehren, behielten aber alles dermaßen „Erworbene“ für ſich, ließen die unglücklichen Trabanten hungern und frieren, und prügelten ſie noch obendrein. Es gab ſogar Lehrer, welche die Rolle der Bachanten ſpielten! So ging es von Land zu Land, durch das ganze deutſche Reich, aus der Schweiz bis nach Polen und von Holland bis nach Ungarn, ohne daß die „fahrenden Schüler“ eine Schule beſuchten oder auch nur ein Buch laſen, was überhaupt noch eine ſeltene Ware war. Kamen ſie in eine Stadt, wo ſich Schulen befanden, ſo ſangen ſie vor den Häuſern oder bettelten und wurden von den ſeßhaften Schülern verhöhnt und mißhandelt. Ja es kam vor, daß letztere unter Anführung ihrer Lehrer auszogen, die Nomaden in die Schule abzuholen, von ihnen aber, denen das freie Leben lieber war und die ſich daher in ihrer Herberge verbarrikadierten, mit blutigen Köpfen heimgeſchickt wurden. Oft aber liefen die Schützen, der Mißhandlungen müde, ihren Bachanten davon und begannen, wenn ſie von denſelben nicht mit Waffen eingeholt wurden, Schulen zu beſuchen. Die denſelben gewidmeten Häuſer waren entſetzlich unreinlich, Zimmer, Betten und Kleider der Schüler wimmelten von Ungeziefer, und die auf der Reiſe ausgeſtandenen Strapazen ſowohl, als die Anhäufung vieler Schüler an einem Orte brachten die Krätze und andere Krankheiten zum Ausbruche, in welchen Fällen die Schüler, gegen einen kleinen Beitrag, natürlich den ärztlichen Kenntniſſen und den hygieiniſchen Anſichten der Zeit gemäß, verpflegt wurden. In Städten, die mehrere Schulen beſaßen, meiſt ſo viele als Kirchen und in der Nähe dieſer, war es den Schülern des einen Pfarrbezirks verboten, in einem anderen zu betteln und zu ſingen, und Übertretungen dieſes Verbotes hatten nicht ſelten blutige Händel zwiſchen den Schülern verſchiedener Quartiere zur Folge. Dieſelben lebten meiſt in Konvikten. Am Gymnaſium zu St. Eliſabeth in Breslau z. B. befanden ſich über hundert Kammern für „Studenten“; die Schüler aber mußten auf dem Boden der Schulſtube ſchlafen. In warmen Sommernächten trugen letztere das Gras, das man nach damaliger Sitte vor die Häuſer zu ſtreuen pflegte, in einen

Winkel des Kirchhofs zusammen und legten sich darein. Bei Regenwetter begaben sie sich in die Schule, und drohte ein Gewitter, so wurden unter Leitung des Kantors fast die ganze Nacht Litaneien gesungen. Oft gingen die Schüler an den Sommerabenden nach dem Nachtessen in die Bierhäuser und wurden von den betrunkenen Bauern in denselben Zustand versetzt.

Bei dem erwähnten Vagabundenleben vieler Schüler kam es oft vor, daß solche erwachsen wurden, ohne etwas gelernt zu haben, wie z. B. der Schweizer Thomas Plater aus dem Wallis und der Franke Johannes Butzbach aus Miltenberg von sich selbst erzählen. Ermannten sich dann mehrere Schüler, so wurden manche Schulen in unglaublicher Weise überfüllt, wie wir bereits an einigen Beispielen sahen; in Breslau dozierten einst neun Baccalaurei zugleich in derselben Stube, und viele der erst die Anfangsgründe lernenden Schüler des Sapidus waren zwanzig und mehr Jahre alt und saßen neben kleinen Knaben auf der Schulbank (so Plater). Solche verspätete Musenjünger waren aber oft von so großem Eifer beseelt, daß sie, obschon aus Not gezwungen, ein Handwerk zu ergreifen, daneben ihre Studien beharrlich, oft heimlich fortsetzten und endlich doch ihr Ziel erreichten. Plater, welcher als Seiler gearbeitet, wurde Rektor in Basel, und Butzbach, der Fleischer und dann Schneider, zuletzt Schüler des Hegius gewesen, ein berühmter Theolog.

Den Typus des fahrenden Schülers hat die deutsche Sage zu einer ihrer Lieblingsgestalten, zu der des Doktor Faust geformt und mit der Summe der Ausgeburten des damals herrschenden Aberglaubens, dieses ungeratenen Stiefbruders der Volkspoesie umgeben, wozu namentlich beitrug, daß die „fahrenden Schüler" sehr oft zum Zwecke des Genusses Charlatanerie aller Art trieben, dem leichtgläubigen Volke Wundermärchen erzählten, wie z. B. sie wären im „Venusberge" gewesen und dergl. und sich für Magier ausgaben. „Doktor Johann Faust" oder „Georgius Sabellicus Faustus" nennen eine ganze Reihe von Zeitgenossen einen zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts lebenden Abenteurer, der von allen vernünftigen Leuten als Betrüger verachtet, vom ungebildeten Volke aber als „Schwarzkünstler" gefürchtet und von der Sage dem Teufel überantwortet wurde, dem er sich, nach der Art der angeblichen Hexen, verkauft haben sollte. In bekannter Weise haben Volksbücher und Dichterwerke diesen Zug vielfach verarbeitet und der größte deutsche Dichter danach das erhabenste deutsche Werk geschaffen. Aber Faust war nicht der einzige in seiner Art; er hatte Brüder im Geiste, und zwar sogar unter den Humanisten, unter welche die Sage auch ihn selbst zählt, indem sie ihn über Homer lesen und nach den verlorenen Komödien der zwei bedeutendsten römischen Dichter dieses Faches forschen läßt. Ein solcher zweiter Faust war der Humanist Johannes Trithemius (1462—1516), Abt von Sponheim, später des Schottenklosters zu Würzburg. Von Faust spricht er in seinen Schriften verächtlich, weil er — sich selbst für den größern Zauberer hielt und auch von vielen dafür gehalten wurde. Er soll, nach den Aussagen dieser, Ereignisse vorhergesagt, Speise und Trank herbeigezaubert, Geister haben erscheinen lassen. Er selbst behauptete, die von ihm erschienene Geheimlehre (Steganographie) durch eine Offenbarung empfangen zu haben. Dabei war er ein feuriger Lobredner des Papsttums und Klosterwesens und ein fanatischer Judenfeind und fälschte in seinen historischen Werken die Geschichte zu gunsten dieses Standpunktes, indem er Geschichtschreiber erfand, die niemals gelebt haben. Und das alles, obschon er von großer Gelehrsamkeit und voll von Sympathie für den Humanismus war! Er verlockte auch seinen Freund, den Kölner Heinrich Agrippa von Nettesheim, sich dem Schwindel der „geheimen Wissenschaften" zu ergeben, von dem sich aber derselbe, ein Jünger sämtlicher Fakultäten und obschon gut katholisch, auf den Index gesetzt, wieder losriß; doch ging er dabei zu weit, indem er in dem Werke „de vanitate scientiarum" alle Wissenschaft, offene wie verborgene, als eitel erklärte.

Wie in ihm, so lebten auch in einem anderen fahrenden Schüler zwei Seelen, die der Wahrheit und die des Wahns. Wir meinen den bekannten Arzt Theophrastus Paracelsus (ursprünglich wohl Höhener), einen Schweizer (1493—1541), der stets auf der Wanderung begriffen war und sowohl allem magischen Aberglauben huldigte, als die medizinische Forschung eigentlich schuf, indem er auf den verachteten Hippokrates hinwies, was ihm die am Alten hängenden Heilkünstler zu bitteren Feinden machte.

So verbindet denn ein roter Faden, der des unsteten Wanderns und des mysteriösen Treibens, die rohen „fahrenden Schüler", die nichts gelernt hatten, mit nach damaligen Begriffen hochgelehrten Männern, welche ebenfalls keine Ruhe hatten, deren Kenntnisse aber weit über die oben erwähnten gewöhnlichen Lateinschulen auf das Gebiet der Universitäten hinan reichten. Man sollte nun glauben, diese höchsten der Lehranstalten, deren Ursprung in Deutschland nicht lange Zeit vor den Beginn der humanistischen Bewegung fällt, hätten ein Hauptherd der letzteren, ihre eigentliche Stütze sein müssen. Aber dem war nicht so. Sehen wir nach warum.

Vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts besaß Deutschland keine Universität, und seine Gelehrten erwarben ihre Grade in Paris (die Theologen), in Bologna (die Juristen) oder in Salerno (die Mediziner). Nach dem Muster von Paris gründete 1348 Kaiser Karl IV. in Prag die erste Universität des deutschen Reiches. Nach dem Vorbilde Prags folgten 1365 Wien, 1386 Heidelberg u. s. w., bis zur Reformation ihrer fünfzehn, besonders zahlreich seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, was den großen Einfluß zeigt, den der Humanismus auf diese Anstalten (nicht sie auf ihn) übte.

Erst nach und nach bildete sich auf den Universitäten, am vollständigsten und im innigsten Zusammenhange in Deutschland, das System der Fakultäten aus. In den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Hochschulen nahmen die drei Berufsfakultäten, Theologie, Jurisprudenz und Medizin, eine bevorzugte Stellung ein, und die vierte (jetzt sogenannte philosophische), damals die der „Artisten" (Schüler der „freien Künste") genannt, war gewissermaßen nur ein mit der Universität verbundenes höheres Gymnasium. So kam es, daß Knaben vom zwölften Jahre an neben älteren Männern, sogar Verheirateten und Familienvätern, Glieder der Universitäten waren, indem es bei der anfänglichen Seltenheit dieser Anstalten und bei der fortdauernden Unsicherheit des Verkehrs und Unstetheit des Lebens vielen Lernbegierigen erst in vorgerückten Jahren möglich war, die ersehnten Studien zu beginnen. Lehrer und Schüler bildeten eine Körperschaft und es kam bisweilen vor, daß Studierenden das Amt des Rektors übertragen wurde. Diese Körperschaften standen unter dem Schutze von Privilegien, deren erste die Päpste erteilten, weil sie die Bildung von Geistlichen als die Hauptaufgabe der Hochschulen betrachteten. Aber auch hierin wetteiferten die Kaiser mit ihnen und gründeten selbst Universitäten, und ihnen folgten die Städte, zuerst 1392 Erfurt.

Die Universitäten waren wohl dem Namen nach, nicht aber in ihrem Wesen eine neue Erscheinung. Ihr anfänglich vorherrschend kirchlicher Charakter zeichnet sie als Sammelpunkte der damals, vor dem Aufkommen des Humanismus, noch geltenden Wissenschaft, die eine höchst primitive war. Die Theologie, in der die Scholastik stetsfort den Ton angab, wurde ohne Bibel, nach Thomas von Aquino, die Rechtswissenschaft nach dem Corpus juris Justinians und dem kanonischen Recht, die Heilkunde nach Galenos und dem Araber Ibn Sina (Avicenna), und nicht ohne Zusatz von magischem Unsinn, die Philosophie endlich nach dem christlich zugeschnittenen Aristoteles gelehrt. Von Geschichte und Naturwissenschaft war keine Rede; denn was man Physik nannte, war hohle Spekulation, und die Geschichte überließen die Gelehrten verächtlich den Chronisten, deren Bücher die älteren Zeiten mit Fabeln,

Facsimile einer Seite aus der von Peter Schoeffer in Mainz 1492 gedruckten „Chronecken der Sa,

## Überſetzung des Fakſimile aus der „Chronik der Sachſen“.

Die Sachſen machten eine Heerfahrt aus und ſandten dem König Dietrich*) nahe an tauſend Ritter ohne andere Fußknechte, und ſandten damit einen edeln Ritter als Hauptmann, der hieß Hatwigato. Kraft ſeiner Tugenden nannte man ihn einen Vater der Väter. Der nahm der Sachſen Panier in die Hand, darin ſtand ein fliegender Adler und ein Drache und ein Löwe, und zogen in den Krieg. Da ſie zu dem Könige kamen, wurden ſie wohl empfangen. Und ſie gelobten einander Treue. Und da die Franken die Sachſen ſahen, verwunderten ſie ſich ſehr. Denn die Sachſen waren große Leute und hoffärtig. Sie hatten lange Haare bis auf die Schultern. Ihre Waffen waren rein, ihre Kleider waren von Perlen (beſetzt?) und ſie hatten lange Speere und kurze Schilde und große breite Schwerter an ihrer Seite. Da ſprachen die Franken: den Leuten ſtehe gar übel an zu geloben, denn das wäre ein wildes Volk, und es möchte (dahin) kommen, daß ſie eines Tages das fränkiſche Reich zerſtörten, wenn man das Volk im Lande duldete. König Dietrich kehrte ſich an die Worte nicht; denn ihm war das Volk recht und er bat die Sachſen, daß ſie die Burg ſtürmen wollten, in welche Armefrid (Hermannfrid von Thüringen) geflohen war. Die Sachſen ſagten „ja“ und legten ſich vor die Burg im Süden und im Oſten. Des andern Tages gingen ſie mannlich zum Sturme. Die Thüringer ſagten, ſie könnten die Burg nicht halten und drangen mannlich aus dem Thore den Sachſen zu. Da erhob ſich ein Streit, ſo daß der Thüringer geſchlagen und verwundet wurde. Und der Sachſen blieben tot ſechstauſend. Da ward ein Friede beraten. Und König Armefrid hatte einen Mann bei ſich, der hieß Irungh (Irung?), den ſandte er zu König Dietrich, zu dem er ſprach: Herr König, warum willſt du deinen Schwager vertreiben, er ſoll dein Knecht ſein und das Land von dir zu Lehen empfangen. Da der König Dietrich dies hörte, da ſagte er, es wäre beſſer, daß er ſeinen Schwager zu Gnaden annähme, als daß er das fremde ungezähmte Volk in das Land ſetzte. Und er gelobte ihm, er wollte ihn zu Gnaden annehmen. Als nun Irungh dieſe Antwort hatte, ging er zu dem König Ermefried zurück und ſagte ihm dieſen Friedensſchluß. Deſſen freute ſich Alles was in der Burg war. In dieſem Frieden ritt ein Thüringer mit einem Falken einem Waſſer entlang. Da er den Falken aufwarf, da flog er auf die andere Seite des Waſſers. Da kam ein Sachſe, der ergriff den Falken. Der Thüringer bat den Sachſen, daß er ihm ſeinen Falken wieder gebe. Der Sachſe ſprach „nein.“ Der Thüringer ſprach: „gieb mir den Falken wieder, ich will dir einen Rat melden, der dir und allen Sachſen nützlich iſt.“ Der Sachſe ſprach: „Ja, ſage mir das und nimm deinen Falken dann.“ Da ſprach der Thüringer: „die Herren ſind einig und euch feindlich und ihr werdet morgen in den Herbergen alle erſchlagen oder gefangen. Der Thüringer ging hin mit ſeinem Falken und der Sachſe meldete dieſe Worte (den Seinigen). Die Sachſen wurden alle irre (an den Franken). Da nahm dieſer Hatwigato, der alte Ritter, das Panier in die Hand, darin ſtand, ſo ich recht geſehen habe, ein fliegender Adler, ein weißer Löwe und ein roter Drache, und ſprach: „ich ſah nie einen Sachſen fliehen . . . . . .“

*) Theoderich von Auſtraſien.

De ſaſſen makeden vth eyne herefardt·vnde ſandē deme konigk Diderice negen dusent riddere an andere voyt knechte· Vnde ſanden dar mydde eynen eddelen ridder vor eynen houetmā de het hatwigato·Dorch ſyne dogede het man ōn eynē vader der vader· De nā der ſaſſen banyr in de hant·dar ſtond inne eyn flegende arne·vñ eyn drake·vñ eyn lauwe·vñ toghen in den krich·Do ſe to deme konigk quemē ſe wordē wolentfangē·Vnde eyne de louede dem anderē truwe Vñ do de francken de ſaſſen ſegen·ōne vorwīderde sere·wente de ſaſſen weren grote lude vnde houerdich·Se hadden langk hare wente vp de ſchulderen·Ore wapen waß reyne·ōre cleyder de weren van perlen·vñ hadden lange ſpere vnde korte ſchilde·vnde grote breyde meſte vp ōrer ſiden·Do ſpreken de francken·den luden ſtadt gar ouek to louen·wente dat were eyn wilt volck·vnde yd mochte komē dat ſe wander dages dat franckiſche rick vorſtōrden weret dat men ſoden volck int landt ſtadte· Konigk diderick kerde ſick an de worde nicht·wēte ōme waß des volckes behoff vnde bat de ſaſſen dat ſe de borch wolden ſtōrmen do armefryd vpp vloghen vas·De ſaſſen seden Ja·vnde leyden ſick vorde borch int ſuden vnde int oſten· Des anderen dages gingē ſe to ſtorme manlicken vnde fuerden de borch·De dōringk segen ſe enkonden de borch nicht behōlden·vnde drungen manlicken vth der porten den ſaſſen to· Do vorhoff ſick eyn ſtridt·ſo dat der dōringk wardt vele geſlaghen vnde gewū der·Vnde der ſaſſen bleuen dot ſes dusent·Do wart echt eyn frede beropen·vnde konigk armefrid de hadde eynen man by ſick de heyt ynugh den ſande he to konigh diderick mit grotem ſchatte vñ ſprak·Her konig wur vinme wultu dynē ſwagher vordriuen he ſchal syn dyn knecht vnd dat landt van dy tolene entfan·Do de konigh diderick dut horde·do sede he yd were better dat he synen ſwagher to gnaden neme wan dat he dat fromede vngetemede volk ſettede in dat landt Vñ louede ōne he wolde ōne to gnadē nemē Do duſſe ynugh duſſe ātworde hadde he gingk dra den to dem konigh ermefrid vñ sede ōme duſſen frede·des was gefrawet alle dat vppe der borch was Jn duſſem frede ſo reyt eyn dōringh mit eynem haueke by eynem water her do he den haueck vp warp do floch he vppe des anderen syt des waters do kam eyn ſaſſe degreyp den hauek De dōring bat dē ſaſſen dat he ōme synē haueck weder geue·de ſaſſe de ſprack neyn·de dōringh ſprack·gyff my den haueck wedder ick wil dy vormelden eynen radde dy vnde alle den ſaſſen nutte is·de ſaſſe ſprack Ja·segge my dat vñ nym dynē haueck denne· Do ſprack de dōringh·de heren ſint vorenet vnd vyndes ſe Juck morgen in den herbergen der eyn gy ſynt alle geſlagen edder gefangen De dōringh gyngk hen myt ſynem hauek vnde de ſaſſe vormelde duſſe wort· De ſaſſen worden alle erre· So was duſſe hatwigato de ōlde ridder de nā de banyr in de hant dar Jne ſtondt ſo ick rede geſecht hebbe·eyn flegende arne eyn wyt lauwe eyn rot dracke Do ſprack de ridder Jck ſach ny eynen ſaſſen flegen vnd ſe syn nu in dem

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

die neueren mit trockener Aufzählung von Jahrzahlen und Ereigniſſen füllten. Spitzfindigkeiten und Diſteleien bildeten die Hauptſache in der Weisheit der Profeſſoren, das glücklichſte Gedächtnis galt als die tiefſte Gelehrſamkeit, der Vortrag, durchweg nur in elendem Latein und teilweiſe in gereimten ſchlechten Verſen über alle Wiſſenſchaften, beſtand in Diktieren, und was man „ſchwarz auf weiß beſaß“, konnte man „getroſt nach Hauſe tragen.“ Griechiſch verſtand beinahe niemand und die helleniſchen Klaſſiker kannte man nur aus ſchlechten lateiniſchen Überſetzungen. Die mit ſolchen Hilfsmitteln erworbenen zweifelhaften Kenntniſſe trug man in den beliebten theatraliſchen Vorſtellungen der „Disputationen“ zur Schau und ſuchte in denſelben die unſinnigſten Behauptungen mit den elendeſten Citationen zu verfechten.

An der Spitze der Univerſität ſtand der Kanzler, ein vom Papſte dazu ernannter Biſchof oder Propſt der Nachbarſchaft (in geiſtlichen Staaten der Landesherr); unter ihm regierten der Rektor und die Dekane. Die Lehrer, die von der Univerſität ſelbſt gewählt wurden, bis die Regierungen dieſes Recht in Anſpruch nahmen, und die bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ehelos ſein mußten, zerfielen nach den erworbenen Graden in Baccalaurei, Lizentiaten, Magiſter und Doktoren (letztere lange Zeit nur an den drei höheren Fakultäten). Ihre Beſoldung beſtand anfänglich nur in den Kollegienhonoraren. Die Studierenden, zu denen auch viele Lehrer zählten, die abwechſelnd hörten und laſen, zerfielen ſchon vor der Ausbildung der Fakultäten an den meiſten Univerſitäten in Nationen, in der Regel vier mit willkürlichen Namen, unter welche die wirklichen Nationalitäten verteilt wurden; dieſelben hatten jedoch in Deutſchland nie große Bedeutung und traten vor den ausgebildeten Fakultäten in den Hintergrund oder verſchwanden auch ganz.

Gelehrte an Leſepulten im Studium begriffen.
Aus einer Handſchrift vom 15. Jahrh. im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg. „Mittelalterliches Hausbuch.“

Schon damals beſchränkten ſich die Studenten nicht auf das Studieren, und ſelbſt Magiſter teilten mit ihnen alle Exzentrizitäten jugendlichen Übermutes, wie Trinken, Spielen, Fechten, Liebesabenteuer u. ſ. w., ja ſchlimmeres, tägliche und nächtliche Unfuge aller Art; ſogar Verbrechen, wie Raub, Einbruch, Mord, Notzucht, kamen vor und mußten verpönt werden. Zwar iſt uns letzteres nur von Paris bekannt; aber bei der leidenſchaftlichen Erregung der Zeit und dem fortdauernden Fehderecht wird es wohl auch nach Deutſchland ſeinen blutroten Schatten geworfen haben. Weniger ſchlimm, aber roh genug waren die in abgeſchwächter Form noch vor kurzer Zeit geübten „Depoſitionen“, d. h. die Gebräuche bei den Aufnahmen der Füchſe (damals Beani).

Zur Herſtellung beſſerer Zucht wurden, wie anderwärts die Kollegien, ſo in Deutſchland die Burſen errichtet (von bursa. Geldbeutel), Anſtalten, in denen Studierende unter Aufſicht eines Magiſters oder Rektors zuſammen wohnten, ſpeiſten, ſtudierten und disputierten, und von denen ſie im Falle ſchwerer Vergehen ausgeſchloſſen wurden. Da aber das Beſtreben dieſer Häuſer darauf ausging, Mitglieder anzuwerben und dies mit Mißbräuchen verbunden war, entarteten die Burſen, wurden oft ſogar zu Schenken, gingen endlich ein und leben nur noch in dem Namen der „Burſchen“ fort.

Nur von außen iſt der Humanismus in die Univerſitäten gedrungen, nirgends in ihrem Innern entſtanden, ja oft mit ſolchem Widerwillen aufgenommen worden, daß z. B. der in Italien gebildete und vom Pfalzgrafen 1444 in Heidelberg als Profeſſor angeſtellte Humaniſt Peter Luder bei ſeinen Kollegen großen Widerſtand fand und gegen ſie die Klaſſiker von dem Vorwurfe der Unſittlichkeit reinigen mußte; er war freilich ſelbſt (nach Art der Italiener) nicht von ſtrengem Lebenswandel und ſogar ein Ketzer. Solcher Geſellen gab es aber mehrere.

Nach und nach indeſſen gelang es den Humaniſten in einem langen, heißen Kampfe, den man charakteriſtiſch als den der Theologie und der Poeſie bezeichnete, auf den Univerſitäten Fuß zu faſſen und die verrottete Scholaſtik in das Nichts zurückzuwerfen, aus dem ſie aufgeſtiegen war.

Eine andere tiefgreifende Veränderung im Leben der Univerſitäten brachte, neben dem Humanismus, die Erfindung des Typendruckes, d. h. des Druckes mit gleichmäßigen bleiernen Buchſtabenformen hervor, durch welche um 1450 der Mainzer Patrizier Johannes (Henne) Gensfleiſch, genannt Gutenberg, in der Bücherherſtellung den noch nicht lange (in China aber weit früher und noch heute) herrſchenden Holzplattendruck verdrängte. Die in Straßburg entſtandene neue Kunſt verbreitete ſich raſch, auf deutſchem Boden zuerſt nach Bamberg, Köln, Nürnberg, Leipzig, Augsburg u. ſ. w. In Baſel erwarben ſich die Amerbach und Froben einen großen Namen als Buchdrucker. Die erſten Erzeugniſſe dieſer wirklichen „Schwarzkunſt“ waren Bibeln, Gebetbücher, Volksſchriften, Kalender, ſeit dem Auftreten des Humanismus auch die alten Klaſſiker, — zuerſt alles in Folio, erſt ſpäter in kleineren Formaten.

In der Zeit des Auftretens der Humaniſten und der Buchdruckerkunſt und der damit verbundenen Verbeſſerung der Univerſitäten machten die Wiſſenſchaften in Jahrzehnten weitere Fortſchritte als früher in Jahrhunderten.

Im Mittelalter hatten nur Geiſtliche und Juden die Heilkunde ausgeübt, und das Zutrauen zu ihnen blieb auch noch lange hernach trotz konfeſſioneller Abneigungen beſtehen. Sogar geiſtliche Fürſten bedienten ſich jüdiſcher Leibärzte, obſchon es die Kirche verboten hatte. Sogar jüdiſche und chriſtliche Ärztinnen, und zwar auch ſpezielle für die Augen, gab es im fünfzehnten Jahrhundert häufig. In Frankfurt a. M. war zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts auch ein Armenier Arzt, und zwar der erſte ſeines Berufs, der den Doktortitel führte; die früheren und auch nachher noch die meiſten begnügten ſich mit geringeren akademiſchen Graden, meiſt mit dem der Magiſter, daher die Ärzte gleich den Handwerkern und den — Scharfrichtern „Meiſter“ genannt wurden. Seit dem Beſtehen von deutſchen Univerſitäten häuften ſich immer mehr die einheimiſchen chriſtlich-weltlichen Ärzte, wenn auch noch lange nicht im heutigen Maße. Nur die Fürſten und die größeren Städte ſtellten Ärzte mit einem Gehalte von zehn bis hundert Gulden an; in weiten Gegenden, in kleineren Städten und auf dem Lande waren bis um 1500 noch keine zu finden. Vor dieſer Zeit gab es auch in der Regel weder ärztliche Prüfungen noch Taxverordnungen für dieſen Beruf. Es gab, dem Zeitgeiſte gemäß, auch Ärzte, welche nicht nur Aſtrologie trieben,

Wie vnd in welicher weis vnd form die fünfzehen zaichen kimen vor dem jungsten tag/ wil ich hienach sagen. Durch grosser grundloser parmhertzigkait vnd vberflüssiger liebin willē die der allmechtig got zu allen menschen hat. So hat er geordi-niert/ vnd gemacht. Das dis nachgeschriben fünfzehen zaichen ge-schehen süllen vor dem jungsten tag. nach dem vnd das auch die ler-er beschreiben. Also das alle element/ vnd geschepfte. von pitterlich-er angst vnd forcht wegen. des künftigen jungsten gerichtes. Vnd des gestrengen richters zůkunft/ allen menschen die zu der zeit/ in leben sein zu ainer warnung. Das sy auch pillich vorcht haben süllen/ vnd ir sünd vnd missetat püssen. Auch rew vnd laid dar-über empfahen. Vnd das sy ire güte werck mit spnren. bis für das-selb gestreng gericht. Do all sünd offenbar werden. vnd nach der gerechtigkait gericht werden. Wann doch lauter zufürchten ist/ Das der merer tail der menschen/ mer wol vnd recht tůn. von forch wegen der pen/ oder des erschrocken lichen gerichtes/ oder der mēsch-en. Wann lautter durch gottes willen/ oder im zulob vnd zu eren/ Vnd hat sand Jeronimus. die selben fünfzehen zaichen genomēn von kriechischen püchern. vnd die daraus zu latein bracht. Als man geschribens findet bey dem anfang des püchs. Das man nennet Legenda sancti fratri Jacobi Ordinis predicatorum/ alio nomine hystoria lambardica. Auch schreibt sanctus Lucas in dem Evangelio. Erunt signa in sole etc. Dasselb ewangelio list man an dem andern Sunntag in dem Advent. von etlichen den selben zaichen. Doch so sind die pücher nit vberain. Ob die selben zaichen vor dem Endkrist/ oder nach im kimen vnd geschehē süllen. Darzů so beschreibt auch sand Jeronimus nit/ ob die zaich-en nacheinander/ on alles mittel der zeit kimen/ oder langksam nacheinander sich vollenden süllen. Das alles süllen vnd müss-en wir dem allmechtigen got empfelhen.

Facsimile einer Seite aus einem um 1450—1470 (ohne Druckort und Datum) gedruckten xylographischen Buche „Der Entkrist".

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

ros. Vnde cū vocant dij? Quia mu-
lieres apponūt dijs argenteis et aure-
is ⁊ lignis: ⁊ in domibꝫ eoꝝ sacerdo-
tes sedent habentes tunicas scissas et
rapta ⁊ barbā rasam: quoꝝ capita
nuda sunt. Rugiūt aūt damātes cō-
tra deos suos: sicut i cena mortui. Ve-
stimenta eoꝝ auferunt sacerdotes: et
vestiūt vxores suas ⁊ filios suos. Ne-
qꝫ si quid mali patiūtur ab aliquo ne-
qꝫ si quid boni poterūt retribuere: neqꝫ
regem cōstituere possunt neqꝫ auferre.
Similiter neqꝫ dare diuitias possunt:
neqꝫ malū retribuere. Si qs illis vo-
tum vouerit ⁊ nō reddiderit: neqꝫ hoc
requirūt. Hominē a morte nō liberāt:
neqꝫ infirmū a potentiore eripiūt. Ho-
minē cecū ad visum non restituūt: de
necessitate hominē non liberabūt. Vi-
due non miserebūtur: neqꝫ orphanis
bene facient. Lapidibus de mōte simi-
les sunt dij illoꝝ lignei ⁊ lapidei ⁊ au-
reā ipi qui ea faciunt non sunt multi
temporis. Numquid ergo possunt ea q̄
fabricata sūt ab ipis esse dij? Reliqué-
runt aūt falsa et opprobriū · postea fu-
turis. Nam cum supuenerit illis p̄liū
et mala: cogitant sacerdotes ubi se ab-
scondant cum illis. Quomō ergo intel-
ligi debeāt quoniā dij sunt qui nec de
bello se liberāt: neqꝫ de malis se eripiūt?
Nam cum sint lignea et inaurata et
inargentata: scietur postea quia falsa
sunt ab vniūsis gentibꝫ et regibꝫ que
manifestabit quia non sunt dij:
sed opera manuū hominū · ⁊ nullū op⁹
dei cū illis. Vnde ergo notū est q̄a non
sūt dij: sed opera manuū hoīm: ⁊ nul-
lum dei op⁹ i ipsis ē. Regē regioni nō
suscitant: neqꝫ pluuiā hominibꝫ da-
bunt. Iudiciū quoqꝫ non discernent:
neqꝫ regiones liberabunt ab iniuria:
quia nichil possunt sicut cornicule in-
ter mediū celi et terre. Ecenī cū incideīt

rei et argentei: qui aũt colũt ea cõfundẽtur. Quomõ ergo estimãdũ est aut dicendũ illos esse deos? Adhuc enim ipsis caldeis non honorãtibus ea: q̃ rum audierint mutũ non posse loquî offerũt illud ad bel: postulãtes ab eo loqui: quasi possint sentire qui nõ habẽt motũ. Et ipi cũ intellexerint: relinquent ea. Sensum enim non habent ipi dñi illoꝝ. Mulieres aũt circũdate funibꝫ in uijs sedent: succendẽtes ossa oliuaꝝ. Cũ aũt aliqua ex ipis abstracta ab aliquo transeũte dormierit: p̃ime sue exprobrat q̃ ea non sit digna habita sicut ipa: neq; funis eius diruptus sit. Omnia aũt que illis fiũt falsa sunt. Quomõ estimãdũ aut dicendũ est illos esse deos? A fabris aũt ↄ aurifibꝫ facta sũt. Nichil aliud erũt nisi id qd̃ volũt esse sacerdotes. Aurifices

ignis in domũ deoꝝ ligneoꝝ ↄ argenteoꝝ ↄ aureoꝝ: sacerdotes quidẽ ipsoꝝ fugient et liberabuntur: ipi uero sicut trabes ī medio cõburentur. Regi aũt et bello nõ resistent. Quomõ ergo estimandũ ẽ aut recipiẽdũ quia dñi sũt? Non a furibꝫ neq; a latronibꝫ se liberabũt dñi lignei ↄ lapidei ↄ inaurati ↄ inargẽtati: quibꝫ iniqui fortiores sũt. Aurũ et argentũ et uestimentũ quo operti sunt auferent illis et abibũt: nec sibi auxiliũ ferent. Itaq; melius est esse regem ostentantẽ virtutẽ suã aut uas in domo utile ī quo gloriabitur qui possidet illud q̃ falsi dñi: uel ostiũ ī domo qd̃ custodit que in pace sunt: q̃ falsi dñi. Sol quidẽ et luna ac sidera cum sint splendida et emissa ad utilitates obaudiunt: similiter et fulgur cũ apparuerit ꝓspicuũ est. Idipm aũt

Facsimile einer Seite aus der von Johann Gutenberg in Mainz um 1450—1455 gedruckten „BIBLIA SACRA VULGATA“ (sogen. 42zeilige Bibel).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ſondern ſelbſt zum Zwecke ihres Betriebes angeſtellt wurden, Kalender verfertigten und das Wetter vorherſagten. Außer den erwähnten Augenärzten gab es auch ſchon früh Stein-, Bruch- und Zahnärzte (bezeichnender Weiſe Zähnebrecher genannt). Älter war natürlich das Bedürfnis der Hebammen, die ſeit etwa 1450 auch von den Räten der Städte angeſtellt und als „Mütter“ tituliert wurden. Langſam erſcheinen Tierärzte, deren Aufgabe früher den Hufſchmieden obgelegen hatte. Noch langſamer tauchen mediziniſche Werke auf, die von denen des Avicenna ausgingen. Immerhin war beides, die ärztliche Praxis und Schriftſtellerei, noch lange vom Aberglauben angefreſſen; die Beſehung des Waſſers, das Aderlaſſen und die Rückſicht auf die Mondgeſtalten waren ſo ziemlich die Hauptſache der Wiſſenſchaft. Immerhin aber zeigt die Abnahme der anſteckenden Krankheiten (deren im fünfzehnten Jahrhundert keine mehr die Ausdehnung des „ſchwarzen Todes“ gewann), und die Zunahme des ärztlichen Perſonals, daß ſeit dem Beſtehen der Hochſchulen die Heilkunde einige Fortſchritte machte. Nicht wenig trieb auch die ſeit der Entdeckung Amerikas und den gleichzeitigen italieniſchen Kriegen graſſierende Syphilis („Franzoſenkrankheit“), die damals „epidemiſch wütete“ und nicht bloß körperlich anſteckend war, ja ſogar Kinder befiel, dazu an, die Krankheiten eingehender zu ſtudieren und die Heilmittel zu vervollkommnen. Was die letzteren betrifft, ſo kommen Apotheken in unſerem Sinne (denn früher nannte man alle Kramläden, ſpäter bloß die Gewürzläden ſo, während der Beruf der Heilmittelbereitung den „Kräuterfrauen“ oblag) erſt ſeit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts vor und ſtanden im fünfzehnten unter Aufſicht der angeſtellten Ärzte und im ſechszehnten unter derjenigen der Behörden, von welchen Verordnungen über ſie erlaſſen und die Beſitzer beeidigt wurden. Freilich war das Inventar dieſer Anſtalten noch lange ein ſonderbares;

Ärzte am Lager eines Kranken mit einem Beinbruch beſchäftigt.
Holzſchnitt in: Das Büch der wund Artzeney. Handwirckung der Cirurgia von Hyeronimo Brunſchwick.

man fand da: gepulverte Edelsteine und Perlen, gedörrte Kröten, gebrannte Maulwürfe, Elendshörner und -klauen, vom Wolfe Herz, Galle, Leber u. s. w., selbst Mist, ebenso alles vom Hirsch, dann Bocksblut, Hühnermagen, Hechtszähne, Krebsaugen, Schlangen- und Mückenfett (!), kalcinierte Menschenschädel und überhaupt alles Mögliche von Menschenleichen, ägyptische und einheimische präparierte Mumien u. s. w. Namentlich lieferten die Hingerichteten, und was mit ihnen zusammenhing, dem Aberglauben und der im Dunkeln tappenden Materia medica unerschöpflichen Stoff; und noch lange dauerte die Zeit der Alchemie, welcher die Apotheken die Ingredientien zum angeblichen „Goldmachen", zum „Lebenselixir" und zum „Stein der Weisen" lieferten. Doch lag in dieser Vielseitigkeit nicht nur Streben nach Gewinn, sondern offenbar auch nach Erforschung der Wahrheit. Endlich waren die Apotheker zugleich Destillateure und Konditoren; kurz, sie versäumten nichts, was Geld eintragen konnte, und waren die ersten Pflanzer des Alkoholübels, mit dem wir heute mehr denn je zu ringen haben.

Eine Apotheke. Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert.

Im fünfzehnten Jahrhundert finden wir auch die ersten, wenn schon nur noch wenige Anstalten für Irrsinnige (die man früher allgemein als „besessen" betrachtet hatte), freilich noch nicht zum Zwecke, sie zu pflegen oder gar zu heilen, sondern nur, sie unschädlich zu machen. Was man dagegen ein „Narrenhaus" (zum Unterschiede von „Tollhaus") nannte, das war damals und noch bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts seltsamer Weise ein öffentlich aufgestellter Käfig, in welchem Gotteslästerer, Ruhestörer und liederliche Personen dem Spotte des Volkes preisgegeben wurden.

Bedeutendere Schritte als die Heilkunde machten im Zeitalter des Humanismus und in Fühlung mit ihm die Naturwissenschaften. Georg Bauer, genannt Agricola (1490—1555), selbst Humanist und in Italien gebildet, schuf die Mineralogie und die

Bergbaukunde; Graf Neuenaar, Otto Brunfels und Hieronymus Bock teilten sich in die Anfänge wissenschaftlicher Botanik; Johannes Müller aus Königsberg in Franken (Regiomontanus) arbeitete den späteren größeren Astronomen und Mathematikern vor, während der Arzt Johannes Stöffler, der in denselben Wissenschaften thätig war, seine berechtigten Forschungen durch seinen leidenschaftlichen Hang zur thörichten Astrologie verdunkelte. Heinrich Loriti aus Glarus, genannt Glareanus, am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Professor zu Basel, schrieb die erste neuere vollständige Geographie (noch mit Ausschluß der erst entdeckten neuen Welt). Zwei Reichsstadtpatrizier, der Augsburger Konrad Peutinger und der Nürnberger Wilibald Pirkheimer, beide Freunde und Verehrer Maximilians I., beide tiefgebildete Humanisten, führten die Geschichte aus ihrer Zwitterstellung (oben S. 314 f.) in das Reich der Wissenschaft zurück, der erste durch Herausgabe besserer mittelalterlicher Historiker, wie auch als Archäolog, Numismatiker und Diplomatiker, der zweite durch selbständiges historisches Schriftstellern, gleich seinen satirischen Schriften in römischer Zunge; doch bedachte er auch seine Muttersprache liebevoll und war der erste, der alte Griechen und Römer in dieselbe übertrug. Des Latein allein bedienten sich dagegen, ungeachtet ihres hochpatriotischen Standpunktes, Franz Irenikus und der durch ihn angeregte Beatus Rhenanus in ihren freilich nicht im Zusammenhange durchgearbeiteten deutschen Geschichten. Die wirklichen Hersteller der Geschichtschreibung und Gründer derselben in der Kultursprache wurden dagegen der Bayer Joh. Thurmayr, genannt Aventinus, und der nicht mehr zu den Humanisten zählende Schweizer Ägidius (Gilg) Tschudi aus Glarus, jener ein ebenso glühender Patriot als ernster Mahnredner seiner Landsleute und dabei entschiedener Reformfreund, dieser aus Friedensliebe eifriger Katholik geblieben. Die Geschichte war im Humanistenzeitalter zu einem Nährmittel der Vaterlandsliebe geworden, deren Pulse damals höher schlugen als jemals vorher, aber sich bei mangelhafter Kritik von argen Blößen nicht frei hielten. Nicht ohne peinliche Gefühle kann man aus dem Federstreite des warmen Straßburger Patrioten Jakob Wimpheling, eines entschiedensten Franzosenfeindes, und des bissigen Franziskaners Thomas Murner entnehmen, daß schon damals, anderthalb Jahrhundert vor dem Verluste des Elsaß, von der Verwälschung dieses Grenzlandes die Rede war, und nicht ohne Kopfschütteln sind die unkritischen und unbehilflichen Gründe zu lesen, mit denen hier der germanische, dort der gallische Charakter des Elsaß verfochten wurde. War somit die Politik unter den Humanisten noch nicht weit her, so finden wir dagegen in Huldrich Zasius, Professor zu Freiburg, einen Vorläufer der deutschen Rechtswissenschaft, der es wagte, an der Unfehlbarkeit des römischen Rechtes zu zweifeln, die römischen Juristen zu geißeln und für das deutsche Recht Schutz zu verlangen.

Aber nicht nur das Reich ernster, strenger Forschung bebauten die Humanisten, sondern auch das der lächelnden Phantasie. Von dem einen auf das andere hinüber leitet uns der Tübinger Professor Heinrich Bebel (1472—1518). Nicht ohne Verwunderung finden wir ihn, den feurigen Kämpen Deutschlands, von italischer Frivolität angesteckt, die sich in seinem lateinischen Gedichte: Triumph der Liebe, wie in seinem die Unsitten seiner Zeit geißelnden Schwankbuche, den „Facetien" breit macht, in dem der Schüler Poggios namentlich nicht unterläßt, die Geistlichen, besonders die Mönche zu geißeln und sich über Dogmen lustig zu machen. So gut wie ganz wirft sich der holden Poesie in die Arme der womöglich noch genußsüchtigere Konrad Pickel, genannt Celtes (1459—1508) aus Franken, ein ruheloser Wandervogel, in Nürnberg als Dichter gekrönt und Stifter gelehrter Gesellschaften. Seine Dichtung ist eine Nachahmung Horazens, ihr Inhalt die sinnliche Liebe, in welcher er in allen vier Weltgegenden Erfolge errungen zu

haben ſich rühmte; aber auch an würdigen und erhabenen Stellen ſind ſeine in eleganter Sprache geſchriebenen Werke nicht arm. Er war ein warmer deutſcher Patriot, Verehrer von Hellas und Verächter Roms, namentlich ſeiner Geiſtlichkeit, obſchon er ſich

Conrad Celtes, Kaiſer Friedrich III. ſeine Werke überreichend.

Holzſchnitt von A. Dürer. Titelbild in: Opera Hrosvite illustris virginis et monialis Germanae Gento saxonica orte nuperi a Conrado Celtes inventa. Gedruckt zu Nürnberg, 1501.

als religiös zu geben liebte. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich durch die Entdeckung der Werke Rotſuitas, der Nonne von Gandersheim (oben S. 130 ff.), die durch ihn der Vergeſſenheit entriſſen wurde.

Dieſen beiden Frivolen gegenüber erblicken wir den ernſten Sittenrichter in dem Satiriker Euricius Cordus, einem Verehrer und Altersgenoſſen Luthers. Mit gleicher Schärfe geißelt er den Aberglauben der Sterndeuter, das römiſche Syſtem, die das deutſche Volk drückenden Machthaber, wie alle denkbaren Laſter und Eitelkeiten der Menſchen. Im Gegenſatze zu den ſinnlichen Schriftſtellern rühmt er das reine Glück der Familie und beſingt ſeine treue Gattin.

Dichter mehr mit dem Verſtand, als dem Herzen, denen ein klaſſiſches Latein und tadelloſe Verſe über Charakter und wahres Gefühl gingen, waren Helius Eobanus Heſſe (1488—1540), Hermann vom Buſche (Paſiphilus) und Jakob Locher, genannt Philomuſus, der Dramatiker unter den Humaniſten, freilich nicht der einzige, aber der bekannteſte unter den talentloſen Nachahmern des Plautus und Terenz.

Wir werfen nun unſere Blicke auf die Humaniſten im engeren Sinne, d. h. die Philologen, die Erforſcher der antiken Sprachen und Litteraturen als ſolcher, und werden noch mehr als bisher erſtaunen müſſen über die Menge von gelehrten Männern (aus denen wir hier ja nur eine kleine Auswahl nennen können), die in kaum einem halben Jahrhundert (ungefähr von 1470—1520) Deutſchland, mit Italien glücklich wetteifernd, in einer wenn auch vielſeitigen, doch einzigen Richtung hervorgebracht hat.

Die Beſtrebungen dieſer Männer wurden vorzugsweiſe durch die von ihnen gebildeten, dem „Zunftzwange" der Univerſitäten abgewendeten freien Geſellſchaften gefördert. Die zwei bedeutendſten derſelben trugen die Namen der zwei größten deutſchen Flüſſe: die Sodalitas litteraria Danubiana, vorzüglich aus Wiener Profeſſoren und gelehrten Freunden Maximilians beſtehend, und die von Celtes in Mainz geſtiftete Rhenana, die ihren Hauptſitz in Heidelberg, ihren Protektor im Pfalzgrafen Philipp und ihr Haupt in dem Biſchof von Worms, Johann von Dalberg hatte, der als Schriftſteller und kaiſerlicher Diplomat thätig war. Dieſe und viele kleinere Geſellſchaften verbreiteten den Humanismus über ganz Deutſchland, jedes Alter und jeden Stand, obſchon es ihnen an Klarheit, Konſequenz und Zuſammenhang des Strebens fehlte, ein Mangel, den ſie durch ihren Eifer für das Wiſſen und das Vaterland redlich zu erſetzen ſuchten.

Zu den eigentlichen Koryphäen des Humanismus, mit denen wir deſſen Schilderung ſchließen, gehören nur drei Männer: Reuchlin, Erasmus und Hutten. Nur wenige Gleichſtrebende haben wir ihnen voranzuſetzen, namentlich die beiden Häupter des eine große Rolle ſpielenden Erfurter Humaniſtenkreiſes, Konrad Mutianus Rufus (1471—1526) und Johann Jäger, genannt Crotus Rubeanus (um 1480—1540); jener, Chorherr in Gotha, aber geiſtiger Vater der humaniſtiſchen Erfurter Studenten, war mehr Pädagog als Schriftſteller, der vorurteilslos das Chriſtentum ſchon vor Chriſtus und die wahre Religion in der Tugend ſuchte. Dieſer dagegen hat ſeine ſchönen Talente durch Wankelmut entſtellt.

Die hebräiſche und griechiſche Klaſſizität iſt unter den Humaniſten durch Reuchlin, die griechiſche und lateiniſche durch Erasmus, die lateiniſche und deutſche durch Hutten vertreten und in ihnen verkörpert.

Johannes Reuchlin, genannt Kapnion, aus Pforzheim (1455—1522), von Beruf Juriſt, nebenbei Hiſtoriker und Dichter, glänzte am meiſten durch ſeine Bemühungen um die beiden Bibelſprachen, obſchon er ſich bei dieſer Gelegenheit in die unnütze Kabbala, die Geheimlehre der philoſophiſchen Rabbinen, verirrte und ſich mit tiefſinnigen Deutungen des hebräiſchen Gottesnamens und ſeiner vier Buchſtaben, ſowie anderer bibliſcher Namen und geheimnisvoller Zahlen quälte. Aber wie aus der Aſtrologie die Aſtronomie und aus der Alchemie die Chemie, ſo wuchs durch Reuchlin aus der Kabbala die wiſſenſchaftliche

Erforſchung der hebräiſchen Sprache hervor. Auch die Sprache Roms kannte er vorzüglich und ſchuf ihr das erſte bedeutendere Wörterbuch, ſchrieb ſie aber nicht ſo elegant wie viele andere Humaniſten.

Reuchlin iſt, wenn auch nicht durch den Tod, aber durch ſein Leben und Wirken zum Märtyrer ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Hebräologie, geworden. Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, den vielfach geſchilderten Kampf des großen Humaniſten gegen den Antiſemitismus ſeiner Zeit, deſſen Organe die ketzerſpürenden Dominikaner und der getaufte, zum Todfeinde ſeines Volkes gewordene Jude Johannes Pfefferkorn waren, abermals zu erzählen. Dieſer Kampf ſpitzte ſich zu einem ſolchen zu, in dem es ſich nicht mehr um die Juden und ihren vom Feuer bedrohten Talmud, ſondern geradezu um Sein oder Nichtſein des Humanismus handelte, dem die Inquiſitoren den Tod geſchworen hatten, während ihr Herr Leo X. ihn in der Hauptſtadt der Welt pflegte und ſchützte, den deutſchen Gleichſtrebenden aber, des Ruhmes der Mediceer unwürdig, 1520 zum Stillſchweigen und zu den Prozeßkoſten verurteilte, obſchon er in Rom, auch bezüglich des Hebräiſchen, ganz dasſelbe that, was Reuchlin in Deutſchland. Den wirklichen Triumph aber ernteten nicht die „Dunkelmänner", ſondern ihre Gegner, welche, ihren Meiſter zu rächen, jene in den unſterblichen, aus dem keck Farbe bekennenden Erfurter Kreiſe hervorgegangenen, meiſt von Crotus Rubeanus und Ulrich von Hutten herrührenden Epistolae obscurorum virorum durch koſtbare Nachahmung ihres Küchenlateins verſpotteten (1515 und 1517) und den Triumphzug Maximilians I. von Dürer in einem „Triumphus Capnionis" nachahmten. Mit einer „Apotheoſe" des Gefeierten nach deſſen Hinſcheiden ſchloß die reiche ihn betreffende Litteratur. Ihr Verfaſſer war das zweite Haupt der Humaniſtenarmee, Deſiderius Erasmus aus Rotterdam (1467—1536), ein Kind der Liebe, früh Waiſe, erſt Mönch, dann ein Feind dieſes Standes, aber Kirchenfreund und vaterlandsloſer Wanderer, der keine andere Sprache redete als die Ciceros (ohne deſſen Stil in damals beliebter Weiſe nachzuahmen) und für nichts anderes lebte, als für die antike Welt. Doch hat ſeine Thätigkeit, ſolange er auch in Italien, Frankreich und England wirkte, keinem Lande in ſolchem Grade gegolten, wie dem unſrigen, in dem er auch (in Baſel) ſeine Tage beſchloß. Wo er weilte, eroberte er die Länder, ein Cäſar mit der Feder, für den Humanismus. Im Reuchlinſtreite ergriff er nicht Partei, wie er denn überhaupt alle Aufregung fürchtete und dem Kampfe den Witz und die Satire vorzog, was zu ſeiner phyſiſch ſchwächlichen Perſönlichkeit paßte. Und darin war er weder zartfühlend noch gerecht, ſo ſtarke Blößen er ſich ſelbſt, als Bettler bei den Großen dieſer Welt, auch gab. Er hielt viel auf ſich ſelbſt und ſchrieb über alles (ſelbſt über die Ehe, die er nicht einging, über die Heilkunde, die er nicht gelernt u. ſ. w.), über alles aber elegant. Sein größtes Verdienſt bezieht ſich auf die Sprache von Hellas in demſelben Maße, wie das Reuchlins auf diejenige Iſraels, und ihm verdankt man die erſte kritiſche Ausgabe des Neuen Teſtaments (gedruckt in Baſel bei Froben 1516), ſowie die gegenwärtig in Deutſchland herrſchende Ausſprache des Altgriechiſchen. Seine bedeutendſten eigenen Werke ſind: die „vertrauten Geſpräche", die „Sprichwörterſammlung" und das „Lob der Narrheit". Alle drei ſind für die Dunkelmänner aller Art und aller Stände ebenſo niederſchmetternd, wie die „Dunkelmännerbriefe" für Reuchlins Feinde. Von niemandem ſind die entarteten Mönche und Theologen ſo gründlich vernichtet worden, wie von dieſem Gegner der Reformation, der das Schärfſte erſt ſchrieb, nachdem er Rom kennen gelernt. Die Religion war eben nicht ſeine Liebhaberei; die eine, wie die andere ihrer dogmatiſchen Formen ſtieß ihn ab und ſtörte die Ruhe ſeines gelehrten Schaffens, wie die Unbefangenheit ſeiner Kritik.

Weniger ein Haupt der Humaniſten, als ein Mann des Überganges von dieſer Richtung zu einer neuen, in welcher er und wenige andere ſeiner Mitſtrebenden die Konſequenz der

erſteren erblickten, nämlich zur Reformation, — war Ulrich von Hutten, einer der deutſchеſten aller deutſchen Männer, auf den das Vaterland ungeachtet ſeiner Fehler ſtolz ſein darf. Die letzteren aber ſind nicht nur durch ſeine Verdienſte weit überwogen, ſondern auch durch ſein Unglück und ſein frühes Ende reichlich wett gemacht, ſo daß er mit ſeinen offen eingeſtandenen Schattenſeiten eine weit koſtbarere Geſtalt in der Geſchichte darſtellt, als alle jene Dunkelmänner, die über ihn hergefallen ſind und doch an ihrer Seele weit

Erasmus von Rotterdam.
Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren; 1497—1554. (Baſel.)

größere Schäden herumtrugen, als er an ſeinem Körper. Er ſteht daher als ein würdiger Schlußſtein der humaniſtiſchen Beſtrebungen da und konnte mit Recht begeiſtert ausrufen: „O Jahrhundert, die Studien blühen, die Geiſter erwachen, es iſt eine Luſt zu leben!“

Hutten entwickelte trotz ſeinem kurzen Leben, welches das Drittel eines Jahrhunderts nicht weit überſchritt, eine bewundernswerte Vielſeitigkeit. In allem und für alles, was ſeine Zeit bewegte, lebte und wirkte er mit; er nahm teil am hinſterbenden Humanismus durch zahlreiche lateiniſche Gedichte und Proſaſchriften, an den Verſuchen, das hinſiechende Reich wieder zu beleben, durch rege politiſche Thätigkeit und ſelbſt als Soldat, an der



Digitized by Google

wieder zu kurzer Blüte emporſtrebenden deutſchen Litteratur als einer ihrer Bahnbrecher, und endlich an den Anfängen der Reformation als ihr feuriger Parteigänger; an weiterem hinderte den armen kranken, von fürſtlicher Rache bedrohten Flüchtling ſein früher Tod auf der lieblichen Ufnau im Zürcherſee — zwei Jahre vor dem Bauernkriege!

Der Humanismus endete noch vor Hutten und teilweiſe durch ihn; das Intereſſe an den Alten ſchwand vor dem doppelten neu auftauchenden an der Kirchenſpaltung und der Mutterſprache dahin. Aber noch ein drittes Element der Zeitſtimmung warf ihn nieder: die auf der Grenze des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts mächtig auftretende Geltung des Individualismus. Im Altertum und im Mittelalter hatten ſich die bedeutenden Männer nur als Vertreter von Gruppen (Städten, Ländern, Ständen u. ſ. w.) hervorgethan; in der Neuzeit traten ſie als einzelne und einzige, als ſcharf ausgeprägte Charaktere auf. Mit dieſer Richtung war der in vergangenen Zeiten lebende Humanismus unverträglich; ſeine

Gemsjäger: Gruppe aus Maximilians Jägerei; in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.*)

„Auf ſelbichs ſollen geen fünf Gembſen Jeger in Hoſen vnd Wammes mit Iren Hochen Gembſſchuehen, auch mit Iren ſues Eniſen, Schnurſtecken, Tulmeſer, Schneeraifen vnnd Gembſeſchäfften, die ſollen vnnden ſpitzig ſein, vnnd oben ſollen die Tulmeſer (Meſſer mit einer Tülle zum Befeſtigen an einem Schaft) daran ſein. — Item die Gembſen Jeger ſollen alle die lobtrennzle aufhaben."

Anhänger waren nur ſeine Werkzeuge. Hutten, der letzte Humaniſt, war der erſte wahre Charakter dieſer Gruppe und gab ſie daher zu gunſten der neuen Zeit, deren Morgenröte er mit richtigem Blick erkannte, auf. Darum ſind auch ſchon ſeine lateiniſchen Werke ſcharfe Ausprägungen ſeines Ich, ſeiner Erlebniſſe und ſeiner Parteiſtellung, die gegen die Fürſten, gegen die Zopfgelehrten und gegen Rom gerichtet war. Die Humaniſten, ſoweit ſie noch lebten, traten, grollend der neuen Zeit, die ſie nicht begriffen, vom Schauplatze ab, zerſplitterten ſich und wurden vergeſſen; die Männer des Deutſchtums und der Reform traten an ihre Stelle.

*) Die Erläuterungen ſind nach der in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Handſchrift von Maximilians Geheimſchreiber Marx Treitzſaurwein gegeben. (Jahrb. d. Kunſtſ. d. allerh. Kaiſerh.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

de brōder micha ieſia. vn̄ ieſias ſone was zacharias. de ſone merari mooli vn̄ muſi. de ſone oziau bennon Vn̄ een ſone merari oſiau vn̄ ſoem vn̄ ſachur vnde hebry. Men mooli een ſone eleazar de en hadde nene kinder mē de ſoene cis was ieramihel. de ſone muſi mooli eder vnde ierimoth. Dyt ſynt de ſone leui na dē huſerē eres gheſindes. ſe hebben ok ghelecht lotte teghē ere brodere. de ſone aarō vor dē konink dauid vnde ſadoch vn̄ ahimelech. vnde den vorſten der preſterlikē gheſinde. vnde dat lot hefft ghedelt alſo wol de oldeſten alſe de iungheſten.

Dat xxv capittel ſecht wo vnde welke vth dē leuiten he af ſchedede de to weſende de ſenger in deme tempel.

Hyrumme dauid vn̄ de meyſterſchop des heeres aff ſchedē to den denſte de ſone aſeph vn̄ heman vnde ydithun dat ſe propheterē ſcholdē in harpen in pſalterē vn̄ cimbalen. na erē talle denēde in den ambachten en togheſchicket. Van den ſonen aſaph. zachur vn̄ ioſeph vn̄ nathāia vnde aſarela. de ſone aſaph vnder der hand aſaph profeterede by dem konink. mē ydithun godolias ſori ieſeias vn̄ ſabaias vnde mathathias ſos vnder de hād eres vaders ydithun de in der harpen profeterdē. vp de ghēne de bekandē vnde lauedē den heren. vn̄ heman. heman ſone ſint bocciau mathamu ozihel ſubuhel vn̄ ierimoth ananias anani eliatha geldelthi vn̄ ramethieſer vnde ieſboccaſa mellothi othir vn̄ mozioth. alle deſſe weren ſone heman propheten des konighes in den redē ghades dat he vorheuen ſcholde dat horn dat is de ſtarke vn̄ macht des rykes

ren gheſchicket to weſende dorwarers vnde vorwarer in deme tempel ghades.

Men de delinghe der dorwarders vā dē choritei was meſellemia een ſone chore. van den ſoenē aſaph des ſoene meſellemie was zacharias de erſte ghebaren. iadihel de ander. zabadias de dorde. iathanael de verde. ahilā de vofte. iohannā de ſoſte. helyoenay de ſouēde. mē de ſoene obededom was ſemeias de erſtghebarē. ioſabad de āder. iohaa de dōrde. yſachar de verde. nathanael de vyfte. amihel de ſoſte. yſachar de vij. phollati de achte. wente ghod hefft ene benediet mē ſemeye dē ſone obededō ſynt ghebare ſone. welke de dar ſynt gheweſt ouerſtē erer gheſinde. wēte ſe werē ſere ſtarke mēne. Hirūme de ſone ſemeie othni vn̄ raphael. vn̄ obediel ſabad vn̄ ſyne brodere ſere ſtarke mene. vn̄ helyu vn̄ ſamathias. Alle deſſe vā dē ſonen obededō he vn̄ ſyne ſone vn̄ ere brodere de alderſtarkeſtē to denende ſynt gheweſt lxij. men de ſone meſellemie vn̄ ere brodere ſere ſtark xviij. Vā hoſa dat is van den ſonen merari is gheweſt ſemri een vorſte. wēte he en hadde nenē erſtghebarē. vn̄ darūme ſettede ene ſyn vader to eneme vorſten. Helchias dē ander. tabelias de dorde. zacharias de verde. alle deſſe ſone vn̄ broder hoza xiij. deſſe ſynt gheſchedē to dorwarders dat ſe alle tyd ſyn vorſtē der wachtinghe. alſe ok ere brodere denedē in dē huſe des heren Hirūme ſyn ghelecht late rechtuerdichliken. ſo dē klenē. ſo den grotē dōr ere gheſinde yn ene iewelike der portē Vn̄ dat lote des erſtē vil ſelemie men zacharie ſynē ſone. een ſere wys vn̄ ghelerdman quā by latynghe des nordēs. vn̄ obededō vn̄ ſinē ſonē to den ſudē. in welke ſide des huſes was dar de rat der

dalites/ Vñ god heft ghegheuē hemā viij. sone vnde
drie dochter. vñ alle sint se gedelt in dē hāt eres vaders.
to singhen in dē tēpel des herē in cymbalē in psalterien
vñ harpen. vñ to denste des huses des heren vor dē ko
nink. alse asaph vñ ydithū vñ heman. Vñ ere tal myt
erē broderē de lerdē den sank des heren. alle de mesters
sint gheweſt cc. lxxx viij. vñ se hebbē gheworpē late na
gheborden. gheliк also wol de meste alse de mynste. de
gheslerdē vñ de vngheslerdē. Vñ dar is vtgheghā-ſ dat
is gheuallen/ dat erste lot vp ioseph de was vā asaph.
Dat āder godolie em vñ sinē sonē. vñ sine brōdere viij.
Dat dorde zachur vñ synē sonen vñ broderē viij. Dat
veerde ysari sinē sonē vñ synē broderen viij. Dat vyfte
nathanie sinē sonē vñ broderen viij. Dat soste bocciau
vñ synē sonen vñ broderē viij. Dat vij. israhela sinē so-
nē vñ sinen broderē viij. Dat achte ysaie sinē sonē vnde
broderen viij. Dat ix. mathanie sinē sonē vñ synen brō
deren viij. Dat x. semeie sinen sonen vñ synen broderē
viij. Dat xi. esrahel synē sonē vñ sinē broderen viij Dat
viij. asabye synē sonen vñ broderē viij. Dat xiij. subahel
synē sonē vñ sinen brōderē viij. Dat xiiij. mathatie sinē
sonē vñ synē broderen viij. Dat xv. iherimoth sinen so
nen vñ broderē viij. Dat xvi. ananie synē sonē vñ bro
deren viij. Dat xvij. ies boccase synē sonē vñ broderen
viij. Dat xviij. anani synē sonē vnde broderē viij. Dat
xix. mellothi synē sonē vñ synē broderē viij. Dat xx.
eliatha synē sonē vñ broderē viij. Dat xxi. othir synen
sonē vñ broderē viij. Dat xxij. goddolliathi sinē sonen
vñ broderen viij. Dat xxiij. azuid synē sonen vñ brode
ren viij. Dat xxiiij. romanthieser synē sonen vñ twelff
broderen.

# Dath xxvi cap. secht welke we

old̄e. sephima vñ hosa to dē weste by de porte. de leyder
to deme weghe des vpstighēdes. vñ so is bewaringhe
teghen bewarighe. mē to deme ostēward sos leuiten.
vñ to dē nordē veer des daghes. vñ to den sudē ghelik
des daghes ok veer. vñ an der sydē daer de kamer des
rades was vere. twe vñ twe. vnde in dē cellen der dor
warders to dē westē. veer in dē weghe. twe vñ twe dōr
de cellen. Dyt synt de delinghe der dorwechters der so
nē chore. vñ merari. men achias de was auer de schat
te des huses des heren. vñ auer de vate der hilghē din
ghe. vñ de sone dan des sones gersoni van ledā vorstē
der ghesynde ledan vñ gersoni iehieli. vñ de sone iehie
li zathā vñ iohel syne brodere werē auer de schatte des
huses des herē. amramitis vñ ysaaritis vñ hebronitis
vñ hosihelitis. mē subahel een sone gerson een sone mo
ysi was gheset auer de schatte. vñ syn broder elyeser.
welk sone was raabia. vñ desses sone was ysaias. vñ
desses sone was ioram. vñ desses sone secri. vñ secri sone
was selemith. desse selemith vnde syne broedere weren
auer dē schatte der hilghē. welk dauid vñ de vorstē der
ghesynde. vñ de tribunē vñ de hōuedlude ghehilghet
hadē. vñ vort de vorstē des heers van dē stridē vñ vā
dem roue der stryde. welk se ghehilghet hadē to bete
ringhe vñ to dē huesrad des tēpels des heren. Vñ des
se alto male hilghede samuel de profete. vñ saul een so
ne cis. vñ abner een sone ner. vñ ioab een sone saruie.
alle hilghedē se dyt dōr de hand salemith vñ synes bro
ders. men canenias was bauē de sarayten, vñ syne so
ne to den werken de van buten ghescheden auer israel
vmme se to leren vñ to richten. men van den hebroni-
ten was asabyas vnde syne broedere sere starke man
ne dusent souenhundert werē auer ysrael. auer der vor
danen teghen dat westen vn allen werken des heren.

Facsimile einer Seite aus der von Steffen Arnd in Lübeck 1494 gedruckten niederdeutschen Bibel „De Biblie in Dudesck auerghesettet."

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Wie wir bereits ſagten, hatten abweichende religiöſe Anſichten zu allen Zeiten beſtanden, und wie wir wiederholt zeigten, war die politiſche Einheit des Landes bereits über ein Jahrhundert (wenn man will, zwei oder mehr ſolche) vorher untergegangen. Dagegen iſt nicht zu leugnen, daß Deutſchland ſchon vor der Reformation und noch mehr durch dieſelbe ſeine ſprachliche Einheit gefunden hat, durch welche es ſpäter langſam wieder zur politiſchen zurückkehrte (immerhin mit Ausnahme dauerhaft abgetrennter Gebiete). Damals nämlich wurde die oberdeutſche Sprache die gemeinſame deutſche und die niederdeutſche zur bloßen Mundart. Wie in Frankreich der Norden, ſo ſiegte in Deutſchland ſprachlich der Süden, — in beiden Ländern bezeichnender Weiſe der gemäßigtere Landſtrich, dort der kühlere, hier der wärmere.

Bärenjäger: Gruppe aus Maximilians Jägerei; in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

„Darnach ſollen zu Fuefs geen neben ainnander fünf pern Jeger, die ſollen bekläidt ſein mit kurzen Röcklein, zu Inen gegürt, vnnd an Inen haben Waydmeſſer, vnd Jeglicher ain Pernſpieß. — Item die Peren Jäger ſollen alle die lobkrennzle aufhaben."

Aber das wieder auflebende deutſche Schrifttum darf gegen den Humanismus nicht undankbar ſein. Zu einer Zeit, in welcher die deutſche Sprache ihre ſchöne Blüte in den Zeiten der Staufer vergeſſen hatte und in abſichtloſen Karikaturen der nationalen und der höfiſchen Poeſie verroht war, pflanzten die antikiſierenden Dichter in fremden Zungen eine Eleganz des Ausdruckes und der Form, welche der Mutterſprache trefflich zu ſtatten kam. Und da iſt es denn höchſt erfreulich, daß die Speiſe, von der ſie ſich nährte, die Volksdichtung war, die, während die Kunſtdichtung verkam, Zeit gewonnen hatte, als verborgene Wunderblume aufzublühen und ihre beſcheidenen, aber deſto herrlicheren Reize zu entfalten, die, einem mächtigen dreiäſtigen Stamme entſproſſen, in Volksliedern, Volksbüchern und Volksſpielen erglänzten.

Es iſt uns leider nur ein kleiner Teil der älteren Volkslieder erhalten geblieben; das wenige Vorhandene läßt aber auf den Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Ganzen

ſchließen. Die Volkslieder blieben nicht, wie die Werke der Minneſinger (immerhin den prächtigen Vogelweider ausgenommen) bei einem und demſelben ermüdenden Gegenſtande ſtehen, ſondern verbreiteten ſich in großer Vielſeitigkeit über alle Gebiete menſchlichen Thuns und Treibens. So trat denn neben der Liebe zum Weibe auch jene zum erheiternden Rebenſafte, zum „edeln Weidwerk“, zum fröhlichen Wandern, zum Vaterlande, zur ſchönen Natur hervor. Es entſtanden zahlloſe Jäger-, Soldaten-, Reiter-, Studenten-, Handwerks-, Bauern-, und ſogar Bettlerlieder, endlich außer den rein lyriſchen Dichtungen auch Lieder, welche Begebenheiten aus dem Volksleben oder der Geſchichte beſangen, wie z. B. die Kriegs- und Schlachtlieder der freien Bauern im äußerſten Süden und Norden des deutſchen Landes, der Schweizer und der Ditmarſchen. Auch an kecken Lügenmärchen, den Vorläufern Münchhauſens, fehlte es nicht. Jetzt noch erquickt uns die Wahrheit und Kraft, die Friſche und Innigkeit der Volkslieder und wird ſtets unübertroffen und unnachahmlich daſtehen. Daher

Falknerei: Gruppe aus Maximilians Jägerei; in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

„Item darnach ſollen neben ainnander in ordnung reitten fünf valkner, die vier ſolln Jeder ainen Valken auf der Handt fueren, vnnd der fünft ſolle ainen Auffogel fueren, vnnd die valkner ſollen die valkenlueder an Inen haben, vnd auch beklaidt ſein wie valkner, vnd darunder ſolle ainer ain valkgärten fueren. — Item die Valkner ſollen alle die lodtrennzle aufhaben.“

leben ſie auch ſtets noch im Munde des Volkes fort, und der ſchönſte Lorbeer eines Dichters iſt es, wenn ſeine Geiſteskinder zu Volksliedern werden.

Wie ſeine Gefühle in den Volksliedern, ſo brachte das Volk ſeine Gedanken in gereimten Sprüchen und Reden zum Ausdrucke, Schöpfungen, die in den Sprichwörtern, Bauernregeln u. ſ. w. noch ſtets fortleben. Fridanks ſchlagfertiges Salz fand noch immer ſeine Verbreiter, und die tiefſten ſittlichen Wahrheiten, wie die kühnſten Verurteilungen der herrſchenden ſtaatlichen und kirchlichen Zuſtände, ſelbſt volkstümliche Reformgedanken finden ſich in den Volksſprüchen hingeworfen, beſonders in der vollendeteren Form der Präambeln, die bald voll ſchalkhaften Mutwillens, bald voll beißender Kritik ſind, wie wenn es z. B. heißt: „Welcher Prieſter iſt zu krank und zu alt, der nicht hat Papſts oder Biſchofs Gwalt, der ſelten in den Büchern lieſt, und allweg gerne trunken iſt, und in der Schrift iſt übel gelert und an ſeinen Sinnen ganz verſert, und nie kein Predigt hat getan und dazu war in des Papſtes Bann, und an der Beichte ſäß und ſchlief, ſo man im beicht von Sünden tief, und nicht wüßt, was eine Todſünde wer, der wer nicht ein guter Beichtiger.“

Den Ton zu dieſen Erzeugniſſen des Volksgeiſtes gaben Spielleute, Bänkelſänger an, die im Lande umherzogen und ihre Reime von den Tanzenden ſingen ließen, während ſie die Melodie dazu aufſpielten. Dieſen vagierenden Sängern, deren nur wenige mit Namen oder bezeichnenden Zunamen (z. B. der „Suchenwirt") bekannt ſind, ſtanden als ſeßhaftes Element in den Städten die Meiſterſinger gegenüber, die nicht ausſchließlich Sänger, ſondern ſonſt Handwerker und jenes nur in ihren Mußeſtunden waren. Die Dichtkunſt war für ſie nur die Magd der Tonkunſt, die ſie mit echt ſpießbürgerlicher, man möchte faſt ſagen chineſiſcher Genauigkeit nach gewiſſen Regeln übten, deren Inbegriff die „Tabulatur" hieß und deren Beachtung ihre Vorſteher, „Merker" genannt, ſtreng überwachten. Die Meiſterſinger hatten gleich den Zünften Herbergen oder „Schulen", hielten „Feſtſchulen"

Schwarzwildjäger: Gruppe aus Maximilians Jägerei; in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.
„Nach ſolichem ſollen fünf ſwein Jeger zu Rois ſein mit Iren Newen ſweindegen vnd ſweinſwerten, die ſollen Sy ploſs fueren. — Sy ſollen auch teutſche Jegerhoren fueren. — Vnnd die ſwein Jeger ſollen alle die lobkrennzle aufhaben."

in den Kirchen ab und teilten ſich in fünf Grade: Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meiſter. Ihre Sangweiſen trugen höchſt komiſche Namen, z. B. die überkurz Abendrötweis, die fette Dachsweis, die geblümte Paradiesweis u. ſ. w. Neues, originales wurde nicht geſchaffen; aber der Meiſtergeſang hatte dennoch ſeine guten Seiten. Konnte doch der deutſche Handwerker, wenn er die Woche hindurch gearbeitet und am Samstag Abend ſein Schurzfell abgelegt, am Ruhetage mit ſeinem reichen Mitbürger als Gleichberechtigter in der Geſellſchaft der „Liebhaber des deutſchen Meiſtergeſanges" zuſammentreten, die Alltäglichkeit abſtreifen und ſich als Sänger fühlen!

Einzelne Meiſterſinger indeſſen erhoben ſich über den gewöhnlichen Troß und ſchufen aus ſich ſelbſt heraus, ſo namentlich in Nürnberg der Büchſenmeiſter Schnepperer oder Hans Roſenplüt, der Sänger der Freiheit Nürnbergs im Kampfe mit den Fürſten (oben S. 271 f.), der aus Worms ſtammende Barbier Hans Folz, beide im fünfzehnten, und der Schuſter Hans Sachs im ſechszehnten Jahrhundert. Solche ſelbſtändige Dichter ſind ſchon vor der Reformation nicht ſelten; wohl aber ſind es ihre hervorragenden Arbeiten. Mit einem großen Teile der Humaniſten verbindet ſie, doch in der Mutterſprache, die ſcharfe

Opposition gegen die kirchlichen Zustände, namentlich gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen, gegen die entarteten Ritter, gegen tyrannische Fürsten, gegen Laster aller Art.

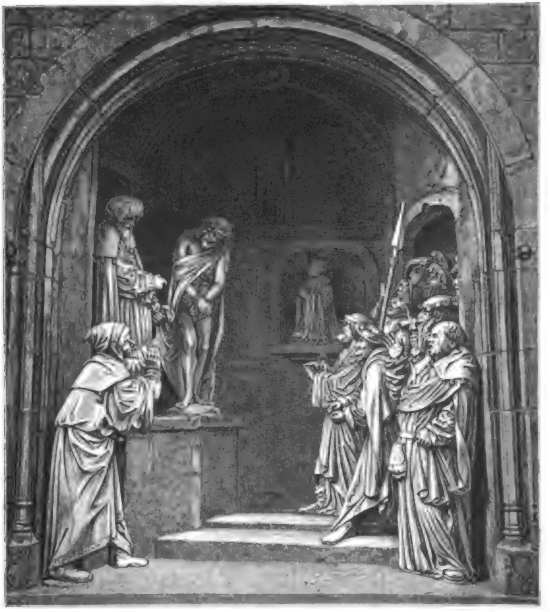
Solche eigenartige Talente waren es auch, deren das Volk bedurfte, um seine Litteratur durch größere Werke zu bereichern, denen die gewöhnlichen Spielleute nicht gewachsen waren. Diese Werke sind die Volksbücher und die Volksspiele, welche mit den Volksliedern und Volkssprüchen das gemein haben, daß sie den Volkston treffen, aus dem Volke zu stammen scheinen und daß ihre Verfasser meist unbekannt sind. Den Gegenstand der Volksbücher bilden Sagen und Geschichten, die sich unter dem Volke mit allerlei Ausschmückungen erhalten haben und von gewandteren Händen zusammengefügt wurden. Ein solches Buch ist z. B. der „hörnen Sigfrid", ein Beispiel, wie die Heldensage vom göttlichen Drachentöter in populärer Weise aufgefaßt erscheint, als der jüngste Ableger aus den mythischen Heroengesängen der alten Deutschen. Mehr Interesse aber als diese nicht mehr verstandenen Reste der Vorzeit erweckte die Tiersage, zwar auch ein alter, aber stets neu bleibender Gedanke, der nach manchen Wandelungen im fünfzehnten Jahrhundert in der Gestalt des niederdeutschen „Reineke Vos" auftrat und den unerschöpflichen Stoff der Schriftstellerei jener Zeit, die antiklerikale Satire, durch den Tiermund noch ungescheuter und kecker verarbeitete.

Weit fruchtbarer wurde aber die Gruppe der prosaischen Volksbücher, der Romane jener Zeit, die teils aus älteren Verswerken in Prosa, teils aus romanischen Quellen ins Deutsche übertragen wurden, zum Teil von bekannten Schriftstellern und Schriftstellerinnen. So erschienen Stoffe mittelalterlicher Epen in neuem Gewande, so Herzog Ernst, so der zu den „Haimonskindern" zusammengeschrumpfte Sagenkreis Karls des Großen. Aus der europäischen Ferne wurden Fortunat und seine Söhne, das Meerweib Melusina, die geduldige Griseldis, die geprüfte Genoveva, der sogenannte Kaiser Octavian (ein Papst des zehnten Jahrhunderts) u. s. w., aus Asien her eine indisch-persische Sage in den „sieben weisen Meistern" eingeführt. Aber auch an deutschen Originalen fehlte es nicht. „Till Eulenspiegel" drückt bei aller Roheit doch den Gedanken der Erhebung des Bauernstandes über dessen damalige Knechtschaft aus und geißelt die Lächerlichkeit, alles wörtlich zu nehmen. Dagegen waltet erhabene moralische Tendenz in dem Faustbuche, die zur spekulativen zu erhöhen einer späteren Zeit vorbehalten blieb. Die engherzigen Verhältnisse der kleineren Reichsstädte wurden in den „Schildbürgern", der Wunderglaube in dem die Lügenmärchen zusammenfassenden „Finkenritter" verspottet, und zuletzt lieferte neuerer Weltschmerzpoesie der „Ewige Jude" einen willkommenen Stoff. An Sammlungen kleinerer Erzählungen, „Schwänke", war kein Mangel. Die genannten Werke verteilen sich zwar ihrem Erscheinen im Drucke nach bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts hin, können aber trotzdem teilweise früher entstanden sein.

Von wirklichen deutschen Volksspielen war vor der Reformation keine Rede, ausgenommen was die Sprache betrifft. Dem Stoffe nach entwickelten sie sich aus dem Gottesdienst, beschränkten sich auf Bibel und Legende und waren im gesamten Abendlande dieselben. An den kirchlichen Festen wurden in der Kirche die denselben zu Grunde liegenden heiligen Geschichten aufgeführt, traten aber nach und nach, als in dem Gotteshause nicht mehr Raum genug war, ins Freie hinaus. Langsam auch öffnete sich die Mitwirkung an diesen Spielen außer den Geistlichen auch den Weltlichen und trat die Landessprache immer mehr an die Stelle der Kirchensprache. Die Oberammergauer Passionsspiele zeigen, mit Ausnahme der neuester Zeit angehörigen szenischen Ausstattung, wie weit sich die kirchlichen Volksspiele vor der Reformation entwickelt hatten. Was jedoch, nach den Anschauungen des klassischen Altertums und der Neuzeit, den dramatischen Charakter ausmacht, ist diesen Schaustellungen

des Mittelalters durchaus fremd. Sie unterscheiden sich weder der Form noch dem Inhalte nach von erzählenden Gedichten, die im wesentlichen aus Gesprächen bestehen.

Es ist interessant, den Gang zu verfolgen, auf dem diese Spiele sich erweiterten. Wie aus der Kirche auf den Kirchhof, so traten sie aus diesem auf den Marktplatz hinaus, der zu diesem Zwecke seine bestimmten Stellen hatte: für den Himmel, die Hölle, das Para-



Darstellung aus einem kirchlichen Volksspiele vom Anfange des 16. Jahrh.: Verspottung Christi.
In Stein gehauene Gruppe vor dem Dome zu Xanten. Figuren in Lebensgröße. Die Figuren rechts und links im Vordergrunde sollen Luther und Calvin darstellen.

dies, die heiligen Berge (Sinai, Golgatha), den Garten Gethsemane, das Lokal des Abendmahls u. s. w., welche Orte auch oft in verschiedene Stockwerke eines Gerüstes verteilt waren. Die Zuschauer nahmen auf Gerüsten und an den Fenstern Platz. Damit wurde auch der Verweltlichung der Bühne vorgearbeitet, wie schon dadurch geschah, daß die Juden, welche bei dem Leiden Christi beteiligt waren, lächerlich gemacht und daß die Teufel zu komischen Figuren wurden, womit plumpe Witze und sogar Unflätereien ihren Eingang fanden. Wie die Fastnacht sich von den kirchlichen Festen ablöste und zu einem nichts

weniger als geiſtlichen, meiſt rohen Volksvergnügen wurde, ſo geſchah auch mit den Faſtnachtſpielen gegenüber den eigentlich geiſtlichen Stücken. Doch war alles nicht ſtreng geſchieden; die ſubtile franzöſiſche Einteilung der mittelalterlichen Dramen in Myſterien, Moralitäten, Farcen und Sottien wurde in Deutſchland nicht oder wenig beachtet, und es wurde unter den Augen der Kirche manches geſpielt, was die kirchliche Herkunft wenig oder nicht mehr ahnen ließ, ja ſogar die Kirche arg kompromittierte. So wurde z. B. 1480

Holzſchnitt von Hans Burgkmair im Weißkunig: Maximilian Unterricht empfangend.

von einem Geiſtlichen Theodor Schernberk ein geiſtliches Spiel „von Frau Jutten“ geſchrieben und wahrſcheinlich auch aufgeführt, deſſen Inhalt nichts anderes war als die bekannte Fabel von der Päpſtin Johanna, welche heute nicht einmal vom ärgſten Feinde Roms mehr geglaubt wird, damals aber, wie es ſcheint, ſelbſt in kirchlichen Kreiſen für wahr gehalten wurde, ein Stück übrigens, das „die Keime zu einem wirklichen Drama mehr als irgend eines erkennen läßt,“ auch jene Sage durchaus ernſt behandelte. Als Beiſpiel eines des beſſeren Faſtnachtſtücke nennen wir das in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einer italieniſchen Novelle entnommene „vom Kaiſer und Abt“, deſſen Inhalt aus Bürgers Ballade bekannt iſt. Äußerſt roh und derb ſind dagegen die Nürnberger Faſtnachtſpiele der genannten

Digitized by Google

Meiſterſänger Roſenplüt und Folz. Würdiger ſteht der Bamberger Domherr Albrecht von Eyb (1420—75) da, welcher den originellen Gedanken verwirklichte, Stücke des Plautus nach Inhalt und Perſonen zu verdeutſchen.

Nur wenige Namen von Gewicht und dauerndem Werte hat die deutſche Kunſtdichtung vor der Reformation aufzuweiſen. Das komiſche Heldengedicht iſt vertreten in Heinrich Wittenweilers „Ring“, der Erzählung eines Krieges zwiſchen zwei Dörfern, für welche Dietrich, Hildebrand und andere reckenhafte Sagengeſtalten kämpfen, endend mit

Holzſchnitt von Hans Burgkmair im Weißkunig: Maximilian die Schwarzkunſt erlernend.

der Zerſtörung des einen Dorfes. Der Gegenpol dieſer Komik hat zum Urheber keinen Geringeren als den „letzten Ritter“ Maximilian, den ſein hiſtoriſcher Eifer auch auf das Gebiet der Phantaſie begleitete, ſo daß er in dem ernſten Heldengedichte „Teuerdank“, das im Jahre des Auftretens Luthers in Nürnberg erſchien, in allegoriſcher Form ſein eigenes Leben, namentlich aber ſeine erſte Heirat mit Maria von Burgund, alles unter dichteriſchen Namen ſchilderte und durch ſeinen Geheimſchreiber Melchior Pfinzing ausarbeiten ließ, ein einförmiges, langweiliges Buch, deſſen Bedeutung nur in dem Namen des Helden und Verfaſſers liegt. Sein anderer Sekretär, Marx Treitzſauerwein, führte nach ſeinen Angaben die Schilderung ſeiner Erziehung und ſeiner Thaten in einem proſaiſchen

Roman „Weißkunig“ aus, welcher aber unvollendet blieb und erſt vor hundertundzehn Jahren gedruckt wurde. Beide Werke erſchienen mit Bildern.

Weit über den genannten Büchern ſtehen an kulturgeſchichtlicher Bedeutung diejenigen, welche an der Pforte einer neuen Zeit die Sitten der damaligen Gegenwart ſchilderten und geißelten. Der Gründer dieſer Richtung, Sebaſtian Brant (bis 1501 Profeſſor in Baſel, † 1521 als Stadtſchreiber in Straßburg), ging aus der Armee der Humaniſten hervor, und zwar aus einem Kreiſe derſelben, welcher mehr am Alten hing als die übrigen jener Gelehrten, und den Humanismus ſowohl mit chriſtlich-religiöſer Geſinnung, als mit den leitenden Gedanken der ſcholaſtiſchen Philoſophie des Mittelalters zu vereinigen ſuchte, deren Parteien, die (reaktionären) Realiſten und die (verhältnismäßig „liberalen“) Nominaliſten damals ihre letzten Kämpfe ausfochten, die aber der Humanismus erſt abſchliff und endlich beſeitigte. Das Haupt dieſer Richtung, für ſich noch kein entſchiedener Humaniſt, war Johannes Heynlin von Stein (a Lapide). Profeſſor zu Baſel in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, der aber als Mönch endete. Ihm, dem feurigen Verehrer Marias, war es wohl zu verdanken, daß mehrere Humaniſten, teils aus Überzeugung, wie Wimpheling und Brant, teils bloß zum Zwecke poetiſcher Übung, wie Hermann vom Buſche, die Himmelskönigin in Verſen verherrlichten. Sogar Jakob Locher (Philomuſus) machte mit und pries außer ihr auch noch alle Heiligen, Eremiten, Mönche und Prieſter, und um ſo größer war daher die Entrüſtung des Kreiſes, aus dem er hervorgegangen, als er ſeit 1503 in mehreren Schriften, aus Eifer für den Humanismus (die „Poeſie“) gegen die Theologie loszog und ſie verächtlich verwarf. Wimpheling verteidigte die heilige Wiſſenſchaft gegen Lochers „ſchändliches Machwerk“ (turpem libellum), und es gab einen ſo unerquicklichen und perſönlichen Streit, wie ſie leider unter den Humaniſten nur zu häufig vorkamen. Für uns haben jetzt dieſe Vorfälle nur deshalb noch Intereſſe, weil Sebaſtian Brants Hauptwerk mit ihnen zuſammenhängt, indem die Begeiſterung für die Kirche in ihrer Ganzheit neben derjenigen für Kaiſer und Reich den Standpunkt desſelben ausmacht. Dieſes Werk, mit nicht ſchlechten Holzſchnitten zu jedem Kapitel, 1491 deutſch erſchienen und von dem noch nicht abgefallenen Locher lateiniſch überſetzt, das „Narrenſchiff“ betitelt, iſt eine gereimte Satire ohne alle Poeſie, wie ohne alle Originalität. Es iſt eine Nachahmung Fridanks, den Brant zwar herausgab, aber nicht erreichte, und geißelt eine Sammlung von Narren über hundert verſchiedener Arten, die ſich auf einem Schiffe zuſammenfinden und über Schlauraffenland nach Narragonien fahren. Der Einfluß des durchaus konſervativen Werkes war ein radikaler und trug nicht wenig zur Nährung der Oppoſition gegen veraltete Übelſtände in Staat und Kirche bei. Es iſt ihm namentlich auch die Ehre widerfahren, daß der berühmte Kanzelredner aus Schaffhauſen, Johannes Geiler von Keiſersberg, übrigens ein Nachahmer Bertholds von Regensburg (oben S. 284), in Straßburg eine Reihe von Predigten über Brants Narrenſchiff hielt, deſſen Narrheiten er als Sünden auffaßte.

Ebenſo fern aller Feinheit und allem Wohllaut, aber mit mehr poetiſcher Gabe ließ 1512 der Franziskaner Thomas Murner aus dem Elſaß, zwar nicht den Humaniſten angehörend, aber mit ihnen in mannigfacher Verbindung und noch mannigfacherem Streit, ſeine „Narrenbeſchwörung“ folgen. Murner hat übrigens ſeine Dichterlaufbahn, noch mehr aber ſeine pädagogiſchen (mnemotechniſchen) Spielereien („juriſtiſches Kartenſpiel“ u. a.) durch ſeinen heftigen Kampf gegen die Reformation in den Schatten geſtellt, und wenn ihm auch zugeſtanden werden muß, daß er dabei aus tiefſter Überzeugung handelte und daß er von ſeinen Gegnern über Gebühr und wider Verdienen ſchlecht gemacht worden, ſo bleiben doch ſeine auf dieſen Streit bezüglichen Schriften Muſter einer Roheit, welche die damals allzuſehr übliche noch weſentlich übertraf.

Zu den Vorboten der Reformation und der in ihrem Gefolge auftretenden Umgeſtaltung der Zuſtände Deutſchlands, welche Bewegung im ganzen und großen auf zunehmende Selbſtändigkeit der einzelnen Lebenskreiſe abzielte, gehört auch die zugleich mit den zuletzt geſchilderten wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Beſtrebungen ſich vollziehende Unabhängigkeit der Kunſt von der Kirche. Die Verdienſte der letzteren um die Pflege des Schönen ſind allerdings zu Zeiten rühmenswert geweſen, wie wir wiederholt hervorhoben. Aber vielſeitig

Aus dem deutſchen Bürgerleben des 15. Jahrhunderts.

Magiſter am Schultiſch mit Schülern; dahinter ein Uhrmacher; im Mittelgrunde ein Orgelbauer; neben ihm ein Maler an der Staffelei ein Madonnenbild malend; im Vordergrunde links ein Goldſchmied; daneben ein Bildhauer; rechts ein ſpeiſendes Paar an wohlbeſetztem Tiſche. Aus einer Bilderhandſchrift vom 15. Jahrh. im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg. „Mittelalterliches Hausbuch".

und ihrer wahren Beſtimmung gemäß konnte ſich die Kunſt ſo wenig wie die Wiſſenſchaft entwickeln, wenn ſie ſtets in den Händen eines und desſelben Standes blieb, deſſen eigentliche Aufgabe ja die Pflege keiner von beiden, ſondern lediglich die der Religion iſt. Wie ſchon die Dichter der Staufenzeit die Poeſie, wie die Humaniſten die Wiſſenſchaft von der einſeitig geiſtlichen Wirkſamkeit loslöſten, ſo geſchah es ſeit derſelben Zeit und ſchon früher, daß die Bauleute ſich durch die häufigen Kirchenbauten mehr und bedeutendere Kenntniſſe von der Baukunſt aneigneten, als die Geiſtlichen, unter deren Leitung ſie ſtanden. Langſam, aber ſicher nahmen die geiſtlichen Baumeiſter an Zahl ab und räumten das Feld den kunſt-

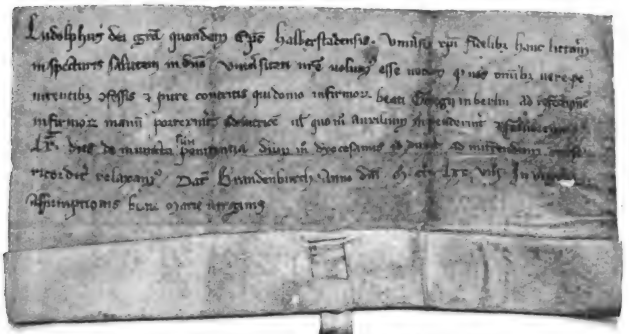
gerechten Steinmetzen, die durch keinen andern Beruf abgehalten wurden, sich vollständig in die Geheimnisse der Architektur zu vertiefen. Schon im dreizehnten Jahrhundert waren die weltlichen Baumeister die Regel, und die Zunftordnungen der Städte, denen sie angehörten, festigten ihr Standesbewußtsein und ihren körperschaftlichen Zusammenhang bedeutend. Ja, sie emanzipierten sich auch von den Zünften und bildeten eine Organisation, die weit über das stets engherziger werdende Zunftwesen hinausging und einen hohen Ideenflug nahm, der nahe an kosmopolitische Weitherzigkeit streifte. Diese Organisation war die Bauhütte, die große Verbindung der deutschen Steinmetzen, deren Wandern von einer Hütte zur anderen nicht wenig zur Verbreitung des gotischen Ideals beigetragen hat.

Die einzelnen Steinmetzenvereine versammelten sich wohl früher in den bei den Kirchenbauten errichteten Bretterhütten (engl. lodges, Logen, vom althochdeutschen loubja, Laube) und hießen daher Bauhütten. Die Mitglieder nannten sich Brüder und ihren über ganz Deutschland ausgedehnten Bund die Brüderschaft. Der letztere hatte sein Organ in Tagen, die sich bald da bald dort versammelten und auf Grund der alten Gewohnheiten des Handwerks 1459 zu Speier, Straßburg und Regensburg eine „Ordnung und Vereinigung gemeiner Brüderschaft des Steinwerks und der Steinmetzen" erließen, welche in Basel und Straßburg 1497 und 1498 Verbesserungen und darauf die kaiserliche Bestätigung Maximilians erhielt. Zusammen hießen diese Urkunden das „Bruderbuch." Eine besondere Ordnung stellten 1462 die sächsischen Bauleute in Torgau auf. An der Spitze jeder Bauhütte, die sich in Meister, Parlierer und Gesellen gliederte, stand ein Werkmeister. Die Inhaber dieses Amtes in Straßburg, Köln und Wien standen an der Spitze dreier großer Kreise, in die das Reich geteilt war, und der Meister von Straßburg nahm den ersten Rang unter ihnen ein, bis seine Stadt den Franzosen in die Hände fiel.

Die Brüderschaft der Steinmetzen hatte nicht nur technische, sondern auch moralische Ziele. Es war den Brüdern verboten, verstorbene Meister und ihre Werke zu schmähen, ihre Kunst um Geld zu lehren, Streitigkeiten unter sich anders als durch Schiedsrichter zu erledigen; Meister durften ihre Gesellen nicht einseitig, sondern nur nach Beratung mit anderen Meistern und mit Zustimmung der meisten Gesellen entlassen. Regelmäßige Versammlungen hielten Freundschaft und Geselligkeit aufrecht; geheime Erkennungszeichen, feststehende Grußformeln und Händedruck besonderer Art wahrten die Unverletzlichkeit der Kunstgeheimnisse. Neue Gesellen wurden unter besonderen Zeremonieen, aus denen sich die der Freimaurer entwickelt haben, aufgenommen und auf die Bundesgesetze verpflichtet, und der Aufgenommene konnte überall, wohin er kam, in der Bauhütte sein Wissen von der Kunst unentgeltlich erweitern. Jeder auch erhielt sein Handzeichen, das die Brüder an ihren Arbeiten, nebst den Sinnbildern der Kunst (Hammer, Zirkel und Winkelmaß) und weiteren die Kunst betreffenden Verzierungen ausmeißelten. Auch beim Trinken gab es besondere Bundesregeln.

So sehr auch unter den Steinmetzen der christliche Charakter des Bundes und der Kunst aufrecht erhalten wurde, ist doch seit dem vierzehnten und besonders im fünfzehnten Jahrhundert unter ihnen ein Geist der Opposition gegen die Hierarchie zu bemerken, der übrigens der gesamten Zeit, namentlich, wie wir wiederholt zeigten, der Litteratur eigen war. Dieser Geist äußerte sich satirisch an den Kunstwerken, und zwar ohne Scheu an denen der Kirchen selbst, in Darstellungen, z. B. des Sturzes von Päpsten in die Hölle beim letzten Gericht, der thörichten Jungfrauen mit Bischofsmützen und Kardinalshüten, von Prozessionen verschiedener Tiere mit Kerzen in den Pfoten und weiterem, was sogar der Anstand zu nennen verbietet. Die den Bau der Kirchen so eifrig betreibenden Geistlichen ließen jenen

Satiren merkwürdiger Weise freien Lauf, während sie das Mittel des Ablasses benutzten, um Beiträge für die Vollendung jener Bauten zu sammeln.



Ablaßbrief vom Jahre 1278 zu gunsten des Georg-Hospitals zu Berlin.
Auf Pergament mit daran hängendem Siegel. Märkisches Prov.-Museum zu Berlin.

Ludolf, ehemaliger Bischof von Halberstadt, erläßt allen, welche ihre Sünden wahrhaft bereuen und dem Krankenhause bei heiligen Georg in Berlin Hilfe und Schutz angedeihen lassen, 60 Tage der auferlegten Kirchenbuße ꝛc.

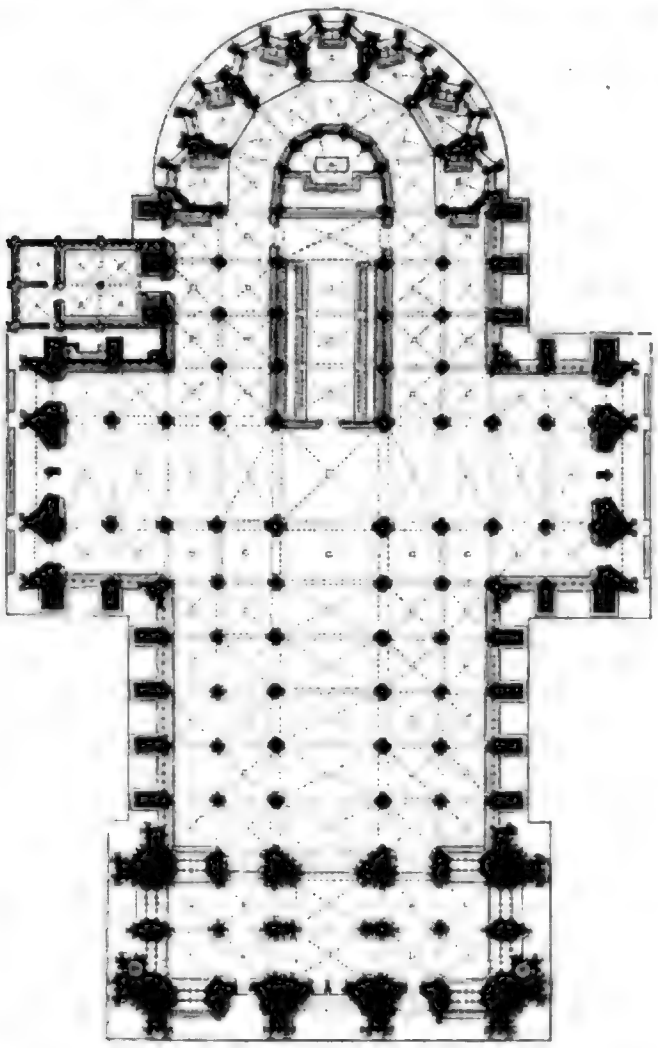
Gegeben Brandenburg im Jahr 1278, am Vorabend der Himmelfahrt der Jungfrau Maria

Ludolphus dei gracia quondam Episcopus Halberstadensis universis Christi fidelibus hanc litteram inspecturis salutem in domino. Universitati nostre volumus esse notum, quod nos omnibus vere penitentibus confessis et pure contritis, qui domo infirmorum beati Georgii in Berlin ad refectionem infirmorum manum porrexerint ad interiem ut quo modo auxilium impenderint et favorem, LX dies de iniuncta sibi penitencia dummodo dyocesanus id duxerit admittendum, misericordia relaxamus.

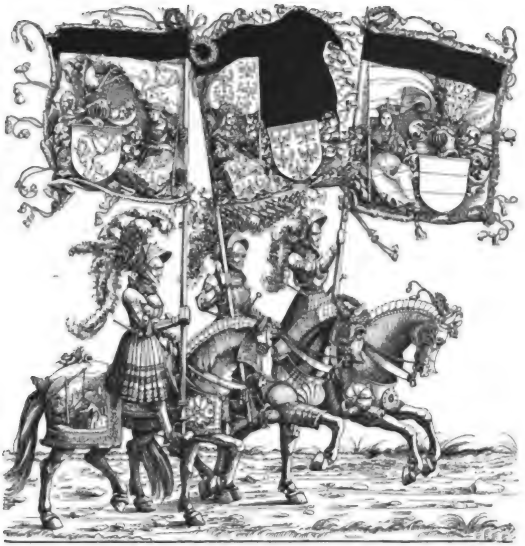
Datum Brandenburch anno domini M° CC° LXX VIII° in vigilia assumpcionis beate Marie virginis

Auch die durch die Steinmetzen so sehr vervollkommnete und verbreitete gotische Baukunst strebte augenscheinlich nach einer neuen Zeit der Geistesbefreiung. Ihre jenes Streben in erhabener Weise aus. Die Verzierungen der Fenster bogen, in jedem mit anderer Figur, kamen einer Protestation gegen den Zwang der Einförmigkeit gleich. Die vorspringenden Pfeiler, verzierraten ließen dem Bilderdienste keinen tiefsten Fenster und Stein-Raum übrig. Das mystische Halbdunkel der Dome begünstigte das Sich-inSichselbstversenken, die persönliche, unabhängige Andacht. Der Spitzbogen selbst ist ein Bild, das „der selbständigen Individualität einen Spielraum ihrer Entfaltung gewährt" (Carriere). Alles stimmte zu diesem Charakter der Versenkung in das innere Seelenleben, des Suchens der Gottheit ohne Störung durch bunte Außeneindrücke. Bei großen Domen gesellten sich im Langhause dem überragenden Mittelraum auf jeder Seite zwei Seitenschiffe bei und der runde Chorschluß wurde durch einen vieleckigen ersetzt, der zur vollen Höhe des Baues emporstieg, aber von einem Kranze niedriger Kapellen umgeben wurde. Die Mauer wurde in eine Reihe von Strebepfeilern aufgelöst und die ganze Fläche zwischen zwei solchen erhielt das Licht durch

ein einziges hohes und ſchmales Fenſter, das durch Glasmalerei oft den Mangel an Bildern erſetzte und doch, ganz anders als ſolche, mehr durch Lichteffekte als durch die Farbe und Zeichnung wirkte. Die hervorragenden Werke der reinen deutſchen Ausbildung des gotiſchen (im Mittelalter „fränkiſchen“) Stils haben an ihrer Spitze den in ſeiner Herrlichkeit einzigen Kölner Dom, deſſen Vollendung erſt unſerer Zeit vorbehalten war. Es folgten ihm die im kleineren ebenbürtigen, zum Teil unvollendeten Prachttempel von Straßburg, Freiburg, Ulm, Regensburg und der impoſante Stephansdom der öſterreichiſchen Hauptſtadt. Im fünfzehnten Jahrhundert erreichten Gotik und Bauhütten gemeinſam ihre höchſte Blüte. Aber die Tage dieſer Blüte waren gezählt. Derſelbe Geiſt, welcher in beiden Erſcheinungen der herrſchenden Kirche Widerſtand bezeigte, untergrub auch beide, weil beide Kinder jener Kirche waren und ohne ſie nicht leben konnten. Es nahte, nach den zahlloſen wetterleuchtenden Feuerzeichen zu ſchließen, die wir aufgezählt, eine neue Zeit, gleich neu- und umgeſtaltend für das Reich wie für die Kirche, eine Zeit, die nicht nach ihren damaligen großenteils furchtbaren Äußerungen, ſondern nach ihren auf Jahrhunderte verteilten Folgen zu beurteilen iſt, und die wir nun in ihren verſchiedenen Geſtaltungen zu verfolgen haben.



Grundriß des Doms zu Köln.



Gruppe aus Hans Burgkmaiers (1472—1531) Triumphzug Maximilians I.

## Zweiter Abſchnitt.

# Der Zerfall des Reiches.

Das deutſche Reich, das ſich zwar noch „römiſches“ nannte, dies aber noch weniger war als früher, da die Römerzüge noch den Sinn der Kaiſer erfüllt hatten, — einſt das Haupt Europas und der Stolz der Chriſtenheit, war durch das ſchrankenloſe Emporwuchern der ehemaligen Reichsvaſſallen zu ſelbſtändigen Landesherren, namentlich ſeit der Regierung der habsburgiſchen und luxemburgiſchen Könige und Kaiſer, welche jenes Krebsübel begünſtigten, um ihre Hausmacht vergrößern und ihrem unaufhörlichen Geldmangel abhelfen zu können, — an die Grenze äußerſter Ohnmacht geſunken. Dies zeigte ſich am klarſten unter dem kraftloſen Friedrich III., dem letzten König, der ſich in Rom als Kaiſer krönen ließ. „In den Zeiten“, ſagt der gefeierte Ranke, „in welchen alle Monarchieen



Digitized by Google

Europas (England nach Beendigung des Rosenkrieges, Frankreich nach dem Sturze Karls des Kühnen, Spanien unter Ferdinand und Isabella) sich konsolidierten, ward der Kaiser (vom ungarischen Könige Mathias Corvinus) aus seinem Erblande verjagt und zog als ein Flüchtling im Reiche umher; er nahm sein Mahl in den Klöstern und den Städten des Reiches, wo man ihn umsonst bewirtete; mit den kleinen Gefällen seiner Kanzlei bestritt er seine übrigen Bedürfnisse; zuweilen fuhr er mit einem Gespann Ochsen seine Straße! Niemals, er fühlte es selbst, war die Hoheit des Reiches in niedrigerer Gestalt einhergezogen; der Inhaber einer Gewalt, welche ihrer Idee nach die Welt beherrschen sollte, forderte gleichsam das Mitleiden heraus."

Maximilians I. Turnierrüstung; im kaiserl. Artillerie-Arsenal-Museum zu Wien.

Dieser „Stechzeug" ist eine deutsche Arbeit aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Der Stechhelm, an der rechten Seite mit einem durch ornamentiertes Gitterwerk verschlossenen „Luftgeber" versehen, ist am unteren Teile des steifen Halses dreimal mit dem Bruststück verschraubt, hinten aber mit dem steifen Genick durch die „Helmzagelschraube" an dem Rücken befestigt. Auf diese Weise wurden Brust, Helm und Rücken zu einem unbeweglichen Ganzen verbunden, wodurch allein es ermöglicht wurde, den Stoß der Stechstange, die ja meist die Stärke einer Wagendeichsel hatte, auszuhalten. Der Stoß verteilte sich auf den ganzen Oberkörper und auch auf den Sattel vermittelst des auf dem Sattelkissen aufstehenden Gesäßschurzes. Letzterer bewirkte auch, daß die Last der Rüstung, 68 Wiener Pfund, weniger auf dem Ritter als vielmehr auf dem Sattel ruhte. Die geschobenen und gekehlten Achselstücke hängen mittels Zapfen an den eisernen Tragbändern des Brust- und Rückenstückes. Die linke Hand, die „Zügelhand", ist durch eine vorzüglich gearbeitete getriebene „Tatze" gedeckt. Der Schutz für die rechte Hand befand sich an der Stechstange. Auf dem an der Brust angeschraubten vorderen Rüsthaken sieht man das Kreuz von Burgund; derselbe diente zum Auflegen der Stange und ihm entspricht der hintere Rüsthaken. Die von den Schultern herabhängenden Scheiben schützen die Achselhöhlen. Die Löcher im Bruststück dienten zur Befestigung der „Tartsche", der Schild, auf den der Stoß der Stange fiel. Dieser Stechzeug wurde gebraucht zum „löblichen gemeinen deutschen Gestech" und „zum Gestech im hohen Zeug mit geschlossenem Sattel."
(Nach O. Leitner.)

Mit Notwendigkeit mußten diese traurigen Zustände in weiten Kreisen das Gefühl hervorrufen, daß die Verfassung des Reiches der Verbesserung in dringendstem Maße bedürfe. Die erleuchtetsten Geister Deutschlands erfüllte der Gedanke, daß die Zwiegestalt von Kaiser- und Papsttum sich endlich überlebt habe und daß an ihre Stelle ein einiges und mächtiges, ein wahrhaft *deutsches* Reich treten müsse, das mit den westlicheren Staaten Europas an Festigkeit wetteifern könne. Schon wurden die päpstlichen Legaten nicht mehr zu den reichsständischen Versammlungen eingeladen, und zu dem Landfrieden, der die endlosen Fehden und Unruhen stillen und die Rechtssicherheit befestigen sollte, wurde die Beihilfe des Papstes nicht mehr in Anspruch genommen. Die lange durch Zwietracht getrennten Fürsten und Städte des Reiches vereinigten sich, zur Vollziehung des Landfriedens ein oberstes Gericht einzusetzen, zu welchem der Kaiser dann den Vorsitzenden zu ernennen hätte. Der schwache Kaiser aber, der seine Zeit mit Alchemie, Astrologie und anderem Aberglauben vergeudete, setzte diesen Bestrebungen einen beschränkten Eigensinn entgegen und nahm es mit eifersüchtiger Tücke auf, als die Kurfürsten seinen Sohn *Maximilian* um des öffentlichen Wohles willen zum „römischen König" wählten. Maximilian, nicht nur der „letzte Ritter", sondern auch der letzte

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

LITHOGRAPHIE U. DRUCK W. GREVE

ZUM TURNIERE ZIEHENDE RITTER AUS HANS BURGKMAIERS AUF-

IIUNG IN BERLIN

LITHOGRAPHIE U. DRUCK W. GREVE

ZUM TURNIERE ZIEHENDE RITTER AUS HANS BÜRGKMAIERS AUF KAISER

Digitized by Google

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN

MIIANS I. ANORDNUNG GEFERTIGTEM TURNIERBUCHE (NACH v. HEFNER-ALTENECK.)

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

deutſche König und Kaiſer (ſein Nachfolger war kein Deutſcher und die ſpäteren nur noch Öſterreicher), wenn auch den Stürmen, die ſeine Zeit bewegten, nicht gewachſen, bewirkte doch bedeutendes. Er befreite ſeine Erblande von den Magyaren und bändigte in Schwaben die partikulariſtiſchen Beſtrebungen Bayerns und Württembergs durch den „ſchwäbiſchen Bund“, in welchem ſich Ritter und Städte zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit von den Fürſten und zur Aufrechthaltung des Landfriedens verbanden. Nachdem er (1493) Alleinherrſcher geworden, bewirkte er auf ſeinem erſten Reichstage, zwei Jahre ſpäter in Worms, die für jene Zeit und für des Reiches Zuſtand erſtaunlichſten Beſchlüſſe: die Erhebung

Gerichtsverhandlung; rechts und links im Vordergrunde abgehende Gerichtsboten, im Hintergrunde links die Folter.
Titelbild aus: Gerichts Ordenung vnd Proceß / letzläuffiger übungen / Mit Rechtmäſſiger deren Gründ vnd klarer anzeyg / in Keyſerlichen vnnd Geyſtlichen Rechten. Gedruckt zu Straßburg. 1550.

einer allgemeinen Reichsſteuer, des „gemeinen Pfennigs“ (eins vom tauſend des Vermögens), die Errichtung eines ewigen Landfriedens und die Einführung des an einem beſtimmten Orte (zuerſt in Frankfurt a. M.) ſitzenden Reichskammergerichts ſtatt des bisherigen mit dem Kaiſer wandernden Kammergerichts.

Aber zwei ſchlimme Umſtände waren den hochfliegenden Plänen Maximilians hinderlich und vereitelten ſie ſchließlich und damit jede Hoffnung auf Befeſtigung des Reiches, nämlich ſein Verharren in der italieniſchen Politik ſeiner Vorgänger und die Trennung der Schweiz vom Reiche. Alle Deutſchen waren damals rommüde, nur der Kaiſer nicht, den die Flügel ſeiner Phantaſie ſogar nach dem Oſten trugen und ihm die Krone von Byzanz

nach Niederwerfung der Türken vorspiegelten, und diese Haltung war es vor allem, welche die Fürsten unwillig und den angebahnten Reformen abgeneigt machte. Mit der Lostrennung der Schweiz vom deutschen Reiche aber begann dessen Abbröckelung und Zerfall. Die Schweizer hatten durch ihre glorreichen Waffenthaten und durch Eroberung romanischer Gegenden diesseit und jenseit der Alpen einerseits eine erhöhte Meinung von ihrer Kraft und Macht gegenüber der Schwäche des Reiches erhalten und anderseits den deutschnationalen Charakter verloren, ehe noch überhaupt ein solcher völlig ausgebildet war. Sie verschmähten daher, ungeachtet der wärmsten Vorstellungen Maximilians, den Beitritt zum schwäbischen Bunde, und dies um so mehr, als sich im Laufe der Zeit eine tiefgreifende Eifersucht und Abneigung zwischen den ursprünglichen Stammesverwandten rechts und links vom oberen Rhein gebildet hatte, und die kornbauenden Schwaben die viehzüchtenden Schweizer nicht mehr anders als in verächtlicher Verbindung mit den Kühen bezeichneten. Es kam zu dem furchtbaren, wenn auch kein volles Jahr (1499) dauernden „Schwaben- (oder „Schweizer-) Kriege", in welchem der Humanist Wilibald Pirkheimer unter Maximilian befehligte und dessen sämtliche Schlachten bis zu der entscheidenden bei Dorneck den Schweizern Sieg brachten, deren Unabhängigkeit seitdem eine Thatsache war. Die Schweiz aber trennte Deutschland von Italien, soweit ersteres nicht an die sogenannte Republik, d. h. die Besitzungen des Adels von Venedig stieß, der die Oberhoheit des Reiches niemals anerkannt hatte; die bereits seit längerer Zeit nur noch formelle Verbindung des Südens mit dem Norden des alten Reiches verlor daher nun auch noch diesen Schein.

Aber auch im übrigbleibenden Reiche hatte Maximilian mit feindseligen Gewalten zu kämpfen. Die gegenseitige Eifersucht zwischen dem König und den Reichsständen auf ihre beiderseitigen Rechte war zu einem förmlichen Bruche ausgeartet, und es herrschte völlige Anarchie im Reiche. Aber Maximilian stellte durch einen Sieg über die aufständischen Fürsten Bayerns und der Pfalz sein Ansehen wieder her; die kaiserliche Macht fand wieder Verehrer, und es wurde eine Druckschrift verbreitet, welche in religiös begeisterter Sprache den König vor den Franzosen warnte, die sich des Papst- und des Kaisertums bemächtigen wollten. Auf dem Reichstage zu Konstanz 1507, wo auch die Eidgenossen wieder erschienen, glaubte Deutschland den alten Ruhm seines Namens noch einmal aufleben zu sehen. Alle Stände, auch die Schweizer, versprachen Beteiligung am Römerzuge, der nun einmal, verbunden mit der Vertreibung der Franzosen aus Italien, des Königs Lieblingsidee war. Er beschenkte die Schweizer reich, verhieß ihnen, falls sie wieder treue Reichsglieder sein wollten, stets ein guter Eidgenosse zu sein, und sprach sie von allen fremden Gerichten los.

Aber die Zeiten hatten sich geändert, und der mittelalterliche Römerzug scheiterte an der Gleichgültigkeit, ja dem Verrate deutscher, von Frankreich gewonnener Fürsten, an dem italienischen Patriotismus Papst Julius II. und an der Feindschaft der stolzen, obschon bereits von ihrer einst schwindelnden Machthöhe herabsteigenden Signoria von Venedig gegen die Deutschen, denen sie den Weg nach Rom sperrte. Papst und Kaiser gingen von da an ihre eigenen Wege; in Trient legte sich Maximilian aus eigener Machtvollkommenheit den Kaisertitel bei, und die Römerzüge hatten ihr Ende erreicht.

Eine weitere charakteristische Zeiterscheinung des Übergangs vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert war die aristokratische Umgestaltung des Regiments der Städte, soweit dasselbe im Mittelalter demokratisch geworden war. Es stimmte dies trefflich zu der stets anwachsenden Macht der Fürsten, die das Reich kaum mehr als über sich stehend anerkannten, namentlich seitdem der Kaisertitel thatsächlich ein bloßer Schmuck des jeweiligen österreichischen Familienhauptes war. Jene Umgestaltung in den Städten geschah auch diesmal wieder in Analogie mit der altrömischen Geschichte. Wie dort die Patrizier und die

IMPERATOR CAESAR
DIVVS MAXI MILIANVS
PIVS FELIX AVGVSTVS
Der Teür Fürſt Kayſer Maximilianus iſt auff den xij tag des jenners ſeins alters im lix Jar ſeligklich von dyſer zeyt geſchaiden. Anno domini, 1519.
AD

Kaiſer Maximilian I. Verkleinertes Facſimile des Holzſchnittes von Albrecht Dürer.

reichen Plebejer zu den „Optimaten" verſchmolzen, ſo hier die an Zahl abnehmenden Junker mit den angeſehenſten Zunftleuten, die ihnen die geringeren Bürger unter dem Daumen behalten halfen, zu dem neuen, großenteils nur geringer Herkunft ſich rühmenden „Patriziat." Ein ſchlagendes Beiſpiel dieſer Emporkömmlinge ſind die Fugger in Augsburg. im vierzehnten Jahrhundert noch arme Weber, im fünfzehnten reiche Kaufleute, im ſechszehnten die damaligen Rothſchilde, Gläubiger des Herrſchers, in deſſen Reichen „die Sonne nicht unterging." Nicht durch Anmaßung oder Gewaltſtreiche bemächtigten ſich die neuen Patrizier der Stadtherrſchaften; es geſchah dies allmählich durch den ſich immer und überall geltend machenden Einfluß des Reichtums und der Bildung, indem die großartige Entwickelung

Digitized by Google

des Verkehrs von den Regierenden der Städte immer mehr Zeit und Kenntniſſe verlangte, über welche die geringeren Bürger nicht verfügten. Wer ſich in dieſe ſtets verwickelteren Verhältniſſe hineingearbeitet hatte, den ließ man auch gern an ſeiner Stelle, und ſo wurden die Würden der Ratsherren lebenslänglich und ihre Wahl eine bloße Formſache. Die Verwaltung der Stadt zog ſich aus der Öffentlichkeit zurück und wurde eine geheime Sache der herrſchenden Familien.

Zugleich verminderten ſich die reichsfreien Städte zuſehends. Schon im Mittelalter waren viele von den anwachſenden Fürſtentümern verſchlungen worden; wir nennen nur Wien, Gelnhauſen, Freiburg, Soeſt; von über achtzig gab es 1474 nur noch zweiundfünfzig. Das traurigſte Beiſpiel dieſes Schickſales bot aber Mainz, einſt das Haupt des rheiniſchen Bundes dar, indem es 1462 von ſeinem Erzbiſchof, Adolf von Naſſau, den der Papſt eingeſetzt hatte, um den ihm nicht willfährigen Diether zu verdrängen. durch Verrat, Hinterliſt und brutale Gewalt unter Mord und Brand erobert wurde. Es fielen dabei ein halbes Tauſend Männer dem Schwerte und wohl ebenſoviel Häuſer der Brandfackel zum Opfer. Alle Nichtverräter, mit Ausnahme der unentbehrlichſten Handwerker, wurden (im Winter!) aus der Stadt getrieben und dieſe dann geplündert, wobei ſelbſt Kirchen und Geiſtliche keine Schonung fanden, da ja die im Aufwande ſchwimmende. höhere Geiſtlichkeit die beſcheidenere niedere verachtete. Und als nach Adolfs Tod Diether, der zurückgetreten war, ſein Nachfolger wurde (1475), da that er, für den die Bürger gekämpft und gelitten, und von dem ſie nun Wiederherſtellung ihrer Freiheit erwarteten, ein Gleiches und warf ihre Erhebung ebenfalls durch Waffengewalt nieder! Nicht lange danach, 1486, verzichtete das verarmte und von Parteien zerriſſene Regensburg auf ſeine Freiheit zu gunſten

Deutſches Städtebild um 1500. Kupferſtich von Albrecht Dürer. Im Vordergrunde der heil. Antonius in die Lektüre eines Buches vertieft.

Digitized by Google

Bayerns; aber Kaiſer Friedrich III., der die Schmach von Mainz hatte hingehen laſſen, zwang Regensburg, wieder Reichsſtadt zu werden (was ſie bis 1634 blieb).

Während das Reich in Fürſtentümer zerſplitterte, — während die Städte, die allein dieſe Wendung der Geſchichte hätten aufhalten können, teils durch die Fürſten ihre Freiheit verloren, teils zu machtloſen, auf ſich ſelbſt beſchränkten Domänen einer Ariſtokratie ohne Vergangenheit und Zukunft herabſanken, während dieſer ſelben Zeit nahm die Ausbreitung deutſcher Sprache, Sitte und Macht nach Oſten einen Aufſchwung, gegen welchen die früheren oft fehlgeſchlagenen und neu unternommenen Anſtrengungen in dieſer Richtung (ſ. oben S. 149, 158 und 178) ſchüchterne Anfänge geweſen waren.

Der Mann, welcher dieſem Unternehmen den kräftigſten Anſtoß gegeben, war kein anderer als Heinrich der Löwe geweſen. Während ſein früherer Gönner und ſpäterer Gegner, der edle Rotbart, in Fortſetzung des unheilvollen „römiſchen“ Kaiſerwahns, wie er für ſeine Pflicht hielt, auf wälſchem Boden deutſche Kraft vergeudete, arbeitete der Welfe für den praktiſcheren und dauerhafteren Zweck der Ausdehnung des Deutſchtums über die Gebiete, die einſt germaniſch geweſen, aber von den Slawen weggenommen waren. Indem er dieſe Eroberung wieder in ihr Gegenteil verwandelte, hat er für das hohe Ziel der Erſetzung von Barbarei durch Kultur mit Hilfe der Kirche unſchätzbares geleiſtet. Sein Sturz (oben, S. 182) brachte zwar in dieſe Arbeit einigen Stillſtand; aber ſie war nun nicht mehr rückgängig zu machen. Ohne Zuthun des hinſiechenden Reiches ſetzten andere Kräfte ſie fort, namentlich ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Das deutſche Volk ſelbſt war es, das durch ſeine Anſiedelungen die ihm einſt während der Völkerwanderung entriſſenen Länder wieder zu deutſchen machte und ihnen die Segnungen der Ziviliſation verlieh. Bergbau, Landwirtſchaft, Handel und Gewerbe, Rechtsſicherheit, Schulen, — alles das wurde in Schleſien, in der Mark, in Mecklenburg und Pommern und ſpäter auch im fernen Preußen durch friedliche deutſche Einwanderer eingeführt. Deutſche Ritter, Bürger und Prieſter gaben jenen früher öden Ländern ein geſittetes Ausſehen, gerufen und bevorzugt von den Fürſten polniſchen Stammes, aber deutſchfreundlicher Geſinnung und deutſcher Kultur, ſpäter auch Sprache. Die nach deutſcher Art erſtehenden Städte erhielten bedeutende Freiheiten, und zwar auf lange Zeit hinaus ſtets, namentlich in Schleſien, nach dem Muſter Magdeburgs (ſo Breslau, nach ſeiner Zerſtörung durch die Mongolen, 1261), während leider die Bauern, wie im älteren Reiche und in Weſteuropa überhaupt, in immer größere Abhängigkeit von den Gutsherren fielen. Bis auf wenige abgelegene Grenzgegenden verſchwand die ſlawiſche Zunge, während ſie in Böhmen und Mähren zähen Widerſtand leiſtete, aber auch dort von deutſchen Anſiedlern eingeengt wurde, bis die Huſiten dieſem Vorgehen Halt geboten. Die ſich miteinander verſchmelzenden Slawen und Deutſchen wurden im Nordoſten des heutigen deutſchen Reiches vorwiegend zu einem Volke, das ſlawiſche Leichtlebigkeit mit germaniſcher Gemütstiefe verband, aber auch in manchem (ſ. oben, S. 51 f.) die Schattenſeiten eines Miſchvolkes nicht verleugnete. Die Huſiten haben (ſ. oben, S. 309 f.) den Untergang des Slawentums in Schleſien blutig und brandig gerächt, und auf Jahrhunderte die Blüte des Landes geknickt, wozu die politiſche Zerſplitterung in viele kleine Fürſtentümer, deren Fürſten vielfach entartet waren, nicht wenig beitrug. Einer dieſer Miniaturdeſpoten, Herzog Hans von Sagan, ließ 1488 ſieben Ratsmänner ſeiner Hauptſtadt im Gefängnis verhungern, weil ſie nicht auf ſeinen Befehl einen Vertrag brechen wollten; ſie haben im Kerker ihr Schickſal ſelbſt mit aus verbrannten Lichtdochten bereiteter Tinte ſchauerlich beſchrieben, indem ſie ihren Peiniger dem Gerichte Gottes überantworteten.

Harte Kämpfe waren den friedlichen Anſiedelungen der Deutſchen in vielen Gegenden vorangegangen, nirgends aber ſo herbe und blutige wie in dem von nordiſchen Nebeln um-

lagerten Oſtſeeküſtenlande, das in der Folgezeit einem weit nach Weſten reichenden Kraftſtaate den Namen gegeben hat, in Preußen. Es griff dort eine Entwickelung ganz eigener Art Platz, wie ſie ſonſt nicht ihresgleichen gehabt; denn dort allein war es, wo dasjenige, was die weſteuropäiſchen Kreuzfahrer im Morgenlande verſucht, was aber dort das Schickſal vereitelt hat, auf die Dauer verwirklicht wurde. Dort iſt zu der Möglichkeit des heutigen deutſchen Reiches der Grund gelegt worden. Der zu Akkon aus einem von Hanſakaufleuten errichteten Hoſpital hervorgewachſene, 1196 geſtiftete deutſche Ritterorden, der Urheber dieſes Werkes, betrachtete ſeine Niederlaſſung in Preußen (ſeit 1230, unter dem Hochmeiſter Hermann von Salza, dem Freunde Kaiſer Friedrichs II.) als eine Fortſetzung und einen Zweig ſeiner Thätigkeit im heiligen Lande. Er nannte die ihm Widerſtand leiſtenden halbwilden Preußen (einen Zweig des lettiſchen Stammes), mit denen er freilich an eiſerner Grauſamkeit zu wetteifern gezwungen war, häufig Sarazenen und Türken, gab Ortſchaften die Namen Jeruſalem, Ägypten und Goſen, und wandte gegen die Heiden ganz dieſelbe Kriegsmethode an wie gegen die Islamiten. Nach Toron in Paläſtina iſt wohl Thorn benannt, und die Ordensburgen Starkenberg (Montfort) und Königsberg (Montroyal) lebten im Nordlande wieder auf. Erſt im vierzehnten Jahrhundert, als im Morgenlande alles verloren war, ſiedelte der Orden völlig nach Preußen über und regierte das in halbhundertjähriger, faſt ununterbrochener Schlacht eroberte Land als ſeine Domäne durch ſeine Beamten, die Komthure und Kaſtellane. Der Ordensmarſchall wurde Oberbefehlshaber des lange Zeit trefflichen Ordensheeres und Kriegsminiſter des Ordensreiches. Mit Burgen begann der Orden; Städte folgten, welche, gleich dem nach Niederwerfung der Urbewohner in ausgezeichneter Weiſe betriebenen Landbau, unter dem Schutze und mit Unterſtützung des Ordens, das Werk deutſcher Anſiedler aus allen Teilen Mittel- und Norddeutſchlands waren.

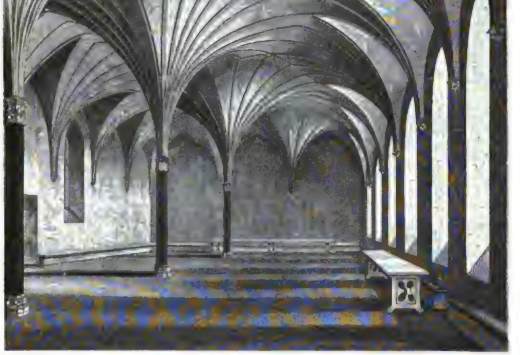
Ordenstracht der Deutſchherren.
Grabſtein des Landgrafen Konrad von Thüringen († 1240), Hochmeiſter des deutſchen Ordens. In der Eliſabethkirche zu Marburg. (Nach Heiner.)

Der Orden beſtand nur zu kleinem Teile aus Geiſtlichen und wurde mit der Zeit, wie immer kriegeriſcher, ſo auch immer weltlicher, namentlich nachdem die Notzeit der Eroberung, welche Ritter und Koloniſten zur frommen Begeiſterung angetrieben hatte, vorbei und der Beſitz des Landes geſichert war. Wie bei den Johannitern und den Templern, welche letzteren dieſer Umſtand ins Verderben ſtürzte, verſchwand auch bei den

Digitized by Google

deutſchen Rittern jeder geiſtliche Anſtrich bis auf die Gelübde. Die Ritter ſelbſt, nicht nur von adliger, ſondern auch von bürgerlicher Herkunft, bildeten die ſchwere Reiterei des Heeres, das im übrigen aus ihrer Dienerſchaft und Söldnern, ſowie aus deutſchen und anderen „Kreuzfahrern“ beſtand. In Livland erhielt der preußiſche Ordensſtaat, nachdem ſich der dortige Schwertorden mit den deutſchen Rittern vereinigt, einen Ableger, dem die freilich nicht wie in Preußen kompakte, ſondern mehr ſporadiſche deutſche Kultur der jetzt ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen entſproßte.

Die im Ordenslande Preußen herrlich emporblühenden deutſchen Städte, Glieder der Hanſa, waren es, welche notgedrungen die Herrſchaft des entarteten Ordens untergruben.



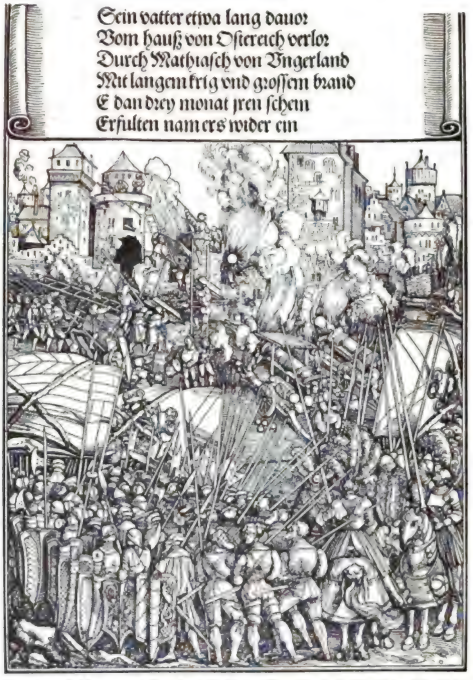
Der Remter in der Marienburg. (Nach Förſter.)

Während dieſelben ruhelos arbeitſam und thätig waren, ergaben ſich die Ritter dem Aufwand und Wohlleben und unternahmen gleichſam zum Vergnügen, mit ſogenannten Kreuzfahrern, denen ſpäter bloße Abenteurer folgten, zweckloſe Kriegszüge gegen die heidniſchen Littauer, die mit gräßlichen Unfugen verbunden waren. Dieſer abſcheuliche Sport ſollte dem Orden einen Nimbus bereiten und brachte den teilnehmenden „Helden“, unter denen ſich ſogar Fürſten befanden, das Lob verkommener Bänkelſänger ein, die für ihre Loblieder Speiſe und Trank erhielten. Als aber die Littauer (gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts) Chriſten wurden, hatte der Orden in ſeinem bisherigen Weſen und Treiben keinen Sinn mehr und hatte doch nicht den Geiſt, ſich eine neue Bedeutung zu ſchaffen. Städte und Bauern wurden erſt vernachläſſigt und dann, dem Aufwande zuliebe, bedrückt und ausgeſogen. Widerſtrebend, aber ohne andere Wahl, ſuchten ſie Schutz bei Polen, dem der Orden unter-

Digitized by Google

lag. Das weltliche Preußen hat dieſer traurigen Stellung der öſtlichſten Deutſchen ſpäter ein Ende gemacht und ihnen wieder ein Vaterland gegeben. —

Wie nach Nordoſten, ſo folgte auch nach Südoſten den geſcheiterten Kreuzzügen eine nützlichere und wohlthätigere Richtung der deutſchen Wanderluſt. Ungarn wurde, unter




Beſchießung und Erſtürmung einer Stadt durch die Truppen Maximilians. Holzſchnitt von Albrecht Dürer, aus der großen Ehrenpforte Maximilians.

eifrigem Entgegenkommen ſeiner Könige, ſtark von ihnen beſiedelt und der Kultur geſchenkt, kein Teil des Reiches der Arpaden aber in ſo gedrängter Fülle wie Siebenbürgen, wo der deutſche Orden, bevor er nach Preußen kam, ſeine erſten europäiſchen Verſuche gemacht hatte. Schon vor ihm aber, um 1184, waren niederrheiniſche Deutſche dort eingewandert, deren Nachkommen jetzt „Sachſen“ heißen, und denen der Kreuzfahrer Andreas II.

Digitized by Google

1224 einen Freiheitsbrief erteilte. Sogar in Polen fanden durch deutſche Kaufleute und deutſche Handwerker Stadtrechte und Gemeindeverfaſſungen ihres Vaterlandes Eingang; in Rußland und Skandinavien wirkte die Hanſa in dieſem Sinne (ſ. oben, S. 245). Aber in Polen endete jene Bewegung 1386 mit dem Aufkommen der deutſchfeindlichen Littauer

Holzſchnitt auf den Handwerker, der ſeine Profeſſion verläßt, um als Landsknecht in den Krieg zu ziehen; von Peter Flötner.

(Jagjellonen), in den anderen genannten Ländern durch das Sinken der Hanſa und das Erwachen des Nationalbewußtſeins jener Völker. Iwan Waſſiljewitſch III. unterwarf 1491 das einſt mächtige Nowgorod der Knute und mit der Freiheit dieſer Stadt wurde auch der deutſche Handel derſelben vernichtet.

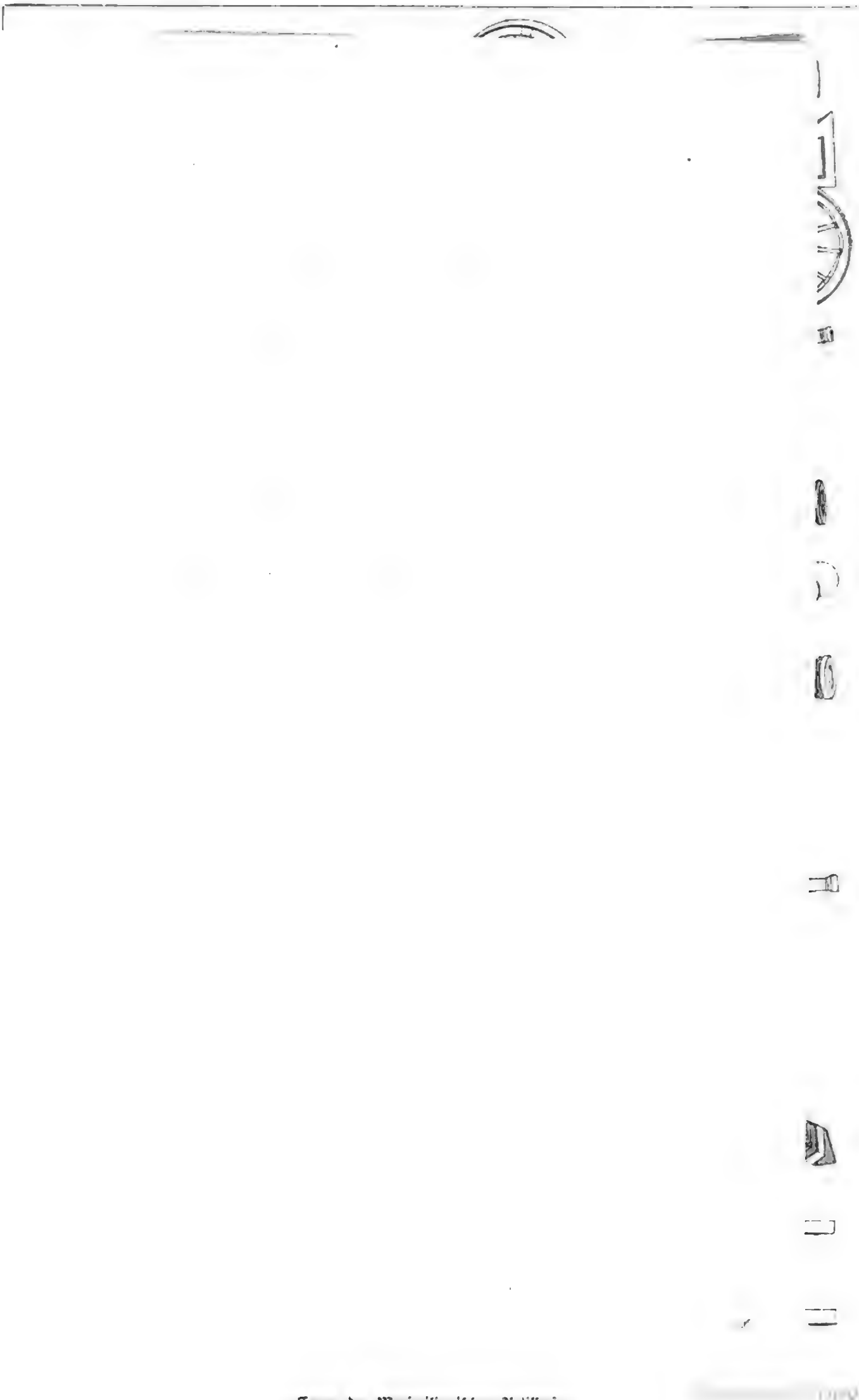
Einen vergeblichen Anlauf unternahm das im Osten von weiterem Vordringen zurückgewiesene Deutschtum, um in der 1192 von dem kühnen Genuesen Colombo entdeckten Neuen Welt sein Glück zu versuchen. Karl V. verpfändete den Welsern von Augsburg, die im Reichtum mit den Fuggern wetteiferten, 1528 das Land Venezuela („Klein-Venedig") in Südamerika. Aber die spanischen Conquistadoren gönnten den Deutschen, deren ein halbes Tausend mit einem halben Hundert Bergleute ihnen im Golddurste Konkurrenz zu machen wagte, ihren Anteil am Raube nicht, und der deutsche Versuch strich vor der spanischen Habsucht die Segel. Dagegen hat ein Deutscher, der Nürnberger Martin Behaim, Schüler des Regiomontanus (s. oben, S. 319), der im Dienste Portugals bis zum Kongo vordrang, den ersten Erdglobus (Himmelsgloben gab es schon früher) gefertigt. Leider aber war es auch ein Deutscher, der den Humanisten nahe stehende Martin Waltzemüller aus Freiburg, der in seiner Einleitung zu einer Kosmographie den Namen „Amerika" für die westliche Erdhälfte vorschlug und damit ihrem Entdecker den wohlverdienten Ruhm der Namengebung schnöde raubte. Allerdings mag er dem Großsprecher Amerigo Vespucci, der sich für den Entdecker ausgab, als Herausgeber seiner Berichte in guten Treuen geglaubt haben.

Des Obersten Feldprofoß.

„Sein Ampt ist / das er im Zug vnd sonst sich sitt vmb vnd bey dem General Obersten halt / damit was sich zutregt / jn der Oberst bei der Hand haben mög / dan es begilcht der Oberst / so etwan etlich vnehrbarlich Thaten oder straffbar sachen sich zu trügen / dem Profosen gegen den vbertrettern zuhandeln /".

Holzschnitt von Jost Amman in Frundsbergers Kriegsbuch von 1565.

Mehr aber als alle Entdeckungen neuer Länder und als die mit denselben verbundene Verbreitung der höheren westeuropäischen Kultur und auch mehr als je war trauriger Weise der Krieg das Charakterzeichen jener Periode, die man als den Übergang vom Mittelalter zur „neueren Zeit" betrachtet. Wir haben bereits (oben, S. 271) angedeutet, welche Wandlungen zur Zeit Maximilians I. das Kriegswesen durchmachte. Dieser Kaiser, der die eben in ihrer Kindheit sich austobenden schweren Geschütze, namentlich seine zwei Kartaunen „Weckauf" und „Purlepaus" so liebte, „wie ein mittelalterlicher Ritter sein Schlachtschwert und Streitroß", war auch (1487) der Schöpfer des Instituts der Landsknechte, d. h. einer fest organisierten Schar von Landeskindern an der Stelle der vorher die Kriege beherrschenden zuchtlosen und ohne Wahl jedem Zahlenden dienenden Söldner, unter denen bunt alle Völker durcheinander gewürfelt waren. Es war dies allerdings dieselbe Einrichtung, mit welcher die Schweizer schon über ein Jahrhundert früher ihre Siegeslaufbahn begonnen hatten, nur nicht unter jenem Namen. Zufälliger, aber bezeichnender Weise fand gerade im Jahre der Gründung des Landsknechttums das letzte größere Turnier Deutschlands statt; denn die neue Erscheinung machte den Ritterheeren und damit dem Rittertum nach mittelalterlichen Begriffen ein Ende. Bald danach,



Typen der Maximilianiſchen Artillerie.

## Typen der Artillerie Kaiser Maximilians I.

Nach den Abbildungen in Maximilians Zeugbüchern in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München und der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien.

Maximilians Geschütze teilten sich in vier Arten: Erstens „Hauptbüchsen"; dieselben schossen Steinkugeln und lagen auf einem einfachen Roste, mitunter auch auf der bloßen Erde; hinter ihnen wurden Pfähle in den Boden gerammt, um den Rückstoß zu vermeiden.

Die zweite Art der Geschütze hatte dünnere und längere Rohre; das Maximilianische Zeugbuch führt als Gattungen derselben an „Scharffmetzen, Nachtigaln, lanng Korthonen, kurtz Korthonen, Notpuchsen" — diese schießen sämtlich Kugeln von Eisen — und „Virtelpuchsenn", welche Steinkugeln schießen und die kürzesten Rohre haben.

Die dritte Geschützart hat sehr lange Rohre und werden die zu ihr zählenden Stücke deshalb „Schlangen" genannt. Zu ihnen gehören auch die Hagelbüchsen und die Streitkarren mit mehreren Schlangen.

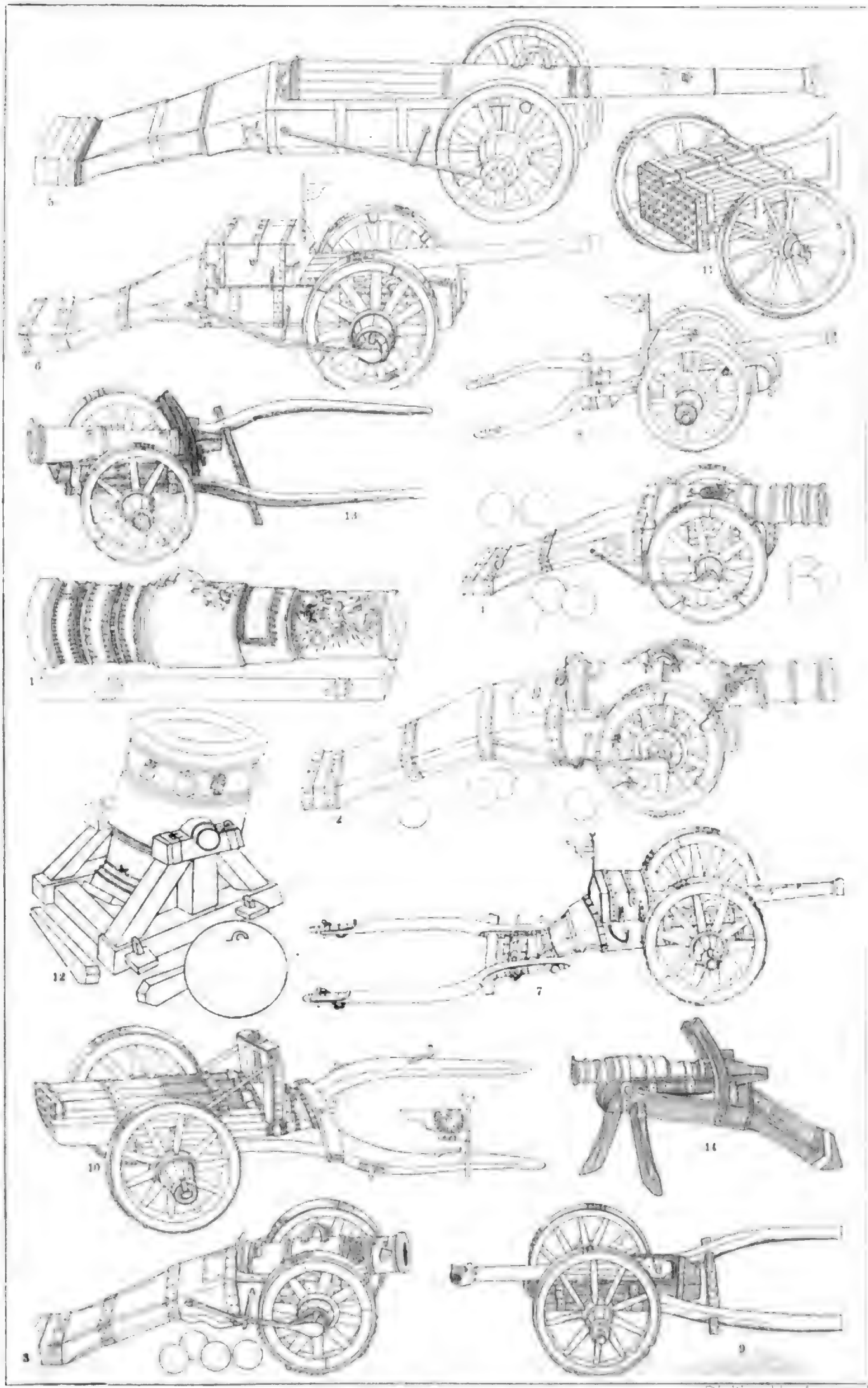
Die vierte Hauptgeschützart sind die Mörser.

Die Aufnahme und Abbildung dieser Geschütze geschah im Auftrage Kaiser Maximilians I. durch Bartholomäus Freinsleben, der kaiserl. Hauszeugmeister war, in den letzten Jahren des 15. und den ersten des 16. Jahrhunderts.

No. 1. Hauptbüchse.
„ 2. Lange Karthaune.
„ 3. Kurze Karthaune.
„ 4. Viertelbüchse.
„ 5. Basilisk: besonders lange Gattung der „Schlangen", „Der Schnurrhindurch" genannt.
„ 6. Lange Schlange.
„ 7. Mittlere Schlange.
„ 8. Falkonet
„ 9. Carrasbüchse.
„ 10. Streitwagen mit 6 Schlänglein.
„ 11. Hagelbüchse.
„ 12. Hauptmörser der Maximilianischen Artillerie: „Der Hummel".
„ 13. Steinbüchse auf Karren.
„ 14. Carrasbüchse auf einer Bocklafette.

Die Geschütze waren schwarz und rot bemalt. Der hintere Teil der Rohre war durch einen mit einem Fähnchen geschmückten aufzusetzenden Kasten vor Witterungseinflüssen geschützt.

(Nach Essenwein, Quellen z. Gesch. d. Feuerwaffen.)



Typen der Maximilianiſchen Artillerie.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

im letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts, fand auch die letzte Söldnertruppe, die „schwarze Garde“, nachdem sie in verschiedenen Ländern gewütet, ihren Untergang im Kampfe gegen die für ihre Freiheit sich wehrenden Ditmarscher Bauern, die mittels Durchstechung der Deiche das Meer zu ihrer Hilfe herbeigerufen hatten.

Die „frummen“, d. h. tapferen Landsknechte waren zwar geworbene, aber sorgfältig ausgewählte Krieger; jeder mußte seine Bewaffnung mitbringen, deren Hauptstück ein Spieß von der dreifachen Länge eines hochgewachsenen Mannes (!) war. Die Werbung leitete ein von dem Landesherrn ernannter Feldoberst, der wieder seine Offiziere auswählte; an herbeiströmender Mannschaft, wenn die Werbetrommel erscholl, fehlte es niemals, da jeder kräftige Bursche das lustige Feldleben dem Stubensitzen oder Feldarbeiten vorzog. Selbst an Edelleuten fehlte es nicht (Kaiser Max trug selbst einst an der Spitze von Fürsten und Rittern die Lanze auf der Schulter) und „fahrende Schüler“ nahmen nicht selten zur Abwechselung das Schwert statt des Wanderstabes in die Hand. In der That hätten die Landsknechte in ihrer Blütezeit, wenn nicht die auseinanderstrebenden Interessen der Einzelstaaten gewesen wären, das Reich retten und auf die erste Stelle in Europa wieder erheben können; denn kaum ein Land dieses Erdteils gab es, das nicht von ihrer Tapferkeit zu erzählen gewußt hätte.

Recht der langen Spieße.

„Darnach stellt der Prosoß den armen man für sich / vnd gibt jm drey Streich auff die rechte Achsel / im Namen deß Vatters / Sons / vnd deß heiligen Geists / vnd stellt jn gegen den Spiessen / vnd läßt jn lauffen.

Zum fünfftzehnden wenn der arm Mensch verscheiden ist / so kniet man nider / vnd thut ein Gebett / darnach macht man ein ordnung / vnd ziehen drey mal vmb den Cörper / vñ die Schützen schiessen drey mal ab / im Namen deß heiligen Geists / Dreyfaltigkeit / vnd ziehen darnach wiederumb / vnd machen ein beschluß Ring.“

Holzschnitt von Jost Amman in Frundsbergers Kriegsbuch von 1565.

Die Zucht der Landsknechte war musterhaft im Vergleiche zu jener der früheren Söldner, aber für die heutigen Begriffe und Anforderungen noch lax genug. Sie gehorchten keineswegs durch dick und dünn, sondern machten Bedingungen, behielten sich vor, gegen diese und jene Feinde nicht zu fechten, und scheuten selbst den Aufruhr nicht, wenn der Sold ausblieb oder sonst etwas ihnen zuwider war. Doch behielten sie so viel religiösen Sinn, daß sie vor und nach jeder Schlacht auf die Knie fielen und beteten. „Artikelbriefe“, auf welche die Mannschaft beeidigt wurde, regelten die Punkte, zu denen alle Landsknechte eines „Regiments“, d. h. eines Schlachthaufens von nicht festgesetzter Anzahl der Mannschaft, verpflichtet waren. Verbrechen, Plündern in vertragsmäßig eingenommenen Orten, Fahnenflucht, Ungehorsam, Verrat u. s. w. unterlagen schweren Leibesstrafen, beziehungsweise dem Tode. Ein Kriegsgericht entschied über diese Strafen auf freiem Felde zwischen Schranken, um welche die Landsknechte einen Ring bildeten, unter dem Vorsitze des vom Feldhauptmann dazu ernannten „Schultheißen“. Die Anklage des Fehlbaren und den Vollzug des

Urteils beſorgte der Profoß, „die ſeltſamſte Figur des ganzen Haufens, deſſen Würde deutſche Mannesſtrenge und deutſcher Ernſt mit faſt gemütlicher Perſönlichkeit umkleidete und verdeckte, die tauſendängige, überall gegenwärtige Femgewalt, eine Figur, ſo eigentümlich deutſch, wunderlich und halb komiſch und doch wieder ſo entſetzlich finſter“ (Barthold). Der Verurteilte nahm von den Kameraden Abſchied und bat ſie um Verzeihung. Die Todesſtrafe geſchah durch Schwert oder Strang, gegen Verräter durch Vierteilen oder Rädern, — oder ausſchließlich durch das, gewiſſen Truppenkörpern ausdrücklich verliehene „Recht der langen Spieße“, d. h. indem die „Gemeinde“ der Landsknechte über das Schickſal des Schuldigen abſtimmte, der dann durch die „Gaſſe“ ſeiner Genoſſen gejandt wurde und von ihren Speeren durchbohrt fiel, worauf alle niederknieten und für die arme Seele beteten, dann über ihm eine Salve abſchoſſen und zuletzt den Dank des Profoßen für ihre gute Juſtiz empfingen Zur Vollſtreckung der Todesurteile anderer Art hatte der Profoß einen Nachrichter zur Seite, und damit keine Richtung des damaligen blutigen Wütens der „Kriegsfurie“ fehle, gab es noch einen „Brandmeiſter“, der mit der Fackel in der Hand ſtolz zu Pferde ſaß und das unvermeidliche „Sengen und Brennen“ leitete, gegenüber welchem die rückſichtsloſe Plünderung eroberter Städte noch als ein beneidenswertes Schickſal erſchien.

Landsknecht mit ſeinem Weibe. Kupferſtich von Daniel Hopfer (um 1500).

Die Landsknechte ergaben ſich meiſt für längere Zeit einem umherziehenden Leben, wenn es ihnen bei der Fahne gefiel, und nahmen dann ſelbſt Weib und Kind mit ins Feld und Lager. Aber nicht alle waren ſo glücklich, und für dieſe gab es einen Troß lüderlicher Dirnen, denen ſich die Troßbuben zugeſellten, welche beiden die gemeinſten Dienſte verrichtenden und dabei verachteten und mißhandelten Klaſſen unter dem Troßweibel ſtanden, der auch oft einen derbern Titel trug.

Neben den Offizieren, deren Grade die Grundlage der heutigen geblieben ſind, war der Fähnrich der wichtigſte Mann, er durfte ſeine Fahne nie verlaſſen, und wenn er keine Hand mehr hatte, ſie zu halten, mußte er ſie zwiſchen die Zähne faſſen oder ſich in ihr umfangreiches Tuch hüllen, bis er ausgeatmet hatte. Angeſehen war auch der Feldweibel, deſſen Amt es war, Streitigkeiten zu vermitteln und die Neulinge in damals noch ſehr unentwickelter Art zu drillen; die „Gemeinweibel“ waren dagegen gewiſſermaßen die Tribune

der Gemeinen. Zwei Spielleute, Trommler und Pfeifer, ein Schreiber, ein Feldſcher und ein Kaplan fehlten bei keinem „Fähnlein“, wie die taktiſche Einheit hieß, die einer Fahne folgte. Ein Herold dagegen war nur für das ganze Regiment da; in ſeiner glänzenden Erſcheinung mit dem kaiſerlichen oder fürſtlichen Wappen auf dem Vorderteil des Rockes verfeinerten ſich die früheren „Schreier“ der Turniere. Die geharniſchten Landsknechte waren die vornehmeren; ſonſt beſtand keinerlei Uniform unter dieſen wilden Geſellen, die frei den bekanntlich extravaganten Moden ihrer Zeit, namentlich in Bezug auf die abſcheulichen Pluderhoſen, folgten. Ja die Landsknechte ſuchten geradezu durch auffallende Tracht ſich hervorzuthun und durch Bizarrerie in dieſer Hinſicht zu glänzen. Nicht ſelten trugen ſie ſich abſichtlich in jenem Grade der Nachläſſigkeit, wie er zum Zwecke freierer Bewegung oder infolge der Strapazen des Krieges vorkam, z. B. teilweiſe zerlumpt, mit herabhängenden Strümpfen, mit einem nackten Bein, während das andere verſchwenderiſch gekleidet war, u. ſ. w.

Fähnrich der Landsknechte (das rechte Bein nackt).
Kupferſtich von Heinrich Aldegrever (1502—1562).

Dieſer Verſchiedenheit in der Bekleidung entſprach auch eine ſolche in der Bewaffnung. Neben denen mit den langen Spießen trug dieſer ein koloſſales Schwert („Zweihänder“), jener eine Hellebarde, ein anderer die Hakenbüchſe. Wohl ſtellte man die mit entſprechenden Waffen zuſammen; aber da ihre Zahl nicht feſtgeſetzt war, ſo konnte von einem geregelten Handeln im Kriege keine Rede ſein. Die Kriegskunſt der Landsknechte beſtand in maſſenhaftem Angriff und ebenſo maſſenhafter Verteidigung. Ihre beliebte Aufſtellung war die „gevierte Ordnung“. Sie wurde „in der Weiſe hergeſtellt, daß ſo viele Reihen oder Rotten hintereinander aufgeſtellt wurden, als in der erſten Reihe Krieger ſtanden, ſo daß ein regelmäßiges Viereck gebildet wurde. Die vorderſte dem Feinde zugewandte Linie beſtand aus drei Gliedern der am beſten gerüſteten Landsknechte mit langen Spießen, in ungerader Zahl, um für die eingelegten Wehren der Hintermänner Lücken zu laſſen. Es folgten dann mit Hakenbüchſen bewaffnete Doppelſöldner, die allerdings ſpäterhin in beſonderen Haufen an die Seiten des Vierecks, auch wohl hinten und vorn „angehenkt“ zu werden pflegten, oder ein „Blatt“ (eine Abteilung) mit Hellebarden oder Zweihändern bewaffnet, das die vorderſten drei Fahnen umgab; wieder ſtarrte ein Wald von Spießen, in deſſen Mitte die Träger kurzer Wehren,

der Hellebarden und Schwerter, vier Fahnen umgaben, und hinter dieſem ſtand, die hinterſten drei Fahnen umgebend, von Trägern langer Spieße vorn und hinten eingefaßt, der Reſt der kurzen Wehren. Die hinterſte Reihe bildeten wieder eine oder einige Reihen der tüchtigſten und zuverläſſigſten „Doppelſöldner“ (Leute mit doppeltem Solde), welche wie die Hauptleute, die Aufgabe hatten, Zaghafte vorwärts zu treiben und etwaige Verſuche zu fliehen durch Niederſtoßen der Feiglinge zu verhindern. Der ſo in geſchloſſenem Viereck undurchdringlich ineinander verſchränkte „helle Haufen“ bewegte ſich, ſobald das Heer vorwärts ging, in wuchtigem Sturmſchritte vorwärts, je drei Tritte auf fünf deutlich markierende Schläge der Trommel machend, zu welchen der Landsknechtswitz den Trommelvers „Hüt dich Bau'r, ich komm'!“ gemacht hatte.

Ein kaiſerlich deutſcher Herold. Holzſchnitt von Michael Oſtendorfer. (1. Hälfte des 16. Jahrh.)

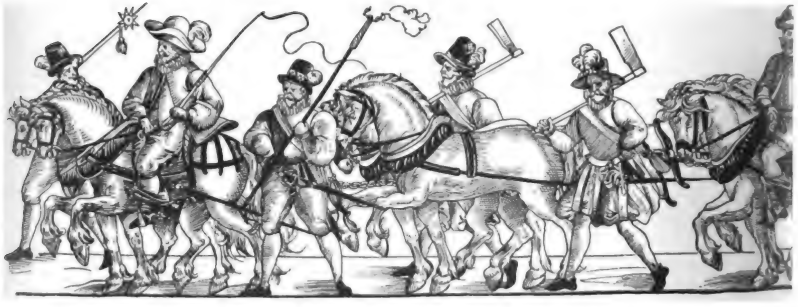
Abgeſondert vom „hellen Haufen“ und ihm voraus ſtürmte eine kleine Schar, die „Blutfahne“, die „Läufer“ oder der „verlorene Haufe“ (franz. enfants perdus) genannt, beſtehend aus den oft durch Würfelſpiel erleſenen verwegenſten Burſchen, denen auch mitunter jene eingereiht wurden, die durch Verbrechen das Leben verwirkt, aber vom Hauptmann die Gunſt erhalten hatten, auf dieſe Weiſe „ihre Schuld zu ſühnen“; denn „verloren“ waren dieſe Tollköpfe in der Regel.

Ob es nun ein altgermaniſcher oder, in der Zeit des Humanismus ein den homeriſchen Helden entlehnter Brauch war, — gleichviel, — tapfere Landsknechte, meiſt Adlige, forderten, aus der „gevierten Ordnung“ heraustretend, die Gegner zum Zweikampfe heraus, von welcher Ehre Verräter ausgeſchloſſen waren, und unter dieſe rechnete man auch die im Dienſte Fremder, beſonders der Franzoſen, kämpfenden Deutſchen.

Handelte es ſich mehr um die Verteidigung als den Angriff, „ſo wurde ein Igel“ gebildet. Entweder in kreisrunder oder in gevierter Aufſtellung nahm die Mannſchaft des „hellen Haufens“ die Schützen, ſowie die nur mit kurzer Wehr bewaffneten Knechte in das

TH -RK
PU .ORARY
ASTOR, LENOX AND
TILD N FOUNDATIONS.

Der Troßzug; Holzſchnitt nach Hans Sebe



Geſchütz mit vollſtändiger Beſpannung und Bedienung. Aus einem

Digitized by Google

ald Beham. (1. Hälfte des 16. Jahrh.)

A ein Nürnberger Stückschießen von 1592 darstellenden Holzschnitt.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Innere des Vierecks oder Kreiſes auf, indem ſie die Spieße fällte und nach allen Seiten Front machte. Das vorderſte Glied kniete dabei gewöhnlich nieder, hielt die Spitze des

Landsknecht mit Schwert, Pfeifer, Trommler, Fahnenträger und Landsknecht mit Helmbarte. Kupferſtich von Daniel Hopfer.

Spießes in Bruſthöhe der anſtürmenden Pferde, indem es das Spießende gegen den Erdboden ſtemmte, und ſtreckte überdies den Angreifern auch noch das Schwert entgegen."

Drei Landsknechte. Kupferſtich von Daniel Hopfer.

Da das Rittertum im Verſcheiden war, hatten neben dem Fußvolke der Landsknechte, dem die Zeit gehörte, die Reiterei der ſchwergepanzerten „Reiſigen" wenig oder keine

Bedeutung mehr. Sie vertrat die Vergangenheit; in die Zukunft aber blickte die noch in ihren Anfängen ſtehende „Arkelei“ (Artillerie), deren hauptſächlichſte Verwendung in der Beſchießung feindlicher Städte beſtand.

Das Lager der Landsknechte bildete nach altgermaniſcher Weiſe eine Wagenburg, indem die rings in Reihe aufgeſtellten Kanonen und Gepäckwagen zur Schutzwehr desſelben dienten, z. B. in einem Halbkreis, deſſen Sehne ein Fluß bildete. Außerhalb derſelben waren Wachen von Reiſigen aufgeſtellt. Auf drei Seiten führten Thore, d. h. Lücken in die Wagenburg und aus ihr heraus. Innerhalb der Fuhrwerke waren Spieße aufgepflanzt, mit den Fahnen dazwiſchen, bei denen Wachen ſtanden. Am Fluſſe war der Galgen aufgerichtet; in einer Ecke befand ſich der Proviant (Schlachtvieh, Mehlſäcke, Fäſſer u. ſ. w.); an verſchiedenen Orten wurde im Freien in Keſſeln gekocht. Den übrigen Raum nahmen die Hütten und

Aus einem Landsknechtslager; im Hintergrunde an einer Trommel Würfelſpieler.
Aus einem größeren Holzſchnitt eines unbekannten Meiſters.

Zelte der Soldaten und der Marketender ein, in deren Mitte im Kreiſe die größeren Zelte der Offiziere und Beamten und ihres Geſindes ſtanden. Dazwiſchen war ein buntes Getriebe von Landsknechten, Pferden, Wagen, Troß u. ſ. w., da zechte und ſpielte und — ſchlug man ſich auch wohl.

Gegen Franzoſen und Türken waren die Landsknechte in ihrem Element, und ſie rühmten ſich 1529, Wien vor den Barbaren des Oſtens gerettet zu haben, vor denen außer ihnen, und mit Grund, ganz Deutſchland zitterte, wenn die „Türkenglocke“ zum Gebete mahnte. Leider aber nur zu oft haben deutſche Landsknechte gegeneinander gefochten, ſei es in den inneren Kriegen, ſei es, daß Scharen von ihnen, des deutſchen Vaterlandes uneingedenk, den Franzoſen dienten. Nie aber war die gegenſeitige Erbitterung ſo groß, als wenn die deutſchen Landsknechte ihren eigentlichen Vorbildern, ihren Stammes- und Sprachgenoſſen, den Schweizern gegenüberſtanden; da gab es keine Gnade und kein Erbarmen, da

RK
RARY
OX AND
INDATIONS.

Feldlager im ſechszehnten Jahrh

Digitized by Google

ndert. Radierung von Joſt Amman.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

wütete die Giftpeſt der kriegeriſchen Eiferſucht, und da ſind die Keime langer trauriger Entfremdung der germaniſchen Brüder häßlich emporgeſproßt. In den furchtbaren Blutbädern auf Italiens heißem Boden aber, bei Marignano gegen, bei Bicocca und Pavia für Frankreich iſt der ältere Waffenruhm der Schweizer zu Grabe gegangen und hat der neuere der Landsknechte, ſtets im gegneriſchen Heere, ſeine Blüte erreicht, welcher aber nicht lange hernach bereits die Entartung folgte, die ſich in wachſendem Saufen, Spielen, Fluchen und anderen Ausſchweifungen, ſowie in abnehmender Zucht und Tapferkeit kundgab. Noch vor dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ſind dann die Landsknechte der vervollkommneten Feuerwaffe zum Opfer gefallen. Sie hatten, wie alles auf der Welt, ihre Zeit gehabt; aber ihre Unerſchrockenheit und ihr wilder Humor ſind, im Bilde wie im Liede, in der Sage wie im Sprichworte und im Schwanke, ebenſo unſterblich geworden, wie die Muſterbilder ehrlicher Haudegen, die an ihrer Spitze geſtanden, ein Georg von Frundsberg, ein Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, ein Franz von Sickingen, ein Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand und andere.

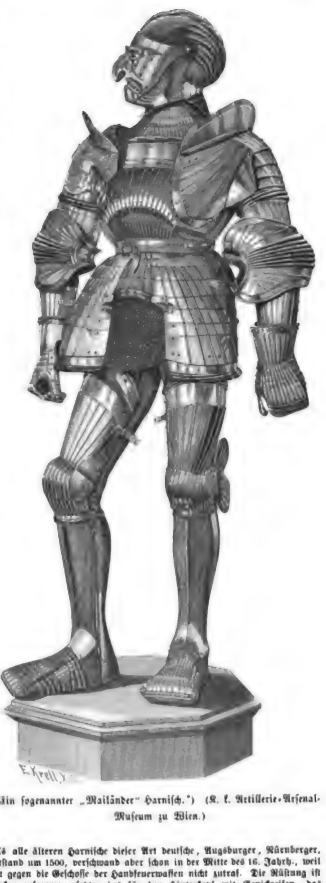
Deutſche Rüſtung aus der Mitte des 15. Jahrh. (Kaiſerl. Waffenſlg. in Czarskoe-Selo.) (Hinſichtlich der Erklärung der Einzelheiten wird auf die beiden folgenden Rüſtungen verwieſen.)

Auch der Humaniſt und Prophet der Neuzeit, Ulrich von Hutten, hat den langen Spieß im Wälſchlande getragen und einſt in Viterbo frechen Franzoſen, die ſeinen Kaiſer läſterten, gezeigt, wie deutſche Hiebe ſitzen.

Typus der ersten vollständigen Plattenharnische. (K. k. Art.-Arsf.-Mus. z. Wien.) Rüstung Maximilians I., vor 1480 gefertigt, Nürnberger Arbeit. Hals und Kinn sind durch einen „Bart" geschützt; darüber greift der Helm „Schallern" mit aufzuschlagendem, in der Abbildung geschlossenen Visir. Das Ober- und Unterarmzeug (in den Armbeugen offen) wird durch die spitzen „Ellenbogenlachseln" verbunden, welche an der inneren Seite angeschnallt sind, an der äußeren durch Schnüren gehalten werden. Die Achselhöhlen sind durch hängende Scheiben und Panzerwerk (Musseln) geschützt. Die eisernen Handschuhe haben Knöchel und Fingernägel von Messing. Der Schenkelschutz („Diechlinge") bedeckt nur die Vorderschenkel; die Kniebuckeln haben Muscheln zum Schutze der offenen Kniekehlen. Der Schluß der Beinröhren geschieht durch Federzapfen. Die eisernen Schnabelschuhe sind neunmal gelohen; die Schnäbel derselben sind 21 Cent. lang. Die 16 Cent. langen Sporen sind über die Schuhe geschnallt. Gewicht der ganzen Rüstung ca. 39 Pfd. — Die Klinge des Reiterschwertes ist 109 Cent. lang, an der Angel 4 Cent. breit; der Griff 23½ Cent. lang. (Nach O. Leitner.)

Es war eine bewegte Zeit, nicht nur im Kriege, sondern selbst im Frieden. Die Feuerwaffen, welche damals erst eine kleine Minderheit der Heere schmückten, feierten ihre ersten Erfolge in den Schützenfesten, deren Blütezeit von den letzten Jahren des fünfzehnten bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts reichte und deren Schauplätze namentlich die Reichsstädte und Residenzen Süddeutschlands und die Städte der Schweiz waren; die glänzendsten wiesen Nürnberg, Augsburg, Heidelberg, München und Zürich auf. Meist waren dabei Armbrust- oder Stahl- und Büchsenschützen thätig. Anfangs war das Ziel des Schießens, wie noch jetzt in Norddeutschland, namentlich mit Armbrüsten, ein auf hoher Stange angebrachter, oft prächtig verzierter Vogel, welcher aber in der Schweiz und in Schwaben, namentlich für Feuerwaffen, durch die zweckmäßigeren Scheiben verdrängt wurde. Solche Feste fanden mit und ohne Anlaß, oft aber zur Feier fürstlicher Hochzeiten u. s. w. statt und wurden, da sie gewissermaßen an die Stelle der Turniere traten, auch von Edelleuten und selbst Fürsten besucht. Die Schießstätten waren prachtvoll verziert und mit Bildern geschmückt, die Brunnen gemalt und vergoldet, die Schranken mit Säulen, Laubwerk und Wappen ausgestattet. Es war ein großartiges, buntes Leben und Treiben; Lärm aller Art und Musik ließ sich hören. Unternommen wurden die Schützenfeste von den Schützengesellschaften, die zugleich gesellige und freundschaftliche Zwecke verfolgten, auch die Söhne der Mitglieder schon als Knaben, zuerst mit Bogen, in der

Schießkunst unterrichteten und zu ihrer Fertigkeit heranzogen. Auch unterhielten sie fast regelmäßig einen wohlbezahlten Narren, welcher sie, mit Pritsche und Schellenkappe geziert, auf ihren Reisen zu den Schützenfesten begleitete und die Heiterkeit des Volkes erregte. Eine solche Reise machten bekanntlich 1576 die Zürcher zu Schiffe auf dem Rhein nach Straßburg mit einem Topfe voll Hirsebrei, der bei der Ankunft noch warm war und gemeinsam verzehrt wurde. Am Schießen zu Augsburg 1508, zu Ehren des Herzogs Wilhelm von Bayern, fanden sich 544 Armbrust- und 919 Büchsenschützen ein, und der Humanist Peutinger (s. oben S. 319) hat das Fest der Beschreibung durch seine Feder würdig befunden. Zehn Jahre später gab dieselbe Reichsstadt ihrem Kaiser Max zu Ehren ein solches Fest, zu welchem er den Armbrustschützen eine silberne vergoldete Schale, einen Ochsen und sechs Ellen Sammet schenkte. Die Räte der Städte gaben nicht nur bei solchen Anlässen Geschenke, sondern auch ihren Bürgern, welche auswärtige Feste besuchten, z. B. jedem eine gleichfarbige (besonders rote) Kleidung. Nachdem die Blütezeit der Schützenfeste vorüber war, wurde das Schießen Nebensache, Vergnügen aber, besonders Essen und Trinken, Hauptsache. An einem außerordentlich glänzenden Schießen in Nürnberg 1579 z. B. nahmen nur 111 fremde und 136 einheimische Schützen teil und that jeder in fünf Tagen nur 24 Schüsse. Dagegen kredenzte der Rat den Schützen täglich 32 Kannen Wein nebst Brot, Käse und Obst, und es wurden 400 Gaben von über hundert schönen, mit goldenen



Ein sogenannter „Mailänder" Harnisch.*) (K. k. Artillerie-Arsenal-Museum zu Wien.)

*) Die Bezeichnung ist insofern unzutreffend, als alle älteren Harnische dieser Art deutsche, Augsburger, Nürnberger, österreichische Arbeiten sind. Diese Rüstungsgattung entstand um 1500, verschwand aber schon in der Mitte des 16. Jahrh., weil die von der Riffelung vorausgesetzte Widerstandsfähigkeit gegen die Geschosse der Handfeuerwaffen nicht zutraf. Die Rüstung ist ganz aus blankem Eisen. Der Helm ist aus drei Stücken zusammengesetzt: eins für den Hinterkopf mit Genickreifen, das ein Gesicht nachbildende Visier, welches nach oben aufzuschlagen ist, und der Kinnschutz. An den Helm schließt der Kragen, dreimal geschoben, an. Die Achselstücke sind dreimal geschoben und mit hohen Brechrändern, sowie mit nach vorn und hinten übergreifenden Platten, den „Border- und Hinterfügen" versehen. Der rechte derselben ist kleiner, um die Lanze

Ketten und anderen Kleinodien gezierten Knaben, denen Trompeter vorausgingen und Soldaten nachfolgten, auf den Festplatz der „Hallerwiese“ getragen, bestehend in Goldgulden in seidenen Beuteln, die an seidenen Fahnen hingen; dort wurden sie ausgeteilt und von den glücklichen Schützen in festlichem Zuge zur Stadt zurückgebracht.

Bildnis von Kaiser Maximilians I. Hofnarren Kunz von der Rose. Kupferstich von Daniel Hopfer.

Bei solchen Festen, wie auch bei Maskenbällen, Wettlaufen, Pferderennen, Turnieren u. s. w. spielten stets die „Glückshäfen“, auch Wucher- oder Glückstöpfe, die Lotterieen jener Zeit, eine große Rolle. Die Unternehmer derselben teilten Zettel (Lose) aus (bei dem zuletzt

bequemer in den Rüsthaken legen zu können. Die ganz geschlossenen, auch die Armbeugen deckenden Ellenbogenkacheln sind nur durch Lederstreifen mit Ober- und Unterarmzeug verbunden. Unten schließen sich der Brust drei Leibreifen an und diesen die „Beintaschen“; zwischen diesen Kettengeflecht. Das Rückenstück des Harnischs ist über die Schultern mit eisernen Tragbändern und um den Leib durch einen Riemen mit der Brust verbunden. Die Kniebuckeln haben an der Außenseite Muscheln zum Schutze der Kniekehlen. Die Beinröhren sind ohne Riffelung, die beiden stumpfen Schuhe aber („Bärentatzen“ oder „Kuhmäuler“) sind geriffelt und neunmal geschoben. Gewicht der ganzen Rüstung ca. 41½ Pfund. (Nach O. Leitner.)

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Die Churfürstliche Statt Zwickaw.
Sanct Katharina

Feſtſchießen zu Zwickau im Auguſt 1573. Kupferſtich von einem unbekannten

Spitalkirchen
Pfründthauß
Das Oberstor
Bairen Tantz
Wettlaufen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

genannten Feſte über achtzigtauſend) und ſpiegelten dem Volke Gewinnſte vor, die aber oft, durch betrügeriſche Kunſtgriffe, ſich in nichts oder wertloſes Zeug auflöſten. Das älteſte Beiſpiel dieſer Art finden wir 1477 in Erfurt an einem Schützenfeſte, wobei der erſtgefallene Gewinn in zwei Gänſen und einem Pfund Ingwer, der letzte in einem Gulden beſtand. Andere Loſe gewannen ſilberne Becher. Der beſte Gewinn eines Glückshafens zu Augsburg 1578 beſtand in einem bayriſchen Wirtshaus, deſſen Wert auf 4500 Gulden angegeben war. Die Zettel mit den Namen der Einleger und die mit den Namen der Gewinnſte wurden je in ein geſchloſſenes Faß gelegt und durch einen „ungelehrten Knecht“ in Gegenwart der Ratsherren und ihrer Schreiber gezogen.

Noch glänzender womöglich als die öffentlichen Feſte waren fürſtliche Hochzeiten. Bei derjenigen des Herzogs Georg von Bayern mit einer polniſchen Königstochter (1475) ritt der „römiſche Kaiſer“ (Friedrich III.) mit „allen Fürſten, Rittern und Knechten“ auf eine Meile Weges von Landshut der Braut entgegen, vor welcher ſofort vier Ritter mit ſcharfen Speeren aufeinander turnierten. Vor dem Bräutigam zogen neun Hengſte her, jeder von einem Edelknaben geritten, ihr Geſchirr mit Perlen geſtickt, die Zügel ſilberne Ketten. Am Hute trug der Bräutigam ein Kleinod im Werte von fünfzehntauſend Gulden; auf dem Ärmel ſeines Kleides war eine Jungfrau geſtickt, die einen Löwen am Stricke führte, und die Inſchrift zu leſen: „In ehren ſie mir liebet.“ Der Kaiſer und ſein Gefolge ſaßen ab und gingen mit dem „heiligen Sakrament“ der Braut entgegen, welcher zehn Jungfrauen auf weißen Zeltern folgten und welche zwei vergoldete Wagen mit ſich führte. Ihre Vorreiter, vier polniſche Herren, trugen vergoldete Sporen, ſie und ihre Edelknaben mit Perlen und Edelſteinen geſtickte Kleider und die Pferde vergoldete Geſchirre. In Landshut eingezogen, führten der Kaiſer und der Markgraf von Brandenburg die Braut in die Kirche, wo die Trauung ſtattfand. Bei Anbruch der Nacht eröffnete der Kaiſer mit der jungen Frau den Tanz. Am anderen Tage beſuchte die ganze Hochzeitgeſellſchaft die Kirche und hielt dann in einem mit rotem Sammet behängten und von Silbergeſchirr glänzenden Saale ein reiches Bankett ab, dem ein Turnier folgte. Die Teilnehmer am Feſte waren zehntauſend an der Zahl und hatten achttauſend Pferde bei ſich. Die Koſten der Hochzeit beliefen ſich auf 55 766 Gulden 73 Häller. An Gewürzen wurden verbraucht: 207 Pfund Safran, 386 Pfeffer, 286 Ingwer, 205 Zimmet, 105 Nelken, 85 Muskatblüten und 500 Zucker. Selbſt bei bürgerlichen Hochzeiten wohlhabender Leute trug die Braut oft mehrere Pfund Gold an ſich, einen goldenen Gürtel und eine vergoldete Silberkrone. Hochzeiten dauerten in dieſen Kreiſen oft mehrere Tage lang und waren mit großem Aufwand an Speiſen und Getränken verbunden, namentlich da es Sitte war, alle ohne Einladung erſchienenen Perſonen zu bewirten und die Armen ſich ſtark herbeidrängten. Wer bei ſolchen Anläſſen nicht freigebig war, machte ſich allgemein verhaßt, während auf der anderen Seite die Obrigkeiten gegen den Aufwand in dieſer wie in anderen Richtungen einſchritten. Die Hochzeiten geringer Leute und der Bauern aber wurden vorzüglich durch wüſten Lärm, wahnſinniges Tanzen, unflätiges Eſſen und Trinken, mutwilliges Geſchirrzertrümmern und weiteren nicht zu nennenden Unfug gefeiert, wovon die unvermeidliche Prügelei den Schluß machte.

Aber nicht nur die weltlichen, ſondern auch die ſogenannten geiſtlichen Hochzeiten, d. h. bei jungen Männern die erſte Meſſe, bei Mädchen der Eintritt ins Kloſter, wurden mit Gaſtmählern und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſogar mit rauſchenden Feſtlichkeiten gefeiert, gegen welche von oben noch ſtrengere Maßregeln ergriffen wurden, als gegen die wirklichen Hochzeitsfeſte. Wie die junge Frau am Morgen nach der Vermählung von ihrem Gatten die Morgengabe (in Geld, Koſtbarkeiten oder Kleidungsſtücken), ſo erhielten auch der junge Prieſter und die eingekleidete Nonne von ihren Bekannten Geſchenke, die aber oft verboten wurden.

Dörfliches Feſt. Links die Bauern an langer Tafel beim Feſtſchmaus; rechts auf der Wieſe Tanz, zu dem ein paar auf einer Bank ſtehende Muſikanten aufſpielen.
Kupferſtich von Daniel Hopfer.

Obſchon die kirchliche Trauung damals bereits allgemein geworden (ſ. S. 253), wurde dennoch ſtets die Verlobung, d. h. was wir heute den Zivilakt nennen, als die Haupthandlung, auf die es vor allem ankam, betrachtet, auch wenn ſie, wie namentlich bei dem noch vorkommenden Mißbrauche der Verlobung von Kindern, der Trauung um Jahre vorausging. Solcher Widernatürlichkeit fielen beſonders Fürſtentöchter aus politiſcher Berechnung der Väter zum Opfer. So wurde z. B. des Brandenburger Markgrafen Albrecht Achilles Tochter Barbara als Kind zweimal, mit acht und mit zwölf Jahren verlobt; ihr

Taufe Maximilians (1459); Holzſchnitt von Hans Burgkmair im „Weißkunig“.

erſter „Gatte“ ſtarb aber bald und der zweite ließ ſich nie bei ihr ſehen, da ihn die Heirat reute, und ſo war ſie, obſchon zweimal rechtlich vermählt, noch Jungfrau und blieb es ihr Leben lang. Auch abgeſehen von dieſem Mißbrauch heiratete man im Mittelalter und noch in ſpäterer Zeit in viel früherem Alter als jetzt, und auch weit häufiger. Junge, noch kaum erwachſene Eheleute waren weniger ſelten als Hageſtolze und alte Jungfern; ja die Junggeſellen wurden an manchen Orten von Ämtern und verſchiedenen Vergünſtigungen ausgeſchloſſen.

Nicht weniger Aufwand als bei den Hochzeiten wurde bei den *Taufen* gemacht, die ſtets ſo ſchnell als möglich auf die Geburt des Kindes folgten, damit es nicht der Seligkeit

Digitized by Google

verluſtig werde. Die Sucht der Behörden, alles zu maßregeln, was nach Luxus ausſah, allerdings bei der Exzentrizität jener Zeit nicht ohne Grund, zeigte ſich auch hierin. Es wurde z. B. damals in Nürnberg verboten, „die Kinder in einem ſeidenen oder einem mit Seide, Gold, Silber oder Perlen geſchmückten Tuche zur Taufe zu tragen“; dort und anderswo wurde beſtimmt, wie viele Perſonen und welche den kleinen Weltbürger zur Kirche begleiten durften. Ebenſo fand man ſich bemüßigt, die Zahl der Taufpaten und ihre Geſchenke zu beſchränken. Meiſt war nur einer geſtattet und ſein Geſchenk durfte in Nürnberg 32 Pfennige, in Baſel zwei Schillinge nicht überſchreiten. In Frankfurt am Main waren als Patengeſchenke ſeidene oder ſamtene Beutelchen mit einem Gulden oder mehr darin und rotkorallene Roſenkränze, auch Ringe beliebt. Daß es auch an Taufmählern und an Beſchränkungen derſelben von oben herab nicht fehlte, verſteht ſich nach obigem wohl von ſelbſt. Auch der erſte Kirchgang der Wöchnerin gab Anlaß zu Feſtlichkeiten.

Der Zuſammenhang der Taufe mit dem Namen des Getauften möge eine Abſchweifung auf das Gebiet der Perſonennamen rechtfertigen. Wie die Völker des Altertums

Wagen mit Trompetern und Horniſten: Gruppe aus Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

„Auf demſelben Wägenle ſollen ſeyn fünf Schalmeyer, Buſauner vnnd krumphoerner. — Vnnd der Regiſchl ſolle Maiſter ſein, vnnd ſein Reim, ſo das knäbl fueren wird, ſolle auf die maynung gemacht werden; — Wie Er zu frewdt dem kaiſer vnnd nach ſeiner vnnderricht ſolichs Innſonderheit auf das luſtigiſt geſtimpt hab.

Poſaunen vnd Scholmayen gut — krumphorner auch zu gueten mut
geſtimbt vnd zuſamb Reguliert — hab Ich damit auch vil hofiert,
wie Kayſerliche Mayeſtat — daſſelbige mir angeben hat.
Sy alle vnnd das knabl ſollen die lobkrennzle aufhaben.“

(mit Ausnahme der Römer), ſo hatten auch die Deutſchen und die übrigen europäiſchen Völker im Mittelalter noch lange Zeit keine anderen als Perſonen- oder was wir heute Vornamen nennen. Die Auswahl derſelben unterlag mannigfachem Wechſel des Geſchmackes. Die frühmittelalterlichen echt deutſchen Prachtnamen der Urkunden, wie Hildebrand, Ekkehard, Iſanbard, Walto, Fridubert, Bruning, Adalar, bei Frauen Ratperga, Teutrude, Trudlinde, Hildilenda, Liutfrida, Waldrada, Wulfhilde und andere verſchwanden, als die Macht der Kirche zunahm, vor den Heiligennamen hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Urſprungs. Beinahe nur altdeutſche Kaiſer- und Königsnamen wie Karl, Ludwig, Otto, Heinrich, Konrad und Friedrich blieben gebräuchlich; viel häufiger trifft man ſeitdem die Martin, die Franz, die Georg, die Jakob und namentlich die Johannes, die ſich aber doch die deutſchen Formen Hans, Henne und Jahn (oder John) gefallen laſſen mußten, und bei den Frauen die Eliſabethen, Margareten, Katharinen, Annen und Marien. Als der Humanismus aufkam,

wurden klaſſiſche Namen beliebt, wie Achilles, Hektor, Julius, Trajan u. ſ. w.; nach der Reformation fanden die bibliſchen Namen: Abraham, Moſes, David, Daniel und andere Anklang. Die heutigen Familiennamen waren urſprünglich nur Zunamen oder gar Spitznamen, die gleich ſolchen oft wechſelten, und man nannte daher auch ſeit dem Beſtehen derſelben die Leute lieber beim Taufnamen. Solche freiwillig angenommene Zunamen waren oft nicht nur komiſch, ſondern ſelbſt für die Träger anſtößig; wir finden z. B. in Frankfurt a. M. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert: Klas mit dem einen Auge, Hans in der Helle (Hölle), Peter Fünfzehnſchilling, Henne Halbverlorn, Wernher Sluff in die Heckin, Heinz Nebenſoff, Elſe mit der Naſe u. ſ. w. Namen wie Frauendienſt, Wendewürfel verraten die Liebhabereien der Beſitzer. Sehr beliebt waren imperativiſche Namen, die noch heute vorkommen, namentlich kriegeriſche wie Schlagintweit, Kliebenſchädel und andere. Manche, von

Reichs-Trompeter: Gruppe in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.
„Item darnach ſollen ein guet Anzahl trumeter vnd paugker reiten mit des Reichs vanen an Iren trumeten vnnd die ſobkrennzle aufhaben."

perſönlichen Eigenſchaften herkommende Namen blieben beſtehen, wie Lang, Kurz, Bart, manche aber wurden durch das Gewerbe oder den Namen des Wohnortes verdrängt. Ganz feſt ſcheinen die Familiennamen erſt im ſechszehnten Jahrhundert geworden zu ſein; die Juden erhielten ſolche erſt weit ſpäter.

Außer Hochzeiten und Taufen gab es noch vielerlei Anläſſe zu Vergnügungen und Feſten, bei denen es namentlich an Muſik und Tanz niemals fehlte. Die Sommertänze im Freien, die mehr ein Springen und Hüpfen waren, nannte man Reien; die im Winter in Stuben bezeichnete man als ſchleifende Tänze. Geigen, Harfen, Pfeifen, Trommeln und Tamburine ſpielten zu beiden auf, und man machte ſich nichts daraus, während des Gottesdienſtes mit Trommeln und Pfeifen an der Kirche vorbei zum Tanze zu ziehen, welchem im Sommer Ball-, im Winter Karten- und Würfelſpiel folgte, natürlich nicht ohne Eſſen und Trinken. Es ſei hier anläßlich bemerkt, daß es vielerlei Arten von Hörnern, Flöten, Pfeifen und Geigen gab, die Trompeten ſehr lang und meiſt mit Tüchern behängt

waren, die Kirchenmusik aber sich auf die Orgel beschränkte, in deren Ausbildung Deutsche, im vierzehnten Jahrhundert Nikolaus Faber und im fünfzehnten Bernhard das meiste Verdienst erwarben.

Auch das Kegelschieben, Brettspiele, Faschings-Mummenschanz, Puppenspiele und anderes waren äußerst beliebt. Unter den Mummereien waren in Nürnberg das „Schönbart- (Schembart-)Laufen" und das „Gesellenstechen" charakteristisch. Ersteres, eine Maskenbelustigung, betrieben die Metzger zur Erinnerung an ihre Loyalität bei dem Aufstande von 1349 (oben S. 241) und mit ihrer Erlaubnis auch andere Leute. Die Teilnehmer („Läufer") trugen jedes Jahr ein anderes, aber gemeinsames Kostüm und waren mit einer „Quaste" aus Eichenlaub bewaffnet, und das Vergnügen bestand aus Tanz und dem Herumfahren eines phantastisch aufgeputzten Wagens, der ein Schiff, eine Burg oder anderes vorstellte. Das Gesellenstechen war eine Nachahmung der Turniere.

Wagen mit Orgel: Gruppe aus Hans Burgkmairs Triumphzug Kaiser Maximilians I.

„Auf demselben Wägenle solle sein Rygal vnnd Schalmeyenpossetif vnnd darauf man schlagen solle, — Item der maister solle sein Maister pauls Organist, vnnd sein Reim auf die maynung gemacht werden: — Wie Er auf des Kaisers Angeben die Musica künstlichen gemert und erclert hab.

„Regal, darzue das Positiff — die Orgel auch mit manchen Griff" u. s. w.

Item das Knabel vnnd Sy alle sollen das lobkrennzle aufhaben."

Gegen die Glücksspiele eröffnete der Franziskaner Capistranus 1451, wie später in Florenz Savonarola, einen förmlichen Feldzug und vernichtete viele Tausende von Spielbrettern, Würfeln und Karten. Dessenungeachtet dauerten wahre Spielhöllen fort — bis auf den heutigen Tag. Nichts aber im Reiche der Festlichkeiten übertraf den Glanz der Wahlen, Einzüge und Krönungen deutscher Kaiser und Könige, besonders in Frankfurt, die um so prächtiger wurden, je tiefer das Reich in Wahrheit an Macht sank. Die Monarchen nahmen dabei keinen Anstand, von der Feststadt Anleihen zu erheben, die sie selten zurückzahlten, da Leerheit der Kasse zu ihren unheilbaren Übeln gehörte.

Auf keinem Gebiete des Kulturlebens aber wurde der polizeilichen Einmischung jener Zeit in das Privatleben mehr Anlaß geboten, auf keinem auch zeigte sich in Deutschland eine so grelle, den politischen Zuständen entsprechende Zerfahrenheit, wie auf dem der

Tracht. Wir erwähnten bereits (oben S. 262), daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Nachahmung der franzöſiſchen Kleidermode die frühere deutſche Tracht verdrängte, d. h. bei der Jugend, während das Alter noch beim Alten blieb. Dieſe Mode beſtand hauptſächlich in Verkürzung und Verengerung der Kleider, die man ſchlitzte und mit Knöpfen beſetzte, während man die Ränder der Röcke u. ſ. w. „zu kleinen Läppchen auszaddelte.“ Die Spitzen ſowohl der Kapuzen als der Schuhe wurden länger und länger, bis die „Schnabelſchuhe“ das Unglaubliche erreichten. Seit dieſer Zeit häuften ſich auch die Kleiderordnungen der Stadträte, verfuhren aber ſo kleinlich und nergelnd, daß ſie keinen Erfolg hatten und ſtets wieder erneuert werden mußten. Als ſie fruchtlos blieben, ſuchten fürſtliche und endlich Reichsverordnungen (1495—98) den Zweck zu erreichen, aber ihre Wirkung war keine beſſere. Später als die Männer nahmen die Frauen die Neuerungen an, und bei ihnen griff nun auch eine früher unerhörte Entblößung von Hals und Schultern

Wagen mit Muſikern: Gruppe in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

„Darauf ſolln ſein die ſueß Meleden, Nemlichen alſo: Am Erſten ain tämerlin — Ain quintern — Ain große lauten — Ain Rubeben — Ain Fydel — Ain klain Rauſchpfeiffen — Ain Harpfen — Ain große Rauſchpfeiffen. — Item des Maiſters namen vnd ſein Reim ſolln noch geſtimpt werden. —

„Ich hab die ſueßen Meloden — von Saitenſpill gar mancherley“ u. ſ. w.

Item des knäbel vnnd Sy alle ſollen das lobtrennzle aufhaben.“

immer mehr Platz. Damit ging die Entwickelung der Schleppe und des Schleiers, ſowie die Vermehrung des am Leibe getragenen Schmuckes und des Gebrauchs von Schönheitsmitteln, namentlich der Schminke, Hand in Hand. In Öſterreich wurde die Mode beſonders ausſchweifend, und namentlich von dort aus verbreitete ſich in ganz Deutſchland die lächerliche Mode, die Männerkleidung, Rock wie Hoſen, ſpäter auch Kopfbedeckung und Fußbekleidung, rechts und links von verſchiedener Weite und Farbe und verſchiedenem Stoffe zu tragen (die ſogenannte geteilte Tracht). Noch närriſcher war das Tragen von Schellen und Glöckchen an verſchiedenen Teilen der Kleidung, ja ſogar an den Schuhſpitzen, endlich noch eines beſonderen Schellengürtels, ſo daß an den Leuten alles klingelte. Dieſe Thorheiten gingen, allen Verordnungen zum Trotz, weit ins fünfzehnte Jahrhundert hinein. Als Kopfbedeckung nahm der Hut immer mehr überhand. Der Bart wurde noch immer vorzugsweiſe geſchoren, und das Haar ſchmückten beide Geſchlechter „mit Roſetten, Edel-

ſteinen, verzierten Goldreiſen, künſtlichen Kränzen, geſtickten Bändern, bunten Federn und Blumen. Im dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts gab der glänzende Hof Karls des Kühnen in der Mode den Ton an. Die Enge der Kleider, beſonders der „Beinlinge“ (Hoſen mit Strümpfen vereint) und die Entblößungen gingen bis zur Anſtößigkeit. Die Vornehmen und Stutzer legten den „Tappert“ (vorn geſchloſſenen Rock) ab, überließen ihn den unteren Ständen und nahmen ſtatt deſſen die kürzere und vorne offene „Schaube“ an, bald mit, bald ohne Ärmel.

Edelmann und Dame promenierend. Hinter dem Baumſtamm der Tod mit dem Stundenglas.
Kupferſtich von Albrecht Dürer.

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kamen, zuerſt bei den Männern und erſt ſpäter bei den Frauen, das Zaddelwerk und die Schellen aus der Mode, um 1490 auch die Schnabelſchuhe, an deren Stelle ihr Extrem, die vorne breiten „Bärenklauen“

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

**Ball einer (niederdeutſchen) fürſtlichen Hofgeſellſchaft im 15. Jh.**

Der Künſtler hat die neuteſtamentliche Erzählung von der Herodias darſtellen wollen. Im Hintergrunde links, durch ein Fenſter des Saales, dem Tiſche ihres Vaters, des Königs, nieder. Auf einer erhöhten Tribüne in der Mitte des Saales iſt die Muſik poſtiert, nach deren fürſtliche Tö

ahrhundert. Faſſimile des Kupferſtiches von Israel von Meckenem; † 1503.

s ſichtbar, iſt ſoeben das Haupt Johannes des Täufers unter dem Schwerte des Henkers gefallen, rechts ſetzt die Herodias die Schüſſel auf Klängen eine zahlreiche vornehme Geſellſchaft in reichen niederdeutſchen Koſtümen des 15. Jahrhunderts tanzend, ſich paarweiſe gegen die ſel bewegt.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ball am Hofe zu München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500. Facſimile des Kupferſtiches von Matthäus Zaſinger.

An einem Tiſche in einer Niſche des Saales ſitzt auf mit Polſtern belegten Bänken der Herzog mit einer Dame beim Kartenſpiel, ein Edelmann ſteht unweit von ihm. Herren und Damen vom Hofe promenieren im Saal oder ſitzen auf den die Wand entlang laufenden Bänken. Auf beiden Seiten des Saales befinden ſich Tribünen, welche von Muſikern beſetzt ſind. Im Vordergrunde links hat ein Aufſeher Mühe, die andrängende ſchauluſtige Menge von der Thüre zurückzuhalten. Weiter zurück tritt eben ein Page, mit einer großen Schale, die von einer Serviette bedeckt iſt, in den Saal. Durch die Fenſter ſieht man in die Straßen von München.

traten; aber die geteilte Kleidung erhielt ſich auch im ſechzehnten und die Entblößungen nahmen ſogar zu. Dagegen wurde das Haar der Damen verdeckt und die Handſchuhe kamen in zunehmenden Gebrauch.

Von den Vornehmen und Reichen unterſchieden ſich die Gelehrten durch Verſchmähung jeder Mode, indem ſie fortfuhren, ihren langen Rock ohne alle Verzierung und eine einfache Mütze zu tragen. Richter und Ärzte trugen rote, andere Gelehrte violette oder ſchwarze Talare. Den Handwerkern machte ihre Arbeit und vielfach auch ihre Armut die Befolgung der Mode unmöglich. Die Geiſtlichen hinwieder mußten ſich den für die abendländiſche Chriſtenheit gemeinſamen Anordnungen des Papſtes unterwerfen. Der Amtsornat war dem heutigen des katholiſchen Klerus bereits ſehr ähnlich; die Meßgewänder und namentlich der biſchöfliche Schmuck waren oft ſehr prächtig. Im Privatleben kleidete die Prieſter der weitere Talar oder die engere Soutane; die Biſchöfe trugen ſich violett, die übrigen Geiſtlichen ſchwarz. Nur ſelten wohl ſah man in Deutſchland das rote Kleid des Kardinals, niemals das weiße des Papſtes. Seit dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts trugen die Geiſtlichen kurze ſchwarze Krempenhüte. Die Mönche hüllten ſich in die ihren Orden kennzeichnende Kutte. Oft genug aber und bis zur Reformation hatten die Behörden Anlaß, den Geiſtlichen das Tragen weltlicher und bunter Kleider, ſowie von Waffen zu verbieten.

Fürſtliches Feſtmahl im 15. Jahrh. Holzſchnitt von Michael Wohlgemuth (1434—1519) im „Schatzbehalter“.

Der Fürſt ſpeiſt allein an einem Tiſch; hinter dieſem zwei lange Tafeln mit zahlreichen vornehmen Gäſten. Becher, Kannen und große Platten mit Speiſen zieren die Tafeln und den Kredenztiſch im Hintergrunde. Gabeln ſind auf denſelben nicht ſichtbar, nur Meſſer und kurzſtielige Löffel, auch dieſe nur vereinzelt, ſo daß man glauben möchte, jeder Gaſt habe ſie ſelbſt mit zu Tiſche gebracht. Die Teller ſind hölzerne Scheiben. Der König ſpeiſt von kleinen viereckigen Platten; ein Truchſeß ſchneidet eine Scheibe Fleiſch oder Kuchen, ein anderer trägt drei übereinandergeſetzte, von einem Tuche zuſammengehaltene Schüſſeln herbei. Dabei ſpielt Tafelmuſik. Im Vordergrunde ein Kübel mit Kannen. (Nach Eſſenwein.)

Wie die Kleidung, ſo waren auch die *Geräte* ein Gegenſtand der Mode und des Aufwandes. Je höher ſich Handel und Induſtrie entwickelten, um ſo mannigfacher mußten ſich auch die Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes geſtalten, in welchem Deutſchland im vierzehnten Jahrhundert freilich mit Italien und Frankreich noch nicht wetteifern konnte, aber im fünfzehnten ſich wacker nacharbeitete. Auf dieſem Gebiete ſtanden natürlich die *Goldſchmiede* voran, deren Beruf beſonders in Ulm, Augsburg, Nürnberg, Wien und Prag blühte. Die Elfenbeinſchnitzerei und die künſtleriſche Holzarbeit dienten früher beſonders kirchlichen, ſpäter aber auch zunehmend

Digitized by Google

weltlichen Bedürfniſſen, und erſtere blieb in Deutſchland länger im Gebrauche, als im Weſten und Süden Europas. Den Holzarbeiten zum Hausgebrauche kamen die um 1320 in Augsburg erfundenen Sägemühlen zu ſtatten. Die Schnitzerei der Möbel verdrängte im fünfzehnten Jahrhundert die Bemalung derſelben, während ihre Vergoldung gebräuchlich blieb, ohne ſich jedoch dauernd zu erhalten. Wie weit im letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts jene Schnitzerei gediehen war, zeigen die damals gefertigten kunſtvollen

Werkſtätte eines Goldſchmiedes.
Rechts der Schmelzofen, deſſen Feuer ein Knecht mit dem Blaſebalg anfacht. (Anfang des 16. Jahrh.)

Kirchenchorſtühle in Stuttgart und Ulm. Im Schmieden und Gießen von Eiſen und Kupfer waren die deutſchen Arbeiter geradezu die geſchätzteſten in Europa; ebenſo bedeutend war der Zinnguß in Augsburg und Nürnberg zur Herſtellung von Speiſe-, Trink- und Küchengeſchirren. In den Kinderſchuhen bewegte ſich noch die Bronzebildnerei. Die Töpferarbeit errang im fünfzehnten Jahrhundert ihre erſten deutſchen Erfolge in Köln und zu Delft in Holland. In der Teppichwirkerei, Stickerei und Lederarbeit war Flandern der Mittelpunkt des gewerblichen Fortſchrittes. In dieſem damals deutſchen Lande blühten

Digitized by Google

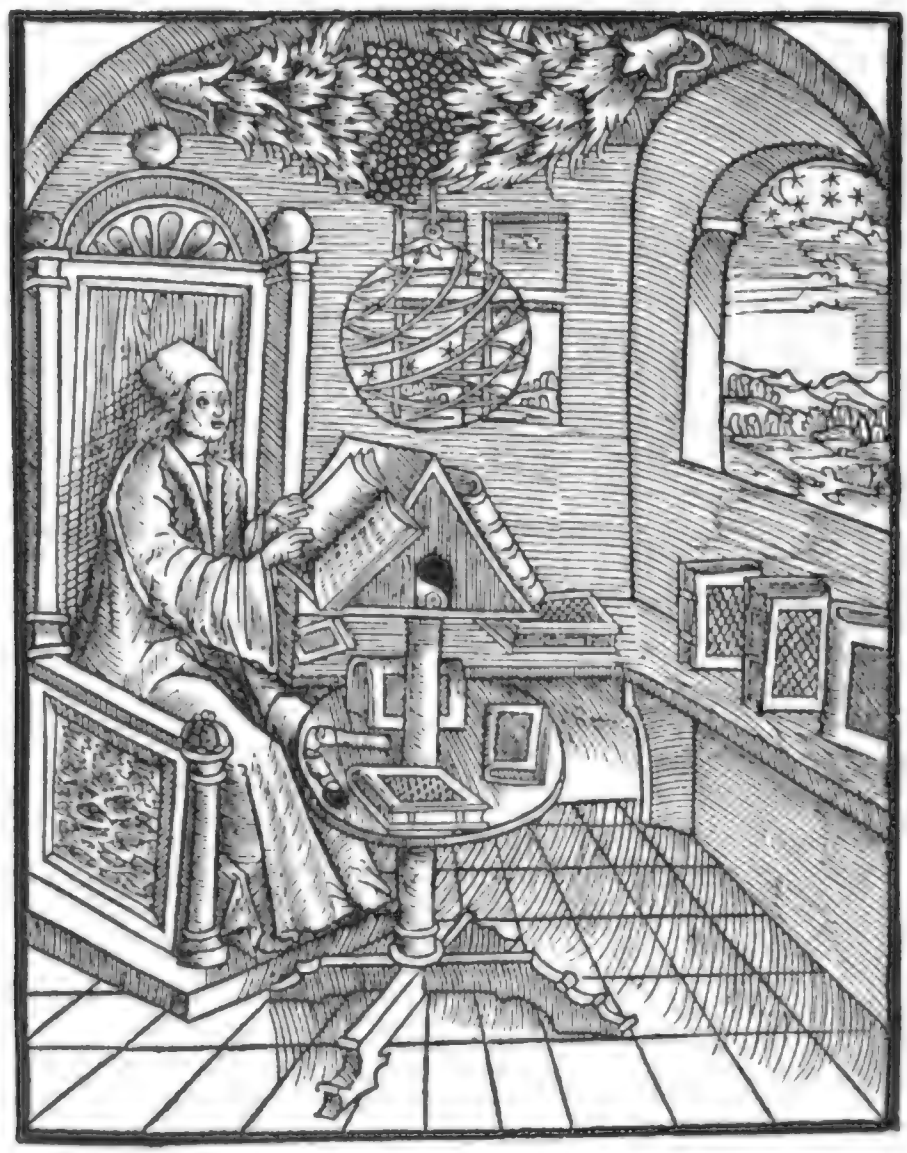
auch die meiſten übrigen Gewerbe; die Glasfabrikation ging dort voran, und in Brügge war es, wo 1467 der Goldſchmied Ludwig de Berquen die Kunſt erfand, den Diamant zu ſchneiden und zu ſchleifen. Im Jahre 1500 erfand Peter Hele in Nürnberg die Taſchenuhren. Die Wanduhren waren um etwa ein Jahrhundert älter, aber noch wenig im Gebrauche.

In welchem Grade ſich am Ende des Mittelalters Kunſtfertigkeit und Aufwand verbanden, zeigen die in der Geſtalt von Brunnen, Türmen, Schlöſſern und in Seeſtädten beſonders von Schiffen mit allen Einzelheiten außerordentlich genau und geſchmackvoll aufgebauten Tafelaufſätze, die aber oft ſolchen Umfang annahmen, daß man ſie, wohl auch auf Rädern, auf den Boden ſtellte oder aufhing und als Zimmer- oder Saalſchmuck verwendete, und in denen zur Überraſchung der Gäſte plötzlich aufſtiegende Vögel oder losbrennende Feuerwerke verborgen waren. In Brügge ließ 1467 Karl der Kühne an ſeinem Hochzeitmahle „dreißig ſilberne Schiffe, jedes von ſieben Fuß Länge, mit Maſten und vollſtändigem Takelwerk, je von vier kleineren Böten begleitet, umgeben von Felſen und Seetieren“ auftragen. „Die Schiffe enthielten zum Teil rieſige Braten und ſonſtige feſtere Speiſen, die Böte zumeiſt rohe oder eingemachte Früchte, allerlei Gewürze und Zuckergebäck.“ Ja man beſetzte die ſchiffsförmigen Gefäße zuweilen mit ſechs und mehr Türmen, mit Menſchen und Tieren in großer Zahl u. ſ. w. Selbſt die Salzfäſſer erhielten die Form von Schiffchen oder wurden ſonſt kunſtvoll aus Kriſtall oder allen möglichen Edelſteinen gefertigt und mit Perlen und Goldarbeit geſchmückt, und ihr Fuß erhielt mit Vorliebe die Geſtalt eines Menſchen oder Tieres; ebenſo mußten die Henkel von Trinkgeſchirren beſonders Drachen und Schlangen darſtellen. Für dieſe Geſchirre hatte, der Nationalleidenſchaft gemäß, kein Volk (ſagt Weiß) ſo viel Formen und Namen als das deutſche. Man nannte ſie: Scheirn, Humpen, Kelch, Becher, Krug, Kanne, Kopf, oder nach der Geſtalt: Eichel, Traube, Strauß, Pelikan, Schwan, Schiff, Reiter, Mönch, Nonne, Horn u. ſ. w., und der Stoff war Holz, Kriſtall, Glas, Gold, Silber, Elfenbein, Horn, Straußenei, Kokosnuß, Kürbis, Muſcheln, Perlmutter und alle möglichen Steinarten. Unter den Eßgeräten war ſeit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Gabel aufgekommen und es gab ſolche, wie auch Meſſer und Löffel von Kriſtall und Edelſteinen, mit Gold und Perlen beſetzt, die in mächtigen Futteralen von feinſtem Leder aufbewahrt wurden.

Kellermeiſter. Ein Blatt der vier „Zünfter“ aus einem höfiſchen Kartenſpiele des 15. Jahrh. (Wien). Der „Kellner“ bringt eine ſilberne Weinkanne und auf dem Rücken eine Feldflaſche herbei. Am Gürtel ein Bund Schlüſſel. In der Ecke oben das Reichswappen.

Nicht weniger koſtbar wurden die Zimmermöbel hergeſtellt, die Tiſche, Schenkgeſtelle (Buffets), Bänke, Stühle (beſonders die „Ehrenſeſſel“), die Truhen, die Schränke, die (ſechs Fuß breiten) Betten und die über ihnen ſchwebenden oder auf Säulchen ſtehenden Betthimmel. Seit Erfindung des Typendrucks kamen die Leſepulte in die Mode, die auch zum Schreiben dienten (ſ. S. 370), — alles verſchwenderiſch in Holz geſchnitzt.

Natürlich iſt hier nur von der Ausſtattung reicher Häuſer die Rede. Die einfachen Bürger, von den Bauern zu ſchweigen, mußten ſich künſtleriſcher Ausſchmückung ihrer Wohnräume gern oder ungern enthalten. Alle Stände aber wurden in gleichem Maße, ob nun ihr Hausweſen glänzte oder beſcheiden war, durch die welterſchütternden Ereigniſſe am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, die wir nun zu ſchildern haben, in Mitleidenſchaft gezogen.



Interieur um 1500: Stube eines Gelehrten,
der in ſchön geſchnitztem Stuhle am Leſepulte arbeitet. Auf der die Wand entlang laufenden Bank mehrere Bücher, von der Decke hängt ein Himmelsglobus herab.

Vielleicht hätte dieſer Kataſtrophe eine andere Entwickelung der Verhältniſſe des Reiches vorbeugen oder ſie wenigſtens in ſolche Bahnen leiten können, mit welchen ſich das deutſche Volk nach und nach befriedigen konnte. Leider aber war demſelben eine ſolche freudige, die Einheit ſowohl als die Freiheit befördernde Reichsgeſtaltung nicht beſchieden. Es hatte die ſchönſten, die berückendſten Hoffnungen an die von ſeinem allgemein verehrten Kaiſer

von Eberſtein, Graf von Löwenſtein, endlich Junker von Lupfen. — Die Wappenſcheiben im Fenſter der Rückwand enthalten von rechts nach links die Wappen von Hohenzollern, des Reiches, Schwaben, Teck. Die vier neben dem Armleuchter an der Decke hängenden Wappen von rechts nach links: Württemberg, Bayern, Mailand, Burggrafen von Nürnberg aus dem Hauſe Hohenzollern. (Nach v. Hartmann-Franzenshuld.)

Eine Sitzung, wahrſcheinlich die erſte, des Schwäbiſchen Kreiſes, Anfang des 16. Jahrh.
Gemälde in der k. k. Ambraſer Sammlung.

Der Ort der Sitzung iſt der Rathausſaal zu Ulm oder Eßlingen. Der ſchwäbiſche Kreis war der dritte der von Maximilian I. errichteten zehn Landfriedenskreiſe. Die Kreistage verhandelten über Landesangelegenheiten, Matrikel, Zoll, Münzweſen u. dgl Außer dem ſpeziellen gegenſtändlichen und hiſtoriſchen hat das Bild noch hervorragendes Intereſſe hinſichtlich des Koſtümes und der Heraldik, denn jede der beratenden 41 Perſonen iſt durch ihr beigemaltes Wappen illuſtriert, darüber Schriftzettel mit den Namen. Den Vorſitz der Verſammlung führt der Herzog von Württemberg (allerdings nicht gekennzeichnet); zu ſeiner Linken der Biſchof von Augsburg, zu ſeiner Rechten der Biſchof von Konſtanz. Neben letzterem der Herzog von Schiltach, deſſen Geſchlecht aber um die Zeit dieſes Bildes ſchon erloſchen war, der alſo nur aus irgend welchem Nebengrunde in das Bild mit aufgenommen worden ſein kann; dasſelbe gilt auch von dem neben dem Biſchof von Augsburg ſitzenden Herzog zu Teck. Zu beiden Seiten folgen nun die Vertreter des hohen Adels, darauf je ein „Junker“, dann die „Herren“. Neben dem Herzog von Schiltach der Graf zu Öttingen, und dann der Reihe folgend: Markgraf von Baden, Graf von Zollern, Graf von Kirchberg, Graf von Hohenlohe, Graf von Hohenberg, Graf zu Fürſtenberg, Junker Walter von Geroldsegg, Herr Hans von Zimmern, Herr Gebhart von Rechberg, Herr Stefan von Gundelfingen, Herr Heinrich von Rechberg. Hierauf zwei Wappen, ohne daß Perſonen dazu gemalt wären: Herr Hans von Bodmann und Herr Siegfried von Zulnhart. Dann Herr Georg von Wöllwarth, Herr Ulrich Speth, Herr Konrad von Stamheim, Herr Friedrich Sturmfeder (mit zwei Streitäxten im Wappen), Herr Hans von Freiberg, Kaſpar von Klingenberg, Ulrich von Stein, Friedrich von Sperberseck; Diepolt Speth, Hans Sturmfeder, Baſchio von Gültlingen, Wernher von Nothaft, Herr Albrecht von Rechberg, Herr Schweikhart von Gundelfingen, Herr Georg von Rechberg. An der entgegengeſetzten Seite neben dem Herzog zu Teck der Abt zu Elwangen, Graf Friedrich zu Helfenſtein, Graf von Nellenberg, Graf Rudolf von Sulz, Graf von Werdenberg, noch ein Graf Rudolf von Sulz, Graf

Digitized by Google

Max (ſ. oben S. 339) angebahnten Reformen geknüpft; aber ſie wurden bitter und grauſam getäuſcht. Der Kaiſer, leider ſein Volk nicht verſtehend, in deſſen reichem Gemüte nicht leſend, mehr Habsburger als Deutſcher, hatte 1501 dem Reichskammergerichte den „Reichshofrat“, der ſeinen Sitz in Wien, der „Kaiſerſtadt“ hatte, gleichſam zum Gegengewicht gegeben, ohne die Geſchäftskreiſe beider Behörden genau zu beſtimmen, ſo daß aus der zweiten derſelben ein Organ der Kabinetsjuſtiz wurde, deſſen Machtſtreit mit dem Kammergericht der Gerechtigkeit nicht zum Vorteil gereichte. Die beſchloſſene Reichsſteuer nahm nicht ihren Fortgang, und nur mit Mühe und Not war es möglich, von den „Ständen“ Geld und Mannſchaft zur Verteidigung gegen den türkiſchen Erbfeind zu erlangen. Die Fürſten und Herren wollten gar nichts zahlen und ſuchten alles den Städten aufzuladen, deren Bürger darob erbittert wurden und an Auswanderung dachten. Niemand kümmerte ſich mehr um den Reichstag. Ja die Fürſten ſuchten auf dem letzteren 1500 in Augsburg durch den Entwurf eines „Reichsregimentes“ den Kaiſer geradezu zu bevormunden. Auch der Verſuch einer einheitlichen Einteilung des Reiches (am nämlichen Reichstage) in ſechs Kreiſe (ſ. S. 371), aus denen 1512 zehn wurden, blieb eine Form und wurde vielmehr eine Stütze der Zerſplitterung, als ein Mittel zur Einheit. So konnte man mit Recht am Anfange der ſogenannten neueren Zeit das ehrwürdige Reich der Ottonen, Salier und Staufer als ein in übermächtige Fürſtentümer und ohnmächtige Städte und Herrſchaften zerfallenes anſehen.

Gruppe aus dem Troß in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

# Verzeichnis der Illustrationen.

## Im Text.


Seite

Waffen, Schmuck, Haus- und Feldgerätschaften der vormetallischen oder sogen. Steinzeit . . . . . 7
Bildwerke der Urzeit; gefunden in einer Höhle zu La Madelaine . . . . . 9
Rekonstruktion eines Pfahlbaudorfes . . . . . 10
Pfahlbau von Nieder-Wil bei Frauenfeld. Ansicht von oben 11
Pfahlbauansiedelung im Moosseedorfsee bei Bern . . 11
Altes Kultusgerät, bei Petkatel gefunden . . . . . 12
Drei keltische Goldmünzen: „Regenbogenschüsselchen" . 13
Relief von der Siegessäule Trajans: Ein unter den Römern gegen die Daken kämpfender Germane . . 14
Germanische Schleuderer aus einem Walde hervorstürmend. Relief von der Siegessäule Marc Aurels 15
Darstellung germanischer Hütten in den Reliefs der Siegessäule Marc Aurels . . . . . 16
Germanische Frauen. Gruppe aus den Reliefs der Siegessäule Marc Aurels . . . . . 17
Aufsätze von Königsstäben; aus Erz . . . . . 20
Siegelring König Childerichs I. . . . . 20
Germanische Ratsversammlung. Relief von der Siegessäule Marc Aurels . . . . . 21
Kampfszene von der Siegessäule Marc Aurels . . . 22
Darstellung eines römischen Angriffes auf eine germanische Befestigung. Relief an der Siegessäule Marc Aurels 23
Gesichtsurnen . . . . . 24
Runeninschrift auf einer spangenförmigen Gewandnadel 34
Relief an der Siegessäule Marc Aurels: die Markomannen den Sieger um Frieden bittend . . . . . 39
Silbermünze von Drusus dem Älteren . . . . . 41
Die germanische Leibwache Trajans. Relief an der Siegessäule Marc Aurels . . . . . 45
Darstellung eines Bündnisschlusses zwischen dem König der Markomannen und einem anderen germanischen Fürsten. Relief an der Siegessäule Marc Aurels . 46
Eine Gerichtsszene; aus den Reliefs der Siegessäule des Marc Aurel . . . . . 49
Ein von Rindern gezogener germanischer Wagen unter römischer Eskorte. Relief von der Siegessäule des Marc Aurel . . . . . 50
Silbermünze des Odovakar . . . . . 56
Münze von Gelimer . . . . . 58
Das Grabmal Theoderichs zu Ravenna . . . . . 59
Goldmünze vom Könige Hermenigild. Goldmünze vom Könige Leovigild. Drei Goldmünzen von westgotischen Königen in Spanien . . . . . 61
Merowingische Münztypen . . . . . 62
Alfreds Juwel . . . . . 65
Germanische Trachten . . . . . 66
Typen ostgotischer Münzen . . . . . 69
Münzen der Vandalenfürsten Genserich, Hilderich und Thrasamund . . . . . 78
Darstellung Gregors I. . . . . 83
Angelsächsisches Schmuckstück . . . . . 84
Seitenumrahmung in einem für Kaiser Lothar in der Abtei St. Martin in Tours geschriebenen Evangelienbuch . 85
Initialbuchstabe aus einer in der Mitte des 9. Jahrhunderts für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel . 86
Thron Dagoberts . . . . . 87
Beispiel der Vollziehung der ältesten königlichen Urkunden 88
Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel aus der Mitte des 9. Jahrhunderts . . . . 89
Initialbuchstabe in dem Wiener Evangeliar Karls d. Gr. 90
Kleine Bronzestatuette Karls des Großen . . . . . 91
Albrecht Dürers 1510 gemaltes Bildnis Karls des Großen im Krönungs-Ornate der deutschen Kaiser . . . . 93
Initialbuchstabe aus dem Sakramentarium des Drogo 94
Elfenbeinhorn (Olifant) Karls des Großen . . . . . 95
Grundriß des Münsters zu Aachen . . . . . 96
Durchschnitt des Münsters zu Aachen . . . . . 97

Seite

Aus einem Evangeliar des Godescalc . . . . . 98
Miniature: Mystische Quelle . . . . . 100
Der Karolingerbau zu Lorsch in seiner heutigen Gestalt 102
Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel . . . . . 103
Büste Karls des Großen . . . . . 104
Ein Relief von dem Karlsschrein . . . . . 105
Initialbuchstabe aus dem Sakramentarium des Drogo . 106
Giebelseite des Silberschreins mit den Gebeinen Karls d. Gr. 107
Vornehme Frauen und Geistliche im neunten Jahrhundert 109
Facsimile der Niederschrift der Straßburger Eidschwüre 110
Fränkischer Fürst. Miniature in einem Meßkanon . . 111
Karolingischer Initialbuchstabe . . . . . 113
Elfenbeinschnitzerei des Einbanddeckels vom Gebetbuche Karls des Kahlen . . . . . 114
Taufe der Juden . . . . . 115
Karolingischer Initialbuchstabe mit den Zeichen des Zodiakus . . . . . 116
Ein Stück des Gedichtes Muspilli . . . . . 119
Initialbuchstabe in dem „Goldenen Psalter" . . . . 122
Urkunde des Stiftsarchivs St. Gallen . . . . . 123
Älteste Ansicht des Klosters St. Gallen . . . . . 124
Irische Handschriften-Ornamentik . . . . . 126
Elfenbeintafel des Tutilo in St. Gallen . . . . . 127
Initial in dem Psalterium Notkers . . . . . 128
Der Hohentwiel . . . . . 129
Inneres der St. Michaelskirche zu Fulda . . . . . 131
Die Darstellungen der Theophano und eines der Ottonen auf dem Deckel des Echternacher Evangeliariums . . 133
Statue Kaiser Ottos I. am Dom zu Magdeburg . . . 136
Marmorthron Karls des Großen . . . . . 137
Der Dom zu Aachen . . . . . 139
Statuen Kaiser Ottos I. und seiner Gemahlin Editha . 140
Vom Grabmal der Kaiserin Editha . . . . . 141
Ringsiegel Kaiser Ottos I. . . . . 142
Siegel des Markgrafen Gero . . . . . 142
Vollzug des Gottesurteils an der Kaiserin Kunigunde . 143
Auszug der Krieger . . . . . 144
Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg; Grabstätte Heinrichs I. und seiner Gemahlin Mathilde . . . 146
Standbild Kaiser Heinrichs II. am Dom zu Bamberg . 152
Standbild der Kaiserin Kunigunde am Dom zu Bamberg 153
Das Kaiserhaus zu Goslar . . . . . 154
Widmungsbild der Handschrift „Henrici et Cunigundae vita" . . . . . 157
Volkstrachten gegen Ende des zehnten Jahrhunderts . 159
Davids Chorführer. Miniature . . . . . 162
Arbeitender Mönch am Schreibpult . . . . . 163
Ein fahrendes Fräulein . . . . . 164
Initial aus dem Wyschehrader Evangeliar . . . . . 165
Grabplatte Rudolfs von Schwaben . . . . . 169
Städtische Trachten des 12. Jahrhunderts. Prozession 171
Ein Kaufmann . . . . . 172
Trachten der Juden in Deutschland im 12. Jahrhundert 174
Die Cistercienser-Abtei Maulbronn . . . . . 175
Grundriß der Klosterkirche von Maulbronn . . . . 176
Drei Ritter als Wächter am Grabe Christi . . . . 177
Initialbuchstabe: Hippolyt von Pferden zerrissen . . 178
Reiterstatue König Konrads III. im Dom zu Bamberg 179
Initialbuchstabe in der Handschrift „Vita Sanctorum" 180
Fürstliche Festtafel des 13. Jahrhunderts mit Unterhaltung durch Spielleute, Tänzerinnen und Gaukler. 182
Rüstung und Bewaffnung im 12. Jahrhundert: Erstürmung des Thorturmes einer Burg . . . . . 184
Rüstung und Bewaffnung im 12. Jahrhundert: Ein Ritter nimmt dem andern den Helm ab . . . . . 185
Holzstandbild der heil. Elisabeth im Dom zu Magdeburg 186
Rittertracht um 1218—1220 . . . . . 187
Höfische Trachten im 12. Jahrhundert . . . . . 188

Seite

Schwertleite . . . . . 189
Standbild einer fürstlichen Witwe im Dom zu Naumburg 190
Spiegelgehäuse; Elfenbeinschnitzerei des 14. Jahrhunderts 192
Ein fürstliches Ruhebett. Aus dem Lustgarten der Äbtissin Herrad von Landsperg . . . . . 193
Schloß Wildenstein an der Donau . . . . . 194
Schloß Fleckenstein im Elsaß . . . . . 195
Plan der Wartburg im 11. Jahrhundert . . . . . 196
Saal in der Burg Eltz bei Münstermaifeld . . . . 197
Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg . . . . . 198
Höfische Trachten im 13. Jahrhundert . . . . . 199
Spielende Edelknaben . . . . . 199
Aus dem Lustgarten der Herrad von Landsperg . . . 200
Troßknecht mit Packpferd und Maultier . . . . . 201
Mädchentracht . . . . . 201
Bilder aus dem Ritterleben in der sogen. Manesse'schen Handschrift: Lieder der Minnesänger aus der Zeit der Hohenstaufen . . . . . 202—203
Turnier . . . . . 204
Fürstliche Tafelgesellschaft . . . . . 205
Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig . . . . . 206
Initialbuchstabe in dem um 1215 geschriebenen Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen . . . . 207
Alexander im Kampfe mit Drachen und anderen phantastischen Untieren . . . . . 208
Alexander im Kampfe mit sechshändigen menschenähnlichen Geschöpfen und Schweinen mit furchtbaren Zähnen . 209
Alexander im Kampfe mit phantastischen Geschöpfen von Menschengestalt mit Pferdeköpfen u. riesigen Reißzähnen 209
Fürstentracht der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Thüringisches Fürstenpaar; Statuen im hohen Chor des Doms zu Naumburg . . . . . 211
Aus der Eneidt des Heinrich von Veldecke . . . . . 213
Aus dem Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen 215
Aus der Manesse'schen Handschrift der Minnesinger . . 216
Der Sängerkrieg auf der Wartburg . . . . . 217
Darstellung aus der Geschichte vom Zauberer Theophilus 221
Dichter an ihren Pulten . . . . . 222
Aus dem Lustgarten der Herrad von Landsperg: die Tugendleiter . . . . . 223
Inneres von St. Michael zu Hildesheim . . . . . 225
Grundriß des Doms zu Speier . . . . . 226
Grundriß des Doms zu Worms . . . . . 227
Grundriß des Doms zu Trier . . . . . 227
Typographisches Zierstück; von Daniel Hopfer . . . . 229
Zierbuchstabe aus Johann Schöffers Offizin in Mainz, 1518 229
Grabmal des Erzbischofs Siegfried III. von Eppstein . 231
Die Kurfürsten bei der Königswahl Heinrichs VII. . . 232
Königswahl Heinrichs VII. . . . . 233
Krönung Heinrichs VII. . . . . 233
Ein Kampf Heinrichs VII. auf seinem Zuge nach Rom 235
Bürgerliche Tischgesellschaft; Mitte des 15. Jahrhunderts 236
Kirche zu Lubom in Schlesien . . . . . 237
Interieur des 15. Jahrhunderts: „Ehelicher Unfriede" 238
„Der betrügerische Waffenschmied" . . . . . 239
Ueberfall und Plünderung eines Dorfes . . . . . 243
Der im Bau begriffene Rumpf eines großen Seeschiffes vom Ende des 15. Jahrhunderts . . . . . 244
Seeschiff vom Ende des 15. Jahrhunderts, halb vor dem Winde segelnd . . . . . 245
Zug über die Alpen. Aus Heinrichs VII. Romfahrt . 247
Ritterliches Grabdenkmal eines Hohenlohe . . . . . 250
Ritterliches Grabmal aus dem 14. Jahrhundert (Marmor), in der Kirche zu Ebersberg: Otto von Pienzenau, † 1371 251
Tanzendes Bauernpaar. Kupferstich von Albrecht Dürer 252
Dudelsackpfeifer. Kupferstich von Albrecht Dürer . . 253
Zu Markte ziehende Bauern; um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Kupferstich von Martin Schongauer . . 254
Narren. Zwei Blätter aus einem höfischen Kartenspiel 255
Jugendspiele. Holzschnitt von Hans Burgkmair . . . 256
Armbrustschütz . . . . . 257
Hundeführender Jäger mit Schweinspieß und Jagdhorn 258
„Der Falkner" . . . . . 258
Bankett beim Erzbischof Balduin von Trier . . . . 259

Seite

Prüfung der Speisen im Kardinalskonklave beim Konzil zu Konstanz . . . . . 260
Herzog Albrecht III. von Österreich in der Ordenstracht der ritterlichen Gesellschaft der Zopfritter . . . . 261
Dame, die Laute spielend . . . . . 262
Reiter mit federumsteckter Hut und Armbrust . . . 262
Bauern-Typen um 1500. Kupferstich von Albrecht Dürer 263
Interieur aus dem 15. Jahrhundert: Hausmusik; Harfe und Laute. Kupferstich von Israel von Meckenen . 264
Interieur aus dem 15 Jahrhundert: Hausmusik auf einer kleinen Orgel. Kupferstich von Israel von Meckenen 265
Bauern, ihre Erzeugnisse feilbietend. Kupferstich von Albrecht Dürer . . . . . 266
Kriegsleute um die Wende des 15. Jahrhunderts. Kupferstich von Albrecht Dürer . . . . . 267
Armbrüste . . . . . 268
Landsknechtsharnisch . . . . . 269
Landsknechte mit „Zweihänder" und Dolch bewaffnet . 270
Landsknechte mit Büchsen . . . . . 271
Beschießung einer Feldburg im 15. Jahrhundert . . . 272
Die Nürnberger Feldschlange. Radierung von A. Dürer 273
Hinrichtung eines Hochverräters . . . . . 275
Eine Szene vor dem Richter im 15. Jahrhundert . . 276
Der „Roland" zu Bremen . . . . . 277
Die Gerichtssitzung. Holzschnitt von Hans Burgkmair . 278
Aus der ältesten Handschrift des „Sachsenspiegels" . . 279
Leyter Wille . . . . . 280
Bote, einen versiegelten Brief bringend . . . . . 281
Spazierritt. Zeichnung von Albrecht Dürer . . . . 282
Ein Bild von der Landstraße im 15. Jahrhundert . . 283
Boten um die Mitte des 15. Jahrhunderts . . . . . 283
Edeldame zu Pferd, begleitet von einem bewaffneten Knechte 284
Versuchung des heil. Antonius. Von Martin Schongauer 285
Ein sich geißelnder Büßer. Holzschnitt von Albrecht Dürer 286
Bau eines Klosters . . . . . 287
Rheinschiffe unter den Mauern von Köln . . . 288 289
Wandernder Kaufmann, seine Waren feilbietend . . . 290
Landschaftsbild aus einem Kupferstiche von A. Dürer . 291
Eine Gesellschaft im Garten; Schachspiel . . . . . 292
Marktplatz in einer süddeutschen Stadt; Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Brunnen in Urach . . . . 293
Der Tanz um den Ring. Kupferstich von J. v. Meckenen 293
Fahrendes Volk, seine Künste produzierend . . . . 297
Hofschneider . . . . . 299
Raubritter . . . . . 301
Holzschnitte in: Tractatus von den bösen weiben die man nennet die Hexen. Durch Doktor ulrichen molitor 302—303
Die Folter. Holzschnitt von Hans Burgkmair . . . . 304
Zierbuchstabe aus Johann Schöffers Offizin in Mainz 305
Hus auf dem Wege zum Scheiterhaufen . . . . . 308
Die Insignien der Hofpoeten . . . . . 310
Bildnis Kaiser Friedrichs III. auf einer Medaille . . 310
Zierbuchstabe mit Darstellung einer Schulstube . . . 312
Gelehrte an Lesepulten im Studium begriffen . . . 315
Ärzte am Lager eines Kranken . . . . . 317
Eine Apotheke. Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert . 318
Conrad Celtes, Kaiser Friedrich III. seine Werke überreichend. Holzschnitt von Albrecht Dürer . . . . 320
Erasmus von Rotterdam . . . . . 323
Gruppen aus Maximilians Jägerei; in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.:
Gemsjäger . . . . . 324
Bärenjäger . . . . . 325
Falknerei . . . . . 326
Schwarzwildjäger . . . . . 327
Darstellung aus einem kirchlichen Volksspiele vom Anfange des 16. Jahrh.: Verspottung Christi . . . . 329
Holzschnitt von Hans Burgkmair im „Weißkunig": Maximilian Unterricht empfangend . . . . . 330
— Maximilian die Schwarzkunst erlernend . . . . 331
Aus dem deutschen Bürgerleben des 15. Jahrhunderts . 333
Ablaßbrief vom Jahre 1378 zu gunsten des Georg-Hospitals zu Berlin . . . . . 335
Grundriß des Doms zu Köln . . . . . 336
Gruppe aus H. Burgkmairs Triumphzug Maximilians I. 337

| | Seite |
|---|---|
| Maximilians I. Turnierrüſtung | 338 |
| Gerichtsverhandlung | 339 |
| Kaiſer Maximilian I. Holzſchnitt von Albrecht Dürer | 341 |
| Deutſches Städtebild um 1500. Kupferſtich von A. Dürer | 342 |
| Ordenstracht der Deutſchherren | 344 |
| Der Remter in der Marienburg | 345 |
| Beſchießung und Erſtürmung einer Stadt von den Truppen Maximilians. Holzſchnitt von Albrecht Dürer | 346 |
| Holzſchnitt auf den Handwerker, der ſeine Profeſſion verläßt, um als Landsknecht in den Krieg zu ziehen; von Peter Flötner | 347 |
| Des Oberſten Feldprofoß | 348 |
| Recht der langen Spieße | 349 |
| Landsknecht mit ſeinem Weibe | 350 |
| Fähnrich der Landsknechte | 351 |
| Ein kaiſerlich deutſcher Herold | 352 |
| Landsknecht mit Schwert, Pfeifer, Trommler, Fahnenträger und Landsknecht mit Helmbarte | 353 |
| Drei Landsknechte | 353 |
| Aus einem Landsknechtslager | 354 |
| Deutſche Rüſtung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts | 355 |
| Typus der erſten vollſtändigen Plattenharniſche | 356 |
| Ein ſogenannter „Mailänder“ Harniſch | 357 |
| Bildnis von Kaiſer Maximilians I. Hofnarren Kunz von der Roſen | 358 |
| Törfliches Feſt. Kupferſtich von Daniel Hopfer | 360 |
| Taufe Maximilians (1459); Holzſchnitt von H. Burgkmair | 361 |
| Gruppen aus H. Burgkmairs Triumphzug Maximil. I.: | |
| Wagen mit Trompetern und Horniſten | 362 |
| Reichs-Trompeter | 363 |
| Wagen mit Orgel | 364 |
| Wagen mit Muſikern | 365 |
| Edelmann und Dame promenierend. Kupferſtich v. A. Dürer | 366 |
| Fürſtliches Feſtmahl im 15. Jahrhundert | 367 |
| Werkſtätte eines Goldſchmiedes | 368 |
| Kellermeiſter | 369 |
| Interieur um 1500; Stube eines Gelehrten | 370 |
| Eine Sitzung des Schwäbiſchen Kreiſes | 371 |
| Gruppe aus dem Troß in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I. | 372 |


## Tafeln und Beilagen.


| | Seite |
|---|---|
| Waffen, Zierat, Gefäße und Geräte aus dem Gräberfelde von Hallſtatt. Dazu Erläuterungsblatt | 12 |
| Verſchiedene altgermaniſche Beſtattungsarten | 24 |
| Waffen, Schmuck, Geräte und Werkzeuge a. germ. Gräbern der vorgeſchichtl. Zeit. Dazu Erläuterungsblatt | 38 |
| Zerſtörung eines germaniſchen Dorfes durch römiſche Truppen. Relief an der Siegesſäule Marc Aurels | 51 |
| Facſimile einer Seite aus Vulfilas' Bibelüberſetzung: Codex argenteus zu Upſala. Evangelium des Marcus VII. 3—7. Dazu Erläuterungsblatt | 54 |
| Facſimile aus der Handſchrift des Edictum Rotharis in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen | 72 |
| Facſimile einer Seite aus der Handſchrift der Lex salica in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen | 73 |
| Facſimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen; datiert von Worms 1. Juni 833, über die Errichtung einer Münzſtätte in Corvei zu gunſten des dortigen Kloſters. Dazu Erläuterungsblatt | 108 |
| Vivianus überreicht Karl dem Kahlen die Bibel. Widmungsbild in der Bibel Karls des Kahlen | 112 |
| Münzen deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters. Dazu Erläuterungsblatt | 113 |
| Der Bauriß für das Kloſter St. Gallen. Verkleinertes Facſimile des Originals in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. Dazu zwei Erläuterungsblätter | 124 |
| Die Erzreliefs am Portal d. Doms z. Gneſen. Darſtell. aus dem Leben des heil. Adalbert. Dazu Erläuterungsblatt | 135 |
| Widmungsbild i. d. Evangeliarium d. Kaiſers Otto III. | 136 |
| Facſimile aus Widukinds von Corvei „Sächſiſche Geſchichten“ (um 962). Dazu Erläuterungsblatt | 145 |
| Proben frühmittelalterl. Schriften; a. Handſchriften der Stiftsbibl. zu St. Gallen. Dazu Erläuterungsblatt | 150 |
| Grabmal Kaiſer Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin Kunigunde; im Dom zu Bamberg | 155 |
| Siegel deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters. Dazu Erläuterungsblatt | 161 |
| Die Wartburg | 172 |
| Vorhalle (Paradies) der Kloſterkirche in Maulbronn | 176 |
| Facſimile der Ketzerordnung Kaiſer Friedrichs II. Dazu Erläuterungsblatt | 185 |
| Unterwerfung der Frieſen unter den Biſchof von Münſter. Wandgemälde im Dome zu Münſter | 186 |
| Facſimile der älteſten deutſchen Königsurkunde; Konrad IV. beſtätigt den Vergleich der Stadt Kaufbeuern mit Folcmar von Kemenathen. Dazu Erläuterungsblatt | 187 |
| Burg Eltz bei Münſtermaifeld | 192 |
| Feſt- und Waffenſaal der Wartburg | 196 |
| Facſimile einer Seite aus dem Nibelungenliede. Dazu Erläuterungsblatt | 212 |
| Facſimile einer Seite aus Wolframs von Eſchenbach Parzival. Dazu Erläuterungsblatt | 218 |
| Dom zu Worms | 225 |
| Dom zu Limburg | 226 |
| St. Michael. Miniatur; Ende des XIII. Jahrh. | 228 |
| Krönungsornat der deutſchen Kaiſer. Dazu Erläuterungsblatt | 234 |
| Facſimile der Verfaſſungs-Urkunde der Innungen zu Köln vom Jahre 1396. Dazu Tranſkription und Erläuterungsblatt | 241 |
| Typen mittelalterlicher Befeſtigungswerke deutſcher Städte. Dazu Erläuterungsblatt | 242 |
| Anſicht von Nürnberg | 249 |
| Entwicklung der Tracht im Mittelalter. Gezeichnet von A. von Heyden. Dazu Erläuterungsblatt | 260 |
| Gewirkter Teppich. Deutſche Arbeit aus der Zeit von 1380—1400. Dazu Erläuterungsblatt | 265 |
| Entwicklung der Schutz- und Trutzwaffen im Mittelalter. Gezeichnet von A. von Heyden. Dazu Erläuterungsblatt | 269 |
| Typen der älteſten Artillerie. Dazu Erläuterungsblatt | 270 |
| Zeltlager und Kampf unter den Mauern einer Stadt. Facſimile des Kupferſtiches von Iſrael von Meckenen | 272 |
| Liturg. Geräte d. Mittelalters. Dazu Erläuterungsblatt | 286 |
| Stromleben am Rhein. Anſicht von Köln im Jahre 1511 | 289 |
| Turnier in München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500. Facſimile des Kupferſtiches von Matthäus Zaſinger | 294 |
| Facſimile eines Flugblattes: Kriegsaufruf vom Jahre 1509 | 309 |
| Facſimile einer Seite aus der von Peter Schoeffer in Mainz 1492 gedruckten „Chronecken der Sassen“. Dazu Erläuterungsblatt | 314 |
| Facſimile einer Seite aus einem um 1450—1470 gedruckten xylographiſchen Buche „Der Entkrist“ | 316 |
| Facſimile einer Seite aus der von Johann Gutenberg in Mainz um 1450—1455 gedruckten „Biblia Sacra Vulgata“ (ſogenannte 42zeilige Bibel) | 316 |
| Facſimile einer Seite aus der von Steffen Arnd in Lübeck 1494 gedruckten niederdeutſchen Bibel „De Biblie in Dudesck auergheſettet“ | 325 |
| Zum Turniere ziehende Ritter. Aus Hans Burgkmairs auf Kaiſer Maximilians Anordnung gefertigtem Turnierbuche. Zwei Tafeln | 339 |
| Typen der Maximilianiſchen Artillerie. Dazu Erläuterungsblatt | 348 |
| Ein Landsknechts-Kampf im Anfange des 16. Jahrhunderts. Holzſchnitt von Hans Schäufelin | 350 |
| Troßzug: Holzſchnitt nach Hans Sebald Beham. — Geſchütz mit vollſtändiger Beſpannung. Aus einem ein Nürnberger Stückſchießen darſtellenden Holzſchnitt | 352 |
| Feldlager im 16. Jahrh. Radierung von Joſt Amman | 354 |
| Ball einer (niederdeutſchen) fürſtl. Hofgeſellſchaft im 15. Jahrh. Kupferſtich von Iſrael von Meckenen | 359 |
| Ball am Hofe zu München, 1500. Kupferſtich von M. Zaſinger | 366 |

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Einleitung . . . . . 1

Erstes Buch.

**Die Zeit noch unausgebildeten Volksbewußtseins.**

Erster Abschnitt. Die ältesten Zustände der Deutschen . . . . . 14
Zweiter Abschnitt. Die große Völkerwanderung . . . . . 42
Dritter Abschnitt. Die Germanen Herren des Abendlandes . . . . . 57
Vierter Abschnitt. Die Kultur in den Reichen der Karolinger . . . . . 85
Fünfter Abschnitt. Die Anfänge der deutschen Geisteskultur . . . . . 116
Sechster Abschnitt. Die Glanzzeit des deutschen Kaisertums . . . . . 134
Siebenter Abschnitt. Die Kultur im Zeitalter des Kampfes zwischen Papst- und Kaisertum . 165
Achter Abschnitt. Das Zeitalter des Rittertums und des Minnedienstes . . . . . 178
Neunter Abschnitt. Die deutsche Litteratur- und Kunstblüte des Mittelalters . . . . . 207
Zehnter Abschnitt. Deutschlands Reich und Volk im späteren Mittelalter . . . . . 229
Elfter Abschnitt. Des Mittelalters Verfall . . . . . 267

Zweites Buch.

**Die Zeit des Kampfes um die deutsche Kultur.**

Erster Abschnitt. Die Vorboten der Reformation . . . . . 305
Zweiter Abschnitt. Der Zerfall des Reiches . . . . . 337

Verzeichnis der Illustrationen . . . . . 373


a 043

Digitized by Google